Tausend und eine Nacht

August Lewald, Gustav Weil

Digitized by Google

83 H48 1928

600036840R

931 d. 63

83 H 68 1928

600036840R

931 d. 63

83 H 68 1928

600036840R

931 d. 63

III. Band. Titelbild. vide Seite 668.

Tauſend und eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Zum erſten Male

aus dem Urtext

treu überſetzt

von

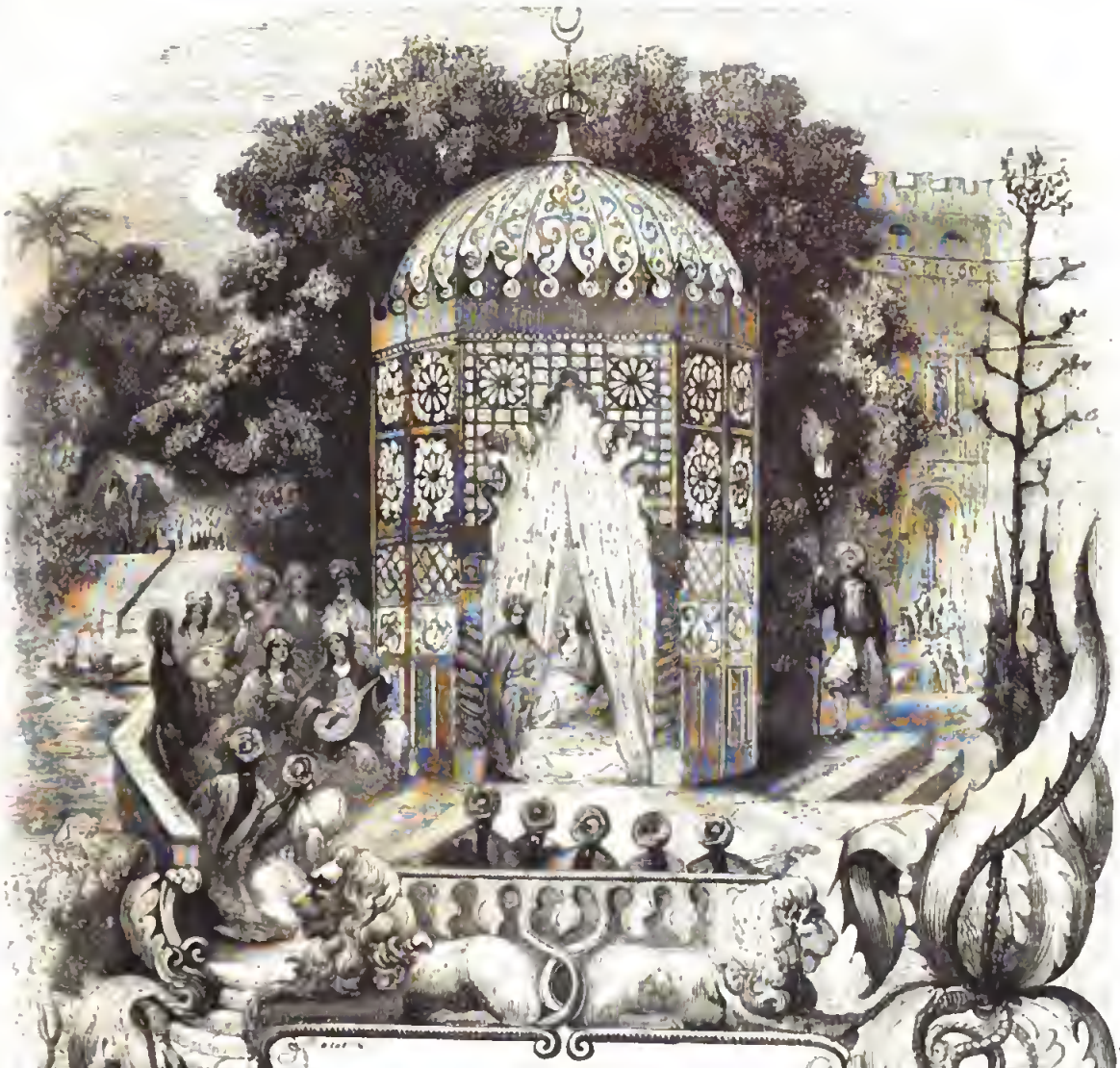
Dr. Guſtav Weil.

Mit 2000 Bildern und Vignetten in feinſtem Holzſtich.

Dritter Band.

Pforzheim.
Dennig, Finck & C°
1841.

BODLEIAN
16 APR 1930
LIBRARY



Fünfhundert und erſte Nacht.

Geſchichte

des Prinzen Beder von Perſien und der Prinzeſſin Gianhare von Samandal.

Das perſiſche Reich iſt ein ſo umfaſſender Theil der Erde, daß ſeine alten Könige mit Fug und Recht den hochtrabenden Titel König der Könige geführt haben. Soviel Provinzen es waren, ohne die zahlreichen eroberten Reiche zu rechnen, ſoviel waren es auch Könige, und dieſe entrichteten nicht nur einen bedeutenden Tribut, ſondern

waren dem Beherrscher von Persien eben so untergeben, wie ein Statthalter seinem Fürsten.

Einer dieser Beherrscher, der seine Regierung mit glänzenden Eroberungen begonnen hatte, herrschte lange Jahre so glücklich und so ungestört, daß er der zufriedenste aller Monarchen war. Nur in einem einzigen Punkte fühlte er sich unglücklich: er war nämlich schon sehr bejahrt, und von allen seinen Frauen hatte ihm keine einen Prinzen und Nachfolger geboren. Er hatte ihrer mehr als hundert, die sämmtlich in prächtigen abgesonderten Gemächern sich aufhielten, mit Sklavinnen zu ihrer Bedienung und Verschnittenen als Wache. Aber so sehr er sich's angelegen seyn ließ, sie zufrieden zu stellen und ihren Wünschen zuvor zu kommen, so erfüllte doch keine seine Hoffnung. Man führte ihm aus den entferntesten Ländern Frauen zu und er bezahlte sie nicht nur sehr hoch, wenn sie ihm gefielen, sondern überhäufte auch die Verkäufer mit Ehren und Geschenken, um dadurch andere herbeizulocken: denn er hoffte immer, eine von ihnen werde ihm doch endlich einen Sohn gebären. Er unterließ auch keine guten Werke, um den Himmel zu erbitten. Den Armen spendete er Almosen aus vollen Händen, den frommen Orden seiner Religion machte er ansehnliche Geschenke und gründete neue echt königliche Stiftungen zu ihren Gunsten, nur um durch ihre Gebete die Erfüllung des glühendsten Wunsches seiner Seele zu erlangen.

Eines Tags hielt er nach der täglichen Gewohnheit seiner königlichen Vorfahren, wenn sie in ihrer Hauptstadt weilten, eine Versammlung der angesehensten Herren seines Hofs, bei der sich sämmtliche Gesandten und Fremde von Rang einfanden; man unterhielt sich nicht von Staatsangelegenheiten, sondern über Wissenschaften, Geschichte, Literatur, Dichtkunst und andere Gegenstände, welche den Geist zu erfrischen und zu erquicken vermögen. An diesem Tage nun meldete ihm ein Verschnittener, es sey aus fernen Landen ein Kaufmann gekommen und bitte um die Erlaubniß, ihm eine Sklavin vorzustellen, die er für ihn mitgebracht habe. „Man lasse ihn eintreten," sagte der König, „nach der Versammlung will ich mit ihm sprechen." Der Kaufmann wurde herein und an einen Ort geführt, von wo aus er den König mit Muße sehen und hören konnte, wie er sich mit den Personen, die ihm zunächst standen, vertraulich unterhielt.

Der König pflegte es so mit allen Fremden zu halten, die mit ihm zu sprechen hatten: er that es absichtlich, damit sie sich an sein Angesicht gewöhnen, und indem sie ihn mit Andern freundlich und gütig sprechen sahen, Muth und Vertrauen fassen

sollten, die gleiche Sprache gegen ihn zu führen, ohne sich von dem Glanz und der Herrlichkeit, die ihn umgab, einschüchtern zu lassen; denn diese war allerdings im Stande, jeden nicht daran Gewöhnten verstummen zu machen. Ebenso benahm er sich selbst gegen die Gesandten. Er speiste mit ihnen und erkundigte sich über Tisch nach ihrem Befinden, ihrer Reise und den Merkwürdigkeiten ihrer Länder. Dadurch gewannen sie einige Beherztheit in seiner Nähe, und dann ertheilte er ihnen Audienz.

Als die Versammlung zu Ende war und Jedermann bis auf den Kaufmann sich entfernt hatte, warf sich dieser vor dem Throne des Königs nieder, küßte den Boden und wünschte ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche. Der König hieß ihn aufstehen und fragte: ob er ihm wirklich eine Sklavin gebracht habe und ob sie schön sey?

„Großer König!" antwortete der Kaufmann, „ich zweifle nicht, daß du sehr schöne Frauen hast, da man sie für dich an allen Enden und Ecken der Welt aufsucht, doch fürchte ich nicht, meine Waare zu überschätzen, wenn ich behaupte, daß du noch keine gesehen hast, die mit dieser einen Vergleich aushalten könnte, in Betracht ihrer Schönheit, ihres schlanken Wuchses, ihrer Holdseligkeit und all der Vollkommenheiten, womit sie ausgestattet ist." — „Wo ist sie?" fragte der König; „führe sie her." — „Herr!" versetzte der Kaufmann, „ich habe sie bei einem Offizier deiner Verschnittenen in Verwahrung gelassen. Befiehl, so wird sie erscheinen."

Man brachte die Sklavin und sobald der König sie erblickte, war er schon allein durch ihren schönen schlanken Wuchs bezaubert. Er trat sofort in ein kleines Gemach, wohin der Kaufmann mit einigen Verschnittenen ihm folgte. Die Sklavin trug einen goldgestreiften Schleier von rothem Atlas, der ihr Antlitz verhüllte. Der Kaufmann hob ihn auf und der König von Persien erblickte eine Frau, die an Schönheit alle seine gegenwärtigen und seine früheren Frauen übertraf; er verliebte sich von diesem Augenblick an sterblich in sie und fragte den Kaufmann, wie theuer er sie verkaufen wolle?

„Herr!" antwortete der Kaufmann, „ich habe sie um tausend Goldstücke gekauft und meine Reisekosten an deinen Hof betragen eben so viel; denn ich bin schon drei Jahre unterwegs. Ich werde mich aber wohl hüten, einem so großen König einen Preis für sie zu bestimmen: wenn sie dir gefällt, so bitte ich dich, sie als Geschenk von mir anzunehmen." — „Ich danke dir," erwiderte der König; „allein ich bin nicht gewohnt, mit Kaufleuten so zu verfahren, die so fern herkommen, in der Absicht, mir ein Vergnügen zu machen. Ich will dir zehntausend Goldstücke ausbezahlen lassen; bist du damit zufrieden?"

„Herr!“ antwortete der Kaufmann, „ich würde mich sehr glücklich geschätzt haben, wenn du die Gnade gehabt hättest, sie unentgeldlich von mir anzunehmen; allein ich kann es nicht wagen, eine so große Freigebigkeit auszuschlagen. Ich werde nicht ermangeln, dieselbe in meinem Vaterlande und überall, wohin ich komme, zu rühmen.“ Die Summe wurde ihm ausbezahlt, und ehe er sich entfernte, ließ ihn der König in seiner Gegenwart mit einem Gewand von Goldbrokat bekleiden.

Der schönen Sklavin räumte der König die prächtigste Wohnung nach der seinigen ein, und gab ihr mehrere alte Frauen und andere Sklavinnen zur Bedienung; diesen ertheilte er Befehl, sie in's Bad zu führen, mit dem prächtigsten Gewande, so sie finden könnten, zu bekleiden, und ihr die schönsten Halsbänder von Perlen, die feinsten Diamanten und sonst die kostbarsten Edelsteine zu bringen, damit sie selbst auswählen könnte, was ihr am besten zusagte.

Die geschäftigen Frauen, die keinen andern Gedanken hatten, als dem König zu gefallen, waren selbst hingerissen von Bewunderung für die Schönheit der Sklavin. Sie verstanden sich vollkommen darauf und sagten zu ihm: „Herr, wenn du Geduld haben willst, uns nur drei Tage zu gönnen, so verpflichten wir uns, sie dir noch weit reizender vorzuführen, so daß du sie kaum wieder erkennen wirst.“ Dem König kam

es sehr hart an, sich das Vergnügen ihres vollständigen Besitzes so lange versagen zu müssen; doch antwortete er: „Ich bin's zufrieden, aber ihr müßt mir auch Wort halten.“

Scheherfad bemerkte hier den Anbruch des Tages und erzählte in der folgenden Nacht weiter:

Fünfhundert

und

zweite Nacht.

Die Hauptstadt des Königs von Persien lag auf einer Insel, und sein überaus prachtvoller Palast war an das Meeresufer gebaut. Sowohl seine eigene Wohnung als die der schönen Sklavin, die zunächst der seinigen war, hatte Aussicht auf die See, und diese war um so angenehmer, als die Wogen fast den Fuß der Mauern bespülten.

Nach Verlauf von drei Tagen saß die schöne Sklavin prächtig geputzt und geschmückt allein in ihrem Gemache auf einem Sopha und sah gerade durch eines der Fenster, die auf das Meer hinausschauten, als der König, auf die Nachricht, daß er sie jetzt besuchen könne, hereintrat. Die Sklavin, die in ihrem Zimmer einen andern Tritt hörte, als den ihrer dienenden Frauen, wandte sogleich den Kopf, um zu sehen, wer es wäre. Sie erkannte den König, aber ohne die geringste Ueberraschung merken zu lassen, ohne sich nur zu erheben, um ihn mit Höflichkeit zu empfangen, drehte sie sich sogleich wieder wie vorher nach dem Fenster, gleich als ob er die gleichgültigste Person von der Welt wäre.

Der König von Persien war äußerst erstaunt zu sehen, daß eine so schöne und wohlgebildete Sklavin so wenig Lebensart haben solle. Er schrieb diesen Uebelstand der schlechten Erziehung zu, die sie erhalten, und der Nachlässigkeit, womit man es unterlassen habe, ihr die ersten Regeln des Anstandes beizubringen. Er trat zu ihr an's Fenster, wo sie sich ungeachtet der Kälte, womit sie ihn empfangen hatte, von ihm betrachten, bewundern, ja sogar liebkosen und umarmen ließ, so lang es ihn nur gelüstete.

Während dieſer Liebkoſungen und Umarmungen hielt der Monarch inne, um ſie anzuſchauen oder vielmehr mit den Augen zu verſchlingen. „Schönſte, reizendſte aller Frauen, Zauberin!“ rief er aus, „ſag' mir doch, woher du kommſt und wo und wer der glückliche Vater und die glückliche Mutter iſt, denen die Welt ein ſo vollendetes Meiſterwerk der Natur verdankt, wie du biſt. O wie liebe ich dich und wie werde ich dich lieben! Nie habe ich für eine Frau empfunden, was ich für dich empfinde, und doch habe ich ſchon viele Frauen geſehen und ſehe ihrer noch täglich eine große Anzahl: aber nie haben meine Augen ſo viele Reize geſchaut, die ſich vereinigen, um mir mein Herz zu rauben und mich ganz dir hinzugeben. Geliebteſte meiner Seele!“ fügte er hinzu, „du antworteſt mir nichts, du gibſt mir durch kein einziges Zeichen zu verſtehen, ob du all dieſe Beweiſe meiner überſchwänglichen Liebe auch nur anerkenneſt. Du wendeſt nicht einmal die Augen gegen mich, um den meinigen die Freude zu gönnen, ihnen zu begegnen, und dich zu überzeugen, daß man nicht zärtlicher lieben kann, als ich dich liebe. Wozu dieſes lange Stillſchweigen, das mich ſchaudern macht? wozu dieſer Ernſt, oder vielmehr dieſe Traurigkeit, die mich im Innerſten betrübt? Sehnſt du dich zurück nach deinem Vaterlande, nach deinen Verwandten, deinen Freunden? Sollte denn ein König von Perſien, der dich liebt, der dich anbetet, nicht im Stande ſeyn, dich zu tröſten und dir alles Andere auf der Welt zu erſetzen?“

So feurig auch der König von Perſien ſeine Liebe betheuerte, was er auch ſagen mochte, um die Sklavin zu bewegen, daß ſie den Mund öffnen und ſprechen ſollte, ſie blieb auffallend kalt, heftete fortwährend die Augen auf den Boden und ſchlug ſie nicht einmal auf, um ihn anzublicken, viel weniger ſprach ſie ein Wort.

Der König von Perſien, der über ſeinen neuen Kauf höchlich erfreut war, drang nicht weiter in ſie, in der Hoffnung, ſie durch gute Behandlung freundlicher zu ſtimmen. Er klatſchte in die Hände und ſogleich traten mehrere Frauen ein, denen er befahl, das Abendeſſen aufzutragen. Als dies geſchehen war, ſagte er zu der Sklavin: „Komm her, Geliebte meines Herzens, und ſetz' dich mit mir zu Tiſche.“ Sie ſtand von ihrem Sitze auf und ſetzte ſich gegenüber von dem König, welcher ihr vorlegte, ehe er ſelbſt zu eſſen anfing, und von jedem Gericht während der Mahlzeit ihr zuerſt gab. Die Sklavin aß mit ihm, aber fortwährend mit niedergeſchlagenen Augen und ohne ein einziges Wort zu erwidern, ſo oft er ſie auch fragte, ob die Speiſen nach ihrem Geſchmacke ſeyen?

Der König fragte hierauf, wie ſie heiße, ob ſie mit ihrer Kleidung und ihren Juwelen zufrieden ſey, wie ihr ihre Wohnung und die Ausſtattung derſelben gefalle, ob die Ausſicht auf das Meer ihr Vergnügen mache; aber auf alle dieſe Fragen beobachtete

ſie daſſelbe Stillſchweigen, ſo daß er nicht mehr wußte, was er davon halten ſollte. Er kam auf den Gedanken, ſie ſey vielleicht ſtumm. „Aber," ſagte er bei ſich ſelbſt, „läßt es ſich wohl annehmen, daß Gott ein ſo ſchönes, ſo reizendes und ſo vollkommenes Weſen mit einem ſo großen Fehler geſchaffen habe? Es wäre ewig Schade, aber dennoch könnte ich nicht anders, ich müßte ſie fortwährend lieben, wie ich ſie jetzt liebe."

Als der König vom Tiſch aufgeſtanden war, wuſch er ſich die Hände auf der einen Seite, während die Sklavin es auf der andern that. Er nahm dieſe Zeit wahr, um die Frauen, die ihm das Waſchbecken und Handtuch reichten, zu fragen, ob ſie mit ihnen geſprochen habe. Die Vorführerin erwiderte: „Herr, wir haben eben ſo wenig von ihr gehört, als du ſelbſt; wir haben ſie im Bade bedient, ſie in ihrem Zimmer gekämmt, friſirt und angekleidet, und niemals hat ſie den Mund geöffnet, uns zu ſagen: Gut, ich bin zufrieden. Wir fragten ſie: Gebricht es dir an etwas, Gebieterin? wünſcheſt du etwas? verlange nur, befiehl uns; — wir wiſſen nicht, iſt es Verachtung, Betrübniß, Dummheit, oder iſt ſie gar ſtumm: genug, wir haben ihr kein Wort zu entlocken vermocht; dies iſt Alles, großer König, was wir dir ſagen können."

Der König von Perſien erſtaunte noch weit mehr, als er ſeine Frauen ſo ſprechen hörte. Da er glaubte, die Sklavin habe vielleicht einen Grund zur Betrübniß, ſo wollte er einen Verſuch machen, ſie aufzuheitern, und ließ zu dem Ende alle Frauen ſeines Harems zuſammenrufen. Sie kamen, und diejenigen, die ſich auf's Saitenſpiel verſtanden, ſpielten, die andern ſangen oder tanzten oder thaten Beides zugleich: kurz,

ſie führten verſchiedene Spiele auf, die dem König wohlgefielen. Die Sklavin allein nahm keinen Antheil an dieſen Ergötzlichkeiten: ſie blieb auf ihrem Platze mit niedergeſchlagenen Augen und einer Gleichgültigkeit, worüber ſich die Frauen eben ſo verwunderten, wie der König. Endlich begaben ſie ſich auf ihre Zimmer und der König, der allein zurückblieb, ging mit der ſchönen Sklavin zu Bette.

Am andern Morgen ſtand der König von Perſien zufriedener auf, als er jemals bei irgend einer von allen ſeinen Frauen, ohne Unterſchied, geweſen war, und noch verliebter in die ſchöne Sklavin als Tags zuvor. Er gab dies auch deutlich zu erkennen: denn er beſchloß, ſich einzig und allein ihr zu widmen, und führte dieſen Entſchluß aus. Noch am ſelben Tage entließ er alle ſeine andern Frauen mit den reichen Kleidern, den Juwelen und Edelſteinen, die ſie zu ihrem Gebrauche hatten, und ſchenkte jeder eine anſehnliche Summe Geldes nebſt der Erlaubniß, nach Gefallen zu heirathen; nur einige ältere Frauen wurden zur Bedienung der ſchönen Sklavin zurückbehalten. Ein ganzes Jahr hindurch machte ſie ihm nicht die Freude, ein einziges Wort mit ihm zu ſprechen: gleichwohl hörte er nicht auf, ſich mit allen erdenklichen Gefälligkeiten um ſie zu bemühen und ihr die unzweideutigſten Beweiſe der heftigſten Leidenſchaft zu geben.

Das Jahr war verfloſſen, und eines Tags ſaß der König bei ſeiner Schönen und betheuerte ihr, daß ſeine Liebe nicht nur nicht abnehme, ſondern ſogar mit jedem Tage ſtärker werde. „Königin meines Herzens!“ ſagte er zu ihr, „ich kann zwar nicht errathen, was du davon denkſt, aber dennoch iſt es wahr, und ich ſchwöre es dir, daß ich mir nichts mehr wünſche, ſeit ich das Glück habe, dich zu beſitzen. Wenn ich dich ſehe und dir tauſendmal ſagen kann, daß ich dich liebe, ſo achte ich mein Königreich, ſo groß es iſt, für geringer als ein Sonnenſtäubchen. Ich verlange nicht, daß du meinen bloßen Worten glauben ſollſt, aber du kannſt nicht daran zweifeln, nachdem ich die große Anzahl Frauen, die ich in meinem Palaſte hatte, deiner Schönheit zum Opfer gebracht habe. Du erinnerſt dich gewiß noch, daß ich vor einem Jahre Alle entließ, und ich bereue es in dem Augenblick, da ich dies ſage, ſo wenig, als da ich ſie zum letzten Mal ſah; auch werde ich es niemals bereuen. Nichts würde zu meinem Glücke, zu meiner Zufriedenheit und zu meiner Freude fehlen, wenn du mir nur mit einem einzigen Worte ſagteſt, daß du mir einigen Dank dafür wiſſeſt. Aber wie kannſt du es ſagen, wenn du ſtumm biſt? Ach, ich fürchte nur zu ſehr, daß dies wahr iſt! Und warum ſoll ich es nicht fürchten, nachdem ich dich ein ganzes Jahr lang alle Tage tauſendmal gebeten habe, mit mir zu ſprechen, und du ein Stillſchweigen beobachteſt, das mich ſo tief betrübt? Wenn es unmöglich iſt, daß du mir dieſe Freude gewährſt,

ſo gebe der Himmel wenigſtens, daß du mir einen Sohn ſchenkeſt, der mein Nachfolger werde. Ich fühle mit jedem Tage mehr, daß ich alt bin, und jetzt ſchon bedürfte ich deſſelben, daß er mir die ſchwere Laſt meiner Krone tragen hälfe. Noch einmal komme ich auf meinen heißen Wunſch zurück, dich ſprechen zu hören: eine innere Stimme ſagt mir, daß du nicht ſtumm biſt. Ich beſchwöre dich, Theuerſte meines Herzens! brich endlich dieſes lange hartnäckige Stillſchweigen; nur ein einziges Wort von dir, ſo will ich gerne ſterben."

Bei dieſen Worten fing die ſchöne Sklavin, die den König nach ihrer Gewohnheit mit niedergeſchlagenen Augen angehört hatte, und von der er bereits glaubte, daß ſie nicht nur ſtumm ſey, ſondern auch in ihrem Leben noch nie gelacht habe, an zu lächeln; der König von Perſien that einen Freudenſchrei, als er dieſe überraſchende Bemerkung machte, und da er nicht zweifelte, daß ſie ſprechen wolle, ſo erwartete er dieſen Augenblick mit unbegreiflicher Spannung und Ungeduld.

Die ſchöne Sklavin brach endlich das lange Stillſchweigen und redete alſo: „Großer König! ich habe dir ſo viel zu ſagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Doch halte ich es für meine Pflicht, dir vor Allem für all die Gnade und Ehre zu danken, womit du mich überhäuft haſt, und den Himmel zu bitten, daß er dir Heil und Segen verleihe, daß er die böſen Anſchläge deiner Feinde vernichte und dich nicht ſterben laſſe, nachdem du mich ſprechen gehört haſt, ſondern dir ein langes Leben ſchenke.

Sodann, Herr, kann ich dir kein größeres Vergnügen machen, als durch die Ankündigung, daß ich schwanger bin: ich wünsche mit dir, daß ich es mit einem Sohne seyn möge. Aber, Herr!" fügte sie hinzu, „ohne meine Schwangerschaft (und ich bitte dich, König! meine Aufrichtigkeit nicht übel zu deuten) war ich entschlossen, dich niemals zu lieben und auf immer in meinem Stillschweigen zu beharren. Jetzt aber liebe ich dich, wie meine Pflicht erfordert."

Der König von Persien war außer sich vor Freude, die schöne Sklavin sprechen zu hören und eine so angenehme Nachricht aus ihrem Munde zu vernehmen. Er umarmte sie zärtlich und rief: „Licht meiner Augen! eine größere Freude hätte mir nicht werden können, als die, womit du mich jetzt erfüllst. Du hast mit mir gesprochen und mir deine Schwangerschaft angekündigt! Ich fühle mich überselig, denn ich hatte Beides nicht mehr erwartet."

Mehr vermochte der König von Persien in seinem Wonnerausch nicht zu sprechen. Er verließ die schöne Sklavin, aber auf eine Art, die seine baldige Rückkehr erwarten ließ; da er den Gegenstand seiner Freude allgemein bekannt machen wollte, so setzte er seine Beamten davon in Kenntniß und ließ seinen Großvezier rufen. Diesem gab er sogleich Befehl, als Danksagung gegen Gott hunderttausend Goldstücke an diejenigen Diener seiner Religion, die das Gelübde der Armuth gethan, an die milden Stiftungen und an die Armen zu vertheilen, und sein Wille wurde auf die Anordnung des Ministers vollzogen.

Nach Ertheilung dieses Befehls kam der König von Persien wieder zu der schönen Sklavin. „Theures Weib," sagte er zu ihr, „verzeih', daß ich dich so schnell verlassen habe, allein du hast selbst dazu Veranlassung gegeben; doch erlaube, daß ich ein andermal mehr davon sage; mich verlangt jetzo, weit wichtigere Dinge von dir zu vernehmen. Sag' mir doch, geliebte Seele, welche gewichtige Gründe dich bewegen konnten, während du ein ganzes Jahr lang täglich mich sahst, mich reden hörtest, mit mir aßest und mit mir schliefest, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nicht nur den Mund nicht zu öffnen, um mit mir zu sprechen, sondern auch mir nicht einmal zu verstehen zu geben, daß du meine Worte sehr gut begriffen habest. Es geht dies über den Bereich meiner Einsicht, und ich begreife nicht, wie du dir solche Gewalt anthun konntest; deine Gründe mußten wohl ganz außerordentlicher Natur seyn."

Um die Neugierde des Königs von Persien zu befriedigen, antwortete das schöne Mädchen also: „Herr, Sklavin zu seyn, entfernt vom Vaterlande, ohne Hoffnung jemals dahin zurückzukommen, das Herz zerwühlt vom Schmerze, mich auf immer von

meiner Mutter, meinem Bruder, meinen Verwandten und Bekannten getrennt zu sehen, sind das nicht Gründe genug, ein Stillschweigen zu beobachten, das dir so befremdlich vorkommt? Die Liebe zum Vaterlande ist nicht minder natürlich, als die Liebe zu den Eltern, und der Verlust der Freiheit ist für Jeden unerträglich, der nicht so ganz allen gesunden Verstand verloren hat, daß er ihren hohen Werth nicht erkennen sollte. Wohl kann der Leib dem Gebot eines Herrn unterworfen seyn, der Macht und Gewalt in den Händen hat, aber der Wille läßt sich nicht meistern, er bleibt immer sein eigener Herr. Du hast an meiner Person ein Beispiel davon gesehen. Wenig fehlte, so hätte ich es gemacht, wie so viele unglückliche Männer und Frauen, die aus Liebe zur Freiheit den traurigen Entschluß ausführen, sich selbst auf tausendfache Arten den Tod zu geben, kraft einer Freiheit, die ihnen nicht entrissen werden kann."

„Theures Weib," erwiderte der König von Persien, „ich bin überzeugt von dem, was du mir sagst; aber es hat mir bisher immer geschienen, eine schöne, wohlgebildete, verständige und geistvolle Frau wie du, meine Liebe, die ihr schlimmes Geschick einmal zur Sklavin bestimmt hat, sollte sich glücklich schätzen, einen König zum Herrn zu erhalten."

„Herr," antwortete die schöne Sklavin, „ich wiederhole, was ich eben gesagt habe: ein König kann den Willen nicht meistern, wenn man auch tausendmal Sklave ist. Da du aber von einer Sklavin sprichst, die im Stande ist, einem König zu gefallen und seine Liebe zu gewinnen, so will ich gern glauben, daß diese Sklavin auch in ihrem Unglück sich glücklich schätzen kann, wenn sie einem unverhältnißmäßig niedrigeren Stande angehört. Was ist dies aber auch für ein Glück! Sie kann nie aufhören, sich als Sklavin zu betrachten, die den Armen ihres Vaters und ihrer Mutter, ja vielleicht auch eines Geliebten, entrissen ist, den sie ihr Leben lang lieben wird. Wenn aber diese Sklavin dem König, der sie an sich gebracht, in keiner Beziehung nachsteht, dann, großer König, beurtheile selbst die Härte ihres Geschicks, ihr Elend, ihre Betrübniß, ihren Schmerz und wessen sie fähig ist!"

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht erzählte sie weiter:

Fünfhundert

und

dritte Nacht.

Der König von Persien verwunderte sich höchlich über diese Rede und rief: „Wie, meine Geliebteste, ist's möglich, was du mir zu verstehen gibst, daß du aus königlichem Blute stammst? Ich bitte dich, erkläre dich näher und spanne mich nicht länger auf die Folter. Sage mir, wer ist der glückliche Vater und die glückliche Mutter eines solchen Wunders der Schönheit, wer sind deine Brüder, deine Schwestern, deine Verwandten? Vor Allem aber nenne mir deinen Namen."

„Herr," sagte die schöne Sklavin, „mein Name ist Gülnare [1] vom Meer; mein Vater, der nicht mehr lebt, war einer der mächtigsten Könige des Meeres und hinterließ sein Königreich meinem Bruder, Namens Saleh, [2] der Königin meiner Mutter, und mir. Meine Mutter ist ebenfalls Prinzessin, die Tochter eines andern sehr mächtigen Meerkönigs. Wir lebten in unserm Reiche ruhig und in tiefem Frieden, als plötzlich ein auf unser Glück neidischer Feind mit gewaltigem Kriegsvolk unsere Staaten überfiel, bis zur Hauptstadt vordrang und sich ihrer bemächtigte, so daß wir kaum Zeit hatten, uns mit einigen treuen Offizieren, die uns nicht verließen, an einen unbezwinglichen und unzugänglichen Ort zu retten.

[1] Gülnare bedeutet im Persischen Rose oder Blüthe des Granatenbaums.

[2] Saleh bedeutet im Arabischen gut.

„In dieſem Zufluchtsort ſann mein Bruder unaufhörlich auf Mittel, den ungerechten Beſitzer unſerer Staaten wieder zu vertreiben, und während dieſer Zeit nahm er mich eines Tages bei Seite und ſagte zu mir: Liebe Schweſter, der Erfolg der geringſten Unternehmung iſt immer höchſt ungewiß; ich kann bei derjenigen, durch die ich uns die Rückkehr in unſere Staaten wieder zu verſchaffen hoffe, erliegen, aber mein eigenes Unglück würde mich dabei weniger bekümmert machen, als das, welches dich treffen könnte. Um dieſem nun zuvorzukommen und dich davor zu behüten, möchte ich dich gerne vorher vermählen. Aber bei dem ſchlimmen Stande unſerer Angelegenheiten ſehe ich keine Möglichkeit, dich mit irgend einem unſerer Meeresfürſten zu verbinden. Es wäre mir daher ſehr lieb, wenn du auf meinen Vorſchlag eingehen möchteſt, einen Fürſten des Landes zu heirathen. Ich bin bereit, Alles für dieſen Zweck aufzubieten, und bei deiner Schönheit bin ich feſt überzeugt, daß Jeder, wenn er auch noch ſo mächtig iſt, es für ein Glück halten würde, ſeine Krone mit dir theilen zu dürfen.

„Ueber dieſe Worte meines Bruders gerieth ich in großen Zorn: Bruder, ſagte ich zu ihm, ich ſtamme von Seiten meines Vaters und meiner Mutter ſo gut als du von Königen und Königinnen des Meeres ab, ohne eine Verbindung mit den Königen und Königinnen des Landes. Ich will ſo wenig als ſie eine Mißheirath ſchließen, und

habe dies in meinem Innern geſchworen, ſobald ich Verſtand genug hatte, den Adel und das Alter unſers Hauſes einzuſehen. Unſer gegenwärtiges Unglück wird mich nicht beſtimmen, meinen Entſchluß zu ändern, und wenn du bei der Ausführung deines Planes umkommen ſollteſt, ſo bin ich bereit, lieber mit dir zu ſterben, als einen Rath zu befolgen, den ich nicht von dir erwartet hätte.

„Mein Bruder, dem ſehr viel an dieſer Heirath gelegen war, die meinem Geſchmack gar nicht behagte, ſtellte mir vor, daß es Landkönige gebe, die den Königen des Meeres in Nichts nachſtehen. Ich wurde darüber ſo aufgebracht, daß ich mir harte Reden von ihm zuzog, die mich auf's empfindlichſte verletzten. Er verließ mich eben ſo unzufrieden mit mir, als ich mit ihm war. In meinem Aerger ſchwang ich mich aus der Tiefe des Meeres und begab mich nach der Mondinſel.

„Obſchon der verdrießliche Umſtand, der mich auf dieſe Inſel geführt hatte, mir immer noch im Innern wurmte, ſo lebte ich dort doch ziemlich zufrieden und hielt mich in abgelegenen Orten auf, wo ich ungeſtört war. Gleichwohl konnten meine Verſichtsmaßregeln nicht verhindern, daß ein Mann von einigem Rang mich mit ſeinen Leuten im Schlafe überfiel und in ſein Haus führte. Er bezeigte mir viele Liebe

und gab ſich alle Mühe, mich zur Erwiderung derſelben zu überreden. Als er ſah, daß er mit Güte nichts gewann, glaubte er mit Gewalt eher zu ſeinem Ziele zu gelangen,

allein er mußte mir seine Unverschämtheit so schwer berenen, daß er mich zu verkaufen beschloß und mich wirklich an den Kaufmann verhandelte, der mich zu dir gebracht hat. Es war dies ein verständiger, sanfter und freundlicher Mann, und auf der ganzen langen Reise, die ich mit ihm machte, kann ich sein Betragen gegen mich nur loben.

„Was nun dich betrifft, großer König," fuhr die Prinzessin Gülnare fort, „so verhehle ich dir nicht, daß ich nicht bei dir geblieben wäre, wenn du nicht all diese Aufmerksamkeiten für mich gehabt hättest, wofür ich dir dankbar bin, wenn du mir nicht so viele Beweise ganz unzweifelhafter und aufrichtiger Liebe gegeben und nicht sogleich alle deine Frauen fortgeschickt hättest. Ich hätte mich durch dieses Fenster hier, an welchem du mich zum ersten Male anredetest, in's Meer gestürzt und meinen Bruder, meine Mutter und meine Verwandten wieder aufgesucht. Ich wäre bei diesem Entschlusse geblieben und hätte ihn auch ausgeführt, wenn ich nach einiger Zeit die Hoffnung verloren hätte, schwanger zu werden. In meinem gegenwärtigen Zustande aber würde ich mich wohl hüten, es zu thun: denn was ich auch zu meiner Mutter und meinem Bruder sagen könnte, sie würden mir nie glauben wollen, daß ich die Sklavin eines so großen Königs, wie du, gewesen sey, und nimmermehr würden sie mir den Fehltritt verzeihen, den ich wissentlich gegen meine Ehre begangen hätte. Deßwegen, Herr, mag ich nun eines Prinzen oder einer Prinzessin genesen, so wird dies Kind ein Pfand seyn, das mich verpflichtet, mich nie wieder von dir zu trennen: ich hoffe aber auch, daß du mich nicht mehr als Sklavin, sondern als eine Prinzessin behandeln wirst, die der Verbindung mit dir nicht unwürdig ist."

So schloß die Prinzessin Gülnare ihre Erzählung, worin sie dem König von Persien sich zu erkennen gab. „Bezaubernde, anbetungswürdige Prinzessin!" rief jetzt der Monarch, „welche Wunder vernehme ich! Welch reicher Stoff für meine Neugierde, dich über so unerhörte Dinge zu befragen! Vor Allem aber muß ich dir für die Güte und die Geduld danken, womit du die Aufrichtigkeit und Beständigkeit meiner Liebe geprüft hast. Ich glaubte nicht inniger lieben zu können, als ich dich liebte; aber seit ich weiß, daß du eine so hohe Prinzessin bist, liebe ich dich noch tausendmal mehr. Was sage ich, Prinzessin! Meine Geliebteste, du bist es nicht mehr, du bist meine Königin und Königin von Persien, wie ich der König bin: dieser Name soll sogleich von einem Ende meines Reichs zum andern widertönen. Gleich morgen, Geliebte, soll er unter noch nie gesehenen Festlichkeiten in meiner Hauptstadt bekannt gemacht werden, woraus man ersehen soll, daß du die Königin und meine rechtmäßige Gemahlin bist.

Es wäre dies schon längst geschehen, wenn du mich früher aus meinem Irrthum gezogen hättest; denn vom ersten Augenblick an, wo ich dich sah, habe ich dieselbe Gesinnung gehegt, wie jetzt, nämlich, dich ewig und nur dich allein zu lieben.

„Indessen, bis ich meinen liebsten Wunsch ganz erfülle und dir zukommen lasse, was dir gebührt, bitte ich dich, Geliebteste, mich ausführlicher über diese mir unbekannten Staaten und Völker des Meeres zu unterrichten. Ich habe wohl von Meermenschen sprechen gehört, aber ich hielt die Geschichten, die man mir von ihnen erzählte, für Märchen und Fabeln. Gleichwohl sind sie nach dem, was du mir sagtest, so wahr als etwas von der Welt, und ein sicherer Beweis ist mir deine Person, da du selbst daher stammst und mich gewürdigt hast, meine Gemahlin zu seyn: ein Vorzug, dessen sich kein andrer Bewohner des Landes rühmen kann, als ich. Nur Eines macht mir Bedenken und ich bitte dich darüber um Aufklärung: ich kann nämlich nicht begreifen, wie ihr im Wasser leben, euch regen und bewegen könnet, ohne zu ertrinken. Es gibt zwar bei uns auch Leute, welche die Kunst verstehen, unter dem Wasser zu bleiben; allein sie würden sterben, wenn sie nicht nach Verlauf einer gewissen Zeit, je nach ihrer Geschicklichkeit und ihrer Kraft, wieder auftauchten."

„Herr," antwortete die Königin Gülnare, „mit großem Vergnügen befriedige ich deine Neugierde. Wir wandeln in der Tiefe des Meeres, wie ihr auf dem Lande, und athmen im Wasser, wie man in der Luft athmet. Es erstickt uns nicht, wie es euch erstickt, sondern trägt vielmehr zu unserm Leben bei. Sehr merkwürdig ist, daß es unsere Kleider nicht naß macht, und wenn wir an's Land kommen, haben wir nicht nöthig, sie zu trocknen. Unsere gewöhnliche Sprache ist dieselbe, in welcher die auf dem Siegelring des großen Propheten Salomo, des Sohnes Davids, eingegrabene Inschrift abgefaßt ist.

„Ich darf nicht vergessen, daß das Wasser uns auch nicht hindert, im Meere zu sehen; wir können darin die Augen offen behalten, ohne die mindeste Unbequemlichkeit zu verspüren. Da wir vortreffliche Augen haben, so können wir, ungeachtet der Tiefe des Meeres, darin so deutlich sehen, wie man auf dem Lande sieht. Ebenso bei Nacht: der Mond leuchtet uns, und die Planeten und Sterne sind uns nicht verborgen. Ich habe bereits von unsern Königreichen gesprochen: da das Meer weit geräumiger ist, als das Land, so hat es auch deren weit mehrere und größere. Sie sind in Provinzen abgetheilt und jede Provinz hat mehrere große und sehr bevölkerte Städte. Kurz, es gibt hier wie auf dem Lande eine unendliche Menge Völkerschaften, die an Sitten und Gewohnheiten von einander verschieden sind.

„Die Paläſte der Könige und Fürſten ſind prachtvoll und großartig: es gibt deren von verſchiedenartigem Marmor, von Bergkryſtall, wovon das Meer Ueberfluß hat, von Perlmutter, von Korallen und anderen noch koſtbareren Stoffen. Gold, Silber und alle Arten von Edelſteinen finden ſich hier in weit größerer Fülle, als auf dem Lande. Ich ſchweige von den Perlen; die größten, die man auf dem Lande kennt, beachtet man bei uns gar nicht; nur Mädchen und Weiber vom niedrigſten Stande ſchmücken ſich damit.

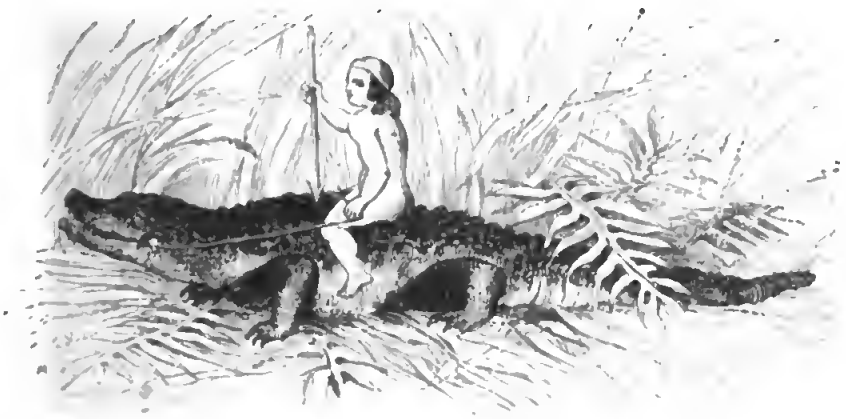
„Da wir in unſerm Reiche eine wunderbare, ja unglaubliche Geſchwindigkeit haben, kraft der wir uns in weniger als Nichts an jeden Ort, wohin wir wollen, verſetzen können, ſo bedürfen wir weder Wagen noch Reitzeug. Gleichwohl gibt es keinen König, der nicht ſeine Marſtälle und Stutereien von Meerpferden hätte; allein ſie bedienen ſich derſelben in der Regel nur zum Vergnügen bei Feſten und öffentlichen Luſtbarkeiten. Die einen, nachdem ſie die Thiere wohl abgerichtet haben, gefallen ſich darin, ſie zu reiten und ihre Geſchicklichkeit im Wettrennen zu zeigen. Andere ſpannen ſie an Wagen

von Perlmutter, die mit tauſenderlei Muſchelwerk von den mannigfaltigſten und lebhafteſten Farben geſchmückt ſind. Dieſe Wagen ſind offen und haben einen Thron, worauf die Könige ſitzen, wenn ſie ſich ihren Unterthanen zeigen. Sie ſind ſelbſt geſchickt,

ſie zu lenken, und bedürfen keines Kutſchers. Mit Stillſchweigen übergehe ich," ſetzte die Königin Gülnare hinzu, „eine unendliche Menge anderer ſehr merkwürdigen Eigenheiten der Meerländer, woran du dich gewiß ergötzen würdeſt; aber erlaube, großer König! daß ich dich ein andermal mit mehr Muße davon unterhalte, um jetzt von etwas Anderem zu ſprechen, das von größerer Wichtigkeit iſt. Ich muß dir nämlich ſagen, Herr, daß die Entbindung der Meerfrauen von der Entbindung der Landfrauen verſchieden iſt, und ich habe Grund, zu fürchten, die Hebammen dieſes Landes könnten mich nicht gut entbinden. Da dieſe Sache nun für dich eben ſo wichtig iſt, wie für mich, ſo halte ich es mit deiner Genehmigung für rathſam, zur Sicherung meiner Niederkunft die Königin, meine Mutter, ſammt meinen Muhmen kommen zu laſſen, zugleich aber auch den König, meinen Bruder, mit dem ich mich gerne wieder ausſöhnen möchte. Sie werden hoch erfreut ſeyn, mich wieder zu ſehen, ſobald ſie meine Geſchichte vernommen und gehört haben werden, daß ich die Gemahlin des mächtigen Perſer-Königs bin. Ich bitte dich, Herr, es mir zu erlauben; ſie werden ſich auch freuen, dir ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und ihre Geſellſchaft wird dir ganz gewiß Vergnügen machen."

„Geliebtes Weib!" erwiderte der König von Perſien, „du haſt nur zu gebieten: thu' was dir gefällt; ich werde mich bemühen, ſie mit allen gebührenden Ehren zu empfangen. Doch möchte ich wohl wiſſen, auf welche Weiſe du ihnen deinen Wunſch kund thun willſt, und wann ſie etwa kommen werden, damit ich Vorbereitungen zu ihrem Empfang treffen laſſe und ihnen ſelbſt entgegen gehe." — „Herr," verſetzte die Königin Gülnare, „es bedarf dieſer Umſtände nicht: ſie werden in einem Augenblicke hier ſeyn, und du ſollſt ſehen, auf welche Weiſe ſie ankommen: tritt nur in dieſes kleine Gemach und blicke durch das Gitterfenſter."

Scheherſad hielt hier inne und fuhr in der folgenden Nacht fort:



Fünfhundert und vierte Nacht.

Als der König von Persien in das Gemach getreten war, ließ sich die Königin Gülnare durch eine ihrer Frauen ein Rauchfaß mit Feuer bringen und hieß dann die Frau wieder hinaus gehen und die Thüre verschließen. Da sie nun allein war, nahm sie ein Stückchen Aloeholz aus einer Kapsel, legte es in das Rauchfaß, und sobald sie den Rauch aufsteigen sah, sprach sie einige für den König von Persien, der all ihr Thun mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, unverständliche Worte aus, und noch hatte sie nicht geendigt, als das Wasser des Meeres unruhig wurde. Das Gemach, worin sich der König befand, war so gelegen, daß er dies durch das Gitterfenster gewahrte, indem er nach dem Meere hinaus blickte.

Endlich that sich das Meer in einiger Entfernung auf, und alsbald stieg ein stattlicher, schöngewachsener junger Mann mit meergrünem Schnurrbart hervor. Eine schon bejahrte Frau von königlichem Ansehen tauchte etwas hinter ihm ebenfalls auf und mit ihr fünf Fräulein, die der Königin Gülnare an Schönheit nicht nachstanden.

Die Königin Gülnare trat sogleich an eines der Fenster und erkannte den König, ihren Bruder, die Königin, ihre Mutter, und ihre Muhmen, von denen allen

ſie ebenfalls erkannt wurde. Die Geſellſchaft ſchwebte auf der Oberfläche des Waſſers einher, ohne ſichtlich zu ſchreiten, und als ſie alle am Ufer waren, ſchwangen ſie ſich leicht eins nach dem andern zu dem Fenſter hinein, wo die Königin Gülnare erſchienen, aber wieder zurückgetreten war, um ihnen Platz zu machen. Der König Saleh, die Königin Mutter und die Muhmen umarmten ſie mit großer Zärtlichkeit und mit thränenden Augen, ſo wie ſie nach einander hereinkamen.

Als die Königin Gülnare ſie mit allen möglichen Ehren empfangen und auf dem Sopha hatte Platz nehmen laſſen, nahm die Königin Mutter das Wort: „Meine Tochter,“ ſagte ſie, „ich bin ſehr erfreut, dich nach ſo langer Abweſenheit wieder zu ſehen, und ich darf überzeugt ſeyn, daß dein Bruder und deine Muhmen ſich eben ſo herzlich darüber freuen, wie ich. Deine Entfernung, von der du Niemand ein Wort ſagteſt, hat uns in unbeſchreibliche Betrübniß verſetzt, und wir können dir nicht ſagen, wie viel Thränen wir darüber vergoſſen haben. Wir wiſſen nichts weiter von der Urſache, die dich zu einem ſo befremdlichen Schritte verleitet haben kann, als was uns dein Bruder von ſeiner Unterredung mit dir mitgetheilt hat. Der Rath, den er dir gab, hatte ihm in unſern damaligen Umſtänden vortheilhaft für deine Wohlfahrt geſchienen. Du brauchteſt darüber nicht ſo unwillig zu werden, wenn er dir nicht gefiel, und du wirſt mir erlauben, dir zu ſagen, daß du die Sache ganz anders genommen haſt, als du hätteſt ſollen. Aber ſchweigen wir von einer Sache, die den Schmerz und Verdruß nur erneuern würde, den du bei uns vergeſſen ſollſt, und erzähle uns jetzt, wie es dir

ſeit der langen Zeit unſerer Trennung ergangen iſt, und in welcher Lage du dich nunmehr befindeſt: vor Allem aber ſage uns, ob du glücklich biſt."

Die Königin Gülnare warf ſich ſogleich ihrer Mutter zu Füßen, und nachdem ſie wieder aufgeſtanden war und ihr die Hand geküßt hatte, antwortete ſie: „Ich geſtehe es, Mutter, daß ich einen großen Fehler begangen habe, und nur deiner Güte verdanke ich die Verzeihung, deren du mich würdigſt. Was ich euch jetzt euerm Wunſche gemäß zu erzählen habe, iſt ein Beweis, daß es ſehr oft vergeblich iſt, ſich gegen gewiſſe Dinge zu ſträuben. Ich habe an mir ſelbſt die Erfahrung gemacht, daß mich das Schickſal wider meinen Willen gerade dahin geführt hat, vor was ich die größte Abneigung hatte." Hierauf erzählte ſie, wie es ihr ergangen war, ſeitdem ſie ſich aus Trotz aus der Meerestiefe emporgeſchwungen und auf's Land begeben hatte. Sie ſchloß mit der Bemerkung, daß ſie an den König von Perſien verkauft worden ſey, bei dem ſie ſich nun befinde. „Liebe Schweſter," ſagte darauf der König, ihr Bruder, zu ihr, „es iſt ſehr unrecht von dir, daß du ſo viel Unwürdiges erduldet haſt, und du kannſt nur dich ſelbſt anklagen. Es ſtand in deiner Macht, dich zu befreien, und ich muß mich wundern über deine Geduld, womit du es ſo lange in der Sklaverei ausgehalten haſt. Erhebe dich aus dieſer Niedrigkeit und kehre mit uns in unſer Reich zurück, das ich dem ſtolzen Feinde, der ſich deſſelben bemächtigte, wieder abgenommen habe."

Als der König von Perſien im Nebengemach dieſe Worte hörte, ward er darüber äußerſt unruhig. „Ach!" ſprach er bei ſich ſelbſt, „ich bin verloren und mein Tod iſt gewiß, wenn meine Königin, wenn meine Gülnare auf dieſen unſeligen Rath hört. Ich kann nicht mehr ohne ſie leben, und man will ſie mir entreißen!"

Die Königin Gülnare ließ ihn nicht lange in dieſer Angſt. „Lieber Bruder!" erwiderte ſie lächelnd, „was ich da von dir höre, läßt mich deutlicher als jemals erkennen, wie aufrichtig deine Freundſchaft gegen mich iſt. Damals war mir dein Rath, einen Fürſten vom Lande zu heirathen, unerträglich; gegenwärtig aber fehlt wenig, daß ich nicht über deinen heutigen Rath zornig werde, meine Verbindung mit dem mächtigſten und berühmteſten aller Fürſten des Landes aufzugeben. Ich ſpreche nicht vom Verhältniſſe einer Sklavin zu ihrem Herrn: es wäre uns ein Leichtes, ihm die zehntauſend Goldſtücke zurückzugeben, die ich ihn gekoſtet habe. Nein, ich ſpreche von der Verpflichtung einer Frau gegen ihren Gemahl, und zwar einer Frau, die nicht die mindeſte Urſache hat, mit ihm unzufrieden zu ſeyn. Er iſt ein frommer, weiſer, gemäßigter Fürſt, und hat mir die unzweideutigſten Beweiſe ſeiner Liebe gegeben. Was

hätte ich mehr von ihm verlangen können, als daß er gleich in den ersten Tagen, da ich bei ihm war, seine vielen Frauen sammt und sonders verabschiedete, um sich einzig und allein mir zu widmen? Ich bin seine Gemahlin: er hat mich zur Königin von Persien erklärt und mir an seinem Rathe Theil gegeben. Ueberdies bin ich schwanger, und wenn ich das Glück habe, durch Gottes Gnade ihm einen Sohn zu schenken, so ist dies ein neues unzerreißbares Band, das mich auf ewig an ihn fesselt.

„Also, mein Bruder," fuhr die Königin Gülnare fort, „kann ich unmöglich deinen Rath befolgen; im Gegentheil siehst du, daß diese Rücksichten mich nicht nur bestimmen müssen, den König von Persien eben so zu lieben, wie er mich liebt, sondern auch mein ganzes Leben lang bei ihm zu bleiben, und zwar mehr aus Dankbarkeit, als aus Pflichtgefühl. Ich hoffe, daß weder meine Mutter, noch du und meine lieben Muhmen diesen Entschluß mißbilligen werden, und eben so wenig die Verbindung, die ich eingegangen, ohne sie gesucht zu haben, zumal da sie für die Fürsten des Meeres und des Landes gleich ehrenvoll ist. Entschuldigt, daß ich euch aus den Tiefen des Meeres hierher bemüht habe, um euch dieses mitzutheilen und das Glück zu genießen, euch nach so langer Trennung wieder zu sehen."

„Liebe Schwester," sagte hierauf der König Saleh, „ich habe dir den Vorschlag, mit uns zurückzukehren, auf die Erzählung deiner unglücklichen Schicksale hin gemacht, die ich nicht ohne Schmerz anhören konnte; er sollte dir nur beweisen, wie sehr wir alle dich lieben, wie hoch insbesondere ich dich ehre, und daß uns nichts wichtiger ist, als was zu deinem Glücke beitragen kann. Aus denselben Gründen kann ich für meine Person einen so vernünftigen und deiner so würdigen Entschluß nur gut heißen, nach dem, was du uns von der Person deines Gemahls, des Königs von Persien, und deinen großen Verpflichtungen gegen ihn erzählt hast. Was die Königin, deine und meine Mutter, betrifft, so bin ich überzeugt, daß sie derselben Ansicht ist."

Die Fürstin bestätigte wirklich die Voraussetzung ihres königlichen Sohnes. „Meine Tochter," sagte sie zur Königin Gülnare, „ich bin hoch erfreut, daß du mit deinem Schicksal zufrieden bist, und habe zu dem, was dein Bruder, der König, gesagt hat, nichts weiter hinzuzufügen. Ich wäre die Erste, die dich tadelte, wenn du einem Fürsten, der dich so leidenschaftlich liebt und so Großes für dich gethan hat, nicht alle ihm schuldige Dankbarkeit erzeigtest."

So schmerzlich dem König von Persien, der immer noch im Nebengemach harrte, die Befürchtung gewesen war, seine Gülnare zu verlieren, so groß war jetzt seine Freude, als er sie entschlossen sah, ihn nicht zu verlassen. Da er nach einer so

beſtimmten Erklärung nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln konnte, ſo liebte er ſie noch tauſendmal mehr und gelobte in ſeinem Innern, ihr auf jede nur mögliche Art ſeine Erkenntlichkeit dafür zu zeigen.

Während der König von Perſien mit unbeſchreiblichem Vergnügen ſich auf dieſe Art unterhielt, hatte die Königin Gülnare in die Hände geklatſcht und den alsbald eingetretenen Sklavinnen Befehl gegeben, einen Imbiß vorzuſetzen. Als aufgetragen war, lud ſie die Königin, ihre Mutter, den König, ihren Bruder, und ihre Mubmen ein, herbeizukommen und zu eſſen. Aber alle hatten denſelben Gedanken, daß ſie ſich

nämlich, ohne um die Erlaubniß gebeten zu haben, im Palaſte eines mächtigen Königs befanden, der ſie nie geſehen hatte und nicht kannte, und daß es eine große Unhöflichkeit wäre, ohne ihn an ſeinem Tiſche zu eſſen. Die Röthe ſtieg ihnen darüber in's Geſicht und ſie waren ſo aufgeregt, daß ihnen Flammen aus Naſe und Mund entfuhren, und ihre Augen funkelten.

Der König von Perſien gerieth in unſäglichen Schrecken über dieſes Schauſpiel, auf das er nicht gefaßt war, und deſſen Urſache er nicht wußte. Die Königin

Gülnare, die ſogleich das Wahre errieth und die Abſicht ihrer Verwandten begriff, ſtand von ihrem Sitze auf und ſagte ihnen, ſie werde ſogleich zurück kommen. Sie ging in das Gemach, wo ſie den König durch ihre Gegenwart beruhigte. „Herr!“ ſagte ſie zu ihm, „ich zweifle nicht, daß du mit dem Zeugniſſe, das ich ſo eben von meinen großen Verpflichtungen gegen dich abgelegt, wohl zufrieden biſt. Es ſtand vollkommen in meiner Macht, ihren Wunſch zu erfüllen und mit ihnen in unſere Staaten zurückzukehren; aber ich bin nicht fähig einer Undankbarkeit, für die ich mich ſelbſt zuerſt verdammen würde.“ — „Ach, meine Königin!“ rief der Monarch, „ſprich nicht von Verpflichtungen, die du gegen mich habeſt; davon kann nimmermehr die Rede ſeyn. Ich ſelbſt bin dir ſo ſehr verpflichtet, daß ich meinen Dank nie genugſam werde beweiſen können. Ich hatte nicht geglaubt, daß du mich ſo liebteſt, wie ich jetzt ſehe, und wie du mir ſo eben auf die glänzendſte Art bewieſen haſt.“ — „Wie? Herr!“ erwiderte die Königin Gülnare, „hätte ich weniger thun können, als ich gethan habe? Ich habe immer noch nicht genug gethan nach all den Ehren, die mir zu Theil geworden ſind, nach den vielen Wohlthaten, womit du mich überhäuft, und nach dieſen unendlichen Beweiſen von Liebe, für die ich unmöglich unempfindlich ſeyn kann.

„Aber, Herr!“ ſetzte die Königin Gülnare hinzu, „laſſen wir dies, damit du dich jetzt von der aufrichtigen Freundſchaft überzeugeſt, mit welcher die Königin, meine Mutter, und der König, mein Bruder, dich verehren. Sie brennen vor Verlangen, dich zu ſehen und es dir ſelbſt zu verſichern. Beinahe hätten ſie Streit mit mir angefangen, weil ich ihnen einen Imbiß vorſetzen wollte, ohne ihnen vorher dieſe Ehre verſchafft zu haben. Deßwegen, mein Herr und König! bitte ich dich, hereinzutreten und ſie mit deiner Gegenwart zu beehren.“

„Geliebte meines Herzens,“ antwortete der König von Perſien, „es würde mir ein großes Vergnügen machen, Leute, die dir ſo nahe angehören, zu begrüßen: aber die Flammen, die ich ihnen aus Naſe und Mund fahren ſah, machen mir Angſt.“ — „Herr,“ erwiderte die Königin lachend, „dieſe Flammen müſſen dich nicht im Geringſten beunruhigen: ſie bedeuten bloß, daß ſie durchaus nicht von deinem Eigenthum und in deinem Palaſte eſſen wollen, wenn du ſie nicht mit deiner Gegenwart beehrſt und mit ihnen iſſeſt.“

Da bemerkte Scheherſad den Tag und hörte auf zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr ſie fort:

Fünfhundert und fünfte Nacht.

Durch dieſe Worte beruhigt ſtand der König von Perſien von ſeinem Sitze auf und trat mit der Königin Gülnare in das Gemach. Die junge Königin ſtellte ihm die Königin ihre Mutter, den König ihren Bruder und ihre Muhmen vor, die ſich alsbald mit dem Angeſicht zur Erde warfen. Der König von Perſien ging ſchnell auf ſie zu, nöthigte ſie, aufzuſtehen, und umarmte Alle nacheinander. Nachdem ſich die ganze Geſellſchaft geſetzt hatte, nahm der König Saleh das Wort und ſprach zu dem König von Perſien alſo: „Herr, wir können dir nicht genug unſere Freude darüber bezeigen, daß die Königin Gülnare, meine Schweſter, in ihrem Mißgeſchick das Glück gehabt hat, den Schutz eines ſo mächtigen Monarchen zu finden. Wir können dir verſichern, daß ſie des hohen Ranges nicht unwürdig iſt, zu welchem du die Gnade hatteſt ſie zu erheben. Wir haben ſie immer ſo hochgeſchätzt und ſo zärtlich geliebt, daß wir uns nicht entſchließen konnten, ſie einem jener mächtigen Fürſten des Meeres zu geben, die ſchon vor der Zeit ihrer Mannbarkeit um ihre Hand freiten. Der Himmel hat ſie für dich

aufbewahrt, Herr, und wir können ihm nicht beſſer für die ihr erwieſene Gunſt danken, als wenn wir ihn bitten, daß er dir die Gnade gewähre, noch lange Jahre mit ihr im Schooße des Glücks zu leben."

„Es muß wohl ſo ſeyn," verſetzte der König von Perſien, „daß der Himmel ſie für mich aufbewahrt hat. Wahrhaftig, die glühende Leidenſchaft, womit ich ſie liebe, bringt mich zur Einſicht, daß ich noch nie etwas geliebt hatte, eh' ich ſie ſah. Ich kann der Königin, ihrer Mutter, dir, o König, und deinen Verwandten nicht genug Dank ſagen für die Großmuth, womit Ihr mir die ſo ehrenvolle Aufnahme in Eure Familie bewilligt." Nach dieſen Worten lud er ſie ein, ſich zu Tiſche zu ſetzen, und ſetzte ſich ebenfalls mit der Königin Gülnare zu ihnen. Nach dem Mahle unterhielt ſich der König von Perſien mit ihnen bis in die tiefe Nacht, und als es Zeit war, ſchlafen zu gehen, führte er ſie ſelbſt nach den Zimmern, die er für ſie in Bereitſchaft hatte ſetzen laſſen.

Der König von Perſien beehrte ſeine erlauchten Gäſte mit ununterbrochenen Feſten, bei denen er nichts vergaß, was ſeine Größe und Herrlichkeit in ein glänzendes Licht ſtellen konnte, und ſo brachte er ſie allmählig dahin, daß ſie ſich entſchloſſen, bis zur Niederkunft der Königin an ſeinem Hofe zu bleiben. Als dieſe ihre Stunde nahe ſah, gab er Befehl, für Alles zu ſorgen, deſſen ſie in ihren Umſtänden bedürfen konnte. Endlich kam ſie nieder, und brachte einen Sohn zur Welt, zur großen Freude der Königin, ihrer Mutter, welche ſie entband und das Kind ſogleich dem König brachte, ſobald ihm die erſten prächtigen Windeln angelegt waren.

Der König von Perſien empfing dieſes Geſchenk mit einer Freude, die ſich leichter denken als beſchreiben läßt. Da das Geſicht des kleinen Prinzen, ſeines Sohnes, voll war und ſtrahlend von Schönheit, ſo glaubte er ihm keinen paſſendern Namen geben zu können, als Beder.[1] Um dem Himmel zu danken, ließ er unter die Armen große Almoſen austheilen, ſchenkte allen Gefangenen, ſo wie ſämmtlichen Sklaven und Sklavinnen die Freiheit, und beſtimmte anſehnliche Summen für die Geiſtlichen und frommen Orden ſeiner Religion. Auch der Hof und das Volk wurde reichlich bedacht, und in der ganzen Stadt ließ er mehrtägige Freudenfeſte anſagen.

Eines Tages, als die Königin Gülnare von ihrem Wochenbett wieder aufgeſtanden war und der König von Perſien, die Königin Gülnare, die Königin, ihre Mutter, der König Saleh, ihr Bruder, und die Prinzeſſinnen, ihre Verwandten, ſich mit

[1] Im Arabiſchen Vollmond.

einander im Zimmer der Königin unterhielten, trat die Amme mit dem kleinen Prinzen Beder auf dem Arme herein. Der König Saleh ſtand ſogleich auf, lief auf den kleinen Prinzen zu, nahm ihn der Amme vom Arm und fing an, ihn mit großer Zärtlichkeit zu küſſen und zu herzen. Er ging mit ihm mehrere Male im Zimmer umher, indem er ihn ſpielend auf ſeinen Armen wiegte; auf einmal aber ſchwang er ſich in freudigem Entzücken zu einem offenen Fenſter hinaus und tauchte mit dem Prinzen in's Meer hinab.

Der König von Perſien, der ſich dieſes Schauſpiels nicht verſah, ſtieß ein entſetzliches Geſchrei aus, denn er glaubte, er werde den Prinzen, ſeinen theuern Sohn, nie oder doch nur todt wiederſehen. Wenig fehlte, ſo hätte er, übermannt von Betrübniß, Schmerz und Thränen, den Geiſt aufgegeben. „Herr," ſagte die Königin Gülnare zu ihm, mit einer Zuverſichtlichkeit in Miene und Ton, die ihn wieder beruhigen mußte, „du haſt nichts zu fürchten. Der kleine Prinz iſt ſo gut mein Sohn, wie der deinige, und ich liebe ihn nicht minder als du ihn liebſt; doch ſiehſt du, daß ich ſeinetwegen keineswegs unruhig bin, und es iſt auch wirklich keine Urſache dazu vorhanden. Wahrlich, er iſt durchaus nicht in Gefahr, und du wirſt bald den König, ſeinen Oheim, wieder erſcheinen und ihn geſund und unverſehrt wieder bringen ſehen.

Obſchon er aus deinem Blute entſproſſen iſt, ſo gehört er doch nicht minder mir an und hat dadurch den Vorzug geerbt, daß er, wie wir, ebenſogut im Waſſer, als auf dem Lande leben kann. Die Königin Mutter und die Prinzeſſinnen, ihre Muhmen, beſtätigten dies, allein ſie vermochten ihn doch nicht von ſeiner Furcht ganz zu heilen: es war ihm unmöglich, davon zurückzukommen, ſolange er den Prinzen Beder nicht vor ſeinen Augen ſah.

Endlich wurde das Meer unruhig, und bald ſah man den König Saleh mit dem kleinen Prinzen auf dem Arme emporſteigen, durch die Luft ſchweben und ſich zu demſelben Fenſter, durch welches er entſchwunden war, wieder hereinſchwingen. Der König von Perſien war außer ſich vor Freude, und verwunderte ſich höchlich, als er den Prinzen Beder ſo ruhig wieder ſah, wie vor ſeinem Verſchwinden. Der König Saleh fragte ihn: „Herr, haſt du große Angſt gehabt, als du mich mit dem Prinzen, meinem Neffen, in's Meer tauchen ſahſt?“ — „Ach, König,“ antwortete der Beherrſcher von Perſien, „ich kann es dir nicht ausdrücken: ich hielt ihn für verloren, und du haſt mir das Leben wieder geſchenkt, indem du ihn zurückbrachteſt.“ — „Herr,“ verſetzte der König Saleh, „ich habe es wohl gedacht; allein es war nicht das Geringſte zu fürchten. Ehe ich hinabtauchte, hatte ich die geheimnißvollen Worte, die auf dem Siegelring des großen Königs Salomo, des Sohnes Davids, eingegraben waren, über ihn ausgeſprochen. Wir thun dies bei allen Kindern, die bei uns in den Ländern auf dem Grunde des Meeres geboren werden, und kraft dieſer Worte erhalten ſie daſſelbe Vorrecht, das wir vor allen Bewohnern des Landes haben. Aus dem, was du eben geſehen haſt, kannſt du ermeſſen, welchen Vortheil der Prinz Beder durch ſeine Geburt von Seiten der Königin Gülnare, meiner Schweſter, empfangen hat. So lange er lebt, und ſo oft es ihm beliebt, ſteht es ihm frei, in's Meer hinabzutauchen und die unermeßlichen Reiche zu durchwandern, welche ſein Schooß verſchließt.“

Nach dieſen Worten öffnete der König Saleh, der den kleinen Beder bereits wieder ſeiner Amme übergeben, ein Käſtchen, das er während der kurzen Zeit ſeines Verſchwindens in ſeinem Palaſte geholt hatte. Es enthielt dreihundert Diamanten, ſo groß wie Taubeneier, ebenſoviele Rubinen von außerordentlicher Größe, die gleiche Anzahl Smaragde von der Länge eines halben Fußes und dreißig Schnüre oder Halsbänder von Perlen, jedes von zehn Stück. „Herr,“ ſprach er zu dem König von Perſien, indem er ihm dieſes Käſtchen als Geſchenk überreichte, „als wir von der Königin, meiner Schweſter, gerufen wurden, wußten wir nicht, in welcher Gegend der Erde ſie war, und daß ſie die Ehre hat, die Gemahlin eines ſo großen Monarchen zu

ſeyn; dies iſt der Grund, warum wir mit leeren Händen gekommen ſind. Da wir dir aber nun nicht genug danken können, ſo erſuchen wir dich, dieſes geringe Zeichen unſerer Erkenntlichkeit anzunehmen, das kaum in Betracht kommen kann, gegenüber von der außerordentlichen Güte, die du ihr erwieſen haſt, und an der wir nicht minder Theil nehmen, als ſie ſelbſt."

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie groß die Ueberraſchung des Königs von Perſien war, als er ſo viele Reichthümer in einem ſo engen Raum eingeſchloſſen ſah. „Wie,

mein Fürſt!" rief er, „dieſes Geſchenk von unſchätzbarem Werthe nennſt du ein geringes Zeichen deiner Erkenntlichkeit, während du mir doch gar nichts ſchuldig biſt? Ich erkläre euch noch einmal, daß ihr Alle keine Verpflichtungen gegen mich habet, weder die Königin, deine Mutter, noch du; ich ſchätze mich überglücklich über eure Einwilligung zu der Verbindung, die ich mit euch eingegangen habe. Geliebteſte," ſagte er hierauf zur Königin Gülnare, „der König, dein Bruder, beſchämt mich auf eine Art, daß ich mich kaum faſſen kann, und ich würde ihn um die Erlaubniß bitten, ſein Geſchenk abzulehnen, wenn ich nicht fürchtete, ihn dadurch zu beleidigen: deßwegen bitte du ihn, daß er mir erlaſſe, es anzunehmen."

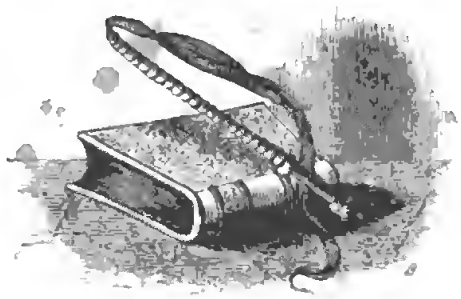
„Herr," entgegnete der König Saleh, „ich wundere mich nicht, daß du dieses Geschenk außerordentlich findest: ich weiß, daß man auf dem Lande nicht gewohnt ist, Edelsteine von dieser Güte und in so großer Menge beisammen zu sehen. Aber wenn du wüßtest, daß ich die Gruben kenne, aus denen man sie schöpft, und daß es in meiner Macht steht, einen weit reichern Schatz aus ihnen zu sammeln, als Alles, was die Schatzkammern der Landkönige enthalten, so würdest du erstaunen, daß wir die Kühnheit gehabt haben, dir ein so armseliges Geschenk zu machen. Wir bitten dich auch, es nicht nach seinem Werthe, sondern nach der aufrichtigen Freundschaft zu schätzen, mit der wir es dir bieten, und uns nicht durch eine abschlägige Antwort zu beleidigen." Auf solche Höflichkeiten konnte der König von Persien nicht umhin es anzunehmen, unter großen Danksagungen gegen den Geber, so wie gegen die Königin Mutter.

Einige Tage darauf erklärte der König Saleh dem König von Persien, daß die Königin, seine Mutter, die Prinzessinnen, seine Muhmen, und er selbst kein größeres Vergnügen kennen würden, als ihr ganzes Leben an seinem Hofe zuzubringen, daß sie aber in Betracht ihrer langen Abwesenheit aus ihrem Reiche, wo ihre Gegenwart nothwendig sey, ihn um die Erlaubniß bitten müssen, sich von ihm und der Königin Gülnare zu verabschieden. Der König von Persien antwortete ihnen, es thue ihm sehr leid, daß es nicht in seiner Macht stehe, ihnen dieselbe Höflichkeit zu erweisen und sie in ihrem Reiche zu besuchen; „da ich aber," setzte er hinzu, „überzeugt bin, daß ihr die Königin Gülnare nicht vergessen und sie von Zeit zu Zeit besuchen werdet, so hoffe ich, noch öfter die Ehre zu haben, euch zu sehen."

Beim Abschiede wurden von beiden Seiten viele Thränen vergossen. Der König Saleh schied zuerst; aber die Königin Mutter und die Prinzessinnen mußten sich, um ihm zu folgen, beinahe mit Gewalt aus den Umarmungen der Königin Gülnare losreißen, die sich nicht entschließen konnte, sie ziehen zu lassen. Als die königliche Gesellschaft entschwunden war, konnte sich der König von Persien nicht enthalten, zur Königin Gülnare zu sagen: „Geliebtes Weib, ich würde es als einen Versuch, meine Leichtgläubigkeit zu mißbrauchen, angesehen haben, wenn Jemand sich unterfangen hätte, mir alle die Wunderdinge als Wahrheit auszugeben, deren Zeuge ich seit dem Augenblick gewesen bin, da deine erlauchte Familie meinen Palast mit ihrer Gegenwart beehrte. Aber ich kann meine Augen nicht Lügen strafen; ich werde mein Leben lang daran denken, und nie aufhören, dem Himmel zu danken, daß er dich mir vor allen andern Fürsten zugedacht hat."

Der kleine Prinz Beder wurde im Palaſte geſäugt und aufgezogen unter den Augen des Königs und der Königin von Perſien, die ihn mit großem Vergnügen wachſen und an Schönheit zunehmen ſahen. Noch weit größere Freude machte er ihnen, als er älter wurde, durch ſeine unaufhörliche Munterkeit, ſeinen Anſtand in Allem, was er that, und die Kennzeichen ſeines richtigen und lebhaften Verſtandes in Allem, was er ſagte; und dieſe Freude war ihnen um ſo genußreicher, als der König Saleh, ſein Oheim, die Königin, ſeine Großmutter, und die Prinzeſſinnen, ſeine Muhmen, oft kamen, um daran Theil zu nehmen. Es koſtete keine Mühe, ihn leſen und ſchreiben zu lehren, und mit derſelben Leichtigkeit wurde er in all die Wiſſenſchaften eingeführt, die einem Prinzen von ſeinem Range ziemen.

Da bemerkte die Sultanin Scheherſad den Anbruch des Tages und ſchwieg. In der nächſten Nacht aber fuhr ſie in ihrer Erzählung alſo fort:



Fünfhundert und sechste Nacht.

Als der Prinz von Persien sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, übertraf er seine Lehrmeister bereits in allen Uebungen unendlich an Geschicklichkeit und Anmuth. Damit verband er eine bewundernswürdige Einsicht und Klugheit. Der König von Persien, der an ihm beinahe von seiner Geburt an diese einem Fürsten so nothwendigen Tugenden erkannte, der ihn fortwährend sich darin bestärken sah und zugleich die Schwäche seines Alters mit jedem Tage mehr fühlte, wollte ihn noch vor seinem Tode in den Besitz seines Reiches setzen. Er erhielt ohne Mühe die Einwilligung seines Staatsraths, und seine Völker vernahmen diesen Entschluß mit um so größerer Freude, als der Prinz Beder würdig war, sie zu beherrschen. In der That hatten sie, da er sich schon längere Zeit öffentlich zeigte, alle Muße gehabt, zu bemerken, daß er nicht das verächtliche, stolze und zurückstoßende Wesen hatte, das den meisten andern Prinzen eigen ist, die mit unausstehlichem Hochmuth und Verachtung auf Alles herabblicken, was unter ihnen steht.

Sie wußten im Gegentheil, daß er alle Leute mit einer Freundlichkeit anſah, welche einlud, ſich ihm zu nähern, daß er huldvoll Alle anhörte, die mit ihm zu ſprechen hatten, daß er ihnen mit einem ganz eigenthümlichen Wohlwollen antwortete, und Niemand etwas abſchlug, wenn ſeine Bitte nur halbwegs ſtatthaft war.

Der Tag der Feſtlichkeit wurde feſtgeſetzt, und an dieſem Tage ſtieg der König von Perſien, der ſich anfangs auf den Thron geſetzt hatte, in der Mitte ſeines zahlreicher als gewöhnlich verſammelten Reichsrathes, vom Throne herab, nahm die Krone von ſeinem Haupte und ſetzte ſie auf das Haupt des Prinzen Beder; ſodann führte er ihn ſelbſt auf ſeinen Platz und küßte ihm die Hand zum Zeichen, daß er ihm ſein ganzes Anſehen und ſeine ganze Gewalt übergebe; hierauf ſetzte er ſich unter ihm, im Range der Veziere und Emire.

Alsbald traten die Veziere, Emire und alle die erſten Beamten hervor, warfen ſich dem neuen König zu Füßen und leiſteten ihm den Eid der Treue, ein Jeder nach ſeinem Range. Nun trug der Großvezier mehrere wichtige Staatsſachen vor, über welche Beder mit einer Weisheit entſchied, worüber die ganze Verſammlung in Erſtaunen gerieth. Hierauf ſetzte er mehrere der Untreue überwieſene Statthalter ab und übertrug ihre Stellen Anderen, mit einer ſo richtigen und billigen Beurtheilung, daß er ſich den allgemeinen lauten Beifall erwarb, der um ſo ehrenvoller war, als die Schmeichelei keinen Theil daran hatte. Endlich verließ er den Staatsrath und begab ſich in Begleitung ſeines königlichen Vaters nach der Wohnung der Königin Gülnare. Dieſe erblickte ihn nicht ſobald mit der Krone auf dem Haupt, als ſie auf ihn zulief, ihn mit großer Zärtlichkeit umarmte und ihm lange Dauer ſeiner Regierung wünſchte.

Im erſten Jahre ſeiner Regierung verſah der König Beder alle ſeine Geſchäfte mit großer Emſigkeit. Vor allen Dingen unterrichtete er ſich ſorgfältig über den Stand der Staatsangelegenheiten und über Alles, was zum Glück ſeiner Unterthanen beitragen konnte. Im folgenden Jahre übertrug er mit Genehmigung des alten Königs, ſeines Vaters, die Verwaltung der Geſchäfte ſeinem Staatsrathe und verließ die Hauptſtadt unter dem Vorwand einer Jagdbeluſtigung: er that es aber nur, um alle Provinzen ſeines Reichs zu durchreiſen, Mißbräuche abzuſtellen, allenthalben Ordnung und Zucht einzuführen, und indem er ſich an den Grenzen zeigte, den übelwollenden benachbarten Fürſten die Luſt zu benehmen, etwas gegen die Sicherheit und Ruhe ſeiner Staaten zu beginnen.

Der junge König brauchte nicht weniger als ein ganzes Jahr, um dieſen ſeiner ſo würdigen Vorſatz auszuführen. Bald nach ſeiner Rückkehr wurde der König, ſein

Vater, so gefährlich krank, daß er sogleich selbst einsah, er werde nicht mehr genesen. Er sah dem letzten Augenblicke seines Lebens mit großer Ruhe entgegen, und seine einzige Sorge war, den Ministern und vornehmen Herren am Hofe seines Sohnes zu empfehlen, daß sie in der ihm geschworenen Treue beharren möchten; auch fand sich kein Einziger, der seinen Eid nicht eben so aufrichtig erneuert hätte, wie er ihn das erste Mal geschworen. Endlich starb er zur herzlichen Betrübniß des Königs Beder und der Königin Gülnare, die seinen Leichnam mit allem seiner Würde gebührenden Pomp in einem prächtigen Grabmale beisetzen ließen.

Nach Beendigung der Leichenfeier kam es den König Beder nicht hart an, die persische Sitte zu befolgen, nach welcher man einen ganzen Monat die Todten beweinen muß und während dieser Zeit Niemand sehen darf. Er hätte sein ganzes Leben lang seinen Vater beweint, wenn er nur auf seine tiefe Betrübniß geachtet hätte, und wenn es einem großen König erlaubt wäre, ganz darin zu versinken. In dieser Zwischenzeit kamen die Königin, Gülnare's Mutter, und der König Saleh mit den Prinzessinnen, ihren Muhmen, und nahmen großen Theil an ihrer Trauer, ehe sie ihnen Trost einsprachen.

Als der Monat um war, konnte der König nicht umhin, seinen Großvezier und alle Großen seines Hofes vorzulassen, die ihn baten, das Trauerkleid abzulegen, sich seinen Unterthanen zu zeigen und die Verwaltung der Staatsgeschäfte wie zuvor wieder zu übernehmen. Er bezeigte so wenig Lust, sie anzuhören, daß der Großvezier sich genöthigt sah, das Wort zu ergreifen und also zu ihm zu sprechen: „Herr, ich brauche dir nicht vorzustellen, daß es nur den Frauen zukommt, hartnäckig in ewiger Trauer zu verharren. Wir zweifeln nicht daran, daß du davon überzeugt bist und nicht die Absicht hast, ihrem Beispiele zu folgen. Weder unsere Thränen noch die deinigen sind im Stande, dem König, deinem Vater, das Leben wiederzugeben, und wenn wir auch unser ganzes Leben lang nicht aufhörten zu weinen. Er ist dem allen Menschen gemeinsamen Gesetze verfallen, welches sie dem unvermeidlichen Tribut des Todes unterwirft. Gleichwohl können wir nicht geradezu sagen, daß er todt sey, da wir ihn in deiner geheiligten Person wiedersehen. Er selbst hat sterbend nicht daran gezweifelt, daß er in dir wieder aufleben müsse; jetzt, großer König, ist es an dir, zu zeigen, daß er sich nicht getäuscht hat."

Der König Beder konnte so eindringlichen Bitten nicht widerstehen; er legte von Stund an das Trauerkleid ab, nahm das königliche Kleid und den königlichen Schmuck wieder an, und begann mit derselben Aufmerksamkeit wie vor dem Tode seines Vaters für die Bedürfnisse seines Reichs und seiner Unterthanen zu sorgen. Er that dies mit allgemeinem Beifall, und da er genau an den Verordnungen seiner Vorfahren festhielt, so bemerkten die Völker kaum, daß sie einen andern Herrn hatten.

Der König Saleh war mit der Königin, seiner Mutter, und den Prinzessinnen nach seinen Meerstaaten zurückgekehrt, sobald er sah, daß der König Beder die Regierungsgeschäfte wieder übernommen hatte. Nach Verfluß eines Jahres erschien er wieder, aber allein, und der König Beder so wie die Königin Gülnare waren hoch erfreut, ihn wieder zu sehen. Eines Abends, als die Tafel aufgehoben war und man sie allein gelassen hatte, unterhielten sie sich über mancherlei Dinge.

Im Verlauf des Gesprächs kam der König Saleh auf das Lob des Königs, seines Neffen, und bezeigte seiner königlichen Schwester, wie sehr er mit der Weisheit seiner Regierung zufrieden sey, die ihm nicht allein bei den benachbarten Königen, sondern selbst in den entferntesten Reichen so großen Ruhm erworben habe. Der König Beder, der diese Lobpreisungen seiner Person nicht anhören konnte und aus Anstandsgefühl dem König, seinem Oheim, nicht Stillschweigen auferlegen wollte, wandte sich auf die Seite und stellte sich schlafend, indem er den Kopf an ein hinter ihm liegendes Kissen lehnte.

Vom Lobe der ausgezeichneten Aufführung und der in allen Stücken ſich beurkundenden geiſtigen Ueberlegenheit des Königs Beder ging der König Saleh auf das Lob ſeiner Geſtalt über, und ſprach davon als von einem Wunder, das weder auf der Erde noch in allen ihm bekannten Reichen unter den Fluten des Meeres Seinesgleichen habe. „Liebe Schweſter," rief er auf einmal, „er iſt ſo wohl gebildet und ſo vollkommen ausgewachſen, daß ich mich wundern muß, wie du noch nicht auf den Gedanken gekommen biſt, ihn zu vermählen. Wenn ich mich nicht irre, iſt er ſchon zwanzig Jahre alt, und in dieſem Alter darf ein Prinz, wie er, nicht mehr ohne Frau ſeyn. Ich ſelbſt will daran denken, weil du nicht daran denkſt, und ihm eine Prinzeſſin aus unſern Reichen, die ſeiner würdig iſt, zur Gemahlin geben."

„Bruder," erwiderte die Königin Gülnare, „du erinnerſt mich an eine Sache, an die ich allerdings bisher nicht im Mindeſten gedacht habe. Da er noch keine Neigung zu einer Heirath verrathen hat, ſo habe ich ſelbſt nicht Acht darauf gehabt, und es iſt mir ſehr lieb, daß es dir eingefallen iſt, mit mir davon zu ſprechen. Ich bin ganz damit einverſtanden, ihm eine unſerer Prinzeſſinnen zu geben, und bitte dich, mir eine zu nennen; allein ſie muß ſo ſchön und ſo vollkommen ſeyn, daß der König, mein Sohn, gezwungen iſt, ſie zu lieben."

„Ich weiß eine ſolche," verſetzte der König Saleh, leiſer ſprechend, „aber ehe ich dir ſage, wer ſie iſt, bitte ich dich, zu ſehen, ob der König, mein Neffe, ſchläft: ich

will dir dann ſagen, wozu dieſe Vorſicht nützen kann.“ Die Königin Gülnare drehte ſich um, und da ſie Beder in der Stellung, von der ich oben erzählt habe, liegen ſah, ſo zweifelte ſie nicht daran, daß er feſt ſchliefe. Der König Beder aber ſchlief keineswegs, ſondern im Gegentheil verdoppelte er ſeine Aufmerkſamkeit, um kein Wort von dem zu verlieren, was der König, ſein Oheim, ſo Geheimnißvolles zu ſagen hätte. „Du brauchſt dir keinen Zwang anzuthun,“ ſagte die Königin zu ihrem Bruder: „du kannſt frei ſprechen, ohne Furcht, gehört zu werden.“

Hier bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und hörte auf zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann ſie von Neuem:

Fünfhundert

und

siebente Nacht.

„Es ist nicht rathsam," fuhr der König Saleh fort, „daß der König, mein Neffe, so bald Kenntniß von dem erlange, was ich dir zu sagen habe. Die Liebe schlüpft, wie du weißt, zuweilen durch das Ohr zum Herzen, und es ist nicht nothwendig, daß er Diejenige, die ich dir zu nennen habe, auf diese Art zum Voraus liebe. Denn wahrhaftig, ich sehe große Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, zwar nicht von Seiten der Prinzessin, wie ich hoffe, aber von Seiten des Königs, ihres Vaters. Ich darf dir nur die Prinzessin Giauhare [1] und den Konig von Samandal nennen."

„Was sagst du, mein Bruder?" versetzte die Königin Gülnare: „die Prinzessin Giauhare ist noch nicht vermählt? Ich erinnere mich, sie kurz vor meiner Trennung von euch gesehen zu haben; sie war etwa achtzehn Monate alt und schon damals so schön, daß Niemand sie ohne Erstaunen betrachten konnte. Wenn ihre Schönheit seit dieser Zeit immer zugenommen hat, so muß sie gegenwärtig ein Wunder der Welt seyn. Sie ist zwar ein wenig älter als der König, mein Sohn; allein dies darf uns nicht abhalten, alle unsere Kräfte anzustrengen, um ihm eine so vortheilhafte Heirath zu verschaffen. Vor Allem aber nenne mir die Schwierigkeiten, die du dabei findest, damit wir darauf denken, sie zu überwinden."

[1] Giauhare bedeutet im Arabischen Edelstein.

„Liebe Schweſter," erwiderte der König Saleh, „ſie beſtehen darin, daß der König von Samandal unausſtehlich eitel iſt, und ſich über alle andere Könige erhaben dünkt, ſo daß wenig Ausſicht für uns vorhanden iſt, mit ihm eine Unterhandlung wegen dieſer Verbindung anzuknüpfen. Gleichwohl will ich ſelbſt zu ihm gehen, ihn um die Hand der Prinzeſſin, ſeiner Tochter, zu bitten, und wenn er ſie uns abſchlägt, ſo wollen wir uns anderswohin wenden, wo wir geneigteres Gehör finden werden. Deßhalb alſo ſiehſt du ſelbſt ein, daß es gut iſt, wenn wir den König, meinen Neffen, nichts von unſerm Plane wiſſen laſſen, bis wir der Einwilligung des Königs von Samandal verſichert ſind; denn wie leicht könnte ſich die Liebe zur Prinzeſſin Giauhare ſeines Herzens bemächtigen, ohne daß wir im Stande wären, ihm zu ihrem Beſitze zu verhelfen!" Sie unterhielten ſich noch einige Zeit über denſelben Gegenſtand, und ehe ſie ſich trennten, kamen ſie darin überein, daß der König Saleh unverzüglich in ſein Reich zurückkehren und den König von Samandal um die Prinzeſſin Giauhare für den König von Perſien bitten ſolle.

Die Königin Gülnare und der König Saleh, die geglaubt hatten, der König Beder ſchlafe wirklich, weckten ihn auf, als ſie das Zimmer verlaſſen wollten, und der König Beder wußte ſich ſo gut zu verſtellen, wie wenn er aus tiefem Schlaf erwacht wäre. In Wahrheit aber hatte er kein Wort von ihrer Unterhaltung verloren, und das Bild, das ſie von der Prinzeſſin Giauhare entworfen, hatte in ſeinem Herzen eine Leidenſchaft angefacht, welche ihm ganz neu war. Er machte ſich eine ſo reizende Vorſtellung von ihrer Schönheit, daß das Verlangen, ſie zu beſitzen, ihn die ganze Nacht hindurch in eine Unruhe verſetzte, die ihn kein Auge zuſchließen ließ.

Am andern Morgen wollte ſich der König Saleh von der Königin Gülnare und ſeinem königlichen Neffen verabſchieden. Der junge König von Perſien, der wohl wußte, daß der König, ſein Oheim, nur deßhalb ſo ſchnell abreiſen wollte, um unverzüglich an ſeinem Glücke zu arbeiten, wechſelte die Farbe, als er davon hörte. Seine Leidenſchaft war ſo ſtark, daß es ihm unmöglich war, auf den Anblick ihres Gegenſtandes noch ſo lange zu verzichten, als er zu den Unterhandlungen wegen ſeiner Vermählung nöthig glaubte. Er faßte alſo den Entſchluß, ſeinen Oheim zu bitten, daß er ihn mit ſich nehmen möchte; da er aber die Königin, ſeine Mutter, nichts davon wiſſen laſſen wollte und Gelegenheit ſuchte, ihn unter vier Augen darüber zu ſprechen, ſo nöthigte er ihn, noch da zu bleiben, um am folgenden Tag mit ihm auf die Jagd zu gehen, feſt entſchloſſen, dieſe Gelegenheit zu benützen und ihm ſeine Herzensmeinung zu eröffnen.

Die Jagd wurde angestellt, und der König Beder befand sich mehrmals mit seinem Oheim allein, hatte aber nicht den Muth, den Mund zu öffnen und ihm ein Wort von seinem Anliegen zu sagen. Als in der Hitze der Jagd der König Saleh sich von ihm getrennt hatte und keiner von seinen Offizieren noch seinen übrigen Leuten bei ihm geblieben war, stieg er an einem Bache ab, band sein Pferd an einen Baum am Ufer desselben, der mit einigen andern einen sehr schönen Schatten warf, streckte sich auf den Rasen hin und ließ seinen Thränen freien Lauf, die, mit Seufzer und Schluchzen vermischt, reichlich dahin flossen. So blieb er lange in seine Gedanken versunken, ohne ein einziges Wort hervorzubringen.

Unterdessen war der König Saleh, als er den König, seinen Neffen, nicht mehr sah, in großer Sorge um ihn, fand aber Niemand, der ihm etwas von ihm sagen konnte. Er trennte sich von den übrigen Jägern, um ihn aufzusuchen, und erblickte ihn in der Ferne. Schon Tags zuvor, noch deutlicher aber am heutigen Tage, hatte er die Bemerkung gemacht, daß er nicht seine gewöhnliche Munterkeit zeigte, daß er gegen seine Weise nachdenklich war, und wenn man ihn etwas fragte, nicht schnell oder nicht passend antwortete. Allein er hatte nicht den geringsten Verdacht in Betreff der Ursache dieser Veränderung gehabt. Als er ihn nun aber in dieser Lage sah, zweifelte er nicht mehr daran, er müsse seine Unterredung mit der Königin Gülnare gehört haben und verliebt

ſeyn. Er ſtieg in ziemlicher Ferne von ihm ab, und nachdem er ſein Pferd an einen Baum gebunden hatte, nahm er einen großen Umweg und trat ganz leiſe ſo nahe heran, daß er ihn folgende Worte ausſprechen hörte:

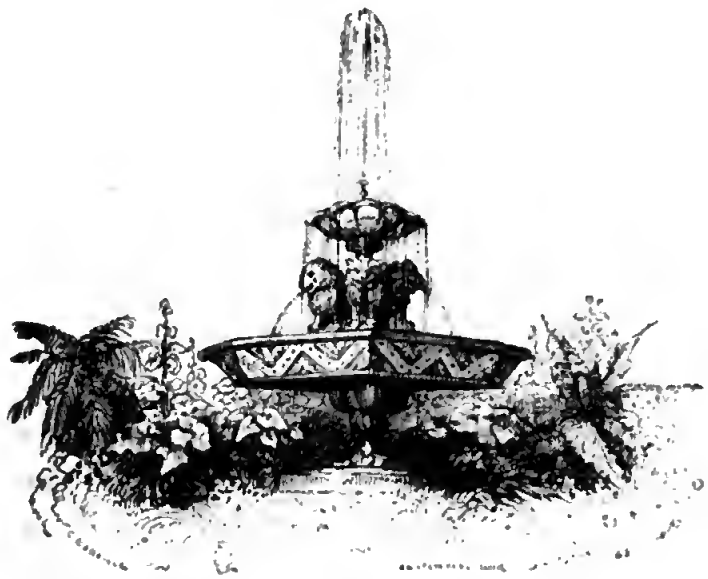
„Liebenswürdige Prinzeſſin des Königreichs Samandal!“ rief er aus, „man hat mir ohne Zweifel nur einen ſchwachen Umriß von deiner unvergleichlichen Schönheit gemacht. Gewiß biſt du noch weit ſchöner und übertriffſt alle Prinzeſſinnen der Welt, ſo wie die Sonne den Mond und alle Geſtirne ſammt und ſonders überſtrahlt. Ich würde mich auf der Stelle auf den Weg machen, um dir mein Herz anzubieten, wenn ich nur wüßte, wo du zu finden biſt, und nie wird es eine andere Prinzeſſin als du beſitzen.“

Der König Saleh wollte nichts mehr hören, er trat vor, zeigte ſich dem König Beder und ſagte zu ihm: „Wie ich ſehe, lieber Neffe, haſt du gehört, was die Königin, deine Mutter, und ich vorgeſtern von der Prinzeſſin Giauhare geſprochen haben. Es war dies nicht unſere Abſicht; wir glaubten, du ſchliefeſt.“ — „Mein Oheim,“ antwortete der König Beder, „ich habe kein Wort davon verloren und die Wirkung empfunden, die du vorausſahſt, aber nicht vermeiden konnteſt. Ich habe dich hauptſächlich deßhalb zurückgehalten, um vor deiner Abreiſe mit dir von meiner Liebe ſprechen zu können, aber die Scham, dir meine Schwachheit zu bekennen, wenn es Schwachheit iſt, eine ſo liebenswürdige Prinzeſſin zu lieben, hat mir den Mund verſchloſſen. Nun aber bitte ich dich bei deiner Freundſchaft für einen Prinzen, der die Ehre hat, ſo nahe mit dir verwandt zu ſeyn, habe Mitleid mit mir und laß mich nicht ſo lange auf den Anblick der göttlichen Giauhare warten, bis du die Einwilligung des Königs, ihres Vaters, zu unſerer Vermählung erhalten haſt, wenn du nicht lieber willſt, daß ich aus Liebe zu ihr ſterbe, ehe ich ſie geſehen habe.“

Dieſe Rede des Königs von Perſien ſetzte den König Saleh in große Verlegenheit. Er ſtellte ihm vor, wie ſchwer es ſey, ſeinen Wunſch zu erfüllen, indem dies nicht anders geſchehen könne, als wenn er ihn mitnähme; überdies ſey ſeine Gegenwart in ſeinem Reiche nothwendig und von ſeiner Abweſenheit wäre Alles zu befürchten; deßhalb beſchwor er ihn, ſeine Leidenſchaft zu mäßigen, bis er die Sache ſo weit betrieben hätte, daß er ihn befriedigen könne; zugleich verſicherte er ihn, er werde Alles ſo ſehr als möglich beſchleunigen und in wenigen Tagen zurückkommen, um ihm Bericht abzuſtatten. Der König von Perſien aber hörte nicht auf dieſe Gründe. „Grauſamer Oheim,“ antwortete er, „ich ſehe wohl, daß du mich nicht ſo liebſt, wie ich geglaubt hatte, und daß du mich lieber ſterben laſſen willſt, als die erſte Bitte gewähren, die ich in meinem Leben an dich gethan habe.“ — „Ich bin bereit, dir zu beweiſen,“ verſetzte der König

Saleh, „daß es nichts auf der Welt gibt, was ich nicht dir zu Gefallen gern thun würde; aber ich kann dich nicht mit mir nehmen, ohne daß du mit deiner Mutter darüber geſprochen haſt. Was würde ſie von dir und mir ſagen? Wenn ſie einwilligt, ſo will ich es gern thun, und ich ſelbſt will ſie mit dir darum bitten.“ — „Du weißt wohl,“ erwiderte der König von Perſien, „daß die Königin, meine Mutter, nie zugeben wird, daß ich ſie verlaſſe, und dieſe Ausflucht iſt mir ein neuer Beweis, wie wenig ich dir gelte. Wenn du mich wirklich ſo liebſt, wie du mich überreden willſt, ſo mußt du auf der Stelle in dein Reich zurückkehren und mich mitnehmen.“

Scheherſad bemerkte den Tag und erzählte die folgende Nacht weiter:



Fünfhundert und achte Nacht.

Gedrungen, dem Willen des Königs von Persien nachzugeben, zog der König Saleh von seinem Finger einen Ring, worauf dieselben geheimnißvollen Namen Gottes eingegraben waren, wie auf dem Siegelring Salomo's, der kraft derselben so viele Wunder gethan hatte. Diesen überreichte er ihm mit den Worten: „Nimm diesen Ring, stecke ihn an deinen Finger und fürchte weder die Fluten des Meeres noch seine Tiefe.“ Der König von Persien nahm den Ring, und als er ihn an den Finger gesteckt hatte, sagte der König Saleh weiter zu ihm: „Mach' es wie ich,“ und zu gleicher Zeit erhoben sich beide leicht in die Luft, schwebten dem nahen Meere zu und tauchten darin hinab.

Der Meerkönig brauchte nicht viel Zeit, um mit dem König von Persien, seinem Neffen, in seinen Palast zu kommen, wo er ihn zuerst in's Zimmer der Königin führte und vorstellte. Der König von Persien küßte die Hand der Königin, seiner Großmutter, und die Königin umarmte ihn mit vieler Herzlichkeit und Freude. „Ich frage dich nicht

nach deinem Befinden," ſagte ſie zu ihm, „ich ſehe wohl, daß du geſund biſt, und bin darüber ſehr erfreut; aber ich bitte dich, ſag' an, wie befindet ſich die Königin Gülnare, deine Mutter und meine Tochter?" Der König von Perſien hütete ſich wohl, ihr zu ſagen, daß er abgereist ſey, ohne Abſchied von ihr zu nehmen; im Gegentheil verſicherte er, er habe ſie im beſten Wohlſeyn verlaſſen, und ſie habe ihm viele Grüße an ſie aufgegeben. Die Königin ſtellte ihm hierauf die Prinzeſſinnen vor, und während ſie ihm Zeit ließ, ſich mit ihnen zu unterhalten, ging ſie mit dem König Saleh in ein anderes Zimmer, und dieſer erzählte ihr, wie gegen ſeine Abſicht der König von Perſien ſich in die Prinzeſſin Giauhare auf das bloße Hörenſagen von ihrer Schönheit verliebt habe, wie er ihn nothgedrungen habe mitnehmen müſſen, und daß er jetzt auf Mittel ſinnen wolle, ihm ihre Hand zu verſchaffen.

Obſchon der König Saleh an der Leidenſchaft des Königs von Perſien eigentlich unſchuldig war, ſo wußte ihm gleichwohl die Königin ſchlechten Dank, daß er ſo unvorſichtig vor ihm von der Prinzeſſin Giauhare geſprochen habe. „Deine Unbeſonnenheit," ſagte ſie zu ihm, „iſt unverzeihlich. Wie kannſt du hoffen, daß der König von Samandal, deſſen Gemüthsart dir ſo wohl bekannt iſt, für dich mehr Achtung haben werde, als für ſo viele andere Könige, denen er ſeine Tochter mit ſo höhniſcher Verachtung abgeſchlagen hat?"

„Frau Mutter," antwortete der König Saleh, „ich habe dir bereits geſagt, daß der König, mein Neffe, wider meine Abſicht mit angehört hat, was ich meiner Schweſter von der Schönheit der Prinzeſſin Giauhare erzählte. Der Fehler iſt nun einmal gemacht, und wir müſſen jetzt nur bedenken, daß er ſie leidenſchaftlich liebt, und daß er vor Betrübniß und Schmerz ſterben wird, wenn wir ſie ihm nicht auf die eine oder andere Art verſchaffen. Ich darf dabei nichts verſäumen, weil ich es bin, der, obwohl unſchuldig, das Uebel geſtiftet hat, und ich werde Alles, was in meinen Kräften ſteht, aufbieten, um es wieder zu heilen. Ich hoffe, Frau Mutter, du wirſt meinen Entſchluß billigen, mit einem reichen Geſchenke an Edelſteinen ſelbſt zu dem König von Samandal zu gehen und für den König von Perſien, deinen Enkel, um die Prinzeſſin, ſeine Tochter, zu bitten. Ich habe einige Hoffnung, daß er ſie mir nicht abſchlagen und die Verbindung mit einem der mächtigſten Monarchen der Erde gern eingehen wird."

„Es wäre zu wünſchen," entgegnete die Königin, „daß wir nicht in der Nothwendigkeit wären, dieſen Antrag machen zu müſſen, bei dem wir keineswegs des erwünſchten Erfolgs ſicher ſeyn können; aber da es ſich um die Ruhe und das Glück des Königs, meines Enkels, handelt, ſo gebe ich meine Einwilligung. Vor allen Dingen bitte ich dich, da

du die Denkungsart des Königs von Samandal kennſt, ſey auf deiner Hut und ſprich mit ihm mit aller ihm gebührenden Achtung und auf eine ſo verbindliche Weiſe, daß er ſich nicht beleidigt fühlen kann."

Die Königin bereitete ſelbſt das Geſchenk, ſetzte es aus Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlenſchnüren zuſammen und legte es in ein koſtbares, äußerſt niedliches Käſtchen. Am andern Morgen nahm der König Abſchied von ihr und dem König von Perſien und reiste mit einem zwar nicht zahlreichen, aber auserwählten Gefolge von Offizieren und Dienſtmannen ab. Er kam bald im Reiche, in der Hauptſtadt und im Palaſt des Königs von Samandal an, und dieſer ertheilte ihm Audienz, ſobald er ſeine Ankunft erfahren hatte. Er erhob ſich von ſeinem Throne, als er ihn eintreten ſah, und der König Saleh, der auf einige Augenblicke vergeſſen wollte, wer er ſelbſt war, warf ſich ihm zu Füßen und wünſchte ihm Heil und Segen. Der

König von Samandal bückte ſich ſogleich, um ihn aufzuheben, und nachdem er ihn neben ſich hatte Platz nehmen laſſen, hieß er ihn willkommen und fragte ihn, ob er ihm mit irgend etwas dienen könne.

„Herr," antwortete der König Saleh, „wenn ich auch keine andern Gründe hätte, als einem der mächtigſten Fürſten von der Welt, einem durch ſeine Weisheit und ſeine Tapferkeit ſo ausgezeichneten König meine Ehrfurcht zu bezeigen, ſo wäre dies immer noch ein ſchwacher Ausdruck meiner Hochachtung gegen dich. Wenn du auf den Grund

meines Herzens ſchauen könnteſt, ſo würdeſt du die große Verehrung erkennen, von der es für dich erfüllt iſt, und das heiße Verlangen, das ich hege, dir meine Ergebenheit zu bezeigen." Mit dieſen Worten nahm er das Käſtchen einem ſeiner Leute aus der Hand, öffnete es und überreichte es dem König mit der Bitte, es huldvoll annehmen zu wollen.

„Herr," erwiderte der König von Samandal, „du kannſt mir kein ſo bedeutendes Geſchenk machen, ohne eine demſelben entſprechende Bitte an mich zu haben. Iſt es etwas, das von meiner Macht abhängt, ſo ſoll es mir ein ſehr großes Vergnügen ſeyn, es dir zu bewilligen. Sprich und ſag mir offen, womit ich dich verbinden kann."

„Es iſt wahr, großer König," erwiderte der König Saleh, „ich habe dich um eine Gnade anzuſprechen und würde mich wohl hüten, dich darum zu bitten, wenn es nicht in deiner Macht ſtände, ſie zu gewähren. Die Sache hängt ſo ganz allein von dir ab, daß ich jeden Andern vergeblich darum bitten würde. Ich bitte dich daher ſo inſtändig, als man nur bitten kann, du mögeſt ſie mir nicht abſchlagen." — „Wenn dem ſo iſt," entgegnete der König von Samandal, „ſo darfſt du mir nur ſagen, was du begehrſt, und du wirſt ſehen, wie dienſtfertig ich ſeyn kann, wenn ich es vermag." — „Herr," ſagte hierauf der König Saleh, „nach dem Vertrauen, das du mir auf dein Wohlwollen einzuflößen die Gnade haſt, will ich es nicht länger verhehlen, daß ich mit der Bitte komme, du möchteſt uns durch die Vermählung der Prinzeſſin Giauhare, deiner verehrten Tochter, einer Familienverbindung mit dir würdigen und dadurch das gute Einverſtändniß mit dir befeſtigen, das beide Reiche ſchon ſeit ſo langer Zeit vereinigt."

Bei dieſen Worten ſchlug der König von Samandal ein ſchallendes Gelächter auf und ſank auf eine für den König Saleh höchſt beleidigende Weiſe auf das Kiſſen zurück, woran er den Rücken lehnte. „König Saleh," ſprach er hierauf in höhniſchem Tone zu ihm, „ich hatte dich für einen verſtändigen, klugen und bedachtſamen Fürſten gehalten: nun aber beweiſt mir deine Rede, wie ſehr ich mich getäuſcht habe. Sag' mir doch, ich bitte dich, wo hatteſt du deinen Kopf, als du ein ſolches Hirngeſpinnſt ausheckteſt, wie das, wovon du eben geſprochen haſt? Haſt du wirklich den Gedanken faſſen können, an die Vermählung mit einer Prinzeſſin, der Tochter eines ſo großen und mächtigen Königs, zu denken, wie ich bin? Du hätteſt zuvor den großen Abſtand zwiſchen mir und dir ermeſſen und dich nicht in einem Augenblick um die Achtung bringen ſollen, die ich vor dir hegte."

Der König Saleh fühlte sich durch diese beleidigende Antwort im Innersten gekränkt und hatte große Mühe, seinen gerechten Zorn zurückzuhalten. Dennoch antwortete er mit aller möglichen Mäßigung also: „Möge dir Gott nach deinem Verdienste vergelten, Herr! nur erlaube mir, daß ich die Ehre habe, dir zu sagen, daß ich deine Prinzessin Tochter nicht für mich zur Ehe verlange. Wenn dem so wäre, so dürftest weder du, noch die Prinzessin sich dadurch beleidigt glauben; im Gegentheil denke ich, sollte es euch Beiden viele Ehre seyn. Du weißt, Herr, daß ich, wie du, einer der Meerkönige bin, daß die Könige, meine Vorfahren, keiner der andern königlichen Familien an Alter nachstehen, und daß das Reich, das ich von ihnen ererbt habe, nicht minder blühend und mächtig ist, als zu ihren Zeiten. Wenn du mich nicht unterbrochen hättest, so würdest du bald vernommen haben, daß ich diese Gnade nicht für mich erbitten wollte, sondern für den jungen König von Persien, meinen Neffen, dessen Macht und Größe so wie seine persönlichen Eigenschaften dir nicht unbekannt seyn können. Alle Welt erkennt an, daß die Prinzessin Giauhare die schönste Jungfrau unter dem Himmel ist, aber nicht minder wahr ist es, daß der junge König von Persien der wohlgebildetste und vollendetste aller Prinzen ist, die sich auf der Erde und in den Königreichen des Meeres befinden: darüber sind alle Stimmen einig. Da also meine Bitte für dich und die Prinzessin Giauhare nur zum großen Ruhme gereichen kann, so darfst du nicht zweifeln, daß deine Einwilligung in eine so angemessene Verbindung allgemeinen Beifall finden werde. Die Prinzessin ist des Königs von Persien würdig, und der König von Persien ist ihrer nicht minder würdig. Es gibt keinen König, noch Prinzen auf der Welt, der ihm dies streitig machen könnte."

Der König von Samandal hätte den König Saleh nicht so lange sprechen lassen, wenn ihm nicht die Wuth, in die er durch seine Rede versetzt wurde, beinahe die Besinnung geraubt hätte. Er war so außer sich, daß er noch einige Zeit, nachdem Saleh bereits geendigt hatte, kein Wort hervorbringen konnte. Endlich machte er sich mit trotzigen und eines großen Königs unwürdigen Schimpfreden Luft: „Du Hund!" rief er, „du wagst es, so mit mir zu sprechen und den Namen meiner Tochter vor mir in den Mund zu nehmen! Meinst du, der Sohn deiner Schwester Gülnare könne einen Vergleich mit meiner Tochter aushalten? Wer bist denn du? wer war dein Vater? wer ist deine Schwester und wer ist dein Neffe? War nicht sein Vater ein Hund und der Sohn eines Hundes, wie du? Man ergreife den Unverschämten und schneide ihm den Hals ab!"

Die kleine Anzahl von Offizieren, die um den König von Samandal waren, trafen sogleich Anstalten, seinen Befehl zu vollziehen; allein der König Saleh stand in der vollen Kraft seines Alters, und rasch und gewandt, wie er war, entkam er, ehe sie ihre Säbel gezogen hatten, und gewann die Thüre des Palastes, wo er tausend

wohlbewaffnete Mann von seinen Verwandten antraf, die so eben angekommen waren. Die Königin, seine Mutter, hatte sich darüber Gedanken gemacht, daß er nur so wenig Leute mitgenommen hatte, und da sie den übeln Empfang, den der König von Samandal ihm bereiten könnte, im Geiste voraus sah, so hatte sie diese Schaar gesandt und ihr die größtmöglichste Eile empfohlen. Diejenigen seiner Verwandten, die an der Spitze standen, waren sehr froh, daß sie so ganz zur gelegenen Zeit angelangt waren, als sie ihn so mit seinen Leuten in großer Verwirrung herauskommen und Verfolger auf seinen Fersen sahen. „Herr!" riefen sie, sobald er bei ihnen war, „was gibt's? wir sind bereit, dich zu rächen; gebiete uns!"

Der König Saleh erzählte ihnen den Vorgang mit wenig Worten, stellte sich an die Spitze einer großen Schaar, während die Uebrigen an der Thüre blieben, deren sie sich bemächtigten, und kehrte auf der Stelle wieder um. Da die wenigen Offiziere und Wachen, die ihn verfolgt, sich zerstreut hatten, so trat er abermals in das Gemach des

Königs von Samandal, der alsbald von den Seinigen verlassen und nun festgenommen wurde. Der König Saleh ließ die nöthige Mannschaft bei ihm, um sich seiner Person zu versichern, und ging dann von Zimmer zu Zimmer, um das der Prinzessin Giauhare aufzufinden; allein die Prinzessin hatte sich auf den ersten Lärm sammt den Frauen, die um sie waren, auf die Oberfläche des Meeres empor geschwungen und auf eine öde Insel geflüchtet.

Während dies im Palast des Königs von Samandal vorging, versetzten Diejenigen vom Gefolge des Königs Saleh, die gleich bei der ersten Drohung die Flucht ergriffen hatten, die Königin, seine Mutter, in große Unruhe durch Ankündigung der Gefahr, in der sie ihn verlassen hatten. Der junge König Beder, der bei ihrer Ankunft zugegen war, war darüber um so mehr bestürzt, da er sich als die Ursache des ganzen Unheils ansah, das daraus entstehen konnte. Er hatte nicht Muth genug, den Anblick der Königin, seiner Großmutter, zu ertragen, nachdem er den König Saleh um seinetwillen in solcher Gefahr wußte. Während er sie beschäftigt sah, die Befehle zu ertheilen, die sie unter diesen Umständen für nöthig erachtete, schwang er sich aus der Tiefe des Meeres empor, und da er den Weg nicht wußte, um nach dem Königreich Persien zurückzukehren, so flüchtete er sich auf dieselbe Insel, auf welche die Prinzessin Giauhare sich gerettet hatte.

Ganz außer sich, lagerte er sich am Fuße eines großen Baumes, der von mehreren andern umgeben war. Während er sich hier wieder zu sammeln suchte, hörte er sprechen: er lauschte sogleich; da er aber ein wenig zu weit entfernt war, um etwas von dem Gespräche zu verstehen, so stand er auf, näherte sich leise dem Orte, woher die Stimmen kamen, und erblickte durch das Laub eine Schönheit, von der seine Augen geblendet wurden. „Ohne Zweifel," sagte er bei sich selbst, indem er stille stand und sie mit Bewunderung betrachtete, „ohne Zweifel ist dies die Prinzessin Giauhare, die wahrscheinlich aus Angst den Palast des Königs, ihres Vaters, verlassen hat; und wenn sie es nicht ist, so verdient sie doch nicht minder, daß ich sie von ganzem Herzen liebe." Er zauderte nicht länger, sondern trat hervor und näherte sich der Prinzessin mit tiefer Ehrerbietung. „Schöne Jungfrau!" sagte er zu ihr, „ich kann dem Himmel nicht genug danken für die Gnade, die er mir heute erweist, indem er meinen Augen das Schönste vorführt, auf was er niederblickt. Ich kann mir kein größeres Glück wünschen, als die Gelegenheit, dir meine unterthänigsten Dienste anzubieten. Ich bitte dich, edles Fräulein! sie anzunehmen: eine Person, wie du, befände sich nicht in dieser Einöde, wenn sie keiner Hülfe bedürfte."

„Es iſt wahr, Herr!“ erwiderte die Prinzeſſin Giauhare mit ſehr trauriger Miene, „es iſt etwas ſehr Außerordentliches für eine Frau meines Standes, daß ſie ſich in einer ſolchen Lage befindet. Ich bin eine Prinzeſſin, Tochter des Königs von Samandal, und heiße Giauhare. Ruhig ſaß ich in ſeinem Palaſt und in meinen Gemächern, als ich auf einmal einen entſetzlichen Lärm hörte; man meldete mir ſogleich, der König Saleh habe, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, den Palaſt geſtürmt und ſich der Perſon des Königs, meines Vaters, bemächtigt, nachdem er alle diejenigen von ſeiner Wache, welche ihm Widerſtand geleiſtet, niedergemacht habe. Ich hatte kaum noch Zeit, mich zu retten und hier einen Zufluchtsort vor ſeiner Gewaltthätigkeit zu ſuchen.“

Als der König Beder die Prinzeſſin ſo reden hörte, ſchämte er ſich, daß er die Königin, ſeine Großmutter, ſo voreilig verlaſſen hatte, ohne nähere Aufklärung über die eingelaufenen Nachrichten abzuwarten. Auf der andern Seite war er ſehr erfreut, daß der König, ſein Oheim, ſich der Perſon des Königs von Samandal bemächtigt hatte; denn er zweifelte nicht, der König von Samandal würde ihm die Prinzeſſin geben, um ſeine Freiheit wieder zu erlangen.

„Anbetungswürdige Prinzeſſin!“ ſagte er, „dein Schmerz iſt ſehr gerecht; aber ſowohl ihm als der Gefangenſchaft des Königs, deines Vaters, läßt ſich leicht ein Ende machen. Du wirſt mir beiſtimmen, wenn ich dir ſage, daß ich Beder heiße und König von Perſien bin, und daß der König Saleh mein Oheim iſt. Ich kann dir beſtimmt verſichern, daß er keineswegs die Abſicht hat, ſich der Staaten des Königs, deines Vaters, zu bemächtigen; er hat keinen andern Zweck, als mir die Ehre und das Glück zu verſchaffen, daß ich ſein Eidam werde, indem ich dich aus ſeiner Hand als Gemahlin empfange. Ich hatte dir ſchon auf die bloße Schilderung deiner Schönheit und deiner Reize mein Herz gewidmet, und bereue dies jetzt nicht, ſondern bitte dich im Gegentheil, es anzunehmen, und überzeugt zu ſeyn, daß es immer nur für dich glühen wird. Ich hege die kühne Hoffnung, daß du es nicht ausſchlagen und wohl bedenken werdeſt, daß ein König, der ſeine Staaten bloß in der Abſicht verlaſſen hat, es dir darzubieten, einige Erkenntlichkeit verdient. Erlaube daher, ſchöne Prinzeſſin! daß ich die Ehre habe, dich dem König, meinem Oheim, vorzuſtellen. Sobald der König, dein Vater, ſeine Einwilligung zu unſerer Vermählung gegeben haben wird, ſo wird ihn mein Oheim wieder ſeine Staaten beherrſchen laſſen, wie zuvor.“

Die Erklärung des Königs Beder brachte nicht die Wirkung hervor, die er erwartet hatte. Zwar hatte er der Prinzeſſin auf den erſten Anblick nicht mißfallen; ſeine ſchöne Geſtalt, ſein holdſeliges Geſicht und der edle Anſtand, womit er ihr nahte, hatten ſie für ihn eingenommen; als ſie aber aus ſeinem eigenen Munde erfuhr, daß er die Urſache der ſchlechten Behandlung ſey, die der König, ihr Vater, ſo eben erlitten hatte, des Schmerzes, den ſie darüber empfand, der Angſt, die ihr für ihre eigene Perſon eingejagt worden, und der Nothwendigkeit, in die ſie ſich verſetzt ſah, die Flucht zu ergreifen, ſo betrachtete ſie ihn als einen Feind, mit dem ſie keine Gemeinſchaft haben dürfte. So ſehr ſie auch für ihre Perſon geneigt ſeyn mochte, in die von ihm gewünſchte Vermählung zu willigen, ſo bedachte ſie doch, einer der Gründe, warum der König, ihr Vater, dieſe Verbindung verworfen habe, ſey der, daß der König Beder von einem Landkönig abſtamme, und war entſchloſſen, ſich in dieſem Punkte gänzlich ſeinem Willen zu unterwerfen. Nichtsdeſtoweniger wollte ſie ihn ihren Unmuth nicht merken laſſen, ſondern ſann nur auf ein Mittel, ſich geſchickt aus den Händen des Königs Beder zu befreien, und indem ſie ſich ſtellte, als ob ihr ſein Anblick Vergnügen machte, ſprach ſie mit aller möglichen Höflichkeit zu ihm: „Herr, du biſt alſo der Sohn der Königin Gülnare, die durch ihre ausgezeichnete Schönheit ſo berühmt iſt? Es freut mich ſehr, und mit großem Vergnügen erblicke ich in dir einen ihrer ſo

würdigen Prinzen. Der König, mein Vater, hat sehr unrecht, daß er sich unserer Verbindung so durchaus widersetzt; sobald er dich aber sieht, wird er nicht länger anstehen, uns Beide glücklich zu machen." So sprechend, reichte sie ihm die Hand als Zeichen der Freundschaft.

Der König Beder glaubte sich schon auf dem Gipfel seines Glücks; er streckte die Hand aus, und indem er die der Prinzessin ergriff, bückte er sich, um sie ehrfurchtsvoll zu küssen. Die Prinzessin aber ließ ihm nicht Zeit dazu. „Verwegener!" sagte sie, indem sie ihn zurückstieß und ihm in Ermangelung an Wasser in's Gesicht spie, „verlaß diese Menschengestalt und fahre in die eines weißen Vogels mit rothem Schnabel und rothen Füßen!" Sobald sie diese Worte gesprochen hatte, verwandelte sich der König Beder mit eben so viel Verdruß als Erstaunen in einen Vogel von der besagten Gestalt. „Nimm ihn," sagte sie sofort zu einer ihrer Frauen, „und trage ihn auf die dürre Insel." Diese Insel war nichts als ein abscheulicher Fels, wo es keinen Tropfen Wasser gab.

Hier schloß die Sultanin Scheherzad ihre Erzählung, die sie in der kommenden Nacht mit folgenden Worten fortsetzte:

Fünfhundert und neunte Nacht.

Die Frau nahm den Vogel; als ſie aber den Befehl der Prinzeſſin Giauhare ausführen ſollte, empfand ſie Mitleid mit dem Schickſal des Königs Beder. „Es wäre Schade," ſprach ſie bei ſich ſelbſt, „wenn ein des Lebens ſo würdiger Prinz vor Hunger und Durſt verſchmachten müßte. Die Prinzeſſin iſt doch ſonſt ſo gut und ſo ſanft, vielleicht wird ſie, wenn ſich ihr heftiger Zorn gelegt hat, dieſen grauſamen Befehl bereuen: es iſt beſſer, ich trage ihn an einen Ort, wo er angenehmer ſterben kann." Sie trug ihn alſo auf eine wohlbevölkerte Inſel und ließ ihn auf einem lieblichen Felde, das mit Fruchtbäumen aller Art bepflanzt und von mehreren Bächen durchzogen war.

Aber kehren wir jetzt zum König Saleh zurück. Nachdem er die Prinzeſſin Giauhare im ganzen Palaſte ſelbſt geſucht und hatte ſuchen laſſen, ohne ſie zu finden, ließ er den König von Samaudal unter guter Bewachung in ſeinem eigenen Palaſt einſperren, und als er die nöthigen Befehle zur Verwaltung des Reichs während ſeiner Abweſenheit gegeben hatte, ging er wieder zur Königin, ſeiner Mutter, um ihr von Allem Bericht zu erſtatten. Gleich bei ſeiner Ankunft fragte er nach ſeinem Neffen und erfuhr zu großer Verwunderung und bitterem Verdruß, daß er verſchwunden war.

„Man hatte uns," ſagte die Königin, „die große Gefahr gemeldet, worin du dich im Palaſte des Königs von Samandal befandeſt, und während ich Befehle ertheilte, um dir neue Hülfsmannſchaft zu ſchicken oder dich zu rächen, iſt er verſchwunden. Ohne Zweifel war er über die Nachricht von deiner Gefahr erſchrocken und glaubte, er ſey bei uns nicht mehr ſicher."

Dieſe Nachricht beugte den König Saleh tief; er bereute jetzt ſeine allzugroße Gefälligkeit, womit er den Wunſch des Königs Beder erfüllt hatte, ohne zuvor mit der Königin Gülnare Rückſprache zu treffen. Er ließ ihn nach allen Seiten ſuchen; aber ſoviel er ſich auch Mühe geben mochte, man brachte ihm keine Kunde, und an die Stelle der Freude, daß er eine Heirath, die er als ſein Werk betrachtete, ſchon ſo weit gefördert habe, trat ſchweres Herzeleid über dieſen unerwarteten Zufall. Bis er indeß, ſeyen es nun gute oder ſchlimme, Nachrichten von ihm erhielte, ließ er ſein Königreich unter der Verwaltung ſeiner Mutter, und reiste ab, um das des Königs von Samandal zu regieren, den er fortwährend mit großer Vorſicht, obwohl mit allen, ſeinem Range gebührenden Rückſichten, bewachen ließ.

Am ſelben Tag, da der König Saleh nach dem Königreich Samandal zurückgereist war, erſchien die Königin Gülnare, Mutter des Königs Beder, bei der Königin, ihrer Mutter. Sie hatte ſich nicht gewundert, als ſie den König, ihren Sohn, am erſten Tage nicht zurückkommen ſah, ſondern war der Meinung, die Hitze der Jagd werde ihn, was ſchon oft vorgekommen war, weiter geführt haben, als er ſich vorgeſetzt. Als ſie ihn aber auch am zweiten und dritten Tage nicht zurückkommen ſah, ſo gerieth ſie darüber in eine Unruhe, die man leicht nach ihrer Zärtlichkeit ermeſſen kann. Dieſe Unruhe ward noch viel größer, als ſie von den Offizieren, die ihn begleitet hatten, und nach langem vergeblichen Fahnden auf ihn und den König Saleh, ſeinen Oheim, wieder umgekehrt waren, erfuhr, es müſſe ihnen etwas Widriges begegnet, oder ſie müſſen an irgend einen Ort gerathen ſeyn, den ſie nicht ausforſchen können; man habe zwar ihre Pferde gefunden, aber von ihnen ſelbſt habe man trotz der ſorgfältigſten Bemühungen keine Kunde erlangen können. Auf dieſen Bericht hin hatte ſie ſich entſchloſſen, ihren Kummer geheim zu halten, und ſie beauftragt, ſogleich wieder umzukehren und neue Nachſuchungen anzuſtellen. Während dieſer Zeit hatte ſie ihren Entſchluß gefaßt, und nachdem ſie ihren Frauen erklärt, ſie wolle allein ſeyn, hatte ſie ſich, ohne Jemand in ihren Plan einzuweihen, in's Meer geſtürzt, um Gewißheit über ihre Vermuthung zu erlangen, daß vielleicht der König Saleh den König von Perſien mitgenommen habe.

Die große Königin wäre von der Königin, ihrer Mutter, mit ungemeiner Freude empfangen worden, wenn dieſe nicht ſogleich bei ihrem Anblick die Veranlaſſung ihres Beſuchs errathen hätte. „Meine Tochter," ſagte ſie zu ihr, „ich ſehe wohl, daß du nicht kommſt, um mich zu beſuchen, ſondern nur, um dich nach dem König, deinem Sohne, zu erkundigen. Aber Alles, was ich dir von ihm zu ſagen weiß, kann deine Betrübniß, ſo wie die meinige, nur vermehren. Ich war ſehr erfreut, als ich ihn mit dem König, ſeinem Oheim, ankommen ſah; aber kaum hatte ich erfahren, daß er ohne dein Wiſſen abgereist war, als ich auch ſogleich den Kummer theilte, den du darüber empfinden mußteſt." Sofort erzählte ſie ihr, mit welchem Eifer der König Saleh ſelbſt abgereist ſey, um um die Prinzeſſin Giauhare zu werben, und Alles, was bis zum Augenblick, da der König Beder verſchwand, geſchehen war. „Ich habe nach ihm ſuchen laſſen," ſetzte ſie hinzu, „und der König, mein Sohn, der ſo eben wieder abgereist iſt, um das Reich Samandal zu regieren, hat ſich ebenfalls alle Mühe gegeben. Bis jetzt iſt Alles ohne Erfolg geblieben, aber wir müſſen hoffen, daß wir ihn wieder ſehen werden, wenn wir es am wenigſten vermuthen."

Die troſtloſe Gülnare konnte ſich damit nicht beruhigen: ſie hielt den König, ihren theuern Sohn, für verloren und beweinte ihn bitterlich, indem ſie alle Schuld auf ihren Bruder ſchob. Die Königin, ihre Mutter, ſtellte ihr vor, daß ſie ſich nothwendig Zwang antbun müſſe, um ihrem Schmerz nicht zu erliegen. „Es iſt wahr," ſagte ſie, „der König, dein Bruder, hätte nicht ſo unvorſichtig mit dir von dieſer Heirath ſprechen, und in keinem Fall den König, meinen Enkel, hieher bringen ſollen, ohne dich zuvor davon zu benachrichtigen. Da es nun aber durchaus noch nicht ausgemacht iſt, daß der König von Perſien umgekommen ſeyn ſoll, ſo darfſt du nichts verabſäumen, um ihm ſein Reich zu erhalten. Verliere daher keine Zeit, und kehre nach deiner Hauptſtadt zurück; deine Gegenwart iſt dort nothwendig, und es wird dir eine Kleinigkeit ſeyn, Alles in Ordnung zu erhalten, wenn du nur bekannt machen läſſeſt, es habe dem König von Perſien gefallen, uns zu beſuchen."

Es bedurfte nicht weniger, als eines ſo ſtarken Beweggrundes, wie dieſer war, um die Königin Gülnare zur Nachgiebigkeit zu vermögen; ſie nahm Abſchied von der Königin, ihrer Mutter, und war ſchon wieder im Palaſte der Hauptſtadt von Perſien, bevor Jemand ihre Entfernung bemerkt hatte. Sogleich fertigte ſie Boten ab, um die Leute, die ſie zur Aufſuchung ihres Sohnes abgeſchickt hatte, zurückzurufen, und ihnen zu ſagen, ſie wiſſe ſchon, wo er ſey, und man werde ihn in Bälde wiederſehen. Sie ließ dies Gerücht in der ganzen Stadt verbreiten, und verwaltete indeſſen die

Regierungsgeschäfte in Gemeinschaft mit dem ersten Minister und dem Staatsrathe so ruhig, als wenn der König Beder zugegen gewesen wäre.

Um nun auf den König Beder zurückzukommen, welchen, wie schon gemeldet, die Frau der Prinzessin Giauhare auf die Insel getragen und dort gelassen hatte, so war dieser Monarch in großer Bestürzung, als er sich allein und in Gestalt eines Vogels sah. Er fühlte sich in diesem Zustande um so unglücklicher, weil er nicht wußte, wo er war, noch in welcher Gegend der Welt das Königreich Persien lag. Und wenn er dies auch gewußt und der Kraft seiner Flügel hinlänglich vertraut hätte, um sich über so viele Meere zu wagen und dorthin zu gelangen, was hätte er dann damit gewonnen? Hätte er nicht immer noch dieselbe Mühe und Schwierigkeit wie jetzt gehabt, wenn er sich für den König von Persien oder auch nur für einen Menschen hätte ausgeben wollen? So war er also gezwungen zu bleiben, wo er war, von derselben Nahrung, wie die Vögel seiner Gattung, zu leben und die Nacht auf einem Baume zuzubringen.

Nach Verlauf einiger Tage kam ein Bauer, der große Gewandtheit im Vogelstellen besaß, an den Ort, wo er war, und hatte eine große Freude, als er einen so schönen Vogel erblickte, von einer Gattung, die ihm noch unbekannt war, obwohl er sich schon lange Jahre mit dem Vogelfange beschäftigt hatte. Er bot alle seine Geschicklichkeit auf und stellte seine Netze so gut, daß er den Vogel wirklich fing. Hoch erfreut über

einen so guten Fang, der ihm, seiner Schätzung nach, der Seltenheit wegen mehr eintragen mußte, als viele andere Vögel, wie er sie gewöhnlich fing, zusammen, setzte er ihn in einen Käfig und trug ihn nach der Stadt. Als er auf den Markt kam, hielt ein Bürger ihn an und fragte, wieviel er für den Vogel verlange?

Statt auf diese Frage zu antworten, fragte der Bauer wiederum den Bürger, was er mit dem Vogel beginnen würde, wenn er ihn gekauft hätte. „Guter Freund," erwiderte der Bürger, „was soll ich mit ihm weiters anfangen? ich lasse ihn braten und esse ihn dann." — „In diesem Fall," versetzte der Bauer, „würdest du wohl glauben, ihn gut bezahlt zu haben, wenn du mir die kleinste Silbermünze für ihn gäbest? Ich halte ihn weit höher und du bekämest ihn nicht, wenn du mir auch ein Goldstück bieten würdest. Ich bin schon alt, aber so lange ich denken kann, habe ich noch nie Seinesgleichen gesehen. Ich will dem König ein Geschenk damit machen; er wird sich besser auf seinen Werth verstehen, als du."

Ohne sich lange auf dem Markte aufzuhalten, ging der Bauer nach dem Palast und blieb vor der Wohnung des Königs stehen. Der König befand sich eben an einem Fenster, von wo aus er Alles sah, was auf dem Platze vorging. Als er den schönen Vogel erblickte, schickte er einen Offizier der Verschnittenen ab, mit dem Befehl, ihn zu kaufen. Der Offizier kam zu dem Bauersmann und fragte ihn, wie theuer er den Vogel verkaufen wolle. „Wenn es für den König ist," antwortete der Bauer, „so bitte ich, daß er mir erlaube, ihm ein Geschenk damit zu machen, und ersuche dich, ihn zu überbringen." Der Offizier brachte den Vogel dem König und der König fand ihn so merkwürdig, daß er dem Offizier befahl, dem Bauern zehn Goldstücke zu bringen, mit welchen dieser sehr vergnügt nach Hause ging. Hierauf setzte er den Vogel in einen prächtigen Käfig und gab ihm Körner und Wasser in kostbaren Gefäßen.

Der König, der eben im Begriff war zu Pferde zu steigen, um auf die Jagd zu reiten, so daß er nicht Zeit hatte, den Vogel genau zu betrachten, ließ sich denselben sogleich bringen, als er wieder nach Hause kam. Der Offizier brachte den Käfig, und um den Vogel besser betrachten zu können, öffnete der König selber die Thüre und nahm ihn auf die Hand. Indem er ihn nun mit großer Verwunderung ansah, fragte er den Verschnittenen, ob er ihn habe fressen sehen. „Herr," antwortete dieser, „du kannst sehen, daß sein Futtergefäß noch ganz voll ist, und ich habe nicht bemerkt, daß er es berührt hat. Der König befahl, man solle ihm Futter verschiedener Art vorsetzen, damit er sich aussuchen könne, was ihm schmecke.

Da bereits der Tisch gedeckt war, so wurde eben aufgetragen, als der König diesen Befehl ertheilte. Kaum aber waren die Schüsseln aufgesetzt, so schlug der Vogel mit den Flügeln, entschlüpfte der Hand des Königs, flog auf den Tisch und fing an das Brod und die andern Speisen anzupicken, bald in der einen, bald in einer andern Schüssel. Der König war darüber so erstaunt, daß er den Befehlshaber der Verschnittenen zu der Königin schickte, damit sie käme, um dies Wunder zu sehen. Der Offizier erzählte der Königin die Sache mit wenigen Worten und die Königin kam sogleich.

Aber kaum hatte sie den Vogel erblickt, so bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Schleier und wollte wieder umkehren. Der König war über diese Handlung um so mehr verwundert, als nur Verschnittene und die Frauen von ihrem Gefolge im Zimmer waren, und fragte, warum sie sich so geberde.

„Herr," antwortete die Königin, „du wirst dich nicht mehr darüber wundern, wenn du vernimmst, daß dieser Vogel nicht, wie du wähnst, ein Vogel ist, sondern ein Mann." — „Herrin," erwiderte der König, noch erstaunter als zuvor, „du willst ohne Zweifel einen Scherz mit mir treiben? wie wirst du mich glauben machen, daß ein Vogel ein Mann sey." — „Herr, Gott behüte mich, daß ich mit dir Scherz treiben sollte! Nichts ist wahrer, als was ich die Ehre habe, dir zu sagen, und ich versichere dir, es ist der König von Persien, der Beder heißt, Sohn der berühmten Gülnare, der Prinzessin eines der größten Königreiche des Meeres, Neffe Salehs, des Königs

von diesem Lande, und Enkel der Königin Farasche,[1] der Mutter Gülnare's und Salehs, und die Prinzessin Giauhare, Tochter des Königs von Samandal, hat ihn so verwandelt." Damit der König nicht länger daran zweifeln konnte, erzählte sie ihm, wie und warum die Prinzessin Giauhare auf diese Art die üble Behandlung gerächt hatte, die der König Saleh ihrem Vater, dem König von Samandal, hatte angedeihen lassen.

Der König ließ sich um so leichter bewegen, Alles zu glauben, was die Königin ihm von dieser Geschichte erzählte, als er wußte, daß sie eine der geschicktesten Zauberinnen war, die jemals auf der Welt gelebt haben, und weil sie ihn, da ihr nichts verborgen blieb, was vorging, von den bösen Absichten seiner Nachbarkönige gegen ihn zu unterrichten pflegte, so daß er ihnen zuvorkommen konnte. Er fühlte Mitleid für den König von Persien und bat die Königin inständig, den Zauber zu brechen, der ihn in diese Gestalt bannte.

Die Königin verstand sich dazu mit großem Vergnügen. „Herr," sagte sie zu dem König, „geruhe mit dem Vogel in dein Gemach zu treten, so will ich dich in wenigen Augenblicken einen König sehen lassen, welcher der Achtung würdig ist, die du für ihn hegst. „Der Vogel, der aufgehört hatte zu essen, um auf die Unterredung des Königs und der Königin zu hören, ersparte dem König die Mühe, ihn zu fangen; er flog voran in das Gemach und bald darauf trat die Königin, mit einem Gefäß voll Wasser in der Hand, ebenfalls hinein. Sie sprach einige für den König unverständliche Worte über das Gefäß, bis das Wasser anfing zu sieden; sodann nahm sie schnell einiges davon in die Hand, bespritzte damit den Vogel und sprach: „Durch die Kraft der heiligen und geheimnißvollen Worte, welche ich so eben ausgesprochen habe, und im Namen des Schöpfers des Himmels und der Erde, welcher die Todten wieder auferweckt und das Weltall in seinem Stand erhält, verlaß diese Vogelgestalt und nimm diejenige wieder an, die du von deinem Schöpfer empfangen hast."

Kaum hatte die Königin diese Worte gesprochen, als der König statt des Vogels einen stattlichen jungen Prinzen erscheinen sah, dessen edler Anstand und schönes Gesicht ihn bezauberte. Der König Beder warf sich sogleich zu Boden und dankte Gott für die Gnade, die er ihm erzeigt hatte. Alsdann ergriff er, indem er wieder aufstand, die Hand des Königs und küßte sie, um ihm seine innige Erkenntlichkeit auszudrücken; der König aber umarmte ihn mit großer Freude und erklärte ihm, daß es ihm ein

[1] Farasche bedeutet im Arabischen Freude, Ergötzen.

außerordentliches Vergnügen mache, ihn zu sehen. Er wollte auch der Königin danken, allein sie hatte sich bereits nach ihrem Gemach zurückgezogen. Der König hieß ihn mit sich zu Tische sitzen und nach dem Mahle bat er ihn, zu erzählen, wie die Prinzessin Giauhare so unmenschlich habe seyn können, einen so liebenswürdigen Prinzen, wie er, in einen Vogel zu verwandeln. Der König von Persien befriedigte sogleich seine Neugier. Als er geendigt hatte, konnte sich der König, empört über das Betragen der Prinzessin, nicht enthalten, sie zu tadeln. „Es war lobenswerth von der Prinzessin von Samandal," sagte er, „daß sie bei der Mißhandlung, die der König, ihr Vater, erlitten hat, nicht gleichgültig blieb; daß sie aber die Rache so weit trieb und zwar gegen einen Prinzen, der nicht daran Schuld war, dies wird sie vor Niemanden verantworten können. Aber lassen wir dies, und sag' mir jetzt, womit ich dir weiter dienen kann." — „Herr," antwortete der König Beder, „meine Verpflichtung gegen dich ist bereits so groß, daß ich mein ganzes Leben lang bei dir bleiben müßte, um dir meine Erkenntlichkeit dafür bezeigen zu können. Da du aber deiner Großmuth keine Schranken setzest, so bitte ich dich um die Güte, mir eines deiner Schiffe zu bewilligen, das mich nach Persien zurückführe; denn ich fürchte, meine bereits nur allzulange Abwesenheit hat daselbst Unruhen veranlaßt, und vielleicht ist gar die Königin, meine Mutter, der ich meine Abreise verschwiegen habe, in der Ungewißheit über mein Schicksal vor Schmerz gestorben."

Der König gewährte ihm mit der größten Willfährigkeit von der Welt seine Bitte und gab unverzüglich Befehl, eines der stärksten Schiffe und den schnellsten Segler von seiner zahlreichen Flotte auszurüsten. Das Schiff war bald mit allem Nöthigen versehen, mit Matrosen, Soldaten, Lebensmitteln und Kriegsvorrath, und so wie ein günstiger Wind blies, schiffte sich der König Beder ein, nachdem er von dem König Abschied genommen und ihm für alle die Wohlthaten, die er ihm erwiesen, gedankt hatte.

Als das Schiff in die See stach, hatte es in seinem Rücken einen Wind, der es binnen zehn Tagen bedeutend vorwärts trieb; am elften Tage wurde er etwas ungünstig; er nahm zu und wurde am Ende so heftig, daß ein wüthender Sturm daraus entstand. Das Schiff kam nicht allein aus seiner Bahn, sondern wurde auch mit solcher Gewalt hin und her geworfen, daß alle Masten zerbrachen und es endlich ein Spielzeug des Windes auf eine Sandbank gerieth und scheiterte.

Der größte Theil der Mannschaft ertrank sogleich; von den Andern vertrauten Einige der Kraft ihrer Arme, um sich durch Schwimmen zu retten, und Andere hielten sich an ein Stück Holz oder an ein Brett. Beder gehörte unter die Letzteren und bald von der Strömung, bald von den Wogen fortgerissen, war er in großer Ungewißheit über sein Schicksal, bis er endlich wahrnahm, daß er in der Nähe des Landes und nahe an einer Stadt war, die ihm ansehnlich erschien. Er strengte alle seine noch übrigen Kräfte an, um das Land zu erreichen, und kam endlich so nahe an's Ufer, wo das Meer ruhig war, daß er den Grund berührte. Nun ließ er sogleich das Stück Holz fahren, das ihm so große Hülfe gewährt hatte. Als er aber im Wasser weiter vorschritt, um das Trockene zu erreichen, sah er zu seinem großen Erstaunen von allen Seiten her Pferde, Kameele, Maulthiere, Esel, Ochsen, Kühe, Stiere und andere Thiere, die am Ufer standen, herbeilaufen, um ihn zu hindern, daß er es nicht betreten sollte. Er hatte unsägliche Mühe, ihren Widerstand zu überwinden und sich einen Weg durch sie zu bahnen. Als ihm dies endlich gelungen war, setzte er sich auf einen Felsen, bis er wieder ein wenig Athem geschöpft und seine Kleider an der Sonne getrocknet hatte.

Als der Prinz weiter ging, um in die Stadt zu gelangen, stieß er abermals auf dieselbe Schwierigkeit mit denselben Thieren; es war, als wollten sie ihn von seinem Vorhaben abwendig machen, und ihm zu verstehen geben, daß Gefahr für ihn zu fürchten sey.

Der König Beder trat in die Stadt und sah hier viele schöne und breite Straßen, aber zu seiner großen Verwunderung begegnete er keinem Menschen. Diese Leerheit

brachte ihn auf den Gedanken, es sey vielleicht nicht umsonst, daß die vielen Thiere sich alle mögliche Mühe gegeben haben, ihm den Eintritt in die Stadt zu verwehren. Gleichwohl schritt er weiter und bemerkte mehrere offene Buden, die ihm anzeigten, daß die Stadt doch nicht so unbewohnt war, wie er gedacht hatte. Er näherte sich einer dieser Buden, worin mehrere Arten Früchte auf sehr einladende Weise zum Verkauf ausgestellt waren, und grüßte den Greis, der darin saß.

Scheherfad schwieg bei diesen Worten und setzte die Erzählung in der folgenden Nacht fort:

Fünfhundert und zehnte Nacht.

Der Greis, der eben mit etwas beſchäftigt war, blickte auf, und als er einen jungen Mann von viel verſprechendem Aeußern ſah, fragte er ihn im Tone großer Verwunderung, woher er komme und was für eine Angelegenheit ihn hierhergeführt. Der König Beder befriedigte ihn mit wenigen Worten, worauf der Greis weiter fragte, ob er auf ſeinem Wege Niemanden begegnet ſey. „Du biſt der Erſte, den ich hier geſehen habe," antwortete der König, „und ich kann nicht begreifen, wie eine ſo ſchöne und anſehnliche Stadt ſo öde ſeyn kann." — „Tritt herein, bleib' nicht länger vor der Thüre," ſagte der Greis, „es möchte dir ſonſt etwas Unangenehmes widerfahren. Ich will nachher mit mehr Muße deine Neugierde befriedigen und dir den Grund ſagen, warum es gut iſt, dieſe Vorſicht zu beobachten."

Der König Beder ließ ſich dies nicht zweimal ſagen: er trat ein und ſetzte ſich neben den Greis. Da aber der Alte aus der Erzählung ſeines Mißgeſchicks geſchloſſen hatte, daß er Nahrung bedurfte, ſo reichte er ihm vor Allem etwas zur Stärkung, und obſchon der König Beder ihn um eine Erklärung bat, warum er die Vorſicht gebraucht habe, ihn bereintreten zu laſſen, ſo wollt' er ihm doch nicht eher darauf antworten, als bis er ſich ſatt gegeſſen hatte. Er fürchtete nämlich, die unangenehmen Nachrichten, die er ihm mitzutheilen hatte, möchten ihm den Appetit entleiden. Erſt als er ſah, daß er nicht mehr aß, ſagte er zu ihm: „Du magſt Gott danken, daß du ohne einen

Unfall zu mir gekommen biſt." — „Und warum dies?" fragte der König Beder erſchrocken und beſtürzt. „Du mußt wiſſen," erwiderte der Greis, „daß dieſe Stadt die Zauberſtadt heißt und nicht von einem König, ſondern von einer Königin beherrſcht wird. Dieſe Königin, die ſchönſte aller Frauen, von denen man je gehört hat, iſt zugleich eine Zauberin, aber die berüchtigtſte und gefährlichſte, von der man weiß. Du wirſt mir dies glauben, wenn ich dir ſage, daß alle dieſe Pferde, Mauleſel und andere Thiere, die du geſehen haſt, Menſchen ſind, wie du und ich, die ſie durch ihre teufliſchen Künſte ſo verwandelt hat. So oft junge Männer, die hübſch ſind wie du, die Stadt betreten, werden ſie von ihren zu dieſem Behuf ausgeſtellten Leuten angehalten und mit Güte oder Gewalt zu ihr geführt. Sie empfängt ſie außerordentlich freundlich, liebkoſt ſie und gibt ihnen Gaſtmähler und prächtige Wohnungen, kurz ſo viele Veranlaſſungen, ſie von ihrer Liebe zu überzeugen, daß es ihr ohne viele Mühe gelingt; allein ſie läßt ſie nicht lange dieſes vermeintliche Glück genießen; es iſt kein Einziger, den ſie nicht nach Verlauf von vierzig Tagen in irgend ein Thier oder in einen Vogel, wie es ihr gerade einfällt, verwandelt hätte. Du haſt mir von den vielen Thieren erzählt, welche dich verhindern wollten, an's Land zu kommen und in die Stadt zu gehen: das waren ſie, und da ſie dich auf keine andre Art auf die Gefahr

aufmerksam machen konnten, der du dich aussetzest, so thaten sie, was in ihren Kräften stand, um dich davon abzuhalten."

Diese Rede machte den jungen König von Persien sehr bekümmert. „Ach!" rief er aus, „welchen Unfällen bin ich durch mein schlimmes Geschick preisgegeben! Kaum bin ich von meiner Bezauberung befreit, die mich noch immer mit Grausen erfüllt, so sehe ich mich schon wieder von einer anderen, noch schrecklicheren bedroht." Dies veranlaßte ihn, dem Greise seine Geschichte ausführlicher zu erzählen: von seiner Geburt, seinem Stande, seiner Liebe zu der Prinzessin von Samandal und der Grausamkeit, womit sie ihn in einen Vogel verwandelt in demselben Augenblicke, da er sie zum ersten Male gesehen und ihr seine Liebe erklärt hatte.

Als der König seine Erzählung damit geendigt hatte, wie er so glücklich gewesen sey, eine Königin zu finden, die den Zauber gebrochen habe, und als er nun seine Befürchtung ausdrückte, er möchte jetzt in ein noch größeres Unglück gerathen, so suchte ihn der Greis zu beruhigen und sprach also: „So wahr auch Alles ist, was ich dir von dieser Zauberkönigin und ihrer Bosheit gesagt habe, so darfst du doch darüber nicht so sehr in Schrecken gerathen. Ich bin in der ganzen Stadt beliebt und auch der Königin nicht unbekannt; ich darf wohl sagen, daß sie viele Achtung vor mir hat. Deßwegen ist es ein großes Glück für dich, daß dich dein guter Stern gerade zu mir und nicht zu einem Andern geführt hat. In meinem Hause bist du in Sicherheit, und ich rathe dir, hier zu bleiben, wenn es dir gefällt; sofern du dich nicht daraus entfernst, verbürge ich dir, daß dir nichts begegnen soll, was dich veranlassen könnte, über meine Unredlichkeit zu klagen. Du brauchst dir in gar keiner Beziehung einen Zwang anzuthun."

Da die Sultanin Scheherſad bei diesen Worten den Morgen dämmern sah, unterbrach sie ihre Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr sie also fort:

Fünfhundert und elfte Nacht.

Der König Beder dankte dem Greiſe für die Gaſtfreundlichkeit, womit er ihn aufgenommen, und für den Schutz, den er ihm ſo gutherzig angedeihen ließ. Er ſetzte ſich an den Eingang der Bude, und kaum hatte er ſich hier gezeigt, als ſeine Jugend und ſeine ſchöne Geſtalt die Augen aller Vorübergehenden auf ſich zog. Mehrere blieben ſogar ſtehen und wünſchten dem Alten Glück, daß er einen ſo wohlgebildeten Sklaven bekommen habe, wofür ſie ihn hielten. Sie ſchienen darüber um ſo mehr verwundert, als es ihnen unbegreiflich war, wie ein ſo ſchöner junger Mann den Nachſtellungen der Königin habe entgehen können. „Ihr dürft nicht glauben, daß es ein Sklave iſt,“ ſagte der Alte zu ihnen, „ihr wißt, daß ich weder reich noch vornehm genug bin, um einen ſo ſtattlichen zu kaufen. Nein, es iſt mein Neffe, der Sohn meines verſtorbenen Bruders, und da ich ſelbſt keine Kinder beſitze, ſo habe ich ihn kommen laſſen, um mir

Geſellſchaft zu leiſten." Sie freuten ſich mit ihm über das Vergnügen, das ſeine Ankunft ihm gewähren müſſe, zugleich aber konnten ſie nicht umhin, ihre Beſorgniſſe zu äußern, daß die Königin ihn rauben möchte. „Du kennſt ſie," ſagten ſie zu ihm, „und nach ſo manchen Vorgängen kann dir die Gefahr, in der du ſchwebſt, nicht unbekannt ſeyn. Wie groß müßte dein Schmerz ſeyn, wenn ſie ihn ebenſo behandeln würde, wie ſo viele Andere, die wir kennen!"

„Ich bin euch," erwiderte der Greis, „ſehr verbunden für die herzliche Freundſchaft, die ihr mir bezeiget, und für den Antheil, den ihr an meinen Angelegenheiten nehmet, und ich danke euch dafür aus dem tiefſten Grunde meiner Seele. Aber ich darf den Gedanken nicht einmal aufkommen laſſen, daß die Königin mir das geringſte Leid anthun wollte, da ſie ſich unaufhörlich ſo gütig gegen mich zeigt Für den Fall, daß ſie etwas erfahren und mit mir davon ſprechen ſollte, wird ſie hoffentlich nicht weiter an ihn denken, ſobald ich ihr ſage, daß er mein Neffe iſt."

Der Greis war hoch erfreut über die Lobſprüche, die dem jungen König von Perſien ertheilt wurden; ſie machten ihm ſo viel Vergnügen, wie wenn er wirklich ſein eigener Sohn geweſen wäre, und er faßte eine herzliche Liebe zu ihm, die mit jedem Tage, da er ihn beſſer kennen lernte, zunahm. Es war ungefähr ein Monat, daß ſie ſo beiſammen lebten, als eines Tages, während der König Beder wie gewöhnlich am Eingange der Bude ſaß, die Königin Labe (ſo nannte ſich die Zauberkönigin) mit großem Gepränge am Hauſe des Greiſes vorüberzog. Der König Beder hatte nicht ſobald die Erſten von der voranreitenden Leibwache bemerkt, als er aufſtand, in die Bude zurückging und den Greis, ſeinen Wirth, fragte, was dies zu bedeuten habe. „Die Königin wird hier vorüberkommen," antwortete er; „aber bleib' nur und fürchte nichts."

Die Leibwache der Königin Labe, ſämmtlich in purpurner Uniform, wohlberitten und ausgerüſtet, zog in vier Reihen mit blanken Säbeln, tauſend Mann an der Zahl, einher, und jeder der Offiziere begrüßte den Greis, als er an ſeiner Bude vorbeikam. Ihnen folgte eine gleiche Anzahl von Verſchnittenen in Brocat gekleidet und noch beſſer beritten, und ihre Offiziere erwieſen ihm dieſelbe Ehre. Nach ihnen kamen eben ſo viele junge Mädchen, faſt alle gleich ſchön, reich gekleidet und mit Edelſteinen geſchmückt; ſie ſchritten feierlich einher, mit einer kleinen Pike in der Hand, und in ihrer Mitte erſchien die Königin Labe auf einem ganz von Diamanten ſtrahlenden Roſſe mit goldenem Sattel und einer Schabrake von unſchätzbarem Werthe. Die jungen Mädchen grüßten den Alten gleichfalls, indem ſie an ihm vorbeikamen, und die Königin, verwundert über die Schönheit des Königs Beder, hielt vor der Bude ſtill. „Abdallah," ſagte

ſie zu dem Alten (ſo hieß er nämlich), „ſage mir, ich bitte dich, gehört dieſer wohlgebildete und reizende Sklave dir? Beſitzeſt du ihn ſchon lange?“

Ehe Abdallah der Königin antwortete, warf er ſich auf die Erde, und als er wieder aufgeſtanden war, ſprach er alſo: „Königin, es iſt mein Neffe, der Sohn meines kürzlich verſtorbenen Bruders. Da der Himmel mich nicht mit Kindern geſegnet hat, ſo betrachte ich ihn als mein eigen Fleiſch und Blut, und habe ihn kommen laſſen, daß er der Troſt meines Alters ſey und nach meinem Tode das Wenige, das ich hinterlaſſen werde, in Empfang nehme.“

Da bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und unterbrach ihre Erzählung; in der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Fünfhundert

und

zwölfte Nacht.

Die Königin Labe, die noch nie einen so schönen Jüngling gesehen hatte, wie der König Beder, und von heftiger Leidenschaft für ihn entbrannte, wollte jetzt den Alten dahin bringen, daß er ihn ihr abtreten solle. „Guter Vater," sagte sie zu ihm, „würdest du nicht die Freundschaft für mich haben und ihn mir zum Geschenke machen? Ich bitte dich, schlage mir meinen Wunsch nicht ab: ich schwöre bei dem Feuer und bei dem Lichte, ich will ihn so groß und so gewaltig machen, daß niemals ein Mann von seinem Stande eine solche hohe Stufe des Glücks erreicht haben soll. Wenn ich auch dem ganzen Menschengeschlechte Böses thun wollte, so sollte doch er der Einzige seyn, bei dem ich mich wohl hüten würde, ihm ein Leid anzuthun. Ich hoffe zuversichtlich, daß du mir meine Bitte gewährest, und zwar mehr wegen der Freundschaft, die du wie ich weiß, für mich hast, als wegen der Hochachtung, die ich dir stets bewiesen habe und noch beweise."

„Herrin," erwiderte der ehrliche Abdallah, „ich bin dir unendlich verpflichtet für alle Güte, die du mir erzeigst, und für die Ehre, die du meinem Neffen anthun willst. Er ist nicht würdig, einer so großen Königin zu nahen; deßwegen bitte ich dich unterthänig, es ihm zu erlassen."

„Abdallah," versetzte die Königin, „ich hatte mir geschmeichelt, daß du mich mehr liebtest, und ich hätte niemals geglaubt, daß du so offenkundig an den Tag legen würdest,

wie wenig du auf meine Bitten achteſt. Aber ich ſchwöre nochmals bei dem Feuer und bei dem Lichte, ja bei dem Allerheiligſten, was meine Religion hat, daß ich nicht von dannen gehen werde, bevor ich deine Hartnäckigkeit überwunden habe. Ich begreife ſehr wohl, was dir Sorge macht, aber ich verſpreche dir, du ſollſt nicht die geringſte Urſache zur Reue haben, wenn du mich ſo höchlich verpflichteſt."

Der alte Abdallah war unausſprechlich betrübt, ſowohl wegen ſeiner ſelbſt, als wegen des Königs Beder, als er ſich gezwungen ſah, dem Willen der Königin nachzugeben. „Herrin," ſagte er, „ich will nicht, daß du Urſache habeſt, eine ſo ſchlechte Meinung von meiner Ehrfurcht gegen dich zu hegen, und von meinem Eifer, zu Allem beizutragen, was dir nur Vergnügen machen kann. Ich ſetze volles Vertrauen in dein Wort und zweifle nicht, daß du es mir halten wirſt. Nur bitte ich, du mögeſt die hohe Ehre, die du meinem Neffen zugedacht, noch bis auf den Tag verſchieben, da du wieder hier vorbeikommen wirſt." — „Das wäre alſo bis morgen," verſetzte die Königin, und mit dieſen Worten neigte ſie das Haupt als Zeichen ihrer Dankbarkeit und zog nach ihrem Palaſte zurück.

Als die Königin Labe mit dem ganzen Prunk, der ſie umgab, vorübergezogen war, ſprach der gute Abdallah zu dem König Beder: „Mein Sohn (ſo pflegte er ihn nämlich zu nennen, um ſich nicht zu verrathen, wenn er öffentlich von ihm ſpräche), du haſt ſelbſt geſehen, daß ich der Königin ihre dringende Bitte nicht abſchlagen konnte; ſie wäre ſonſt gereizt worden und hätte gewiß entweder öffentlich oder heimlich durch ihre Zauberkraft Gewalt gebraucht und im Grimme gegen uns Beide dich noch weit grauſamer und ſchändlicher behandelt, als Alle, die ihr bis jetzt in die Hände gerathen ſind, und von denen ich die bereits geſagt habe. Ich habe einigen Grund zu glauben, daß ſie wegen der ganz beſonderen Achtung, die ſie für mich hat, ihr Verſprechen halten und dich gut behandeln wird. Du haſt dies ſelbſt bemerken können an der Höflichkeit, die der ganze Hof mir bewieſen hat. Sie wäre verflucht von Gott, wenn ſie mich betröge; aber ſie würde mich auch nicht ungeſtraft betrügen und ich würde mich wohl zu rächen wiſſen."

Dieſe Verſicherungen, die ſehr ungewiß lauteten, vermochten den König Beder nicht ſonderlich zu beruhigen. „Nach Allem, was du mir von der Bosheit dieſer Königin erzählt haſt," ſagte er zu dem Alten, „verhehle ich dir nicht, daß ich mich gewaltig fürchte, ihr zu nahen. Vielleicht würde ich mich über Alles, was du ſagteſt, wegſetzen, und mich von dem Glanze und der Herrlichkeit, die ſie umgibt, blenden laſſen, wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, was es heißt, in der Gewalt einer Zauberin zu ſtehen.

Grauſen erfüllt meine Seele, wenn ich des Zuſtandes gedenke, in welchen mich die Prinzeſſin Giauhare gezaubert hat, und aus dem ich, wie es ſcheint, nur befreit worden bin, um ſogleich wieder in einen noch entſetzlicheren zu gerathen." Seine Thränen hinderten ihn, mehr zu ſagen, und gaben zu erkennen, mit welchem Widerwillen er ſich in der traurigen Nothwendigkeit ſah, der Königin Labe ausgeliefert zu werden.

„Mein Sohn," ſprach der alte Abdallah zu ihm, „betrübe dich nicht. Ich geſtehe, daß man auf die Verſprechungen und ſelbſt auf die Schwüre dieſer argliſtigen Königin nicht ſehr bauen darf. Dagegen ſollſt du jetzt erfahren, daß alle ihre Macht ſich nicht bis auf mich erſtreckt. Sie weiß dies wohl, und deßhalb beſonders, ſonſt aus keinem Grunde, hat ſie ſo viele Rückſichten für mich. Ich werde ſie ſchon zu verhindern wiſſen, dir das geringſte Leid anzuthun, wenn ſie auch treulos genug wäre, ſich einer Bosheit gegen dich unterfangen zu wollen. Du kannſt dich auf mich verlaſſen, und wenn du nur die Weiſung genau befolgſt, die ich dir geben werde, ehe ich dich ihr überliefere, ſo bürge ich dir dafür, daß ſie eben ſo wenig Gewalt über dich haben wird, als über mich."

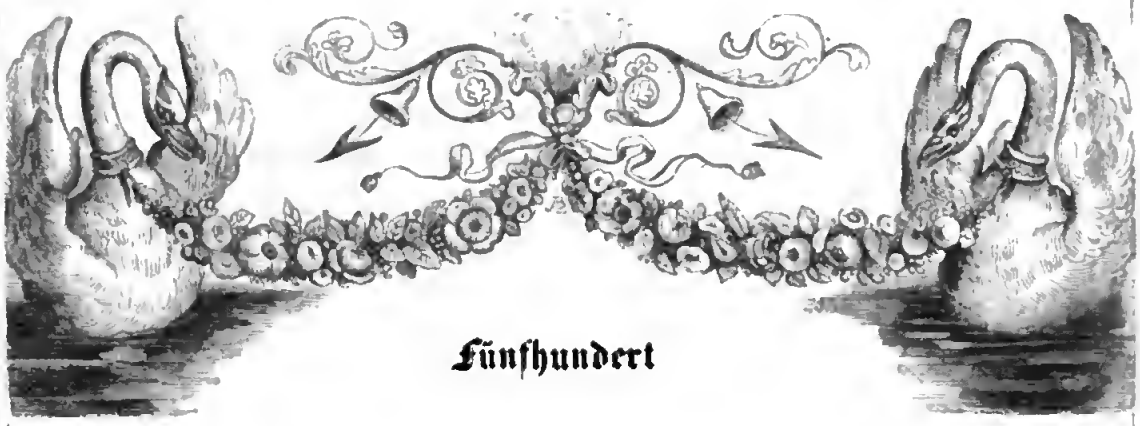
Die Zauberkönigin ermangelte nicht, am folgenden Tage mit demſelben Gepränge, wie Tags zuvor, an der Bude des alten Abdallah zu erſcheinen, und der Greis erwartete ſie mit großer Ehrfurcht. „Guter Vater," ſagte ſie zu ihm, indem ſie anhielt, „die Pünktlichkeit, womit ich komme, dich an dein Verſprechen zu erinnern, ſey dir ein Beweis von meinem ungeduldigen Wunſche, deinen Neffen bei mir zu haben. Ich weiß, du biſt ein Mann von Wort, und will nicht glauben, daß du deinen Sinn geändert haſt."

Abdallah, der ſich ſogleich bei der Annäherung der Königin zur Erde geworfen, ſtand wieder auf, als ſie ausgeredet hatte, und da er Niemand hören laſſen wollte, was er ihr zu ſagen hatte, trat er ehrerbietig bis zum Kopfe ihres Pferdes vor und ſagte leiſe zu ihr: „Mächtige Königin, ich bin überzeugt, du wirſt es mir nicht übel nehmen, daß ich dir geſtern nicht ſogleich und ohne Bedenken meinen Neffen anvertraut habe; du ſelbſt weißt meine Gründe gewiß zu würdigen. Heute nun übergebe ich ihn dir mit Vergnügen; aber ich bitte dich, in Beziehung auf ihn alle Geheimniſſe dieſer wunderbaren Kunſt, die du in ſo ausgezeichnetem Grade beſitzeſt, vergeſſen zu wollen. Ich betrachte meinen Neffen als meinen eigenen Sohn, und du würdeſt mich in Verzweiflung ſtürzen, wenn du ihn anders behandeln wollteſt, als du die Güte hatteſt, mir zu verſprechen."

„Ich verſpreche es dir abermals," antwortete die Königin, „und wiederhole es dir mit demſelben Schwure wie geſtern, daß ihr Beide, ſowohl du als er, alle Urſache

haben ſollt, mit mir zufrieden zu ſeyn. Ich ſehe wohl, daß du mich noch nicht ganz kennſt," fügte ſie hinzu. Du haſt mich bisher nur mit verſchleiertem Geſichte geſehen; weil ich aber deinen Neffen meiner Freundſchaft würdig finde, ſo will ich dir zeigen, daß ich auch der ſeinigen nicht unwürdig bin." Bei dieſen Worten zeigte ſie dem König Beder, der ſich mit Abdallah genähert hatte, eine unvergleichliche Schönheit. Allein der König Beder war nicht ſonderlich davon erbaut. „Wahrhaftig," ſprach er bei ſich ſelbſt, „es iſt nicht genug, ſchön zu ſeyn; die Handlungen müſſen ſich ebenfalls ſo makellos bewähren, als die Schönheit vollendet iſt."

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:



Fünfhundert

und

dreizehnte Nacht.

Indeß der König Beder, die Augen auf die Königin Labe geheftet, also in seinem Innern dachte, drehte sich der alte Abdallah nach ihm um, faßte ihn bei der Hand und stellte ihn ihr vor mit den Worten: „Hier ist er, Herrin, ich flehe dich nochmals an, zu bedenken, daß er mein Neffe ist, und ihm zu erlauben, daß er mich hie und da besuche.“ Die Königin versprach es ihm und ließ ihm zum Zeichen ihrer Erkenntlichkeit einen Beutel mit tausend Goldstücken überreichen, den sie hatte mitbringen lassen. Er weigerte sich anfangs, ihn anzunehmen; allein sie verlangte es durchaus, und so konnte er nicht anders. Für den König von Persien hatte sie ein Roß mitbringen lassen, das eben so prachtvoll aufgeschirrt war, wie das ihrige. Man führte es ihm vor, und während er den Fuß in den Steigbügel setzte, sagte die Königin zu Abdallah: „Ich habe vergessen, dich zu fragen, wie dein Neffe heißt,“ und auf seine Antwort, daß er Beder heiße, erwiderte sie: „Es ist dies ein Fehler, er sollte vielmehr Schems [1] heißen.“

Als der König Beder zu Pferde gestiegen war, wollte er seinen Platz hinter der Königin einnehmen; allein sie ließ ihn auf ihre linke Seite vorrücken und verlangte, er solle neben ihr reiten. Dabei blickte sie Abdallah an, und nachdem sie ihm mit dem Kopfe zugenickt, setzte sie ihren Weg fort.

[1] Schems, im Arabischen Sonne.

Digitized by Google

Statt in den Augen des Volks ein gewiſſes Vergnügen und zugleich Ehrerbietung beim Anblick der Königin zu bemerken, gewahrte der König im Gegentheil, daß man ſie mit Verachtung anſah, und daß Mehrere ſogar tauſend Verwünſchungen gegen ſie ausſtießen. „Die Zauberin," ſagten Einige, „hat wieder eine neue Zielſcheibe für ihre Bosheit gefunden: wird der Himmel niemals die Welt von ihrer Tyrannei befreien?" — „Armer Fremdling!" riefen Andere, „du biſt ſchwer betrogen, wenn du glaubſt, dein Glück werde lange dauern: du wirſt nur deßhalb ſo hoch gehoben, damit dein Fall um ſo furchtbarer ſey." Aus dieſen Reden erkannte er, daß der alte Abdallah ihm die Königin Labe geſchildert hatte, wie ſie wirklich war. Aber da es nicht mehr in ſeiner Macht ſtand, ſich der Gefahr zu entziehen, worin er ſchwebte, ſo übergab er ſich in den Schutz der Vorſehung und harrte geduldig, was dem Himmel gefallen würde, über ihn zu beſchließen.

Die Zauberkönigin kam in ihren Palaſt, und als ſie abgeſtiegen war, ließ ſie ſich vom König Beder die Hand reichen und trat in Begleitung ihrer Frauen und der

Offiziere ihrer Verſchnittenen mit ihm hinein. Sie führte ihn ſelbſt in allen Zimmern herum, wo nichts als eitel Gold, Edelſteine und Geräthſchaften von ungemeiner Pracht zu erblicken waren. Endlich führte ſie ihn in ihr Gemach und von da auf einen Balkon, wo ſie ihm einen Garten von bezaubernder Schönheit zeigte. Der König Beder lobte

Alles, was er ſah, mit vieler Feinheit, jedoch auf eine Art, daß ſie nicht auf die Vermuthung kommen konnte, er ſey etwas Anderes, als der Neffe des alten Abdallah. Sie unterhielten ſich von verſchiedenen gleichgültigen Dingen, bis der Königin gemeldet wurde, das Mahl ſey aufgetragen.

Die Königin und der König Beder ſtanden auf, gingen weg und ſetzten ſich zu Tiſche. Der Tiſch war von gediegenem Gold und die Schüſſeln gleichfalls. Sie aßen, ohne beinahe etwas zu trinken, bis zum Nachtiſch. Nun aber ließ die Königin ihre goldene Schale mit köſtlichem Weine füllen, und nachdem ſie auf die Geſundheit des Königs Beder getrunken hatte, ließ ſie die Schale, die ſie in ihrer Hand behielt, abermals füllen und reichte ſie ihm dar. Der König Beder nahm ſie mit großer Ehrerbietung an, und gab durch eine tiefe Verneigung des Hauptes zu verſtehen, daß er nunmehr auf die Geſundheit der Königin trinke.

Zu gleicher Zeit traten zehn Frauen der Königin Labe mit Inſtrumenten herein und machten, indem ſie dieſelben mit ihren Stimmen begleiteten, ein angenehmes Concert, während der König und die Königin fortfuhren, bis tief in die Nacht zu trinken. Durch das viele Trinken wurden ſie Beide endlich ſo erhitzt, daß der König Beder allmählig in der Königin die Zauberin vergaß und ſie nur noch als die ſchönſte Königin betrachtete, die auf der Welt lebe. Sobald die Königin bemerkte, daß ſie ihn bis auf den Punkt gebracht hatte, wo ſie ihn wünſchte, gab ſie den Verſchnittenen und ihren Frauen ein Zeichen, ſich zu entfernen. Sie gehorchten; der König Beder aber und die Königin gingen mit einander zu Bette.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Aufſtehen, gingen die Königin und der König Beder in's Bad, und nach dem Bade brachten die Frauen, die den König darin bedient hatten, ihm weiße Wäſche und ein überaus prachtvolles Kleid. Die Königin, die ebenfalls ein noch köſtlicheres Kleid angezogen hatte, als Tags zuvor, holte ihn ab, und ſie gingen zuſammen auf ihr Zimmer. Man trug ihnen ein gutes Mahl auf, und nach demſelben brachten ſie den Tag mit Luſtwandeln im Garten und verſchiedenen andern Ergötzlichkeiten angenehm zu.

Hier unterbrach die Sultanin Scheherſad ihre Erzählung, die ſie in der folgenden Nacht alſo fortſetzte:

Fünfhundert

und

vierzehnte Nacht.

Auf dieſe Weiſe behandelte und bewirthete die Königin Labe den König Beder vierzig Tage lang, wie ſie es mit allen ihren Liebhabern zu thun pflegte. Als ſie ſich in der Nacht vom vierzigſten Beide zu Bette gelegt hatten, und die Königin glaubte, der König Beder ſchliefe, ſtand ſie leiſe auf; der König Beder aber, der aufgewacht war und merkte, daß ſie etwas im Schilde führte, ſtellte ſich ſchlafend und gab auf alle ihre Handlungen Acht. Als ſie aufgeſtanden war, öffnete ſie ein Käſtchen und nahm daraus eine Kapſel, die mit einem gewiſſen gelben Pulver gefüllt war. Dieſes Pulver nahm ſie und ſtreute es in einer Reihe quer durch das Zimmer. Sogleich verwandelte ſich dieſer Strich in einen Bach ſehr klaren Waſſers zum großen Erſtaunen des Königs Beder. Er zitterte vor Furcht, that ſich aber dennoch den Zwang an, ſich fortwährend ſchlafend zu ſtellen, um der Zauberin nicht zu verrathen, daß er wache.

Die Königin Labe ſchöpfte mit einem Gefäß Waſſer aus dem Bache, goß davon in ein Becken, worin Mehl war, und machte daraus einen Teig, den ſie ſehr lange

knetete. Zuletzt schüttete sie noch Spezereien aus verschiedenen Schachteln dazu und bereitete daraus einen Kuchen, den sie in eine bedeckte Torteupfanne legte. Da sie vor allen Dingen ein großes Feuer angezündet hatte, so nahm sie Kohlen und setzte die Pfanne darauf; während der Kuchen gebacken wurde, stellte sie die Gefäße und Schachteln, die sie gebraucht hatte, wieder an ihren Ort, und auf gewisse Worte, welche sie aussprach, verschwand der Bach wieder, der mitten im Zimmer rieselte. Als der Kuchen fertig war, nahm sie ihn von den Kohlen und trug ihn in ein Gemach; sodann legte sie sich wieder zu dem König Beder in's Bett, der sich so gut zu verstellen wußte, daß sie nicht den geringsten Verdacht hatte, er möchte etwas von dem, was sie eben gethan, gesehen haben.

Der König Beder, der über all diesen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten den guten alten Abdallah ganz vergessen hatte, erinnerte sich jetzt wieder seiner und glaubte, nach dem, was er die Königin Labe in der Nacht hatte thun sehen, seines Rathes zu bedürfen.

Sobald er aufgestanden war, äußerte er gegen die Königin den Wunsch, ihn zu besuchen, und bat sie um ihre gütige Erlaubniß dazu. „Ei wie, mein lieber Beder!" antwortete die Königin, „langweilt es dich schon, ich will nicht sagen in einem so prächtigen Palaste zu wohnen, worin du Annehmlichkeiten aller Art findest, sondern in

der Gesellschaft einer Königin zu leben, die dich so leidenschaftlich liebt und dir so viele Beweise ihrer Liebe gibt?"

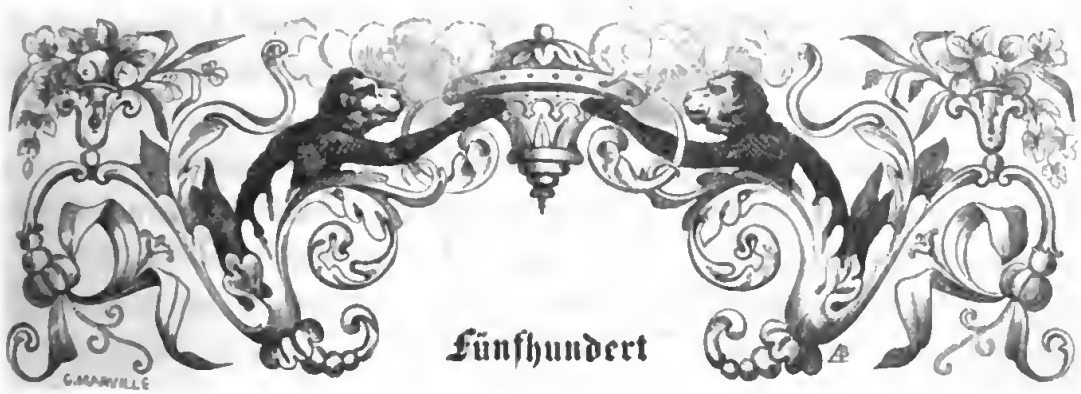
„Große Königin!" erwiderte der König Beder, „wie könnte ich mich langweilen bei so hoher Anmuth und bei so vielen Gunstbezeigungen, deren ich mich zu erfreuen habe? Nein, meine Herrin! ich wünsche diese Erlaubniß nur, um meinem Oheim von den unendlichen Verpflichtungen zu erzählen, die ich gegen dich habe, und um ihm zu beweisen, daß ich ihn nicht vergesse. Ich verhehle es nicht, daß ich hauptsächlich diesen Grund habe: da ich weiß, daß er mich zärtlich liebt und es schon vierzig Tage sind, daß er mich nicht gesehen hat, so will ich ihm nicht durch mein längeres Ausbleiben Anlaß geben zu glauben, daß ich seine Gesinnung nicht erwidere." — „So geh' denn," antwortete die Königin, „ich habe nichts dagegen; aber bleib' nicht lange aus und bedenke wohl, daß ich nicht ohne dich leben kann." Sie ließ ihm ein reich aufgeschirrtes Roß vorführen und er ritt von dannen.

Der alte Abdallah war sehr erfreut, den König Beder wieder zu sehen. Ohne Rücksicht auf seinen hohen Stand, umarmte er ihn zärtlich, und der König Beder umarmte ihn gleichfalls, damit Niemand daran zweifeln möchte, daß er sein Neffe sey. Als sie sich gesetzt hatten, fragte Abdallah den König: „Nun, wie hast du dich bei dieser Ungläubigen, dieser Zauberin, befunden und wie befindest du dich noch bei ihr?"

„Bis jetzt," antwortete der König Beder, „kann ich sagen, daß sie alle nur erdenkliche Rücksichten für mich hat, und daß sie mir alle mögliche Achtung und Aufmerksamkeiten erweist, um mich zu überzeugen, wie sie mich von ganzem Herzen liebe; aber heute Nacht habe ich etwas bemerkt, was mir gegründete Ursache gibt, zu argwöhnen, daß Alles, was sie gethan hat, nur Verstellung ist. Während sie mich schlafend wähnte, obschon ich wachte, bemerkte ich, daß sie mit großer Behutsamkeit von mir wegrückte und aufstand. Diese Behutsamkeit veranlaßte mich, statt wieder einzuschlafen, sie genau zu beobachten, indeß ich mich fortwährend stellte, als schliefe ich noch." Und so erzählte er weiter, wie und unter welchen Umständen er sie den Kuchen backen gesehen habe, und schloß mit den Worten: „Ich will es nur gestehen, bis jetzt hatte ich dich sammt allen deinen Warnungen wegen ihrer Bosheit beinahe ganz vergessen: aber diese Handlung läßt mich fürchten, daß sie weder die Versprechungen, die sie dir gegeben, noch ihre feierlichen Schwüre halten wird. Ich habe sogleich an dich gedacht und schätze mich glücklich, daß sie mir mit mehr Bereitwilligkeit, als ich erwartete, die Erlaubniß gegeben hat, dich zu besuchen."

„Du haſt dich nicht getäuſcht," antwortete der alte Abdallah mit einem Lächeln, das zu verſtehen gab, daß er ſelbſt geglaubt habe, ſie würde nicht anders verfahren. „Nichts iſt im Stande, die Schändliche zu beſſern. Aber fürchte nichts, ich weiß ein Mittel, wodurch das Uebel, das ſie dir anthun will, auf ihr eigen Haupt zurückfallen ſoll. Du haſt noch zur rechten Zeit Verdacht geſchöpft und konnteſt nichts Beſſeres thun, als dich ſogleich an mich wenden. Da ſie ihre Liebhaber nicht länger als vierzig Tage behält und ſie, ſtatt ſie anſtändig zu entlaſſen, in Thiere verwandelt, womit ſie ihre Wälder, Parke und Felder anfüllt, ſo habe ich geſtern ſchon meine Maßregeln getroffen, um ſie zu verhindern, daß ſie dir nicht daſſelbe Schickſal bereiten kann. Schon zu lange trägt die Erde dieſes Ungeheuer; die Schändliche ſoll nun endlich ſelbſt behandelt werden, wie ſie verdient."

Als die Sultanin Scheherſad bei dieſen Worten den Tag anbrechen ſah, ſchwieg ſie und fuhr in der folgenden Nacht in ihrer Erzählung fort:



Fünfhundert

und

fünfzehnte Nacht.

Mit dieſen Worten gab Abdallah dem König Beder zwei Kuchen in die Hand und ſagte ihm, er ſolle ſie aufbewahren und den Gebrauch davon machen, den er jetzt ſogleich hören werde: „Du haſt mir geſagt," fuhr er fort, „daß die Zauberin heute Nacht einen Kuchen gebacken hat: er iſt dazu beſtimmt, daß du ihn eſſen ſollſt; aber hüte dich wohl, davon zu koſten. Du kannſt ihn zwar annehmen, wenn ſie dir davon darbietet, aber ſtatt ihn an den Mund zu bringen, mußt du es ſo einrichten, daß du, ohne von ihr bemerkt zu werden, von einem der beiden Kuchen iſſeſt, die ich dir ſo eben gegeben habe. Wenn ſie nun glaubt, du habeſt von dem ihrigen gegeſſen, ſo wird ſie nicht ermangeln, dich in irgend ein Thier verwandeln zu wollen. Es wird ihr nicht gelingen, und ſie wird nun der Sache eine ſcherzhafte Wendung zu geben verſuchen, wie wenn ſie es bloß zum Spaſſe gethan hätte, und um dir einen kleinen Schreck einzujagen; indeſſen wird ein tödtlicher Grimm ihre Seele zerfreſſen, und ſie wird glauben, ſie habe in der Zubereitung des Kuchens einen Fehler gemacht. Mit dem andern Kuchen nun wirſt du ihr ein Geſchenk machen und in ſie dringen, daß ſie davon eſſe. Sie wird davon eſſen, und wäre es auch nur, um dir zu zeigen, daß ſie dir nicht mißtraut, nachdem ſie ſelbſt dir Anlaß gegeben hat, ihr zu mißtrauen. Sobald ſie davon gegeſſen, ſo nimm etwas Waſſer in die hohle Hand, ſpritze es ihr in's

Geſicht und ſprich: Verlaß dieſe Geſtalt und nimm die Geſtalt dieſes Thieres an (welches du gerade willſt); komm dann mit dem Thiere hierher, ſo will ich dir ſagen, was weiter zu thun iſt."

Der König Beder gab dem alten Abdallah mit den ausdruckvollſten Worten zu verſtehen, wie ſehr er ihm dafür verbunden ſey, daß er es ſich ſo angelegen ſeyn laſſe, einer ſo gefährlichen Zauberin die Mittel zu entreißen, ihre Bosheit an ihm auszuüben; er unterhielt ſich noch einige Zeit mit ihm und nahm dann Abſchied, um in den Palaſt zurückzukehren. Bei ſeiner Ankunft meldete man ihm, die Zauberin erwarte ihn mit großer Ungeduld im Garten. Er ging dahin, um ſie aufzuſuchen, und die Königin

Labe hatte ihn nicht ſobald bemerkt, als ſie mit großer Haſt auf ihn zutrat. „Mein lieber Beder," ſagte ſie zu ihm, „mit allem Recht ſagt man, daß nichts die Stärke und den hohen Grad der Liebe beſſer erkennen laſſe, als die Entfernung des Gegenſtandes, den man liebt. Ich habe keine Ruhe gehabt, ſeit ich dich aus dem Auge verlor, und es iſt mir, als hätte ich dich Jahre lang nicht geſehen. Wenn du noch ein wenig länger ausgeblieben wäreſt, ſo hatte ich bereits im Sinn, dich ſelbſt aufzuſuchen."

„Herrin!“ erwiderte der König Beder, „ich kann dich versichern, daß ich nicht weniger Ungeduld empfand, wieder zu dir zu kommen; aber ich habe einem Oheim, der mich liebt und schon so lange Zeit nicht mehr gesehen hatte, einige kurze Augenblicke nicht versagen können. Er wollte mich noch länger aufhalten, aber ich habe mich seiner Zärtlichkeit entrissen, um dahin zu eilen, wohin mich die Liebe rief. Er hatte mir ein großes Mahl bereitet, allein ich habe mich mit einem Kuchen begnügt, den ich für dich mitbringe.“ Der König Beder, der einen der beiden Kuchen in ein sehr hübsches Tuch gewickelt hatte, zog ihn jetzt hervor und bot ihn ihr dar mit den Worten: „Hier ist er, Herrin! ich bitte dich, ihn huldvoll anzunehmen.“

„Herzlich gern,“ antwortete die Königin, indem sie sich ihn geben ließ; „ich werde mit Vergnügen davon essen, sowohl dir, als deinem Oheim zu Liebe, der mein guter Freund ist; zuvor aber verlange ich, daß du mir zu Liebe von diesem hier essest, den ich während deiner Abwesenheit gemacht habe.“ — „Schöne Königin!“ sagte der König Beder, indem er ihn ehrfurchtsvoll annahm, „Hände, wie die deinigen, können nichts als Ausgezeichnetes bereiten, und du erweisest mir eine Gnade, wofür ich dir meinen Dank nicht stark genug ausdrücken kann.“

Der König Beder vertauschte geschickt den Kuchen der Königin mit dem andern, den der alte Abdallah ihm gegeben hatte, brach ein Stück davon ab und nahm es in den Mund. „Ach, Königin!“ rief er aus, indem er davon aß, „nie habe ich etwas Köstlicheres gegessen!“ Da sie nahe an einem Springbrunnen waren und die Zauberin sah, daß er den Bissen verschluckt hatte und eben einen andern essen wollte, so schöpfte sie mit der hohlen Hand Wasser aus dem Becken und spritzte es ihm in's Gesicht mit den Worten: „Unglücklicher! verlaß diese Menschengestalt und nimm die Gestalt eines garstigen einäugigen und lahmen Pferdes an!“

Bei dieser Stelle bemerkte die Sultanin Scheherfad den Anbruch des Tages und verschob die Erzählung bis zur folgenden Nacht, wo sie also sprach:

Fünfhundert

und

ſechzehnte Nacht.

Dieſe Worte blieben ohne Wirkung, und die Zauberin war äußerſt betroffen, als ſie den König Beder unverwandelt ſah und nur den Ausdruck eines heftigen Schrecks an ihm bemerkte. Feuerröthe ſtieg ihr in's Geſicht, und als ſie ſich überzeugte, daß ihr Kunſtgriff mißlungen war, ſprach ſie zu ihm: „Es iſt nichts, lieber Beder, beruhige dich, ich habe dir kein Leid anthun wollen; ich habe es bloß gethan, um zu ſehen, was du dazu ſagen würdeſt. Ich müßte fürwahr die elendeſte und fluchwürdigſte aller Frauen ſeyn, wenn ich, ich will nicht ſagen, nach den Schwüren, die ich gethan, ſondern ſelbſt nach den Beweiſen der Liebe, die ich dir gegeben habe, eine ſolche ſchwarze Handlung begehen könnte.“

„Mächtige Königin!“ antwortete der König Beder, „ſo ſehr ich überzeugt bin, daß du es nur zur Beluſtigung gethan haſt, ſo konnte ich mich doch einer Ueberraſchung nicht erwehren. Wie könnte man aber auch ohne eine innere Bewegung bleiben, wenn man Worte hört, die im Stande ſind, eine ſo ſeltſame Verwandlung zu bewirken? Aber, Herrin! ſchweigen wir jetzt davon, und da ich von deinem Kuchen gegeſſen habe, ſo erweiſe mir jetzt die Gnade, auch den meinigen zu koſten.“

Die Königin Labe, die ſich nicht beſſer rechtfertigen konnte, als wenn ſie dem König von Perſien dieſen Beweis ihres Vertrauens gab, brach ein Stück von dem

Kuchen ab und aß es. Kaum aber hatte sie es verschluckt, so schien sie ganz verwirrt und blieb regungslos stehen. Der König Beder verlor keine Zeit; er schöpfte aus demselben Becken Wasser und spritzte es ihr in's Gesicht, indem er ausrief: „Verfluchte Zauberin! verlaß' diese Gestalt und verwandle dich in eine Stute."

In demselben Augenblick wurde die Königin Labe in eine sehr schöne Stute

verwandelt, und ihre Bestürzung über diese Verwandlung war so groß, daß sie einen Strom von Thränen vergoß. Sie senkte das Haupt bis zu den Füßen des Königs Beder, wie wenn sie ihm Mitleid einflößen wollte. Aber wenn er auch geneigt gewesen wäre, sich erweichen zu lassen, so stand es doch nicht in seiner Macht, das Uebel wieder gut zu machen, das er angerichtet hatte. Er führte die Stute in den königlichen Marstall und übergab sie einem Reitknecht, um sie zu satteln und aufzuzäumen; aber unter allen Zäumen, die der Reitknecht ihr anlegte, wollte keiner passen. Er ließ daher noch zwei Pferde satteln und zäumen, eines für sich und das andere für den Reitknecht, und der Reitknecht mußte ihm mit der Stute in der Hand zum alten Abdallah folgen.

Als Abdallah den König Beder und die Stute von Weitem erblickte, zweifelte er nicht, daß Beder gethan hätte, was er ihm empfohlen. „Verwünschte Zauberin!"

ſprach er ſogleich voll Freude bei ſich, „endlich hat dich der Himmel gezüchtigt, wie du verdienſt.“ Der König Beder ſtieg alsbald vor Abdallahs Bude ab, ging zu dem Alten hinein, umarmte ihn und dankte ihm für alle die Dienſte, die er ihm geleiſtet habe. Hierauf erzählte er, wie ſich Alles zugetragen, und bemerkte, daß er keinen paſſenden Zaum für die Stute gefunden habe. Abdallah, der einen für alle Pferde paſſenden hatte, zäumte die Stute ſelbſt damit auf, und nachdem der König Beder den Stallknecht mit den beiden Pferden zurückgeſchickt hatte, ſagte er zu ihm: „Herr! du brauchſt dich jetzt nicht länger in dieſer Stadt aufzuhalten; beſteig die Stute und kehre zurück in dein Königreich. Das Einzige, was ich dir noch zu empfehlen habe, iſt das: wenn du einmal die Stute veräußerſt, ſo hüte dich ja, ſie mit dem Zaume wegzugeben.“ Der König Beder verſprach, dies nicht zu vergeſſen, und nachdem er ihm Lebewohl geſagt hatte, reiste er ab.

Der junge König von Perſien war nicht ſobald außerhalb der Stadt, als er ſich kaum faſſen konnte vor Freude, aus einer ſo großen Gefahr befreit zu ſeyn und die Zauberin, die er ſo große Urſache hatte zu fürchten, in ſeiner Gewalt zu ſehen. Drei Tage nach ſeiner Abreiſe kam er in eine große Stadt. In der Vorſtadt begegnete ihm ein Greis von einigem Anſehen, der zu Fuß nach einem Luſthauſe ging, das er dort hatte. „Herr!“ redete ihn der Greis an, indem er ſtehen blieb, „darf ich wohl fragen, woher du kommſt?“ Beder machte ebenfalls Halt, um ihn zu befriedigen, und während der Greis noch einige Fragen that, kam ein altes Weib dazu, das ebenfalls ſtehen blieb und anfing zu weinen, indem ſie die Stute mit tiefen Seufzern betrachtete.

Der König Beder und der Greis unterbrachen ihr Geſpräch, um die Alte anzuſehen, und der König Beder fragte ſie, warum ſie ſo weine? „Ach, Herr!“ antwortete ſie, „weil deine Stute einer Stute, die mein Sohn hatte und die ich noch immer ihm zu Liebe bedaure, ſo vollkommen gleicht, daß ich ſie für dieſelbe halten würde, wenn ſie nicht todt wäre. Ich bitte dich, verkaufe ſie an mich; ich will dir bezahlen, ſo viel ſie werth, und dir dabei immer noch großen Dank ſchuldig bleiben.“

„Gutes Mütterchen!“ erwiderte der König Beder, „es thut mir leid, daß ich dir deine Bitte nicht gewähren kann: meine Stute iſt mir nicht feil.“ — „Ach, Herr!“ fuhr die Alte dringend fort, „ich beſchwöre dich im Namen Gottes, verſage ſie mir nicht. Mein Sohn und ich würden vor Gram ſterben, wenn du uns dieſe Gnade nicht gewährteſt.“ — „Liebe Frau!“ entgegnete der König Beder, „ich würde deinen Wunſch ſehr gerne erfüllen, wenn ich im Sinne hätte, eine ſo gute Stute zu verkaufen; aber wenn dies auch wäre, ſo glaube ich nicht, daß du mir tauſend Goldſtücke darum

geben wollteſt: denn in dieſem Fall würde ich den Preis nicht niedriger ſtellen." — „Warum ſollte ich dir nicht ſo viel geben?" erwiderte die Alte: „du darfſt nur Ja ſagen, ſo will ich ſie dir ſogleich ausbezahlen."

Der König Beder, der die Alte ziemlich armſelig gekleidet ſah, konnte ſich nicht denken, wie ſie im Stande ſeyn ſollte, eine ſo große Summe zu erſchwingen. Um zu erproben, ob ſie den Handel einhalten würde, ſagte er zu ihr: „Gib mir das Geld und die Stute gehört dir." Sogleich band die Alte einen Beutel von ihrem Gürtel los und überreichte ihm denſelben mit den Worten: „Bemühe dich abzuſteigen, damit wir zählen, ob die Summe richtig iſt. Sollte etwas daran fehlen, ſo will ich es bald herbeiſchaffen; mein Haus iſt nicht weit von hier."

Der König Beder war außerordentlich erſtaunt, als er die Börſe ſah. „Gute Mutter!" ſprach er hierauf, „ſiehſt du denn nicht, daß ich alles dies bloß zum Scherz geſagt habe? Ich wiederhole dir, meine Stute iſt mir nicht feil."

Der Greis, der Zeuge der ganzen Verhandlung geweſen war, nahm hierauf das Wort und ſprach zu dem König Beder alſo: „Mein Sohn! ich muß dir etwas ſagen, das dir, wie ich ſehe, unbekannt iſt: es iſt in der Stadt bei Todesſtrafe verboten, auf irgend eine Art zu lügen. Du kannſt die Sache alſo nicht mehr ändern, du mußt von dieſer ehrlichen Frau das Geld nehmen und ihr deine Stute überlaſſen, da ſie die Summe bezahlt, die du dafür verlangt haſt. Du wirſt beſſer thun, die Sache ohne Lärm abzumachen, als dich dem Unglück auszuſetzen, das für dich daraus entſtehen könnte."

Scheherſad hielt inne, um in der folgenden Nacht fortzufahren:

Fünfhundert

und

siebenzehnte Nacht.

Der König Beder war sehr ärgerlich, daß er sich so unbesonnen in diesen bösen Handel verwickelt hatte, und stieg mit großem Verdruß ab. Die Alte bemächtigte sich schnell des Zaumes, zäumte die Stute ab, und noch mehr, sie schöpfte mit der Hand Wasser aus dem Bache, der mitten in der Straße floß, und bespritzte die Stute damit, indem sie folgende Worte sprach: „Meine Tochter! verlaß die fremde Gestalt und nimm die deinige wieder an.“ Die Verwandlung geschah in einem Augenblick, und der König Beder, der ohnmächtig wurde, als er die Königin Labe vor ihm erscheinen sah, würde zu Boden gesunken seyn, wenn der Greis ihn nicht gehalten hätte.

Die Alte, welche die Mutter der Königin Labe war, und sie in alle Geheimnisse der Zauberei eingeweiht hatte, hatte nicht sobald ihre Tochter umarmt und ihr ihre

Freude bezeigt, als ſie plötzlich durch ein Pfeifen einen ſcheußlichen Geiſt auf die Stelle zauberte, von rieſenhafter Geſtalt und Größe. Der Geiſt nahm ſogleich den König Beder auf eine Schulter, die Alte und die Zauberkönigin auf die andere, und verſetzte ſie in wenig Augenblicken nach dem Palaſt der Königin Labe in der Zauberſtadt.

Als die Zauberkönigin nun wieder in ihrem Palaſte war, machte ſie in ihrer Wuth dem König Beder heftige Vorwürfe. „Undankbarer!“ ſagte ſie zu ihm, „dies iſt alſo die Art, wie dein unwürdiger Oheim und du mir für all das Gute danken, das ich euch erwieſen habe! Ihr ſollt es mir Beide empfinden, wie ihr verdient.“ Mehr ſprach ſie nicht, ſondern nahm Waſſer und ſpritzte es ihm in's Geſicht mit den Worten: „Verlaß dieſe Geſtalt und fahre in die eines garſtigen Uhu!“ Auf dieſe Worte folgte ſogleich ihre Wirkung, und ſie befahl alsbald einer ihrer Frauen, den Uhu in einen Käfig zu ſperren und ihm weder Trank noch Speiſe zu reichen.

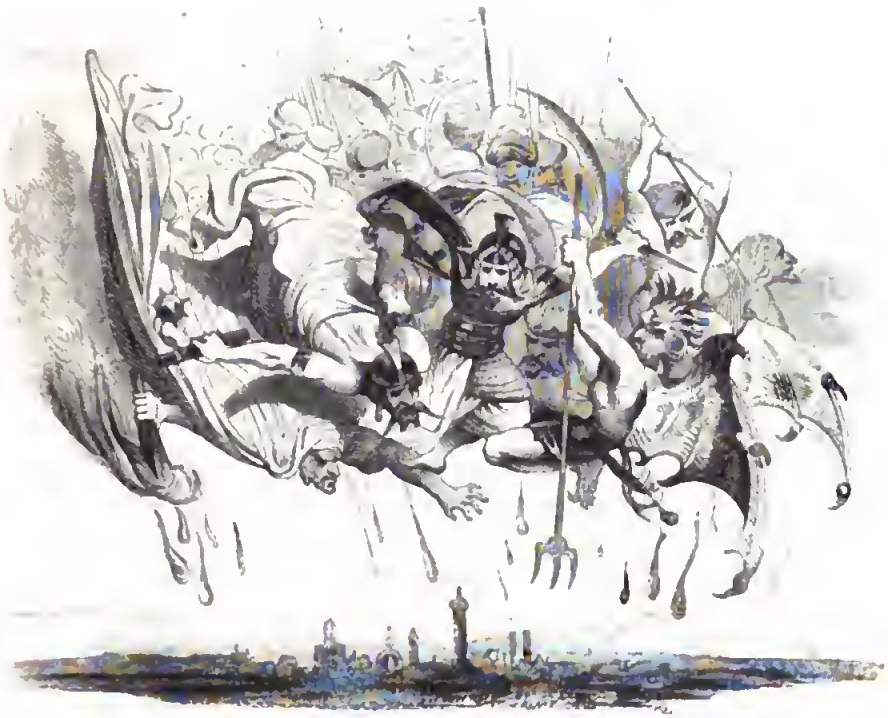
Die Frau trug den Käfig weg, achtete aber nicht auf das Verbot der Königin, ſondern ſtellte etwas Futter und Waſſer hinein. Da ſie noch überdies eine Freundin des alten Abdallah war, ſo ſchickte ſie heimlich zu ihm und that ihm kund, auf welche Art die Königin ſeinen Neffen behandelt, und daß ſie im Sinn habe, ſie Beide zu Grunde zu richten: er ſolle ſie daran zu verhindern ſuchen und auf ſeine eigene Rettung bedacht ſeyn.

Abdallah ſah wohl, daß gegen die Königin Labe keine Schonung mehr am Platze war. Er pfiff nun auf eine gewiſſe Art, und alsbald erſchien vor ihm ein großer Geiſt mit vier Flügeln, welcher fragte, warum er ihn gerufen habe. „Blitz," ſagte er zu ihm (ſo hieß nämlich der Geiſt), „es handelt ſich jetzt davon, dem König Beder, Sohn der Königin Gülnare, das Leben zu retten. Eile in den Palaſt der Zauberin und verſetze unverzüglich die mitleidige Frau, der ſie den Käfig in Verwahrung gegeben hat, nach der Hauptſtadt Perſiens, damit ſie die Königin Gülnare von der Gefahr unterrichte, in der ihr Sohn ſchwebt, und wie nöthig ihm ihre Hülfe iſt. Nimm dich in Acht, daß du ſie nicht erſchreckſt, indem du vor ihr erſcheinſt, und ſage ihr in meinem Namen, was ſie zu thun habe."

Blitz verſchwand und erſchien augenblicklich im Palaſte der Zauberin. Er belehrte die Frau, ſchwang ſich mit ihr in die Luft und brachte ſie ſo nach der Hauptſtadt Perſiens, wo er ſie auf das flache Dach niederſetzte, das mit dem Gemach der Königin Gülnare in Verbindung ſtand. Die Frau ſtieg die Treppe hinab, die dahin führte, und traf die Königin Gülnare und die Königin Faraſche, ihre Mutter, beiſammen, wie ſie ſich eben von dem traurigen Gegenſtand ihrer gemeinſamen Betrübniß unterhielten. Sie beugte ſich vor ihnen tief, und aus ihrem Berichte erkannten die beiden Königinnen, wie ſehr der König Beder ſchleuniger Hülfe bedurfte.

Die Königin Gülnare war über dieſe Nachricht ſo entzückt, daß ſie von ihrem Sitz aufſprang und die gefällige Frau umarmte, um ihr zu zeigen, wie ſehr ſie ihr für den ſo eben geleiſteten Dienſt dankbar ſey. Sie ging ſogleich hinaus und befahl im Palaſte die Trompeten zu blaſen und die Pauken und Trommeln zu rühren, um der ganzen Stadt anzukündigen, daß der König von Perſien bald zurückkommen werde. Als ſie in's Zimmer zurückkam, traf ſie den König Saleh, ihren Bruder, den die Königin Faraſche bereits durch eine gewiſſe Räucherung herbeigerufen hatte. „Ach, mein Bruder!" ſagte ſie zu ihm, „der König, dein Neffe, mein geliebter Sohn, befindet ſich in der Zauberſtadt in der Gewalt der Königin Labe. Laß uns eilen, ihn zu befreien, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherſad in der nächſten Nacht folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Fünfhundert und achtzehnte Nacht.

Der König Saleb versammelte in seinen Meerstaaten ein gewaltiges Kriegsheer, das sich alsbald aus dem Meere erhob; er rief auch die mit ihm verbündeten Geister zu Hülfe, die mit einem noch zahlreichern Heere, als das seinige, erschienen. Als die beiden Heere sich vereinigt hatten, stellte er sich an die Spitze mit der Königin Farasche, der Königin Gülnare und den Prinzessinnen, die ebenfalls an dem Feldzuge Theil nehmen wollten. Sie schwangen sich Alle in die Luft und stürzten alsbald über den Palast und die Zauberstadt her, wo die Zauberkönigin, ihre Mutter und alle Anbeter des Feuers in einem Augenblicke vertilgt wurden. Die Königin Gülnare hatte die Frau der Königin Labe mitgenommen, welche ihr die Nachricht von der Verzauberung und der Gefangenschaft des Königs, ihres Sohnes, gebracht hatte, und ihr empfohlen, in dem Getümmel auf nichts Anderes bedacht zu seyn, als den Käfig zu nehmen und ihr zu bringen. Dieser Auftrag wurde nach Wunsch ausgeführt. Sie öffnete den Käfig

mit eigener Hand, zog den Uhu heraus, beſpritzte ihn mit Waſſer, das ſie ſich hatte bringen laſſen, und ſprach dabei: „Mein theurer Sohn! verlaß dieſe fremde Geſtalt und nimm deine eigene Menſchengeſtalt wieder an!“

Im Augenblick ſah die Königin Gülnare nicht mehr den garſtigen Uhu, ſondern den König Beder, ihren Sohn. Sie umarmte ihn mit überſchwänglicher Freude, ſo daß ſie in ihrem Entzücken nicht im Stande war, ſie mit Worten auszuſprechen: ihre Thränen ergänzten es aber auf die ausdrucksvollſte Weiſe.

Die Königin Gülnare ließ ſich nun vor Allem angelegen ſeyn, den alten Abdallah aufſuchen zu laſſen, dem ſie die Rettung des Königs von Perſien verdankte. Als er vor ſie geführt wurde, ſprach ſie zu ihm: „Meine Verpflichtung gegen dich iſt ſo groß, daß es nichts gibt, wozu ich nicht bereit wäre, um dir meine Erkenntlichkeit zu zeigen. Sage mir ſelbſt, wodurch ich dies kann, und du ſollſt befriedigt werden.“ „Große Königin!“ erwiderte er, „wenn die Frau, die ich zu dir geſandt habe, meine Hand annehmen will, die ich ihr hiemit biete, und wenn der König von Perſien die Gnade haben will, mich an ſeinem Hofe zu dulden, ſo weihe ich von Herzen gern meine übrigen Tage ſeinem Dienſte.“ Die Königin Gülnare wandte ſich ſogleich zu der Frau, die gegenwärtig war, und da dieſe mit ſittſamem Erröthen zu erkennen gab, daß ſie keine Abneigung gegen dieſe Heirath habe, ſo fügte die Königin die Hände Beider in einander, und der König von Perſien und ſie übernahmen es, für ihr Glück zu ſorgen.

Dieſe Heirath gab dem König von Perſien Anlaß, das Wort zu ergreifen und die Königin, ſeine Mutter, anzureden: „Frau Mutter,“ ſagte er lächelnd zu ihr, „ich bin ſehr erfreut über die Heirath, die du geſtiftet haſt: es iſt aber noch eine andre übrig, an die du auch wohl denken ſollteſt.“ Die Königin Gülnare verſtand nicht ſogleich, welche Heirath er meinte; ſie beſann ſich einen Augenblick, und als es ihr einfiel, ſagte ſie: „Du willſt von deiner eigenen Vermählung ſprechen; ich gebe von Herzen gern meinen Segen dazu.“ Hierauf wandte ſie ſich zu den Meervölkern des Königs, ihres Bruders, und zu den Geiſtern, die gegenwärtig waren, und ſprach zu ihnen: „Eilet, durchſuchet alle Paläſte des Meeres und der Erde und bringet uns Kunde von der ſchönſten Prinzeſſin, die ihr bemerkt; denn dieſe allein iſt des Königs, meines Sohnes, würdig.“

„Frau Mutter,“ erwiderte der König Beder, „alle dieſe Mühe iſt unnöthig. Du weißt ohne Zweifel, daß ich der Prinzeſſin von Samandal auf die bloße Erzählung von ihrer Schönheit hin mein Herz geſchenkt habe. Nun aber haben meine Augen ſie

geſehen und ich bereue das Geſchenk nicht, das ich ihr gemacht habe. Wahrlich, es kann weder auf Erden noch unter den Waſſern eine Prinzeſſin leben, die mit ihr zu vergleichen wäre. Sie hat mich zwar allerdings, als ich ihr meine Liebe erklärte, auf eine Weiſe behandelt, welche die Flamme jedes andern minder entbrannten Liebhabers hätte auslöſchen können; allein ſie iſt zu entſchuldigen, und ſie konnte mich nicht gelinder behandeln nach der Gefangennehmung des Königs, ihres Vaters, deren Veranlaſſung ich immerhin war, wenn auch ohne meine Schuld. Vielleicht, daß der König von Samandal ſeine Geſinnung jetzt geändert und auch ſie keine Abneigung mehr hat, mich zu lieben und mir ihr Herz zu ſchenken, ſobald er darein willigt."

Scheherſad ſchwieg und erzählte in der nächſten Nacht weiter:

Fünfhundert

und

neunzehnte Nacht.

„Mein Sohn," antwortete die Königin Gülnare, „wenn die Prinzessin Staubare allein auf der Welt im Stande ist, dich glücklich zu machen, so will ich mich keineswegs der Vereinigung mit ihr widersetzen, im Fall sie nur möglich ist. Der König, dein Oheim, darf nur den König von Samandal kommen lassen, und wir werden bald sehen, ob er immer noch so ungeberdig ist, wie vorher."

Der König von Samandal war zwar bis jetzt von Anfang an in strengem Gewahrsam auf Befehl des Königs Saleh gehalten, aber doch immer mit vieler Achtung behandelt worden, und hatte sich mit den Offizieren, die ihn bewachten, auf einen freundlichen Fuß gesetzt. Der König Saleh ließ sich ein Feuerbecken bringen, warf eine gewisse Mischung hinein und sprach dabei geheimnißvolle Worte aus. Sobald der Rauch anfing emporzusteigen, verspürte man eine Erschütterung im Palast, und alsbald sah man den König von Samandal mit den Offizieren des Königs Saleh, die um ihn waren, erscheinen. Der König von Persien warf sich sogleich ihm zu Füßen, und mit einem Knie auf der Erde sprach er also zu ihm: „Herr, es ist nicht mehr der König Saleh, der dich um die Ehre einer Verbindung mit dir für den

König von Persien bittet: der König von Persien fleht dich jetzt in eigener Person an, ihm diese Gnade zu erweisen; ich kann mich nicht überzeugen, daß du den Tod eines Königs wollest, der nicht länger leben kann, außer mit der liebenswürdigen Prinzessin Giaubare."

Der König von Samandal duldete nicht, daß der König von Persien länger zu seinen Füßen blieb. Er umarmte ihn und nötbigte ihn aufzustehen. „Herr!" sagte er hierauf, „es sollte mir sehr leid thun, wenn ich irgend etwas zum Tode eines Königs beigetragen hätte, der so würdig ist, zu leben. Wenn es wahr ist, daß ein so kostbares Leben ohne den Besitz meiner Tochter nicht erhalten werden kann, so lebe, Herr, sie ist die deinige. Sie ist immer sehr gehorsam gegen mich gewesen und ich glaube nicht, daß sie sich diesmal meinem Willen widersetzen wird." Als er dies gesagt, befahl er einem seiner Offiziere, welche der König Saleh bei ihm gelassen

hatte, die Prinzessin Giaubare aufzusuchen und unverzüglich an Ort und Stelle zu bringen.

Die Prinzessin Giaubare war immer an demselben Orte geblieben, wo der König von Persien sie angetroffen hatte. Der Offizier fand sie dort, und bald sah man ihn mit ihr und ihren Frauen zurückkommen. Der König von Samandal umarmte die Prinzessin und sprach zu ihr: „Meine Tochter, ich habe dir einen Gemahl auserwählt; es ist der König von Persien, den du hier siehst, der vortrefflichste Monarch, der heutzutage auf der ganzen Welt zu finden ist. Der Vorzug, den er dir vor allen andern Prinzessinnen gegeben hat, verpflichtet sowohl dich, als mich, ihm unsere Erkenntlichkeit dafür zu beweisen."

„Herr," antwortete die Prinzessin Giaubare, „du weißt wohl, daß ich es nie an dem schuldigen Gehorsam habe fehlen lassen, in Allem, was du von mir gefordert hast. Auch jetzt bin ich bereit zu gehorchen, und ich hoffe, der König von Persien wird die Güte haben, mir die schlechte Behandlung zu verzeihen, die ich ihm habe angedeihen lassen: ich glaube, daß er billig genug ist, sie nur dem Drange meiner Pflicht zuzuschreiben."

Die Hochzeit wurde im Palast der Zauberstadt mit um so größerer Festlichkeit gefeiert, als alle Liebhaber der Zauberkönigin, die im Augenblicke ihres Todes ihre ursprüngliche Gestalt wieder angenommen hatten, und gekommen waren, um dem König von Persien, der Königin Gülnare und dem König Saleb zu danken, an dem Feste Theil nahmen. Es waren sämmtlich Königssöhne, Prinzen oder sonst junge Männer von ausgezeichnetem Rang.

Der König Saleb führte den König von Samandal nach seinem Reiche zurück und setzte ihn wieder auf seinen Thron. Der König von Persien, der nun auf dem Gipfel seiner Wünsche angekommen war, kehrte mit der Königin Giaubare, der Königin Gülnare, der Königin Farasche und den Prinzessinnen nach der Hauptstadt Persiens zurück. Die Königin Farasche und die Prinzessinnen blieben bei ihm, bis der König Saleb sie abholte und in sein Reich unter die Fluten des Meeres zurückführte.

Mit diesen Worten endigte Scheherfad ihre Geschichte. Der Sultan, für welchen Scheherfads Erzählungen stets neuen Reiz erhielten, ersuchte sie um Mittheilung einer andern; worauf sie in der folgenden Nacht also begann:

Fünfhundert

und

zwanzigſte Nacht.

Geſchichte des Prinzen Zeyn Alasnam und des Königs der Geiſter.

Ein König von Balſora beſaß große Reichthümer. Seine Unterthanen liebten ihn, aber er hatte keine Kinder, und das betrübte ihn über die Maßen. Indeß veranlaßte er alle heilige Männer in ſeinen Staaten durch namhafte Geſchenke, den Himmel für ihn um einen Sohn zu bitten, und ihre Gebete waren nicht erfolglos: die Königin ward ſchwanger und genaß glücklich eines Sohnes, welcher den Namen Zeyn Alasnam, d. h. Zierde der Bildſäulen, erhielt.

Der König ließ alle Sterndeuter ſeines Reichs zuſammenrufen und befahl ihnen, dem Kind das Horoskop zu ſtellen. Sie entdeckten durch ihre Beobachtungen, daß er

lange leben und viel Muth beſitzen würde, daß er dieſes Muthes aber auch bedürfe, um das vielfache Unglück, das ihn bedrohe, mannhaft zu ertragen. Der König erſchrack nicht über dieſe Weiſſagung. „Wenn mein Sohn Muth hat," ſagte er, „ſo iſt er nicht zu beklagen. Es iſt gut, wenn die Prinzen manchmal in ein Unglück kommen; Widerwärtigkeiten läutern ihre Tugend, ſie lernen dadurch nur um ſo beſſer regieren."

Er belohnte die Sterndeuter und entließ ſie in ihre Heimath. Seinen Sohn aber ließ er mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen. Er gab ihm Lehrer, ſobald er alt genug war, ihren Unterricht benutzen zu können. Der gute König wünſchte einen vollendeten Prinzen aus ihm zu machen; aber auf einmal wurde er von einer Krankheit befallen, welche ſeine Aerzte nicht zu heilen vermochten. Als er nun ſein Ende nahen ſah, ließ er ſeinen Sohn rufen und empfahl ihm unter Anderem, er ſolle ſich mehr die Liebe als die Furcht ſeines Volks zu erwerben ſuchen, niemals den Schmeichlern ſein Ohr leihen und eben ſo langſam im Belohnen als im Strafen ſeyn; denn gar häufig laſſen ſich die Könige durch falſchen Schein verführen, ſchlechte Leute mit Wohlthaten zu überhäufen und die Unſchuld zu unterdrücken.

Als der König geſtorben war, legte der Prinz Zeyn Trauerkleider an und trug ſie ſieben Tage lang. Am achten beſtieg er den Thron, nahm von dem königlichen Schatze das Siegel ſeines Vaters weg, legte das ſeinige daran und begann nun die Süßigkeit des Herrſchens zu koſten. Der Anblick, wie ſeine Höflinge ſich vor ihm beugten und zur höchſten Aufgabe ihres Lebens machten, ihren Gehorſam und Eifer an den Tag zu legen, mit einem Worte, die unumſchränkte Herrſchergewalt hatte allzugroßen Reiz für ihn. Er dachte nur an die Pflichten ſeiner Unterthanen, nicht aber an das, was er ihnen ſchuldig war, und kümmerte ſich wenig um die Regierungsgeſchäfte. Dagegen ergab er ſich allen Arten von Ausſchweifungen mit jungen Wüſtlingen, die er mit den höchſten Würden des Staats bekleidete. Er wußte in Nichts Maß und Ziel. Seine angeborne Freigebigkeit verwandelte ſich in zügelloſe Verſchwendung, und unbemerkt hatten Frauen und Günſtlinge die ganze Schatzkammer erſchöpft.

Die Königin, ſeine Mutter, lebte noch. Sie war eine weiſe und verſtändige Fürſtin und hatte mehrmals vergeblich dem Strome der Verſchwendung und der Ausſchweifung des Königs, ihres Sohnes, Einhalt zu thun verſucht, indem ſie ihm vorſtellte, wenn er ſeinen Lebenswandel nicht ändere, ſo werde er nicht nur in Kurzem ſeinen ganzen Reichthum einbüßen, ſondern ſich auch ſeine Völker abwendig machen und eine Revolution veranlaſſen, die ihn leicht Krone und Leben koſten könne. Wenig fehlte, ſo wäre ihre Weiſſagung in Erfüllung gegangen: die Unterthanen fingen an, gegen die Regierung

zu murren, und es wäre unfehlbar zur offenen allgemeinen Empörung gekommen, wenn nicht die Königin durch ihre Gewandtheit vorgebeugt hätte. Unterrichtet von dem Stand der Dinge, benachrichtigte sie den König davon, der sich endlich überreden ließ, und nun das Ministerium weisen, bejahrten Männern anvertraute, welche die Unterthanen in ihrer Pflicht zu erhalten wußten.

Als aber Zeyn alle seine Reichthümer verschwendet sah, bereute er, daß er keinen bessern Gebrauch davon gemacht hatte. Er versank in düstere Schwermuth, und nichts vermochte ihn zu trösten. Eines Nachts sah er im Traum einen ehrwürdigen Greis, der auf ihn zutrat und mit lächelnder Miene zu ihm sagte: „O Zeyn, wisse, daß es kein Leid gibt, dem nicht Freude folgte, kein Unglück, das nicht irgend ein Glück nach sich zöge. Willst du deinem Kummer ein Ende machen, so stehe auf, reise nach Egypten und zwar nach Kairo: dorten erwartet dich ein großes Glück."

Als der Fürst erwachte, machte er sich allerlei Gedanken über diesen Traum. Er erzählte ihn sehr ernsthaft der Königin, seiner Mutter, die nur darüber lachte. „Mein Sohn," sagte sie, „willst du nicht vielleicht auf diesen schönen Traum hin nach Egypten reisen?" — „Warum nicht, Mütterchen?" antwortete Zeyn. „Glaubst du denn, alle Träume seyen bloß Hirngespinnste? Nein, nein, es gibt welche, in denen tiefe Wahrheit

verborgen liegt. Meine Lehrer haben mir tausend Geschichten erzählt, die mich nicht daran zweifeln lassen. Wäre ich übrigens auch nicht davon überzeugt, so könnte ich doch nicht umhin, meinem Traume Beachtung zu schenken. Der Greis, der mir erschienen ist, hat etwas Uebernatürliches. Er war Keiner von denen, die bloß ihr Alter ehrwürdig macht: etwas Göttliches, das ich nicht näher bezeichnen kann, war über seine ganze Person ausgegossen. Er glich vollkommen dem Bilde, das man von unserm großen Propheten macht, und um dir Alles aufrichtig zu gestehen, ich glaube, daß er es selbst ist, daß er sich meines Kummers erbarmt und ihn lindern will. Er hat mir ein Vertrauen eingeflößt, auf das ich alle meine Hoffnung setze. Seine Versprechungen klingen mir noch im Ohr, und ich bin entschlossen, seiner Stimme zu folgen." Umsonst bemühte sich die Königin, ihn davon abzubringen, der Fürst übertrug ihr die Verwaltung des Reichs, verließ eines Nachts ganz heimlich den Palast und begab sich ohne Begleiter auf den Weg nach Kairo.

Nach vielen Beschwerden und Mühseligkeiten langte er in dieser berühmten Stadt an, die sowohl in Beziehung auf Größe als Schönheit wenige ihres Gleichen hat. Er stieg an der Pforte einer Moschee ab und legte sich, von Müdigkeit übermannt, daselbst nieder. Kaum war er eingeschlafen, als ihm derselbe Greis erschien und zu ihm sprach: „O mein Sohn, ich bin zufrieden mit dir, du hast meinen Worten geglaubt und hast dich nicht von der Länge und Beschwerlichkeit des Weges abschrecken lassen, hierher zu kommen. Vernimm jetzt, daß ich dich zu dieser großen Reise nur veranlaßt habe, um dich auf die Probe zu stellen. Ich sehe, du hast Muth und Charakterfestigkeit: du verdienst, daß ich dich zum reichsten und glücklichsten aller Könige der Erde mache. Kehre nach Balsora zurück; du wirst in deinem Palast unermeßliche Reichthümer finden. Nie hat ein König so viele besessen, als dort aufgehäuft liegen."

Der König war von diesem Traume nicht sonderlich erbaut. Ach! sagte er bei sich selbst, als er erwachte, wie sehr habe ich mich getäuscht! dieser Greis, den ich für unsern großen Propheten hielt, ist ein bloßes Erzeugniß meiner aufgeregten Phantasie. Ich hatte den Kopf so voll davon, daß es kein Wunder ist, wenn ich zum zweiten Male so geträumt habe. Am besten, ich gehe nach Balsora zurück. Wozu soll ich mich länger hier aufhalten? Nur gut, daß ich den Grund meiner Reise Niemand als meiner Mutter mitgetheilt habe. Wenn meine Unterthanen ihn erführen, sie würden mit Fingern auf mich deuten."

Er kehrte also nach seinem Königreiche zurück, und als er ankam, fragte ihn die Königin, ob er mit seiner Reise zufrieden sey? Er erzählte ihr Alles haarklein und

ſchien über ſeine allzugroße Leichtgläubigkeit ſo betrübt, daß ſeine Mutter, ſtatt durch Vorwürfe oder Spötterein ſeinen Verdruß zu vermehren, ſich Mühe gab, ihn zu tröſten. „Beruhige dich, mein Sohn,“ ſagte ſie; „wenn Gott dir Reichthümer beſtimmt hat, ſo wirſt du ſie ohne Mühe erwerben. Sey deßwegen unbekümmert; Alles, was ich dir empfehlen kann, iſt, tugendhaft zu ſeyn. Entſage den Freuden des Tanzes, der Flöten und des purpurfarbigen Weines. Fliehe dieſe Lüſte, ſie waren ſchon nahe daran, dich an den Rand des Verderbens zu bringen. Bemühe dich, deine Unterthanen glücklich zu machen: durch ihr Glück ſicherſt du das deine.“

Der König Zeyn gelobte, fortan allen Rathſchlägen ſeiner Mutter und der weiſen Veziere zu folgen, welche ſie erwählt hatte, um ihm die Laſt der Regierung tragen zu helfen. Aber gleich in der erſten Nacht, die er wieder in ſeinem Palaſte zubrachte, ſah er den Greis zum dritten Male im Traume. „Muthvoller Zeyn,“ ſprach dieſer zu ihm, „endlich iſt der Augenblick deines Glücks gekommen. Morgen früh, ſo bald du aufgeſtanden biſt, nimm eine Haue und durchſuche das Cabinet des ſeligen Königs, dort wirſt du einen großen Schatz finden.“

Sobald der König erwachte, ſtand er auf und ging ſogleich zu ſeiner Mutter und erzählte ihr mit großer Lebhaftigkeit ſeinen neuen Traum. „Wahrhaftig, mein Sohn,“ ſagte die Königin lächelnd, „der Greis iſt ſehr beharrlich; es iſt ihm nicht genug, dich zweimal betrogen zu haben. Biſt du vielleicht geſonnen, ihm abermals zu trauen?“ — „Nein, meine Mutter,“ antwortete Zeyn, „ich glaube ihm keineswegs, doch will ich zum Spaß das Cabinet meines Vaters unterſuchen.“ — „O, ich dachte es wohl!“ rief die Königin mit lautem Gelächter; „gehe, mein Sohn, gib dich zufrieden. Mein einziger Troſt iſt, daß die Sache nicht ſo ermüdend iſt, wie die Reiſe nach Egypten.“

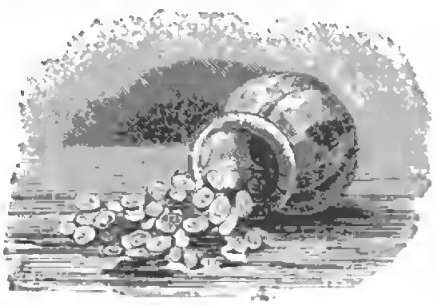
„Nun ja, liebe Mutter,“ verſetzte der König, „ich will dir nur geſtehen, dieſer dritte Traum hat mir wieder Vertrauen eingeflößt, er ſteht in genauem Zuſammenhang mit den beiden andern, und wenn wir alle Worte des Greiſes gehörig erwägen, ſo hat er mir zuerſt aufgegeben, nach Egypten zu reiſen, und dort hat er mir geſagt, er habe mich nur zur Probe auf die Reiſe geſchickt. Kehre nach Balſora zurück, ſagte er hierauf, dort ſollſt du Schätze finden. Heute Nacht nun hat er mir den Ort, wo ſie ſind, genau angegeben. Dieſe drei Träume hängen, ſcheint mir's, zuſammen; es gibt nichts daran zu deuteln, die ganze Sache iſt klar. Sie können allerdings chimäriſch ſeyn, allein ich will lieber vergebens ſuchen, als mir mein ganzes Lebenlang vorwerfen, daß ich vielleicht große Reichthümer verſcherzt habe, indem ich zur Unzeit den ſtarken Geiſt ſpielte.“ So ſprechend verließ er das Zimmer der Königin, ließ ſich eine Haue geben und ging allein in das Gemach

ſeines ſeligen Vaters. Dort fing er an zu hauen und hatte bereits mehr als die Hälfte der viereckigen Platten des Fußbodens aufgehoben, ohne die mindeſte Spur von einem

Schatze zu entdecken. Er ruhte aus und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich fürchte ſehr, meine Mutter hat mich mit Recht verſpottet;“ gleichwohl ließ er es ſich nicht verdrießen und machte ſich auf's Neue an die Arbeit. Er hatte das nicht zu bereuen; denn auf einmal entdeckte er einen weißen Stein, den er aufhob, und unter demſelben fand er eine verſchloſſene Thüre mit einem ſtählernen Vorlegeſchloß. Er zerſchlug daſſelbe, öffnete die Thüre und erblickte eine Treppe von weißem Marmor. Flugs zündete er eine Wachskerze an, ſtieg dieſe Treppe hinab und kam in ein mit chineſiſchem Porzellan gepflaſtertes Gemach, deſſen Wände und Decke von Kryſtall waren. Was aber ſeine Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich zog, waren vier Erhöhungen, auf deren jeder zehn Porphyr-Urnen waren. Er dachte, ſie werden voller Wein ſeyn, und ſprach bei ſich: „Auch gut, dieſer Wein iſt recht alt und ohne Zweifel wird er köſtlich munden.“ So näherte er ſich denn

einer der Urnen, nahm den Deckel weg und ſah mit eben ſo großer Ueberraſchung als Freude, daß ſie voll Goldſtücke war. Nun unterſuchte er alle vierzig Urnen eine nach der andern und fand ſie voll Zechinen. Er nahm eine Hand voll davon und lief zu ſeiner Mutter.

Scheherſad ſchwieg, indem ſie die Annäherung des Tages bemerkte. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert

und

einundzwanzigſte Nacht.

Man kann ſich das Erſtaunen der Königin denken, als ſie von ihrem Sohne hörte, was er geſehen hatte. „O mein Sohn," rief ſie, „hüte dich nur, daß du dieſe Reichthümer nicht auch ſo thöricht verſchwendeſt wie den königlichen Schatz! Du ſollteſt ſchon deinen Feinden nicht dieſe Freude gönnen." — „Nein, meine Mutter," antwortete Zeyn, „ich werde von nun an ſo leben, daß du gewiß zufrieden biſt."

Die Königin bat ihren Sohn, ſie in das wundervolle Gemach zu führen, das ihr verſtorbener Gemahl ſo heimlich hatte machen laſſen, daß ſie nie davon hatte reden hören. Zeyn führte ſie in's Cabinet, half ihr die Marmortreppe hinabſteigen und zeigte ihr dann das Zimmer, wo die Urnen ſtanden. Sie betrachtete all dieſe Sachen mit forſchenden Blicken und gewahrte in einem Winkel eine kleine Urne aus demſelben Stoffe wie die andern, die der König noch nicht bemerkt hatte. Sie nahm dieſelbe, öffnete ſie und fand darin einen goldenen Schlüſſel. „Mein Sohn," ſagte hierauf die Königin, „dieſer Schlüſſel verſchließt ohne Zweifel noch einen andern Schatz. Laß uns überall ſuchen, ob wir nicht entdecken können, zu welchem Gebrauch er beſtimmt iſt."

Sie unterſuchten das Gemach mit der höchſten Aufmerkſamkeit und fanden endlich mitten in der Wand ein Schloß. Sie dachten, dazu werde der Schlüſſel gehören, und der König machte ſogleich einen Verſuch. Alsbald ging die Thür auf und ſie erblickten ein zweites Gemach, in deſſen Mitte neun Fußgeſtelle von gediegenem Golde waren, wovon acht jedes eine Bildſäule aus einem einzigen Diamant trugen, und dieſe Bildſäulen ſtrahlten ſolchen Glanz aus, daß das ganze Zimmer davon erleuchtet war.

„Guter Gott!“ rief Zeyn ganz erſtaunt aus, „wo hat mein Vater dieſe ſchönen Sachen erhalten?“ Beim neunten Fußgeſtell verwunderte er ſich noch mehr, denn auf demſelben lag ein Stück weißer Atlas, worauf folgende Worte geſchrieben ſtanden: „O mein lieber Sohn! dieſe acht Bildſäulen haben mich große Mühe gekoſtet, bis ich ſie erworben hatte. Sie ſind ſehr ſchön, aber du mußt wiſſen, daß es noch eine neunte auf der Welt gibt, welche ſie übertrifft. Sie allein iſt mehr werth als eintauſend ſolche wie du hier ſiehſt. Willſt du dich in ihren Beſitz ſetzen, ſo mach' dich auf und gehe in die Stadt Kairo in Egypten, dort wohnt einer meiner alten Sklaven, Namens Mobarek; du wirſt ihn ohne Mühe ausfindig machen; die erſte Perſon, die du begegneſt, wird dir ſeine Wohnung ſagen. Geh, ſuche ihn auf und ſage ihm, was dir begegnet iſt. Er wird dich als meinen Sohn erkennen und nach dem Orte führen, wo dieſe wunderbare Bildſäule iſt, deren Beſitz dir Heil und Segen bringen wird.“

Als der König dieſe Worte geleſen hatte, ſagte er zu ſeiner Mutter: „Ich will dieſe neunte Bildſäule nicht entbehren; es muß ein ſehr ſeltenes Stück ſeyn, wenn ſie mehr werth iſt, als dieſe hier alle zuſammen. Ich gedenke ſogleich nach Kairo zu reiſen; du wirſt hoffentlich meinen Entſchluß nicht mißbilligen?“ — „Nein, mein Sohn,“ antwortete die Königin, „ich habe nichts dagegen einzuwenden. Du ſtehſt offenbar unter dem Schutze unſers großen Propheten, und er wird dich auf dieſer Reiſe nicht umkommen laſſen. Reiſe ab ſobald du willſt. Ich werde mit Hülfe deiner Veziere die Regierungsgeſchäfte beſorgen.“ Der König ließ ſogleich alle Vorbereitungen zur Reiſe treffen und nahm nur eine kleine Anzahl Sklaven mit.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Anbruch des Tages und ſchwieg. In der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Fünfhundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Es begegnete ihm kein Unfall auf der Reise. Er kam in Kairo an und erkundigte sich sogleich nach Mobarek. Man sagte ihm, er sey einer der reichsten Bürger in der Stadt, der wie ein großer Herr lebe, und sein Haus stehe vornehmlich für Fremde immer offen. Zeyn ließ sich dahin führen und klopfte an die Thüre; ein Sklave öffnete und sprach: „Was wünschest du und wer bist du?“ — „Ich bin ein Fremder,“ antwortete der König, „ich habe von der Großmuth des Herrn Mobarek gehört und komme, um bei ihm zu wohnen.“ Der Sklave bat ihn, einen Augenblick zu warten, dann ging er hin und meldete es seinem Herrn, der ihm befahl, den Fremden eintreten zu lassen. Der Sklave kam wieder an die Thüre und sagte zum König, er sey willkommen.

Zeyn trat ein, ging durch einen großen Hof und gelangte in ein prächtig geschmücktes Zimmer, wo Mobarek ihn erwartete und sehr höflich empfing. Er dankte ihm für die Ehre, die ihm dadurch widerfahre, daß er bei ihm wohnen wolle. Der König erwiderte diese Höflichkeit und sagte dann zu Mobarek: „Ich bin der Sohn des verstorbenen Königs von Balsora und heiße Zeyn Alasnam.“ — „Dieser König,“ sagte Mobarek, „war früher mein Herr, hatte aber, so viel ich weiß, keinen Sohn. Wie alt bist du?“ — „Zwanzig Jahre alt,“ antwortete der Fürst. „Wie lange ist

es, daß du den Hof meines Vaters verlaſſen haſt?" — „Beinahe zweinndzwanzig Jahre," ſagte Mobarek. „Aber wie willſt du mich überzeugen, daß du ſein Sohn biſt?" — „Mein Vater," verſetzte Zeyn, „hatte unter ſeinem Cabinet ein unterirdiſches Gemach, in welchem ich vierzig Porphyrurnen, alle voll Gold, gefunden habe." — „Und was noch mehr?" fragte Mobarek. — „Neun Fußgeſtelle von gediegenem Gold," ſagte der Fürſt; „auf acht davon ſind Bildſäulen aus Diamant, auf dem neunten aber liegt ein Stück weißer Atlas, auf welches mein Vater geſchrieben hat, was ich zu thun habe, um eine neunte Bildſäule zu erlangen, die noch koſtbarer ſey, als die übrigen mit einander: du weißt den Ort, wo dieſe Bildſäule ſich befindet, denn auf dem Atlas ſteht geſchrieben, daß du mich dahin führen werdeſt."

Er hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, als Mobarek ſich zu ſeinen Füßen warf und ihm zu wiederholten Malen die Hand küßte. „Gott ſey gedankt!" rief er aus, „daß er dich hierhergeführt hat. Ich erkenne dich als den Sohn des Königs von Baſſora. Wenn du mit mir an den Ort gehen willſt, wo die wunderbare Bildſäule iſt, ſo will ich dich dahin führen. Zuvor aber mußt du einige Tage hier ausruhen. Ich gebe heute den Großen von Kairo ein Feſtmahl, und wir waren eben bei Tiſch, als man mir deine Ankunft meldete. Würdeſt du es wohl verſchmähen, Herr, hereinzutreten und dich mit uns zu freuen?" — „Gewiß nicht," antwortete Zeyn; „ich nehme mit dem größten Vergnügen Antheil an deinem Feſtmahl." Bei dieſen Worten führte ihn Mobarek in einen Kuppelſaal, wo ſich die Geſellſchaft befand. Er wies ihm einen Platz an der Tafel an und bediente ihn in eigener Perſon kniend. Die Großen von Kairo waren darüber ſehr verwundert und ſprachen leiſe unter einander: „Ei, wer mag doch wohl der Fremdling ſeyn, den Mobarek mit ſolcher Ehrfurcht bedient?"

Nachdem ſie gegeſſen, nahm Mobarek das Wort und ſprach: „Ihr Großen von Kairo, wundert euch nicht, daß ich dieſen jungen Fremdling auf dieſe Art bedient habe. Wißt, es iſt der Sohn des Königs von Baſſora, meines ehemaligen Herrn. Sein Vater kaufte mich für ſein eigenes Geld. Er iſt geſtorben, ohne mir die Freiheit zu ſchenken; ſomit bin ich immer noch Sklave, und folglich gehört all mein Hab und Gut von Rechts wegen dieſem jungen Fürſten, ſeinem einzigen Erben." Hier unterbrach ihn Zeyn mit den Worten: „O Mobarek, ich erkläre vor all dieſen edlen Herren, daß ich dir in dieſem Augenblick die Freiheit ſchenke, und daß ich ſowohl dich ſelbſt, als alle deine Beſitzthümer von meinem Eigenthum abſondere. Ueberdies ſag' mir jetzt, womit ich dir einen Dienſt erweiſen kann." Mobarek küßte die Erde und bezeigte dem

Fürſten großen Dank. Hierauf wurde Wein vorgeſetzt: ſie tranken den ganzen Tag, und am Abend wurden Geſchenke an die Gäſte ausgetheilt, ehe ſie nach Hauſe gingen.

Den andern Morgen ſprach Zeyn zu Mobarek: „Ich habe jetzt genug ausgeruht, denn ich bin nicht nach Kairo gekommen, um luſtig zu leben, ſondern um die neunte Bildſäule zu erhalten. Es iſt Zeit, daß wir uns auf den Weg machen, um ſie zu erobern.“ — „Herr,“ antwortete Mobarek, „ich bin bereit, deinem Wunſche zu willfahren, aber du kennſt die vielfachen Gefahren nicht, die mit der Eroberung dieſer koſtbaren Beute verknüpft ſind.“ — „Ich fürchte keine Gefahr,“ antwortete der Fürſt, „und bin entſchloſſen, das Wagſtück zu unternehmen. Ich will entweder meinen Zweck erreichen oder umkommen. Alles, was geſchieht, kommt von Gott. Begleite mich nur und bleibe eben ſo ſtandhaft, als ich.“

Als Mobarek ihn entſchloſſen ſah, rief er ſeiner Dienerſchaft und befahl ihr, alle Anſtalten zur Abreiſe zu treffen. Der König und er verrichteten die im Geſetz vorgeſchriebene Abwaſchung und das Gebet Farz. Auf ihrer Reiſe bemerkten ſie zahlloſe ſeltene und wunderbare Dinge. Sie ritten mehrere Tage, bis ſie auf ein ſehr anmuthiges Gefilde kamen, wo ſie abſtiegen. Hier ſprach Mobarek zu ſeinem Gefolge: „Bleibt

an dieſem Orte und habt genau auf unſer Reiſezeug Acht, bis wir zurückkommen." Sodann ſagte er zu Zeyn: „Komm, mein Herr, und laß uns allein fürbaß gehen. Wir ſind nahe an dem ſchrecklichen Orte, wo die neunte Bildſäule verwahrt iſt. Du wirſt deines ganzen Muthes bedürfen."

Bald gelangten ſie an's Ufer eines großen Sees; Mobarek ſetzte ſich hier nieder und ſprach zu dem Fürſten: „Wir müſſen über dieſes Meer." — „Aber wie?" fragte Zeyn; „wir haben ja kein Schiff." — „Du wirſt im Augenblick eins erſcheinen ſehen," antwortete Mobarek. „Das Zauberſchiff des Königs der Geiſter wird kommen und uns abholen, vergiß aber ja nicht, was ich dir jetzt ſage: Man muß ein tiefes Stillſchweigen beobachten. Sprich kein Wort mit dem Fährmann. Wie ſeltſam dir auch ſeine Geſtalt vorkommen und was du auch Außerordentliches bemerken magſt, ſprich keine Sylbe, denn ich ſage dir, beim erſten Wort, das von deinen Lippen kömmt, wenn wir uns einmal eingeſchifft haben, verſinkt die Barke in die Fluten." — „Ich werde zu ſchweigen wiſſen," ſagte der Fürſt. „Du darfſt mir nur ſagen, was ich zu thun habe; ich werde Allem genau nachkommen."

Während er ſo ſprach, bemerkte er auf einmal im See ein Schiff von rothem Sandelholz. Es hatte einen Maſt von feinem Ambra und eine Flagge von blauem Atlas. Darinnen war Niemand als der Schiffmann, deſſen Kopf dem eines Elephanten glich, während ſein übriger Leib von einem Tiger war. Als das Fahrzeug ſich dem Prinzen und Mobarek genähert hatte, nahm der Fährmann einen um den andern mit ſeinem Rüſſel und ſtellte ſie in ſein Schiff. Sodann führte er ſie in einem Augenblick nach der andern Seite des Sees. Hier nahm er ſie wieder mit ſeinem Rüſſel, ſetzte ſie an's Land und verſchwand alsbald ſammt ſeiner Barke.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung mit dieſen Worten und fuhr in der nächſten Nacht alſo fort:

Fünfhundert

und

dreiundzwanzigſte Nacht.

„Jetzt können wir ſprechen,“ ſagte Mobarek. „Wir ſind hier auf der Inſel des Königs der Geiſter; es gibt keine ähnliche auf der ganzen Welt. Sieh dich einmal nach allen Seiten um, mein König; kannſt du dir einen reizendern Aufenthalt denken? Gewiß, dies iſt ein wahres Abbild jenes wonnevollen Ortes, welchen Gott für die gläubigen Beobachter unſers Geſetzes beſtimmt. Du ſiehſt, wie die Gefilde mit Blumen und allen Arten von duftenden Kräutern geſchmückt ſind; bewundere dieſe ſchönen Bäume, deren Zweige ſich unter ihren köſtlichen Früchten bis zur Erde herabbeugen; erfreue dich der harmoniſchen Geſänge, womit tauſend Vögel von tauſend in andern Ländern unbekannten Gattungen die Luft erfüllen.“ Zeyn konnte nicht müde werden, die Schönheit der ihn umgebenden Dinge zu betrachten, und je weiter er auf der Inſel fortging, bemerkte er immer neue Reize.

Endlich gelangten ſie zu einem Palaſt von feinen Smaragden, umgeben von einem breiten Graben, auf deſſen Rande in abgemeſſenen Zwiſchenräumen hohe Bäume ſtanden,

die mit ihrem Schatten den ganzen Palaſt bedeckten. Gegenüber von der Thür, die von gediegenem Golde war, befand ſich eine Brücke, die aus einer einzigen Fiſchſchuppe beſtand, dabei aber wenigſtens ſechs Klafter lang und drei Klafter breit war. Vorn an der Brücke ſah man eine Schaar Geiſter von ungeheurer Größe, die mit dicken Keulen aus chineſiſchem Stahl den Eingang in das Schloß vertheidigten.

„Wir wollen nicht weiter vorrücken“ ſagte Mobarek; „dieſe Geiſter würden uns todtſchlagen, und wenn wir ſie verhindern wollen, zu uns zu kommen, ſo müſſen wir eine magiſche Vorrichtung machen.“ Mit dieſen Worten zog er aus ſeinem Beutel, den er unter ſeinem Rock hatte, vier Streifen gelben Taft hervor. Mit dem einen umwand er ſeinen Gürtel und den zweiten heftete er auf ſeinen Rücken; die beiden andern gab er dem König, der denſelben Gebrauch davon machte. Darnach breitete Mobarek zwei große Tiſchtücher auf der Erde aus, und auf den Rand derſelben legte er einige Edelſteine mit Moſchus und Ambra. Sodann ſetzte er ſich auf eines der Tücher und Zeyn auf das andere. Hierauf ſprach Mobarek alſo zu dem König: „Herr, ich werde jetzt den König der Geiſter beſchwören, der dieſen Palaſt hier bewohnt. Gott gebe, daß er ohne Zorn zu uns komme! Ich geſtehe, daß mir wegen des Empfanges bange iſt. Wenn unſere Ankunft auf ſeiner Inſel ihm mißfällt, ſo wird er uns in Geſtalt eines abſcheulichen Ungeheuers erſcheinen; heißt er aber deine Abſicht gut, ſo wird er ſich in Geſtalt eines freundlichen Mannes zeigen. Sobald er vor uns tritt, mußt du aufſtehen und ihn begrüßen, ohne von deinem Tuche hinwegzutreten; denn wenn du es verläſſeſt, biſt du ein Kind des Todes. Dann ſprich zu ihm: „Gewaltiger Beherrſcher der Geiſter! mein Vater, der dein Diener war, iſt von dem Engel des Todes hinweggeführt worden. Möchteſt du mich in deinen Schutz nehmen, wie du meinen Vater immer beſchützt haſt! Wenn dich dann,“ fuhr Mobarek fort, „der Geiſterkönig fragt, welche Gnade du von ihm erbitteſt, ſo antworte: Herr, ich bitte dich unterthänigſt, mir die neunte Bildſäule zu ſchenken.“

Nachdem Mobarek auf dieſe Weiſe den König Zeyn unterrichtet hatte, fing er ſeine Beſchwörungen an. Alsbald wurden ihre Augen von einem langen Blitze geblendet, auf den ein Donnerſchlag folgte. Die ganze Inſel hüllte ſich in dichte Finſterniß. Es erhob ſich ein fürchterlicher Sturm und hierauf hörte man einen entſetzlichen Schrei. Die Erde erzitterte und man verſpürte ein Erdbeben, ähnlich dem, das Asrafyel am Tage des Gerichts erregen wird.

Dem König Zeyn war nicht ganz wohl zu Muthe; er hielt dieſes Getöſe für eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung, aber Mobarek, der beſſer wußte, was davon zu halten war, fing an zu lächeln und ſagte zu ihm: „Beruhige dich, mein Fürſt, es geht Alles

gut.“ Wirklich erſchien in demſelben Augenblick der Geiſterkönig in Geſtalt eines ſchönen Mannes. Gleichwohl hatte er immerhin etwas Wildes in ſeinem Weſen.

Sobald der König Zeyn ihn bemerkte, begrüßte er ihn auf die Art, die Mobarek ihm angegeben hatte. Der Geiſterkönig antwortete lächelnd: „Mein Sohn, ich liebte deinen Vater, und ſo oft er kam, mir ſeine Ehrfurcht zu bezeigen, ſchenkte ich ihm eine Bildſäule, die er nach Hauſe nahm. Auch dir bin ich nicht minder gewogen. Ich nöthigte deinen Vater einige Tage vor ſeinem Tode, das zu ſchreiben, was du auf dem weißen Atlas geleſen haſt. Ich verſprach ihm, dich unter meinen Schutz zu nehmen und dir die neunte Bildſäule zu ſchenken, deren Schönheit die andern bei weitem überſtrahlt. Schon habe ich angefangen, mein Verſprechen zu erfüllen, denn ich bin es, den du im Traum in Geſtalt eines Greiſes geſehen haſt. Ich habe dich die unterirdiſchen Gemächer mit den Urnen und Bildſäulen entdecken laſſen. Ich habe großen Theil an Allem, was

dir begegnet iſt, oder vielmehr ich bin die Urſache davon. Ich weiß, was dich hierher geführt hat, und dein Wunſch ſoll erfüllt werden. Hätte ich auch deinem Vater nicht verſprochen, es dir zu ſchenken, ſo würde ich es dir ſelbſt gern zu Gefallen thun. Zuvor aber mußt du mir bei Allem, was einen Eid unverletzlich macht, ſchwören, daß du wieder auf dieſe Inſel kommen und mir eine fünfzehnjährige Jungfrau bringen wirſt, die noch von keinem Manne weiß und ſich auch nicht wünſcht, einen zu erkennen. Sie muß überdieß ausgezeichnet ſchön ſeyn, und du mußt ſoviel Selbſtbeherrſchung haben, daß du das Verlangen nach ihrem Beſitze nicht aufkommen läſſeſt, während du ſie hierher führſt."

Zeyn leiſtete den verwegenen Eid, den man von ihm forderte. „Aber, Herr," ſagte er hierauf, „wenn ich nun auch ſo glücklich bin, eine ſolche Jungfrau zu ſehen, wie du ſie von mir verlangſt, woran ſoll ich erkennen, daß ich ſie gefunden habe?" — „Ich geſtehe," antwortete der König der Geiſter lächelnd, „daß dich der Anſchein täuſchen könnte. Dieſe Kenntniß iſt den Söhnen Adams nicht gegeben, auch bin ich keineswegs geſonnen, mich hierin ganz dir anzuvertrauen. Ich werde dir einen Spiegel geben, der zuverläſſiger iſt, als deine Vermuthung. Sobald du eine vollkommen ſchöne fünfzehnjährige Jungfrau ſiehſt, brauchſt du nur in dieſen Spiegel zu ſchauen; du wirſt darin das Bild dieſer Jungfrau ſehen, und wenn ſie keuſch iſt, ſo wird das Glas rein und klar bleiben; wenn dagegen das Glas ſich trübt, ſo iſt dies ein ſicheres Kennzeichen, daß das Mädchen nicht immer tugendhaft geweſen iſt, oder wenigſtens ſchon den Wunſch gehegt hat, es nicht mehr zu bleiben. Vergiß den Eid nicht, den du mir geſchworen haſt. Halte ihn als Mann von Ehre, ſonſt nehme ich dir das Leben, ſo werth du mir auch im Uebrigen biſt." Der König Zeyn Alasnam betheuerte auf's Neue, daß er ſein Wort halten werde.

Hierauf gab ihm der Geiſterkönig einen Spiegel und ſagte: „Mein Sohn, du kannſt zu mir kommen, wann es dir beliebt. Hier iſt der Spiegel, deſſen du dich bedienen mußt." Zeyn und Mobarek verabſchiedeten ſich und wandelten dem See zu. Der elephantenköpfige Fährmann kam mit der Barke zu ihnen und führte ſie auf dieſelbe Art wieder hinüber, wie er ſie hergebracht hatte. Sie begaben ſich wieder zu ihrem Gefolge und kehrten nach Kairo zurück.

Der König Alasnam ruhte einige Tage bei Mobarek aus; darnach ſprach er zu ihm: „Laß uns nach Bagdad gehen und für den König der Geiſter ein Mädchen ſuchen." — „Ei, ſind wir denn nicht in Groß-Kairo?" antwortete Mobarek, „ſollten nicht auch hier ſchöne Jungfrauen zu finden ſeyn?" — „Du haſt Recht," verſetzte der

König, „aber wie ſollen wir ſie auffinden?“ — „Laß uns das nicht kümmern,“ ſagte Mobarek. „Ich kenne eine ſehr gewandte alte Frau, an dieſe will ich mich wenden, ſie wird die Sache gut beſorgen.“

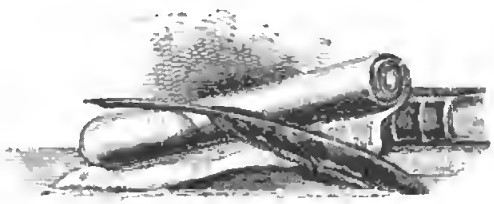
Wirklich war die Alte geſchickt genug, den König eine große Menge ſehr ſchöne fünfzehnjährige Mädchen ſehen zu laſſen; aber wenn er ſie lange genug betrachtet hatte und dann ſeinen Spiegel befragte, ſo trübte ſich der fatale Probirſtein ihrer Tugend, das Glas, bei jeder. Alle fünfzehnjährige Mädchen bei Hof und in der Stadt mußten eine um die andere die Prüfung beſtehen; aber bei keiner blieb das Glas rein und hell.

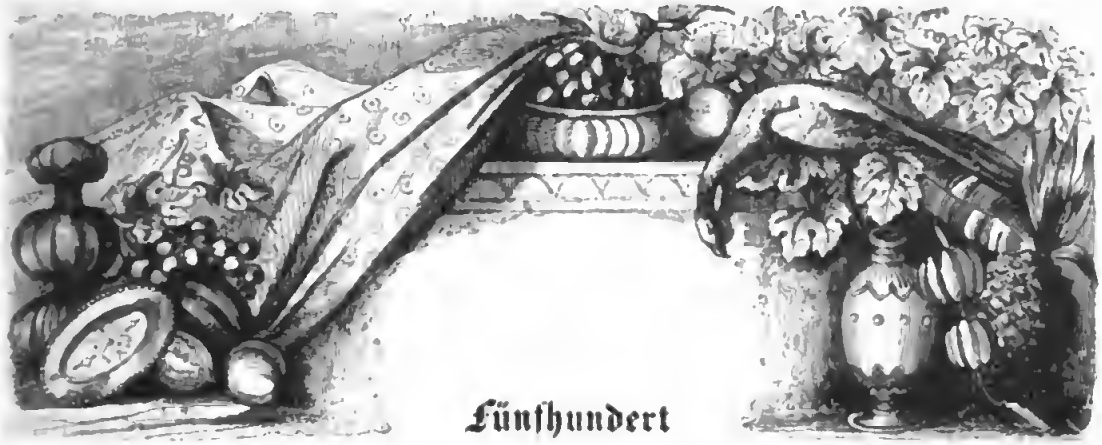
Als ſie nun ſahen, daß in Kairo keine keuſche Jungfrau zu finden war, reiſten ſie nach Bagdad. Dort mietheten ſie einen prächtigen Palaſt in einer der ſchönſten Gegenden der Stadt. Sie lebten herrlich und in Freuden, hielten offene Tafel, und wenn alle Gäſte im Palaſt genug gegeſſen hatten, wurde das Uebrige den Derwiſchen gebracht, die ſich dabei gute Tage machten.

Nun wohnte in dieſem Stadtviertel ein Imam, Namens Bubekir Muezin, ein eitler, hochmüthiger und neidiſcher Kamerad. Er haßte alle reiche Leute, bloß weil er arm war. Sein Elend machte ihn bitter gegen wohlhabendere Nebenmenſchen. Dieſer hörte auch von Zeyn Alasnam und dem Ueberfluſſe ſprechen, der bei ihm herrſchte. Mehr brauchte es nicht für ihn, um ſeinen Haß auf dieſen Fürſten zu werfen. Er trieb

die Sache so weit, daß er einmal in seiner Moschee nach dem Abendgebet zu dem Volke sprach: „Lieben Brüder, ich habe gehört, daß ein Fremder sich in unserm Stadtviertel einquartirt hat, der täglich unermeßliche Summen verschwendet. Wer weiß, ob dieser Unbekannte nicht vielleicht ein Verbrecher ist, der in seinem Lande dies viele Geld zusammengestohlen hat und nun in diese große Stadt kommt, um sich gütlich zu thun. Laßt uns auf der Hut seyn, lieben Brüder. Wenn der Kalif erfährt, daß ein solcher Mann in unserm Viertel wohnt, so könnte er uns leicht bestrafen, weil wir ihn nicht davon benachrichtigt haben. Ich für meine Person erkläre euch, daß ich meine Hände in Unschuld wasche, und wenn ein Unglück daraus entsteht, so ist es nicht meine Schuld." Das Volk, das in der Regel leicht beweglicher Natur ist, rief dem Redner einstimmig zu: „Das ist deine Sache, Imam, zeige es der Behörde an!" Hierauf ging der Imam zufrieden nach Hause und schickte sich an, eine Schrift aufzusetzen, die er am andern Tage dem Kalifen überreichen wollte.

Scheherfad unterbrach hier ihre Erzählung und setzte sie in der nächsten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:





Fünfhundert

und

vierundzwanzigſte Nacht.

Aber Mobarek, der dem Gebete angewohnt und wie die Andern die Rede des Geiſtlichen gehört hatte, band fünfhundert Goldſtücke in ein Tuch, packte mehrere Seidenſtoffe zuſammen und ging damit zu Bubekir. Der Imam fragte ihn in barſchem Ton, was ſein Begehr ſey. „Großer Lehrer," antwortete ihm Mobarek mit freundlichem Tone, indem er ihm das Gold und die Seidenſtoffe in die Hand drückte, „ich bin dein Nachbar und Diener. Der König Zeyn, der in dieſem Viertel wohnt, ſchickt mich zu dir. Er hat gehört, was für ein ausgezeichneter Mann du biſt, und mich beauftragt, dir zu ſagen, daß er deine Bekanntſchaft zu machen wünſche. Einſtweilen bittet er dich, dies kleine Geſchenk anzunehmen." Bubekir war außer ſich vor Freude und antwortete Mobarek: „Ich erſuche dich, lieber Herr, bitte den König um Verzeihung für mich. Ich bin ganz beſchämt, ihn noch nicht beſucht zu haben, aber ich will meinen Fehler wieder gut machen und gleich morgen ihm meine Ehrfurcht bezeigen."

Am andern Tage ſagte er nach dem Abendgebet zum Volke: „Ihr wißt, lieben Brüder, kein Menſch iſt ohne Feinde. Der Neid taſtet vornehmlich Diejenigen an, die

großes Vermögen haben. Der Fremdling, von dem ich euch gestern Abend sagte, ist kein Bösewicht, wie übelwollende Leute mich bereden wollten, sondern ein junger Fürst, der tausend Tugenden besitzt. Hüten wir uns wohl, dem Kalifen einen nachtheiligen Bericht über ihn zu hinterbringen."

Nachdem Bubekir durch diese Rede die schlechte Meinung wieder vertilgt, die er Tags zuvor dem Volke in Betreff Zeyns beigebracht hatte, ging er nach Hause, zog seine Feierkleider an und besuchte den jungen König, der ihn sehr huldvoll empfing. Nach mehreren Complimenten von beiden Seiten sagte Bubekir zu dem König: „Herr, gedenkst du lange in Bagdad zu bleiben?" — „Ja," antwortete Zeyn, „so lange, bis ich ein fünfzehnjähriges ausgezeichnet schönes Mädchen gefunden habe, die aber so keusch seyn muß, daß sie von keinem Manne weiß und ihr auch nicht gelüstet, solche Bekanntschaft zu machen." — „Du suchst ein gar seltenes Ding," versetzte der Imam, „und ich würde sehr fürchten, daß deine Nachforschungen vergeblich seyn würden, wenn ich nicht wüßte, wo ein Mädchen von diesen Eigenschaften zu finden ist. Ihr Vater war ehemals Vezier, aber er hat den Hof verlassen und lebt seit langer Zeit in einem abgelegenen Hause, wo er sich gänzlich der Erziehung seiner Tochter widmet. Wenn du willst, Herr, so gehe ich hin und halte für dich um sie an. Ich zweifle nicht, daß er mit Vergnügen einen Schwiegersohn von deinem Rang annehmen wird." — „Nicht zu rasch," versetzte der König; „ich will dieses Mädchen nicht heirathen, bevor ich mich überzeugt habe, daß sie für mich paßt. In Beziehung auf Schönheit kann ich mich wohl auf dich verlassen, aber welche Bürgschaft kannst du mir für ihre Tugend geben?" — „Je nun, was für Bürgschaften verlangst du denn?" sagte Bubekir. — „Ich muß sie von Angesicht sehen," antwortete Zeyn; „mehr verlange ich nicht, um mich zu entschließen." — „Demnach scheinst du dich gut auf Physiognomien zu verstehen?" versetzte der Imam lächelnd. „Nun gut, gehe mit mir zu ihrem Vater, ich will ihn bitten, daß er sie dich in seiner Gegenwart auf einen Augenblick sehen läßt." Muezin führte den König zu dem Vezier, der nicht so bald von dem Rang und der Absicht Zeyns gehört hatte, als er seine Tochter kommen ließ und ihr befahl, den Schleier abzunehmen. Der junge König von Balsora hatte noch nie eine so vollendete und reizende Schönheit gesehen. Er war ganz geblendet, und sobald er die Probe anstellen konnte, ob das Mädchen eben so keusch als schön sey, zog er seinen Spiegel hervor, und siehe da! das Glas blieb rein und hell.

Als er nun sah, daß er endlich eine Jungfrau gefunden habe, wie er sie wünschte, bat er den Vezier, sie ihm zu geben. Sogleich wurde nach dem Kadi geschickt; er kam,

ſetzte den Heirathsvertrag auf und verrichtete das gebräuchliche Gebet. Nach dieſer Ceremonie führte Zeyn den Vezier in ſein Haus, wo er ihn prächtig bewirthete und ihm anſehnliche Geſchenke machte. Der Braut ſchickte er durch Mobarek einen reichen Juwelenſchmuck, und dieſer führte ſie in ſein Haus, wo die Hochzeit mit aller dem Range Zeyns angemeſſenen Pracht gefeiert wurde. Als die Gäſte ſich entfernt hatten, ſagte Mobarek zu ſeinem Gebieter: „Auf, Herr, laß uns nicht länger in Bagdad verweilen, ſondern nach Kairo zurückkehren. Gedenke des Verſprechens, das du dem König der Geiſter gegeben haſt.“ — „Allerdings, wir wollen abreiſen,“ antwortete der König, „ich muß mein Wort getreulich erfüllen. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, mein lieber Mobarek, daß es mich ſehr ſchwer ankommt, dem Geiſterkönig zu gehorchen. Die Jungfrau, die ich geheirathet habe, iſt bezaubernd ſchön, und ich hätte faſt Luſt, ſie nach Balſora zu führen und auf den Thron zu ſetzen.“ — „Ach, Herr,“ antwortete Mobarek, „hüte dich wohl, deinem Gelüſte Gehör zu geben. Beherrſche deine Leidenſchaften und halte dem König der Geiſter Wort, was es dich auch koſten mag.“ —

„Nun gut, Mobarek," ſagte der König, „ſo ſorge nur, daß du das liebenswürdige Mädchen vor mir verbirgſt und ſie mir nicht unter die Augen kommt. Ich habe ſie vielleicht nur zu viel ſchon geſehen."

Mobarek ließ Anſtalten zur Abreiſe machen; ſie gingen nach Kairo zurück und nahmen von dort den Weg nach der Inſel des Geiſterkönigs. Als ſie dort waren, ſprach die Jungfrau, welche die ganze Reiſe in der Sänfte gemacht und den König ſeit dem Hochzeittage nicht wieder geſehen hatte, zu Mobarek: „Wo ſind wir? werden wir nicht bald in den Staaten meines königlichen Gemahls anlangen?" — „Herrin," antwortete Mobarek, „es iſt Zeit, daß ich dir die Augen öffne. Der König Zeyn hat dich nur geheirathet, um dich aus dem Hauſe deines Vaters zu bekommen. Nicht um dich zur Beherrſcherin von Balſora zu machen, hat er dir ſeine Hand gegeben, ſondern um dich dem König der Geiſter zu überliefern, der ein Mädchen deiner Art von ihm verlangt hat." Bei dieſen Worten fing ſie an bitterlich zu weinen, ſo daß der König und Mobarek über die Maßen gerührt wurden. „Habt Mitleid mit mir," ſagte ſie zu ihnen, „ich bin eine Fremde, ihr werdet eure Verrätherei an mir vor Gott verantworten müſſen."

Vergeblich waren ihre Thränen und Klagen. Sie wurde dem König der Geiſter vorgeſtellt, der ſie mit forſchenden Blicken betrachtete und dann alſo zu Zeyn ſprach: „Ich bin mit dir zufrieden, Fürſt. Die Jungfrau, die du mir gebracht haſt, iſt reizend und keuſch, und es gefällt mir ſehr, daß du ſo viel Selbſtüberwindung gezeigt haſt, um mir Wort zu halten. Kehre jetzt in deine Staaten zurück, und wenn du das unterirdiſche Gemach mit den acht Bildſäulen betrittſt, ſo wirſt du darin die neunte finden, die ich dir verſprochen habe. Ich werde ſie durch meine Geiſter dahin bringen laſſen." Zeyn dankte dem König und reiſte mit Mobarek nach Kairo zurück, hielt ſich aber nicht lange in dieſer Stadt auf, denn er brannte vor Ungeduld, die neunte Bildſäule zu ſehen. Dabei konnte er nicht umhin, fleißig an die Jungfrau zu denken, die er geheirathet hatte; er machte ſich Vorwürfe, daß er ſie betrogen, und betrachtete ſich als die Urſache und das Werkzeug ihres Unglücks. „Ach," ſprach er bei ſich ſelbſt, „ich habe ſie aus den Armen ihres zärtlichen Vaters geriſſen, um ſie einem Geiſte zu opfern. O Schönheit ſonder Gleichen, du hatteſt ein beſſeres Schickſal verdient!"

Unter ſolchen Gedanken kam der König Zeyn endlich nach Balſora, wo ſeine Unterthanen die Rückkehr ihres Fürſten mit großen Freudenfeſten feierten. Er ging ſogleich zur Königin, ſeiner Mutter, um ihr von ſeiner Reiſe Bericht abzuſtatten, und ſie war ſehr erfreut zu vernehmen, daß er die neunte Bildſäule erhalten habe. „Komm,

mein Sohn," ſprach ſie, „daß wir ſie ſehen, denn ſie iſt ohne Zweifel jetzt in dem unterirdiſchen Gemach, da der König der Geiſter dir geſagt hat, du werdeſt ſie dort treffen." Der junge König und ſeine Mutter ſtiegen, voll Ungeduld, dieſe Säule zu ſehen, in das unterirdiſche Gemach hinab und traten in das Zimmer, wo die Säulen ſtanden; aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie ſtatt der diamantenen Säule auf dem neunten Fußgeſtell ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit erblickten, die der Prinz ſogleich als diejenige erkannte, welche er auf die Geiſterinſel geführt hatte! „Mein König," ſprach die Jungfrau zu ihm, „du erwarteteſt etwas Koſtbareres zu ſehen, als mich, und bereueſt jetzt ohne Zweifel, daß du dir ſo viele Mühe gegeben haſt. Du hatteſt eine

ſchönere Belohnung gehofft." — „Nein, meine Geliebteſte," antwortete Zeyn, „Gott iſt mein Zeuge, daß ich mehr als einmal im Begriff war, dem Geiſterkönig mein Wort zu brechen und dich mir zu erhalten. Wie koſtbar auch eine diamantene Säule ſeyn mag, ſo iſt ſie doch nichts gegen die Wonne, dich zu beſitzen. Ich liebe dich mehr als alle Diamanten und alle Reichthümer von der Welt."

Während er ſo ſprach, hörte man einen Donner, von dem das unterirdiſche Gemach erbebte. Zeyns Mutter erſchrack, aber nun erſchien der Geiſterkönig und beruhigte ſie. „Herrin," ſprach er zu ihr, „dein Sohn ſteht in meinem Schutze, ich liebe ihn. Ich habe ſehen wollen, ob er in ſeiner Jugend fähig iſt, ſeine Leidenſchaften zu bezähmen. Es iſt mir nicht entgangen, daß die Reize dieſer Jungfrau gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht haben, und daß er ſein Verſprechen, ihren Beſitz nicht einmal zu wünſchen, nicht auf's gewiſſenhafteſte gehalten hat; aber ich kenne die Schwachheit der menſchlichen Natur zu gut, um ihm darob zu zürnen, und ſeine Zurückhaltung erfreut mich. Hier iſt die neunte Bildſäule, die ich ihm beſtimmt habe; ſie iſt ſeltener und koſtbarer als alle die andern." Dann wandte er ſich zu dem König und ſagte: „Lebe glücklich mit dieſer jungen Frau, ſie iſt deine Gemahlin, und willſt du, daß ſie dir treu und beſtändig ſey, ſo liebe ſie immerdar, aber liebe nur ſie allein. Gib ihr keine Nebenbuhlerinnen und ich bürge dir für ihre Treue." Mit dieſen Worten verſchwand der Geiſterkönig, und Zeyn, entzückt über ſeine Braut, vollzog noch am ſelben Tage ſeine Ehe und ließ ſie als Königin von Balſora ausrufen; die beiden Gatten blieben ſich treu und verlebten glücklich und zufrieden mit einander eine lange Reihe von Jahren.

Kaum hatte die Sultanin von Indien die Geſchichte des Königs Zeyn Alasnam geendigt, ſo bat ſie ſchon wieder um Erlaubniß, eine andere erzählen zu dürfen. Der König Scheherban ertheilte dieſelbe für die nächſte Nacht, weil der Tag bereits herandämmerte.

Fünfhundert

und

fünfundzwanzigſte Nacht.

Als ſich der Sultan von Indien wieder bei Scheherſad eingefunden hatte, erinnerte ſie ihn an die ertheilte Erlaubniß zu einer neuen Erzählung; der Sultan gab ſeine Genehmigung nochmals zu erkennen, und Scheherſad begann hierauf mit folgenden Worten die

Geſchichte Codadads und ſeiner Brüder.

Die Geſchichtſchreiber des Königreichs Dyarbekir erzählen von einem ſehr reichen und mächtigen Könige, der einſt in der Stadt Harran herrſchte. Er liebte ſeine Unterthanen ſehr und wurde auch von ihnen geliebt. Er hatte tauſend Tugenden und es fehlte ihm nichts zum vollkommnen Glück, als ein Erbe. Obſchon er die ſchönſten Frauen von der Welt in ſeinem Serail hatte, ſo konnte er doch keine Kinder erhalten. Da er unaufhörlich den Himmel um dieſe Gnade bat, ſo erſchien ihm eines Nachts, während er die Süßigkeit des Schlafes koſtete, ein freundlicher Mann oder vielmehr

ein Prophet und ſprach zu ihm: „Deine Gebete ſind erhört, du erhältſt wonach du dich ſehnteſt. Sobald du erwachſt, ſtehe auf, verrichte dein Gebet und mache zwei Kniebeugungen, ſodann gehe in den Garten deines Palaſtes, rufe deinen Gärtner und laß dir von ihm einen Granatapfel geben; von dieſem iß ſo viele Kerne, als dir behagt, und deine Wünſche werden in Erfüllung gehen.“

Als der König erwachte, erinnerte er ſich dieſes Traumes und dankte dem Himmel dafür. Er ſtand auf, verrichtete ſein Gebet und machte zwei Kniebeugungen; hierauf ging er in den Garten, zählte fünfzig Kerne von einem Granatapfel genau ab und aß ſie. Er hatte fünfzig Frauen, die ſein Bett theilten, und alle wurden ſchwanger. Nur Eine war darunter, Namens Piruza, deren Schwangerſchaft nicht ſichtbar wurde. Er hatte deswegen einen ſolchen Abſcheu vor ihr, daß er ſie tödten laſſen wollte. „Ihre Unfruchtbarkeit,“ ſagte er, „iſt ein ſicheres Zeichen, daß der Himmel Piruza nicht würdig findet, Mutter eines Prinzen zu werden. Ich muß die Welt von einem Weſen reinigen, welches dem Herrn verhaßt iſt.“ Schon hatte er dieſen grauſamen Entſchluß gefaßt, als ſein Vezier ihm vorſtellte, nicht alle Frauen ſeyen von gleichem Schlage, und Piruza könne wohl ſchwanger ſeyn, wenn ihre Schwangerſchaft ſich auch noch nicht deutlich zeige. „Nun gut,“ verſetzte der König, „ſo mag ſie leben, aber ſie ſoll ſogleich meinen Hof verlaſſen, denn ich kann ſie hier nicht länger dulden.“ — „Großer König,“ entgegnete der Vezier, „ſchicke ſie dem Prinzen Samer, deinem Vetter.“ Dem König gefiel dieſer Rath, und er ſchickte Piruza nach Samarien mit einem Brief an ſeinen Vetter, worin er ihn bat, ſie gut zu behandeln, und im Fall ſie ſchwanger ſey, ihm von ihrer Niederkunft Nachricht zu geben.

Piruza war noch nicht in dieſem Lande angelangt, als man deutlich ſah, daß ſie ſich in geſegneten Umſtänden befand, und am Ende gebar ſie einen Prinzen, ſchöner als der Tag. Der Fürſt von Samarien ſchrieb ſogleich an den König von Harran, meldete ihm die glückliche Geburt dieſes Sohnes und wünſchte ihm Glück dazu. Der König hatte große Freude darüber und ſchrieb dem Prinzen Samer folgendermaßen: „Lieber Vetter, alle meine andern Frauen haben gleichfalls Prinzen geboren, ſo daß wir hier jetzt eine große Menge Kinder haben. Ich erſuche dich deßhalb, den Sohn der Piruza aufzuziehen, ihm den Namen Codadad [1] zu geben und ihn mir zu ſchicken, wenn ich ihn von dir fordere.“

[1] Codadad iſt perſiſch und zuſammengeſetzt aus Coda, Gott, und dadan, geben, entſprechend dem franzöſiſchen Namen Dieudonné, dem griechiſchen Theodor, umgekehrt Dorotheus.

Der Fürst von Samarien verſäumte nichts, um ſeinem Neffen eine gute Erziehung zu geben. Er ließ ihm Unterricht im Reiten, im Bogenſchießen und allen andern Sachen, die ſich für Königsſöhne ziemen, ertheilen, ſo daß Codadad in ſeinem achtzehnten Jahre für ein wahres Wunder gelten konnte. Dieſer junge Prinz beſaß einen ſeiner Geburt würdigen Muth und ſagte eines Tages zu ſeiner Mutter: „Ich fange an mich in Samarien zu langweilen. Ich fühle Begierde nach Ruhm in mir, deßwegen erlaube, daß ich ausziehe und Gelegenheiten aufſuche, ihn in den Gefahren des Kriegs zu erwerben. Der König von Harran, mein Vater, hat Feinde. Einige ſeiner Nachbarn beabſichtigen, ſeine Ruhe zu ſtören. Warum ruft er mich nicht zu Hülfe? Warum läßt er mich ſo lange Kind ſeyn? Sollte ich mich nicht bereits an ſeinem Hofe gezeigt haben? Soll ich hier mein Leben im Müßiggang verbringen, während alle meine Brüder das Glück haben, an ſeiner Seite zu fechten?“ — „Mein Sohn,“ antwortete Piruza, „ich ſehne mich eben ſo ſehr wie du, deinen Namen berühmt zu ſehen. Ich wollte, du hätteſt dich bereits gegen die Feinde deines Vaters ausgezeichnet; aber du mußt warten, bis er dich auffordert.“ — „Nein, liebe Mutter,“ antwortete Codadad, „ich habe nur zu lange ſchon gewartet. Ich ſterbe vor Verlangen, den König zu ſehen, und habe große Luſt hinzuziehen und ihm als ein junger Unbekannter meine Dienſte anzubieten. Er wird ſie ohne Zweifel annehmen und ich werde mich nicht eher zu erkennen geben, als bis ich tauſend ruhmvolle Thaten vollbracht habe. Ich will ſeine Achtung verdienen, ehe er mich anerkennt.“ Piruza billigte dieſen hochherzigen Entſchluß, und um von dem Fürſten Samer keinen Widerſpruch zu erfahren, ſagte ihm Codadad kein Wort davon, ſondern verließ eines Tags Samarien unter dem Vorgeben, er wolle auf die Jagd reiten.

Er ritt ein weißes Pferd mit goldenem Zügel und Hufbeſchlag; Sattel und Schabrake waren von blauem Atlas und ganz mit Perlen beſäet. Der Griff ſeines Säbels beſtand aus einem einzigen Diamant, die Scheide war von Sandelholz und ganz mit Smaragden und Rubinen beſetzt. Ueber ſeine Schultern hing ein Köcher und ein Bogen. In dieſem Aufzuge, welcher ſeine ſchöne Geſtalt in's glänzendſte Licht treten ließ, kam er in der Stadt Harran an. Er fand bald Mittel und Wege, ſich dem König vorſtellen zu laſſen, auf den ſeine Schönheit und ſein ſtattlicher Wuchs den angenehmſten Eindruck machte. Vielleicht war es aber auch die Macht des Blutes, was ſein Herz ſo zu dem Jüngling hinzog; kurz, er empfing ihn auf's huldreichſte und fragte ihn nach ſeinem Namen und Stand. „Großer König,“ antwortete Codadad, „ich bin der Sohn eines Emirs von Kairo. Wanderluſt hat mich aus meinem

Vaterlande getrieben, und da ich auf meiner Reiſe durch deine Staaten erfuhr, daß du mit einigen deiner Nachbarn in Fehde liegeſt, ſo bin ich an deinen Hof gekommen, um dir meinen Arm anzubieten.“ Der König war ungemein gnädig gegen den Jüngling und gab ihm eine Anſtellung in ſeinem Heere.

Der junge Prinz ſäumte nicht, ſeine Tapferkeit an den Tag zu legen. Er erwarb ſich die Achtung der Offiziere und die Bewunderung der Soldaten, und da er eben ſo viel Geiſt als Muth beſaß, ſo gewann ihn der König ſo lieb, daß er ihn bald zu ſeinem Günſtling machte. Die Miniſter und andern Höflinge beſuchten Codadad tagtäglich und bewarben ſich auf's angelegentlichſte um ſeine Freundſchaft, während ſie die übrigen Söhne des Königs vernachläßigten. Die jungen Prinzen konnten dies nicht ohne Aerger geſchehen laſſen und ihr Herz entbrannte von heftigem Haß gegen den Fremdling. Der König aber fühlte von Tag zu Tag mehr Liebe gegen ihn und gab ihm fortwährend neue Beweiſe ſeiner Zuneigung. Er wollte ihn ſtets um ſeine Perſon haben; er bewunderte ſeine geiſtvollen und weiſen Reden, und um Jedermann zu zeigen, wie hoch er ſeine Weisheit und Klugheit achte, vertraute er ihm die Aufſicht über die andern Prinzen an, obſchon er mit ihnen in gleichem Alter ſtand, ſo daß Codadad der Hofmeiſter ſeiner Brüder wurde.

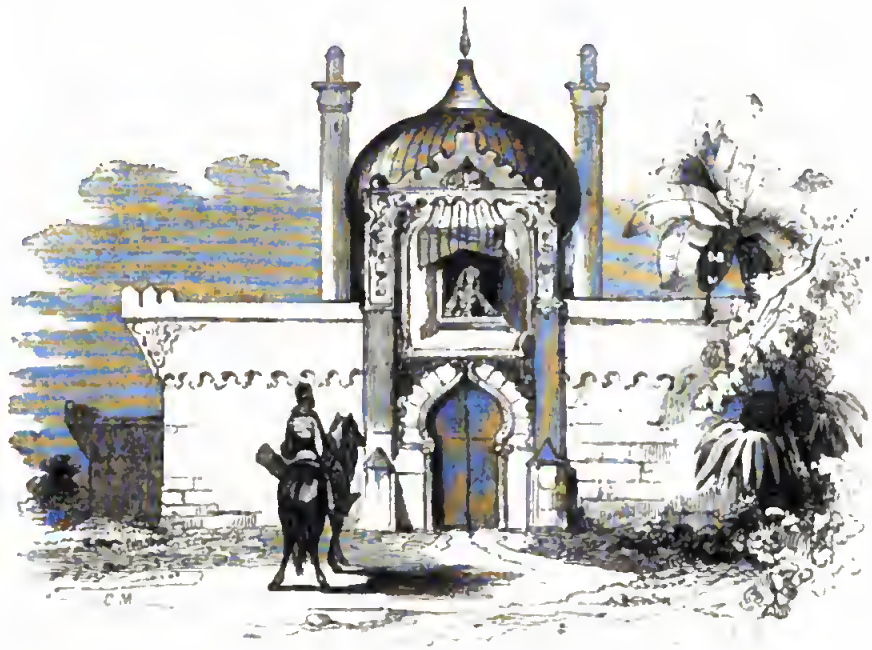
Dies reizte ihren Haß nur um so mehr. „Wie!“ sagten sie, „ist's nicht genug, daß der König einen Fremdling mehr liebt als uns, er macht ihn sogar zu unserm Hofmeister, ohne dessen Erlaubniß wir nichts thun sollen! Nein, das können wir uns nicht gefallen lassen. Wir müssen uns diesen Fremdling vom Halse schaffen.“ — „Das Kürzeste ist,“ sagte Einer von ihnen, „wir fallen alle zusammen über ihn her und schlagen ihn todt.“ — „Nein, nein,“ sagte ein Anderer, „auf diese Art würden wir uns selbst in die Grube stürzen. Sein Tod würde uns dem König verhaßt machen, und dieser könnte uns zur Strafe leicht sammt und sonders der Thronfolge unwürdig erklären. Wir müssen dem Fremdling mit List beikommen. Wir wollen ihn um Erlaubniß bitten, auf die Jagd zu reiten, und wenn wir weit genug vom Palast sind, so schlagen wir uns nach irgend einer Stadt und halten uns dort eine Zeitlang auf. Der König wird sich über unsere Abwesenheit verwundern, und wenn er uns nicht zurückkommen sieht, wird er die Geduld verlieren und den Fremdling vielleicht tödten lassen. Jedenfalls wird er ihn von seinem Hofe verbannen, weil er uns erlaubt hat, seinen Palast zu verlassen.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Prinzen gingen zu Codadad und baten ihn um Erlaubniß zu einer Jagdpartie, zugleich versprachen sie, noch an demselben Tage zurückzukommen. Piruza's Sohn ging in die Schlinge, er gab seinen Brüdern die erbetene Erlaubniß. Sie ritten weg und kamen nicht wieder. Schon waren sie drei Tage abwesend, als der König zu Codadad sagte: „Wo sind die Prinzen? Ich habe sie lange nicht gesehen.“ — „Herr,“ antwortete dieser mit einer tiefen Verbeugung, „sie sind seit drei Tagen auf der Jagd. Sie haben mir indeß versprochen, früher zurückzukommen.“ Der König wurde unruhig, und seine Unruhe vermehrte sich, als die Prinzen auch am folgenden Tage noch nicht erschienen. Nun konnte er seinen Zorn nicht mehr zurückhalten. „Unvorsichtiger Fremdling,“ sagte er zu Codadad, „wie konntest du meine Söhne wegreiten lassen, ohne sie zu begleiten? Verwaltest du so das Amt, das ich dir anvertraut habe? Geh, suche sie sogleich auf und führe sie zu mir; wo nicht, so bist du ein Mann des Todes.“

Diese Worte erfüllten den unglücklichen Sohn Piruza's mit schauderndem Entsetzen. Er legte seine Rüstung an, schwang sich auf sein Roß und ritt zur Stadt hinaus. Wie ein Hirt, der seine Heerde verloren hat, suchte er überall im Gefilde seine Brüder, fragte in allen Dörfern, ob man sie nicht gesehen habe, und da er nichts von ihnen erfahren konnte, überließ er sich dem heftigsten Schmerz. „Ach, meine lieben Brüder!“ rief er aus, „was ist aus euch geworden? Seyd ihr vielleicht unsern Feinden in die

Hände gefallen? Sollte ich nur dazu an den Hof von Harran gekommen seyn, um dem König ein so grausames Herzeleid zu bereiten?" Er war untröstlich, daß er den Prinzen die Jagd erlaubt oder sie nicht begleitet hatte.

Nach mehrtägigen vergeblichen Nachforschungen gelangte er in eine ungeheuer weite Ebene, in deren Mitte ein Palast von schwarzem Marmor stand. Er ritt darauf zu und erblickte an einem Fenster ein wunderschönes Fräulein, aber bloß mit ihrer Schönheit geschmückt; denn ihre Haare waren zerstreut, ihre Kleider zerrissen, und auf ihrem Gesichte bemerkte man den Ausdruck der tiefsten Betrübniß. Sobald sie den



Fremden erblickte und gehört zu werden glaubte, rief sie ihm zu: „O Jüngling, entferne dich von diesem unseligen Palaste, oder du wirst bald in die Hände des Ungeheuers gerathen, das ihn bewohnt. Hier haust ein Schwarzer, der sich nur von Menschenblut nährt; er ergreift alle Leute, die ihr schlimmes Geschick in diese Ebene führt, und sperrt sie in finstere Kerker ein, aus denen er sie nur hervorzieht, um sie zu verschlingen."

„Herrin," antwortete Codadad, „sag' mir, wer du bist, und sey wegen des Uebrigen unbesorgt." — „Ich bin aus Kairo gebürtig und aus vornehmem Hause," antwortete das Fräulein; „gestern kam ich auf meiner Reise nach Bagdad nahe an diesem Schlosse vorbei, wo mir der Schwarze begegnete, alle meine Leute tödtete und mich hieher

führte. Ach! wenn ich nichts Anderes zu fürchten hätte, als den Tod! Aber um mein Unglück zu vollenden, verlangt das Ungeheuer noch Gefälligkeit von mir, und wenn ich mich morgen nicht gutwillig seinen viehischen Lüsten ergebe, so muß ich der äußersten Gewaltthat entgegensehen. Noch einmal," fuhr sie fort, „rette dich, der Schwarze wird bald zurückkommen. Er ist ausgezogen, um einige Reisende zu verfolgen, die er von ferne auf der Ebene bemerkt hat. Du hast keine Zeit zu verlieren, ja, ich weiß nicht einmal, ob du ihm durch schleunige Flucht wirst entrinnen können."

Noch hatte sie nicht ausgesprochen, als der Schwarze erschien. Es war ein Kerl von ungeheurer Größe und furchtbarem Ansehen. Er ritt ein gewaltiges tartarisches Roß und führte ein breites gewichtiges Schwert, das nur er allein handhaben konnte. Als der Prinz ihn erblickte, verwunderte er sich über die ungeheure Gestalt. Er empfahl sich dem Schutze Gottes, zog dann seinen Säbel und erwartete unerschrocken den Schwarzen, der einen so schwachen Feind verachtete und ihn aufforderte, sich ohne Schwertstreich zu ergeben. Codadad aber gab deutlich zu erkennen, daß er entschlossen war, sein Leben zu vertheidigen; denn er ritt auf ihn zu und versetzte ihm einen derben Hieb in's Genick. Als der Schwarze sich verwundet fühlte, stieß er ein entsetzliches Geschrei aus, von dem die ganze Ebene widerhallte. Schäumend vor Wuth erhob er

ſich in den Steigbügeln und wollte Codadad mit ſeinem furchtbaren Schwerte zu Boden ſchlagen. Der Streich wurde mit ſolcher Kraft geführt, daß es um den jungen Prinzen geſchehen geweſen wäre, wenn er nicht die Gewandtheit gehabt hätte, durch eine Schwenkung ſeines Roſſes ihm auszuweichen. Das Schwert ſauste grauenvoll durch die Luft. Ehe nun der Schwarze Zeit hatte, zu einem zweiten Schlage auszuholen, hieb ihm Codadad mit einem gewaltigen Streiche den rechten Arm ab. Das furchtbare Schwert fiel zugleich mit der Hand, die es hielt, zu Boden, und der Schwarze war durch die Gewalt des Schlages ſo erſchüttert, daß er die Bügel verlor und die Erde von ſeinem Fall erdröhnte. Flugs ſtieg der Prinz von ſeinem Roſſe, warf ſich über ſeinen Feind her und hieb ihm den Kopf ab. Das Fräulein, deren Augen Zeugen des Kampfes geweſen waren, und die fortwährend für den jungen Helden, den ſie bewunderte, heiße Gebete zum Himmel geſchickt hatte, that einen Freudenſchrei und ſprach dann zu Codadad: „Prinz, (denn der ſchwere Sieg, den du ſoeben errungen, ſo wie dein edler Anſtand, überzeugt mich, daß du nicht aus gemeinem Blute ſtammſt,) vollende jetzt dein Werk: der Schwarze hat die Schlüſſel zum Schloſſe bei ſich; nimm ſie und befreie mich aus dieſem Gefängniſſe.“ Der Prinz durchſuchte die Taſchen des Elenden, der im Staube dahin geſtreckt lag, und fand darin mehrere Schlüſſel.

Bei dieſen Worten unterbrach Scheherſad ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:

Fünfhundert

und

ſechsundzwanzigſte Nacht.

Codadad öffnete die erſte Pforte und trat in einen großen Hof, wo er das Fräulein, die ihm entgegengekommen war, bereits antraf. Sie wollte ſich zum Zeichen ihrer herzlichen Dankbarkeit ihm zu Füßen werfen, aber er gab es nicht zu. Sie pries ſeine Tapferkeit und erhob ihn über alle Helden der Welt. Er erwiderte ihre Höflichkeiten, und da ſie ihm in der Nähe noch liebenswürdiger erſchien, als von ferne, ſo weiß ich nicht, ob ſie über ihre Befreiung aus ſo ſchrecklicher Gefahr mehr Freude empfand, oder er darüber, daß er einem ſo ſchönen Fräulein einen ſolch wichtigen Dienſt geleiſtet hatte.

Ihr Geſpräch wurde durch Geſchrei und Geſtöhn unterbrochen. „Was höre ich?“ rief Codadad, „woher kommen dieſe kläglichen Töne, die an mein Ohr ſchlagen?“ — „Herr,“ antwortete das Fräulein, indem ſie mit dem Finger auf eine niedrige Thüre innerhalb des Hofes wies, „ſie kommen von dorther. Es ſtecken hier eine Menge Unglückliche, die ihr böſer Stern in die Hände des Schwarzen fallen ließ. Sie ſind alle gefeſſelt, und jeden Tag zog das Ungeheuer Einen hervor, um ihn zu freſſen.“

„Ich bin ſehr erfreut,“ verſetzte der junge Prinz, „daß ich durch meinen Sieg dieſen Unglücklichen das Leben retten kann. Komm, edles Fräulein, und theile mit mir

das Vergnügen, ſie in Freiheit zu ſetzen. Du kannſt die Freude, die wir ihnen machen werden, an dir ſelbſt ermeſſen." So ſprechend näherten ſie ſich der Thüre des Gefängniſſes, und je näher ſie kamen, je deutlicher hörten ſie die Klagen der Gefangenen. Dem Prinzen Codadad ging dies durch Mark und Bein. Um ihren Leiden ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen, ſtieß er ſchleunig einen Schlüſſel in das Schloß. Anfangs bekam er nicht den rechten, und nahm dann einen andern. Bei dieſem Geräuſch wähnten die Unglücklichen, der Neger komme, um ihnen wie gewöhnlich zu eſſen zu bringen und zugleich einen der Unglücksgefährten zu ſeinem Fraß zu holen, und ihr Angſtgeſchrei und Geſtöhn wurde immer kläglicher. Es war, als ob aus dem Mittelpunkte der Erde klagende Stimmen heraustönten.

Indeß öffnete der Prinz die Thüre und fand eine ſehr ſteile Treppe, auf der er in eine tiefe und weite Höhle hinabſtieg, die durch ein Luftloch ſpärlich beleuchtet wurde, und worin mehr als hundert Menſchen mit gefeſſelten Händen an Pfähle gebunden waren. „Unglückliche Reiſende," ſagte er zu ihnen, „arme Schlachtopfer, die ihr nur den Augenblick eines grauſamen Todes erwartet, dankt dem Himmel, der euch heute mittelſt meines Arms befreite. Ich habe den abſcheulichen Schwarzen, deſſen Beute ihr werden ſolltet, getödtet, und komme, eure Ketten zu zerbrechen." Als die Gefangenen dieſe Worte hörten, ſtießen ſie vor Verwunderung und Freude ein lautes Geſchrei aus. Codadad und das Fräulein fingen an ſie loszubinden, und ſo wie Einer von ſeinen Ketten befreit war, half er auch den Andern aus den ihrigen, ſo daß binnen kurzer Zeit Alle ſich ihrer Erlöſung erfreuten.

Jetzt warfen ſie ſich dem Prinzen zu Füßen, dankten ihm für ihre Befreiung und ſtiegen aus dem Gewölbe heraus. Aber wie erſtaunte Codadad, als ſie nun im Hofe waren und er unter den Gefangenen auch ſeine Brüder erblickte, die er ſuchte und zu finden bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte. „Ach, liebe Prinzen," rief er aus, „täuſche ich mich nicht? ſeyd ihr es wirklich? Darf ich mir ſchmeicheln, daß ich euch dem König, euerm Vater, zurückbringen kann, der über euern Verluſt untröſtlich iſt? Haben wir nicht vielleicht Einen von euch zu beweinen? Seyd ihr Alle noch am Leben? Ach, der Tod eines Einzigen könnte mir die ganze Freude vergiften, die ich über eure Rettung empfinde."

Die neunundvierzig Prinzen gaben ſich Codadad zu erkennen, der einen um den andern umarmte und ihnen erzählte, in welche Unruhe ihre Abweſenheit den König verſetzt habe. Sie ertheilten ihrem Befreier alle Lobſprüche, die er verdiente, desgleichen auch die andern Gefangenen, die keine Ausdrücke ſtark genug fanden, um den Dank,

von dem sie durchdrungen waren, an den Tag zu legen. Codadad durchsuchte hierauf mit ihnen das Schloß und fand darin unermeßliche Reichthümer, feine Leinwand, Goldbrokate, persische Teppiche, chinesischen Atlas und eine Menge anderer Waaren, die der Schwarze den ausgeplünderten Karavanen abgenommen hatte, und wovon der größte Theil den von Codadad befreiten Gefangenen angehörte. Jeder erkannte sein Eigenthum und machte seine Ansprüche darauf geltend. Der Prinz ließ sie ihre Ballen nehmen und vertheilte auch noch die übrigen Waaren unter sie. Hierauf sprach er zu ihnen: „Wie wollt ihr aber eure Waaren fortschaffen? Wir sind hier in einer Wüste, wo ihr wahrscheinlich keine Pferde finden werdet.“ — „Herr,“ antwortete einer der Gefangenen, „der Schwarze hat uns außer unsern Wagen auch unsere Kameele geraubt; vielleicht stehen sie noch in den Ställen dieses Schlosses.“ — „Wohl möglich,“ versetzte Codadad, „wir wollen einmal nachforschen.“ Sie gingen nun in die Ställe und fanden daselbst nicht nur die Kameele der Kaufleute, sondern auch die Pferde der Prinzen, worüber Alle ungemeine Freude empfanden. In den Ställen waren auch einige schwarze Sklaven, die, als sie die Gefangenen alle befreit sahen, woraus sie auf den Tod ihres Herrn schließen mußten, in Schreck geriethen und auf Auswegen, die ihnen bekannt waren, entflohen. Man dachte nicht daran, sie zu verfolgen. Die Kaufleute waren voll Freude, mit ihrer Freiheit auch ihre Kameele und Wagen wieder

erhalten zu haben, und rüsteten sich zur Heimkehr; zuvor aber dankten sie nochmals ihrem Befreier.

Als sie abgereist waren, wandte sich Codadad an das Fräulein und sprach zu ihr: „Wohin gedenkst du zu reisen, edles Fräulein? Was war dein Plan, als du von dem Schwarzen überfallen wurdest? Ich werde dich nach dem Orte führen, den du zu deinem Aufenthalt ausersehen hast, und ich zweifle nicht, daß diese Prinzen sämmtlich eben so gesonnen sind." Die Söhne des Königs von Harran betheuerten dem Fräulein, daß sie sie nicht eher verlassen würden, bis sie sie den Ihrigen wiedergegeben hätten.

„Prinz," sagte sie zu Codadad, „ich bin aus einem zu fernen Lande, und es hieße deine Großmuth mißbrauchen, wenn ich dich einen so weiten Weg machen ließe; übrigens muß ich auch bekennen, daß ich auf immer von meinem Vaterlande geschieden bin. Ich habe dir vorhin gesagt, ich sey ein Fräulein aus Kairo; aber nach der Güte, die du mir bewiesen, und nach der Verpflichtung, die ich gegen dich habe, Herr," fügte sie mit einem bedeutungsvollen Blick auf Codadad hinzu, „wäre es Undank, wenn ich dir die Wahrheit länger verhehlen wollte. Ich bin die Tochter eines Königs. Ein Kronräuber hat sich des Thrones meines Vaters bemächtigt, nachdem er ihm das Leben geraubt hat; und um das meinige zu retten, war ich genöthigt, die Flucht zu ergreifen." Nach diesem Geständnisse baten Codadad und seine Brüder die Prinzessin, ihnen ihre Geschichte zu erzählen, und versicherten ihr, daß sie allen möglichen Antheil an ihrem

Unglück nähmen und bereit ſeyen, Alles aufzubieten, um ſie wieder glücklich zu machen. Sie dankte ihnen für dieſe neue Verſicherung ihrer Dienſtwilligkeit und konnte nicht umhin, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie begann daher folgendermaßen:

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung, und begann in der nächſten Nacht mit folgenden Worten die

Fünfhundert

und

ſiebenundzwanzigſte Nacht.

Geſchichte der Prinzeſſin von Deryabar. [1]

Auf einer Inſel liegt eine große Stadt, Namens Deryabar. Hier herrſchte lange Zeit ein mächtiger, reicher und tugendhafter König. Er hatte keine Kinder, und dies allein mangelte zu ſeinem Glück. Unabläſſig bat er den Himmel darum, aber er wurde nur halb erhört, denn nach langem Harren brachte die Königin, ſeine Gemahlin, nur eine Tochter zur Welt.

Dieſe unglückliche Prinzeſſin bin ich. Mein Vater war über meine Geburt mehr ärgerlich, als erfreut; doch unterwarf er ſich dem Willen Gottes. Er ließ mich mit aller erdenklichen Sorgfalt erziehen, und da er keinen Sohn hatte, beſchloß er, mich die Regierungskunſt zu lehren, damit ich einſt nach ihm ſeinen Thron beſteigen ſollte.

[1] Deryabar bedeutet im Arabiſchen: Gegend der Brunnen, brunnenreicher Ort.

Eines Tags, als er ſich auf der Jagd erluſtigte, erblickte er einen wilden Eſel. Er verfolgte ihn, kam von ſeiner Jagdbegleitung ab und ſeine Hitze verleitete ihn, ihm bis in die Nacht nachzuſetzen, ohne an ein Verirren zu denken. Endlich ſtieg er vom Pferde und ſetzte ſich am Eingang eines Gehölzes, in das ſich der Eſel geworfen hatte. Kaum war die Nacht angebrochen, als er zwiſchen den Bäumen ein Licht bemerkte, woraus er ſchloß, daß er nicht weit von einem Dorfe entfernt ſey. Er freute ſich deß in der Hoffnung, die Nacht dort zuzubringen und Jemand zu ſeinem Gefolge ſchicken zu können, um ihnen zu melden, wo er wäre. Er ſtand alſo auf und ging gegen das Licht zu, das ihm als Leitſtern diente.

Bald erkannte er, daß er ſich getäuſcht hatte. Das Licht war nichts Anderes als ein Feuer, das in einer Hütte brannte. Er näherte ſich und ſah mit Erſtaunen einen großen ſchwarzen Mann, oder vielmehr einen ſchrecklichen Rieſen, der auf einem Sopha ſaß. Das Ungeheuer hatte einen großen Krug mit Wein vor ſich ſtehen und briet auf den Kohlen einen Ochſen, dem er ſoeben die Haut abgezogen hatte. Bald nahm er den Krug an den Mund, bald zerſtückte er den Ochſen und fraß davon. Was aber die Aufmerkſamkeit des Königs, meines Vaters, am meiſten auf ſich zog, war eine ſehr

ſchöne Frau, die er in der Hütte erblickte. Sie ſchien in tiefe Traurigkeit verſunken, ihre Hände waren gebunden, und zu ihren Füßen lag ein kleines Kind von zwei bis drei Jahren, das ohne Unterlaß weinte und die Luft mit ſeinem Geſchrei erfüllte, gleich als ob es das Unglück ſeiner Mutter mit empfände.

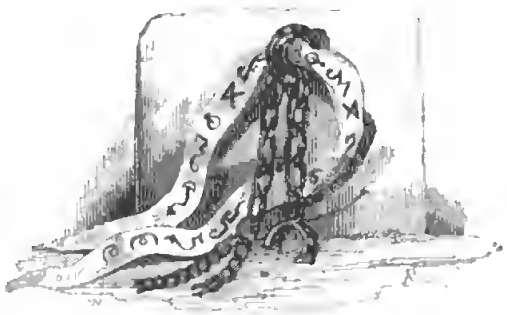
Gerührt von dieſem jammervollen Anblick wollte mein Vater anfangs in die Hütte ſtürzen und den Rieſen angreifen; allein der Gedanke, daß der Kampf gar zu ungleich ſeyn würde, hielt ihn zurück, und er beſchloß, da er mit offener Gewalt nichts ausrichten konnte, ihn durch Liſt zu überwältigen. Indeß wandte ſich der Rieſe, nachdem er den Krug geleert und den Ochſen mehr als zur Hälfte aufgefreſſen hatte, zu der Frau und ſagte zu ihr: „Schöne Prinzeſſin, warum zwingſt du mich durch deine Hartnäckigkeit, dich mit Strenge zu behandeln? Es ſteht ganz in deiner Hand, glücklich zu werden: du darfſt dich nur entſchließen, mich zu lieben und mir treu zu bleiben, ſo werde ich viel ſanfter gegen dich ſeyn.“ — „Garſtiger Waldteufel!“ antwortete die Frau, „hoffe nicht, daß die Zeit meinen Abſcheu vor dir vermindere, du wirſt in meinen Augen immer ein Ungeheuer ſeyn.“ Dieſe Worte wurden mit ſo viel Schimpfreden begleitet, daß der Rieſe in Zorn gerieth. „Das iſt zu viel!“ rief er mit wüthendem Tone; „meine verſchmähte Liebe verwandelt ſich in Wuth. Dein Haß erregt nunmehr auch den meinigen; ich fühle, daß er über meine Begierden ſiegt, und ich wünſche jetzt noch heißer deinen Tod, als ich bisher deinen Beſitz gewünſcht hatte.“ So ſprechend ergriff er die Frau an den Haaren, hob ſie mit der einen Hand in die Luft, zog mit der andern ſeinen Säbel und war eben im Begriff, ihr den Kopf abzuhauen, als der König, mein Vater, einen Pfeil abſchoß, der dem Rieſen in den Bauch fuhr, ſo daß er taumelte und alsbald todt niederſtürzte.

Mein Vater trat nun in die Hütte, band die Frau los und fragte ſie, wer ſie wäre, und in Folge welches Abenteuers ſie ſich hier befände. „Herr,“ antwortete ſie, „am Ufer des Meeres wohnen einige ſarazeniſche Stämme, deren Oberhaupt und Fürſt mein Gemahl iſt. Der Rieſe, den du ſoeben getödtet haſt, war einer ſeiner vornehmſten Offiziere; der Elende entbrannte von heftiger Leidenſchaft gegen mich, die er aber ſorgfältig verhehlte, bis er eine günſtige Gelegenheit fand, ſeinen Plan in's Werk zu ſetzen und mich zu rauben. Das Glück begünſtigt öfter ſchlechte Unternehmungen, als gute Vorſätze. Eines Tages überfiel mich der Rieſe ſammt meinem Kind an einem abgelegenen Orte, nahm uns Beide mit ſich fort, und um allen Nachforſchungen, die er von Seite meines Gemahls zu fürchten hatte, zu vereiteln, verließ er das Land der Sarazenen und brachte uns in dieſes Gehölz, wo er mich ſeit einigen Tagen feſthielt.

So beklagenswerth nun auch mein Schickſal iſt, ſo iſt es mir immerhin ein geheimer Troſt, daß der Rieſe, obgleich er viehiſch roh und verliebt war, doch keine Gewalt gebraucht hat, um das zu erlangen, was ich ſeinen Bitten ſtets verſagt habe. Er hat mir zwar hundertmal gedroht, er würde zum Aeußerſten ſchreiten, wenn er meinen Widerſtand nicht anders überwinden könne; und ich geſtehe dir, daß ich ſo eben, als ich durch meine Reden ſeinen Zorn reizte, mehr für meine Ehre als für mein Leben in Sorgen war.

„Dies, mein Herr," fuhr die Gemahlin des ſarazeniſchen Herrn fort, „iſt meine Geſchichte; ich zweifle nicht, daß du ſie mitleidswürdig genug finden wirſt, um die großmüthige Hülfe, die du mir gebracht haſt, nicht zu bereuen." — „Ja, edle Frau," ſagte mein Vater, „dein Unglück hat mich gerührt, es geht mir tief zu Herzen; ich werde jedoch nichts verſäumen, um dir ein beſſeres Loos zu bereiten. Morgen, ſobald der Tag die Schatten der Nacht zerſtreut haben wird, wollen wir dieſen Wald verlaſſen und den Weg nach der großen Stadt Deryabar ſuchen, deren Beherrſcher ich bin, und wenn es dir ſo genehm iſt, ſo wirſt du in meinem Palaſte wohnen, bis dein königlicher Gemahl kommt, um dich abzuholen."

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um den Sultan von Indien aufſtehen und an ſeine Geſchäfte gehen zu laſſen. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert und achtundzwanzigste Nacht.

Die sarazenische Fürstin nahm den Vorschlag an und ging am folgenden Tag mit dem König, meinem Vater, der am Ausgang des Waldes alle seine Leute traf. Sie hatten ihn die ganze Nacht durch gesucht und waren sehr in Sorgen um ihn. Um so größer war ihre Freude, als sie ihn wieder fanden; aber sie verwunderten sich sehr, da sie ihn in Gesellschaft einer Frau sahen, deren Schönheit sie in Erstaunen setzte. Er erzählte ihnen, auf was Art er sie gefunden und welcher Gefahr er sich ausgesetzt, indem er sich der Hütte näherte; denn der Riese würde ihn unfehlbar getödtet haben, wenn er ihn bemerkt hätte. Einer der Offiziere nahm die Fürstin hinter sich auf sein Pferd, und ein Anderer trug das Kind.

In diesem Aufzuge gelangten sie in den Palast des Königs, meines Vaters, welcher der schönen Sarazenin eine Wohnung einräumte und ihr Kind mit vieler Sorgfalt erziehen ließ. Die Fürstin war nicht unempfindlich gegen die Güte des Königs und

bewies sich ihm so erkenntlich, als er nur wünschen mochte. Anfangs war sie sehr unruhig und ungeduldig darüber, daß ihr Gemahl sie nicht abholte, nach und nach aber beruhigte sie sich, die Aufmerksamkeiten meines Vaters beschwichtigten ihre Ungeduld und ich glaube, sie hätte es dem Schicksal weniger Dank gewußt, wenn es sie zu den Ihrigen zurückgeführt hätte, als daß es sie von ihnen entfernt hatte.

Indessen wurde der Sohn der Fürstin groß. Er war sehr wohlgebildet, und da es ihm auch nicht an Geist fehlte, so wurde es ihm leicht, dem König, meinem Vater, zu gefallen, der große Zuneigung zu ihm faßte. Alle Höflinge bemerkten dies und dachten, der Jüngling würde mich heirathen. In dieser Voraussetzung, und da sie ihn bereits als den Kronerben betrachteten, machten sie ihm den Hof und Jeder beeiferte sich, sein Vertrauen zu gewinnen. Er durchschaute den Grund ihrer Anhänglichkeit, freute sich darüber, verlor den Abstand zwischen uns gänzlich aus den Augen und schmeichelte sich mit der Hoffnung, mein Vater liebe ihn so sehr, daß er ihn bei dieser Verbindung allen Prinzen der Welt vorziehen würde. Er that noch mehr: da der König für seine Wünsche zu lange säumte, ihm meine Hand anzubieten, so hatte er die Kühnheit, ihn darum zu bitten. So strafbar nun auch diese Dreistigkeit war, so begnügte sich mein Vater doch mit der Erklärung, er habe andere Absichten mit mir und sehe ihn darum nicht scheel an. Den jungen Mann aber erbitterte diese abschlägige Antwort; der Stolze fühlte sich durch diese Verschmähung seiner Bewerbung so beleidigt, wie wenn er um ein Mädchen aus dem gemeinen Volk angehalten hätte, oder von gleicher Geburt mit mir gewesen wäre. Er ließ es dabei nicht bewenden, sondern beschloß, sich an dem König zu rächen, und mit einer Undankbarkeit, wovon es wenige Beispiele gibt, zettelte er eine Verschwörung gegen ihn an, ermordete ihn und ließ sich von einer großen Anzahl Mißvergnügter, deren Unzufriedenheit er zu benutzen wußte, zum König von Deryabar ausrufen. Als er nun meinen Vater aus dem Wege geräumt hatte, war sein Erstes, daß er an der Spitze eines Theiles seiner Mitverschwornen in mein Zimmer drang. Er wollte mich entweder tödten oder mit Gewalt zwingen, ihn zu heirathen; aber ich hatte Zeit gehabt, ihm zu entrinnen. Während er meinen Vater erwürgte, war der Großvezier, ein stets getreuer Diener seines Herrn, gekommen, hatte mich aus dem Palaste geführt und bei einem seiner Freunde in Sicherheit gebracht. Dort hielt er mich so lange verborgen, bis ein Schiff, das er heimlich hatte ausrüsten lassen, im Stande war, unter Segel zu gehen. Alsdann verließ ich die Insel ohne eine andere Begleitung als eine Hofmeisterin und diesen edelmüthigen Minister, der lieber der Tochter seines Herrn folgen und ihr Unglück theilen, als dem Tyrannen gehorchen wollte.

Der Großvezier beabſichtigte, mich an die Höfe der benachbarten Könige zu führen, ſie um Beiſtand anzuflehen und zur Rache der Ermordung meines Vaters aufzufordern; allein der Himmel begünſtigte einen Vorſatz, der uns ſo vernünftig ſchien, nicht. Nachdem wir einige Tage fortgeſegelt waren, erhob ſich ein ſo gewaltiger Sturm, daß unſer Schiff, trotz der Geſchicklichkeit unſerer Matroſen, durch die Gewalt der Winde und Wellen an einen Felſen geſchleudert wurde und ſcheiterte. Ich will mich nicht mit der Beſchreibung dieſes Schiffbruches aufhalten. Meine Schilderung, wie die Hofmeiſterin, der Großvezier und die ganze Mannſchaft des Schiffes von den Abgründen des Meeres verſchlungen wurde, könnte nur ſchlecht ausfallen. Der Schreck, der ſich meiner bemächtigt hatte, erlaubte mir nicht, die ganze Entſetzlichkeit unſers Looſes einzuſehen. Ich verlor das Bewußtſeyn, und ſey es nun, daß einige Trümmer des Schiffes mich an das Ufer trugen, oder daß der Himmel, der mich zu weiterem Unglück aufſparte, ein Wunder that, um mich zu retten: genug, als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich am Ufer.

Das Unglück macht uns oft ungerecht. Statt Gott für die beſondere Gnade, die er mir angedeihen ließ, zu danken, erhob ich die Augen nur zum Himmel, um ihm Vorwürfe über meine Rettung zu machen. Es fiel mir nicht ein, den Vezier und meine Hofmeiſterin zu beweinen, im Gegentheil beneidete ich ihr Schickſal, und nach und nach wurde meine Vernunft durch die furchtbaren Vorſtellungen, die mich beunruhigten, ſo

verwirrt, daß ich den Entschluß faßte, mich in's Meer zu stürzen. Schon war ich im Begriff hineinzuspringen, als ich hinter mir ein großes Getöse von Menschen und Pferden hörte. Ich drehte mich sogleich um, um zu sehen, was es wäre, und erblickte mehrere bewaffnete Reiter, unter denen einer ein arabisches Pferd ritt. Er hatte einen silbergestickten Rock mit einem Gürtel aus Edelsteinen und eine Krone auf dem Haupt. Hätte ich ihn auch nicht an seiner Kleidung als den Herrn der Uebrigen erkannt, so hätte ich es aus dem edlen Anstand schließen müssen, den seine ganze Erscheinung hatte. Es war ein ausgezeichnet wohlgebildeter Jüngling und schöner als der Tag. Verwundert, an diesem Ort ein junges Mädchen allein zu finden, schickte er einige seiner Offiziere ab und ließ mich fragen, wer ich wäre. Ich antwortete ihnen nur durch Thränen. Da das Ufer mit den Trümmern unsers Schiffes bedeckt war, so schlossen sie daraus, ein Fahrzeug müsse hier gescheitert seyn, und ohne Zweifel habe ich mich aus dem Schiffbruch gerettet. Diese Vermuthung und die tiefe Betrübniß, die ich an den Tag legte, reizten die Neugierde der Offiziere; sie fingen an, tausend Fragen an mich zu stellen, und versicherten mich, ihr König sey ein großmüthiger Fürst, an dessen Hof ich gewiß Trost finden würde.

Der König, dem seine Offiziere zu lange ausblieben und der sehr gern auf der Stelle erfahren hätte, wer ich wäre, ritt nun selbst auf mich zu. Er betrachtete mich mit vieler Aufmerksamkeit, und da ich vor lauter Thränen und Jammern denen, die mich fragten, nicht antworten konnte, verbot er ihnen, mich länger mit ihren Fragen zu belästigen, und wandte sich selbst zu mir mit folgenden Worten: „Mein Fräulein, ich beschwöre dich, deine ungemessene Betrübniß zu mäßigen. Wenn dich der Himmel im Zorn seine schwere Hand fühlen läßt, ist dies wohl ein Grund, dich der Verzweiflung hinzugeben? Ich bitte dich, sey standhafter. Das Schicksal, das dich verfolgt, ist wechselnd; dein Loos kann sich bald ändern. Ja, ich versichere dir, wenn du irgendwo Trost in deinem Unglücke finden kannst, so ist es in meinen Staaten. Ich biete dir meinen Palast an; dort magst du bei der Königin, meiner Mutter, weilen, die sich bemühen wird, durch freundliche Behandlung deine Leiden zu lindern. Ich weiß noch nicht, wer du bist, aber ich fühle schon, daß ich herzlichen Antheil an dir nehme."

Ich dankte dem jungen König für seine Güte, nahm sein verbindliches Anerbieten an, und um zu zeigen, daß ich desselben nicht unwürdig sey, entdeckte ich ihm meine Herkunft. Ich schilderte ihm die Frechheit des jungen Sarazenen, und die einfache schmucklose Erzählung meiner Unglücksfälle reichte hin, sein und aller seiner Offiziere Mitleid zu erwecken. Als ich mit meinem Berichte zu Ende war, nahm der Fürst das

Wort und versicherte mir auf's Neue, daß er den innigsten Antheil an meinem Unglück nehme; darauf führte er mich in den Palast und stellte mich der Königin, seiner Mutter, vor. Hier mußte ich meine Unglücksfälle auf's Neue erzählen und einen Strom von Thränen vergießen. Die Königin zeigte sich ebenfalls sehr theilnehmend und gewann mich außerordentlich lieb. Der König, ihr Sohn, verliebte sich sterblich in mich und bot mir bald seine Krone und Hand an. Ich aber war mit meinem Unglück noch so beschäftigt, daß dieser Fürst, so liebenswürdig er auch war, nicht den ganzen Eindruck auf mich machte, den er zu einer andern Zeit hätte machen können. Gleichwohl wollte ich aus Dankbarkeit seinem Glücke nicht im Wege stehen, und unsere Vermählung wurde mit aller ersinnlichen Pracht vollzogen.

Während das ganze Volk mit den Vermählungsfeierlichkeiten seines Königs beschäftigt war, landete eines Nachts ein benachbarter feindlicher Fürst mit einem gewaltigen Kriegsheere auf der Insel. Dieser furchtbare Feind war der König von Zanguebar. Er schlug alle Unterthanen meines Gemahls mit der Schärfe des Schwerts. Wenig fehlte, so hätte er uns Beide gefangen genommen; denn er war schon mit einem Theil seiner Leute in den Palast gedrungen, aber wir waren so glücklich, uns zu retten und das Ufer des Meeres zu erreichen, wo wir uns in eine Fischerbarke warfen, die wir dort zufällig antrafen. Zwei Tage lang segelten wir, ein Spiel der Winde und Wogen, dahin, ohne zu wissen, was aus uns werden sollte. Am dritten erblickten wir ein Schiff, das mit vollen Segeln auf uns zusteuerte. Anfangs freuten wir uns darüber in der Meinung, es sey ein Kaufschiff, das uns aufnehmen könne; aber wer beschreibt unsere Verwunderung, als das Schiff näher kam und wir auf dem Verdeck zehn bis zwölf bewaffnete Seeräuber erblickten. Fünf bis sechs warfen sich in unser Fahrzeug, bemächtigten sich unserer Beider, banden den Fürsten, meinen Gemahl, und brachten uns auf ihr Schiff, wo sie mir sogleich den Schleier abnahmen. Meine Jugend und meine Gesichtszüge machten großen Eindruck auf die Räuber und Alle erklärten, sie seyen von meinem Anblicke bezaubert. Statt das Loos zu werfen, verlangte Jeder den Vorzug und mich als Beute zu haben. Sie wurden hitzig, geriethen in Streit und schlugen wie wüthend auf einander los. In einem Augenblick war das ganze Verdeck mit Leichnamen übersäet. Mit Einem Wort, Alle wurden erschlagen bis auf einen Einzigen, der sich nun im Besitz meiner Person sah und zu mir sagte: „Du bist mein, ich werde dich nach Kairo führen und einem meiner Freunde übergeben, dem ich eine schöne Sklavin versprochen habe. Aber," fügte er mit einem Blick auf den König, meinen Gemahl, hinzu, „wer ist dieser Mann da? Welche Bande knüpfen ihn an

dich? Bande des Blutes oder der Liebe?" — „Herr," antwortete ich, „es iſt mein Gemahl." — „Wenn dem ſo iſt," verſetzte der Corſar, „ſo muß ich mich aus Mitleid ſeiner entledigen. Er würde gar zu viel leiden, wenn er dich in den Armen meines Freundes ſehen müßte." So ſprechend ergriff er den unglücklichen Fürſten, der gebunden war, und ſtürzte ihn in's Meer, ſo ſehr ich mir auch Mühe gab, es zu verhindern.

Bei dieſer grauſamen That erhob ich ein fürchterliches Geſchrei und hätte mich ganz gewiß in die Wellen geſtürzt, wenn der Seeräuber mich nicht zurückgehalten hätte. Er ſah wohl, daß ich keinen andern Wunſch mehr hatte; deßwegen band er mich mit Stricken an den großen Maſt, ſpannte ſodann die Segel auf und ſchiffte an's Land, wo er ausſtieg. Hier band er mich los und führte mich in eine kleine Stadt, wo er Kameele, Zelte und Sklaven kaufte; dann nahm er ſeinen Weg nach Kairo, in der Abſicht, wie er immer ſagte, mich ſeinem Freunde zu bringen und ſo ſein Wort zu löſen.

Wir waren ſchon mehrere Tage unterwegs, als wir geſtern durch dieſe Ebene zogen und den Schwarzen erblickten, der das Schloß hier bewohnte. Anfangs hielten wir ihn für einen Thurm, und als er ſchon in unſerer Nähe war, konnten wir kaum

glauben, daß es ein Menſch ſey. Er zog ſein breites Schlachtſchwert und forderte den Seeräuber auf, ſich ſammt allen ſeinen Sklaven und der Frau, die er mit ſich führte, zu ergeben. Der Seeräuber war ein Mann von Muth, und mit Hülfe ſeiner Sklaven, die ihm Treue gelobten, griff er den Schwarzen an. Der Kampf dauerte lange. Endlich erlag der Seeräuber unter den Streichen ſeines Feindes und ebenſo alle ſeine Sklaven, die lieber ſterben, als ihn verlaſſen wollten. Hierauf führte mich der Schwarze in das Schloß, wohin er auch den Leichnam des Seeräubers brachte, den er zu ſeinem Abendbrod verzehrte. Am Ende dieſer gräßlichen Mahlzeit ſagte er zu mir, da er ſah, daß ich unaufhörlich weinte: „Mägdlein, mache dich bereit, meine Begierden zu befriedigen, ſtatt dich ſo zu betrüben. Ergib dich gutwillig der Nothwendigkeit; ich laſſe dir bis Morgen Zeit, die Sache zu überlegen, dann aber will ich dich ganz getröſtet über dein Unglück wiederſehen, und du ſollteſt dich freuen, für mein Bett beſtimmt zu ſeyn.“ Mit dieſen Worten führte er mich in ein Zimmer und legte ſich in dem ſeinigen zu Bette, nachdem er mit eigener Hand alle Thüren im Hauſe geſchloſſen hatte. Heute früh hatte er ſie geöffnet und ſogleich wieder geſchloſſen, um einigen Reiſenden nachzuſetzen, die er in der Ferne bemerkte. Sie ſcheinen ihm entwiſcht zu ſeyn, denn er kam allein und ohne Beute zurück, als du ihn angriffeſt.“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht begann ſie mit folgenden Worten:

Fünfhundert

und

neunundzwanzigſte Nacht.

Sobald die Prinzeſſin die Erzählung ihrer Unglücksfälle beendigt hatte, bezeigte ihr Codadad ſeine herzlichſte Theilnahme. „Aber, meine Herrin," ſetzte er hinzu, „es ſteht ganz in deiner Hand, von nun an ruhig zu leben. Die Söhne des Königs von Harran bieten dir am Hofe ihres Vaters eine Zuflucht an; ich bitte dich, ſchlage ſie nicht aus. Du wirſt dem Fürſten theuer und von aller Welt geehrt ſeyn, und wenn du die Hand deines Befreiers nicht verſchmähſt, ſo erlaube, daß ich ſie dir vor allen dieſen Prinzen anbiete und dich heirathe. Sie mögen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn." Die Prinzeſſin willigte ein, und noch am ſelben Tage wurde die Hochzeit im Schloſſe gefeiert, wo ſich alle möglichen Vorräthe fanden. Die Küchen waren voll Fleiſch und ſolchen Gerichten, die der Schwarze zu ſich zu nehmen pflegte, wenn er genug Menſchenfleiſch gegeſſen hatte. Auch fanden ſich hier eine Menge Früchte, alle ausgezeichnet in ihrer Art, und um das Maß der Freude voll zu machen, eine Fülle von gebrannten Waſſern und ausgeſuchten Weinen.

Sie ſetzten ſich alle zu Tiſche, und nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſo viel ihnen behagte, nahmen ſie die noch übrigen Vorräthe mit und verließen das Schloß,

um ſich an den Hof des Königs von Harran zu begeben. Sie reiſten mehrere Tage und lagerten an den angenehmſten Orten, die ſie finden konnten. Als ſie nur noch eine Tagreiſe von Harran entfernt waren, machten ſie Halt und tranken den übrigen Wein vollends aus, weil ſie nun nicht mehr zu ſparen brauchten. Nun ergriff Codadad das Wort und ſagte: „Prinzen, ich will euch nicht länger verbergen, wer ich bin. Ihr erblickt in mir euern Bruder Codadad. Ich ſtamme ſo gut als ihr von dem Könige von Harran ab. Der Fürſt von Samarien hat mich erzogen und die Prinzeſſin Piruza iſt meine Mutter. Geliebte," fügte er gegen die Prinzeſſin von Deryabar hinzu, „verzeih, daß ich auch dir aus meiner Geburt ein Geheimniß gemacht habe. Vielleicht hätte ich dir durch frühere Entdeckung derſelben einige unangenehme Gedanken erſpart, welche die Rückſicht auf die Ungleichheit unſers Standes in dir hat hervorrufen können." — „Mein Herr," antwortete ihm die Prinzeſſin, „die Empfindungen, die du mir gleich Anfangs eingeflößt, haben mit jedem Augenblick an Stärke gewonnen, und um mein Glück zu machen bedurfteſt du nicht dieſer hohen Geburt."

Die Prinzen wünſchten Codadad Glück zu ſeiner Abkunft und äußerten große Freude darüber; im Grunde ihres Herzens aber war ihnen die Sache durchaus nicht angenehm, und ihr Haß gegen einen ſo liebenswürdigen Bruder vermehrte ſich nur dadurch. Sie verſammelten ſich bei Nacht an einem abgelegenen Orte, während Codadad und ſeine Gemahlin in ihrem Zelte die Süßigkeit des Schlafes genoſſen. Dieſe undankbaren und neidiſchen Brüder vergaßen, daß ſie ohne Piruza's muthigen Sohn ſammt und ſonders die Beute des Schwarzen geworden wären, und beſchloſſen unter ſich, ihn meuchlings zu ermorden. „Es bleibt uns nichts Anderes übrig," ſagte einer der Böſewichter; „ſobald der Vater erfährt, daß dieſer Fremdling, den er ſo ſehr liebt, ſein Sohn iſt, und daß er allein tapfer genug war, einen Rieſen zu überwältigen, den wir alle zuſammen nicht beſiegen konnten, ſo wird er ihn liebkoſen, ihm tauſend Lobſprüche ertheilen und ihn mit Hintanſetzung aller ſeiner übrigen Söhne zum Thronerben erklären. Wir werden dann gezwungen ſeyn, uns vor unſerm Bruder zu Boden zu werfen und ihm zu gehorchen." Dieſe und ähnliche Worte machten auf die neidiſchen Burſchen ſolchen Eindruck, daß ſie auf der Stelle hingingen und Codadad im Schlafe überfielen. Sie durchbohrten ihn mit tauſend Dolchſtößen und ließen ihn für todt in den Armen ſeiner Gattin. Sodann ſetzten ſie ihren Weg nach der Stadt Harran fort, wo ſie am folgenden Tage anlangten.

Der König, ihr Vater, war über ihre Ankunft um ſo erfreuter, als er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, ſie je wieder zu ſehen. Er fragte ſie nach der Urſache ihres

langen Ausbleibens, allein sie hüteten sich wohl, die Wahrheit zu gestehen; sie erwähnten weder des Schwarzen noch Codadads, und sagten bloß, sie haben der Begierde nicht widerstehen können, das Land zu sehen, und sich zu diesem Behuf in einigen benachbarten Städten aufgehalten.

Indessen lag Codadad im Blute und wie todt unter seinem Zelte; bei ihm die Prinzessin, seine Gemahlin, die nicht minder beklagenswerth war, als er. Sie erfüllte die Luft mit ihrem Wehgeschrei, riß sich die Haare aus und badete das Gesicht ihres Mannes mit Thränen. „Ach, Codadad!" rief sie jeden Augenblick, „mein

theurer Codadad, muß ich dich in's Grab sinken sehen? Welche grausamen Hände haben dich in diesen Zustand versetzt? Kann ich es glauben, daß es deine eigenen Brüder sind, die dich so mitleidlos zerfleischt haben! Deine Brüder, die dein tapferer Arm gerettet hat! Nein, Teufel haben diese geliebten Züge angenommen und sind hierher gekommen, um dir das Leben zu rauben. Ha, ihr Unmenschen, wer ihr auch seyn möget, konntet ihr mit so schwarzem Undank den Dienst vergelten, den er euch geleistet hat! Doch warum soll ich deinen Brüdern grollen, unglücklicher Codadad? Ich allein bin an deinem Tode schuld! Du wolltest dein Schicksal an das meine knüpfen, und all das Unheil, das mich verfolgt, seit ich den Palast meines Vaters

verlaſſen habe, hat ſich über dich ausgegoſſen. O Himmel, der du mich zu einem unſtäten und unglückſeligen Leben verdammt haſt, wenn du mir keinen Gatten gönnſt, warum läſſeſt du mich einen finden? Dies iſt der zweite, den du mir entreißeſt, nachdem ich gerade angefangen habe, ihn lieb zu gewinnen."

In ſolchen und noch weit rührenderen Wehklagen machte die beſammernswerthe Prinzeſſin von Deryabar ihrem Schmerze Luft, indem ſie unaufhörlich den unglücklichen Codadad anblickte, der ſie nicht hören konnte. Dennoch war er nicht todt, und als ſeine Gattin bemerkte, daß er noch athmete, lief ſie nach einem großen Flecken, den ſie in der Ebene bemerkte, um dort einen Wundarzt zu holen. Man wies ſie zu einem, der ſogleich mit ihr ging. Als ſie aber in's Zelt kamen, fanden ſie Codadad nicht mehr darin, woraus ſie ſchloſſen, irgend ein wildes Thier habe ihn weggetragen und gefreſſen. Die Prinzeſſin begann von Neuem ihre Wehklagen auf die jammervollſte Weiſe von der Welt. Der Wundarzt wurde im Innerſten gerührt und wollte ſie in ihrem ſchrecklichen Zuſtande nicht verlaſſen. Er ſchlug ihr vor, in den Flecken zurückzukehren, und bot ihr ſein Haus und ſeine Dienſte an.

Sie ließ ſich bereden und ging mit dem Wundarzt, der ſie, ohne zu wiſſen wer ſie war, mit aller erdenklichen Achtung und Ehrfurcht behandelte. Er bemühte ſich, ihr Troſt einzuſprechen, aber vergeblich bekämpfte er ihren Schmerz, er reizte ihn nur noch mehr, ſtatt ihn zu lindern. „Herrin," ſagte er eines Tages zu ihr, „ich bitte dich, erzähle mir deine Unglücksfälle; ſage mir, aus welchem Lande und von welchem Stande du biſt. Vielleicht kann ich dir einen guten Rath geben, wenn ich von allen Umſtänden deines Mißgeſchicks unterrichtet bin. Du härmſt dich ab und bedenkſt nicht, daß es auch gegen die verzweifeltſten Uebel noch Mittel gibt."

Der Wundarzt ſprach ſo eindringlich, daß die Prinzeſſin ſich überreden ließ, ihm ihre ganze Geſchichte zu erzählen. Als ſie damit zu Ende war, ſprach er zu ihr: „Herrin, da ſich die Sache ſo verhält, ſo erlaube mir, dir vorzuſtellen, daß du dich deinem Kummer nicht hingeben ſollteſt; waffne dich vielmehr mit Standhaftigkeit und thue, was der Name und die Pflicht einer Gattin von dir fordern. Räche deinen Gemahl; ich will, wenn du es wünſcheſt, dein Begleiter ſeyn. Laß uns an den Hof des Königs von Harran gehen, er iſt ein guter und ſehr gerechter Fürſt. Du darfſt ihm nur mit lebhaften Farben die Behandlung ſchildern, die der Prinz Codadad von ſeinen Brüdern erfahren hat, und ich bin überzeugt, daß er dir Gerechtigkeit verſchaffen wird." — „Du haſt Recht," antwortete die Prinzeſſin. „Ja, es iſt meine Pflicht, Codadad zu rächen, und da du ſo gefällig und großmüthig biſt, mich begleiten zu

wollen, so bin ich bereit, mit dir zu gehen." Sobald sie diesen Entschluß gefaßt hatte, ließ der Wundarzt zwei Kameele bereit halten, welche die Prinzessin und er bestiegen, und sich dann nach der Stadt Harran begaben.

Sie stiegen in der ersten besten Karavanserei ab und fragten den Wirth, was es Neues am Hofe gebe. „Er ist," antwortete dieser, „gegenwärtig in großer Unruhe. Der König hatte einen Sohn, der sich bei ihm sehr lange als Unbekannter aufgehalten hat, und man weiß nicht, was aus diesem jungen Prinzen geworden ist. Eine der Frauen des Königs, Namens Piruza, ist seine Mutter, und sie hat schon tausend vergebliche Nachforschungen anstellen lassen. Alle Welt bedauert den Verlust dieses Prinzen, denn er war ein vorzüglicher junger Mann. Der König hat noch neunundvierzig andere Söhne, alle von verschiedenen Müttern, aber unter diesen ist kein einziger, der ihn vermöge seiner Tugenden über Codadads Tod zu trösten vermöchte. Ich sage über seinen Tod, denn es ist unmöglich, daß er noch lebt, wenigstens hat man ihn trotz aller Nachforschungen nicht finden können."

Auf diesen Bericht des Wirthes hin meinte der Wundarzt, die Prinzessin von Derpabar könne nichts Besseres thun, als hinzugehen und sich der Frau Piruza vorzustellen. Dieser Schritt war aber nicht ohne Gefahr und erforderte große Vorsicht. Es war zu fürchten, daß die Söhne des Königs von Harran die Ankunft und Absicht ihrer Schwägerin erfahren und sie auf die Seite schaffen könnten, bevor sie Gelegenheit hätte, mit Codadads Mutter zu sprechen. Der Wundarzt sann hin und her und bedachte auch seine eigene Gefahr dabei. Er wollte daher behutsam bei der Sache zu Werke gehen und bat die Prinzessin, in der Karavanserei zu bleiben, während er selbst nach dem Palaste ging, um zu erkunden, auf was Art er sie sicher zu Piruza bringen könnte.

Er ging also in die Stadt und näherte sich dem Palaste, wie Einer, den bloß die Neugier, den Hof zu sehen, dahin zieht, als er eine Frau auf einem reich geschmückten Maulthiere erblickte; sie war von mehreren Fräulein, ebenfalls auf Maulthieren, ferner von einer starken Abtheilung Soldaten und einer Menge schwarzer Sklaven begleitet.

Alle Leute stellten sich in Reihen, um sie vorbeiziehen zu sehen, und begrüßten sie mit dem Gesicht auf den Boden fallend. Der Wundarzt begrüßte sie ebenso und fragte einen neben ihm stehenden Kalender, ob dies eine von den Frauen des Königs sey. „Ja, mein Bruder," antwortete der Kalender, „es ist eine von seinen Frauen und zwar Diejenige, die das Volk am meisten ehrt und liebt, weil sie die Mutter des Prinzen Codadad ist, von dem du gewiß schon gehört hast."

Mehr wollte der Wundarzt nicht hören; er folgte der Frau Piruza bis in eine Moschee, welche sie betrat, um Almosen zu vertheilen und dem öffentlichen Gebet anzuwohnen, das der König für Codadads Rückkehr verrichten ließ. Das Volk, welches an dem Schicksale dieses jungen Prinzen außerordentlich viel Antheil nahm, lief schaarenweise herbei, um sein Gebet mit dem der Priester zu vereinigen, und die Moschee war voll Menschen. Der Wundarzt bahnte sich einen Weg durch's Gedränge und gelangte bis zu Piruza's Wachen. Er hörte alle Gebete mit an, und als die Prinzessin wieder hinausging, näherte er sich einem der Sklaven und flüsterte ihm in's Ohr: „Bruder, ich habe der Prinzessin Piruza ein wichtiges Geheimniß zu entdecken: könnte ich nicht durch deine Vermittlung in ihr Zimmer geführt werden?" — „Wenn dieses Geheimniß," antwortete der Sklave, „den Prinzen Codadad betrifft, so kann ich dir noch heute die gewünschte Audienz versprechen; wo nicht, so hoffst du vergeblich, der Prinzessin vorgestellt zu werden, denn sie ist einzig und allein mit ihrem Sohne beschäftigt und will von nichts Anderem reden hören." — „Eben nur von diesem geliebten Sohne will ich mit ihr sprechen," sagte der Wundarzt. — „In diesem Falle," versetzte der Sklave, „darfst du uns nur nach dem Palaste folgen und du wirst bald mit ihr sprechen können."

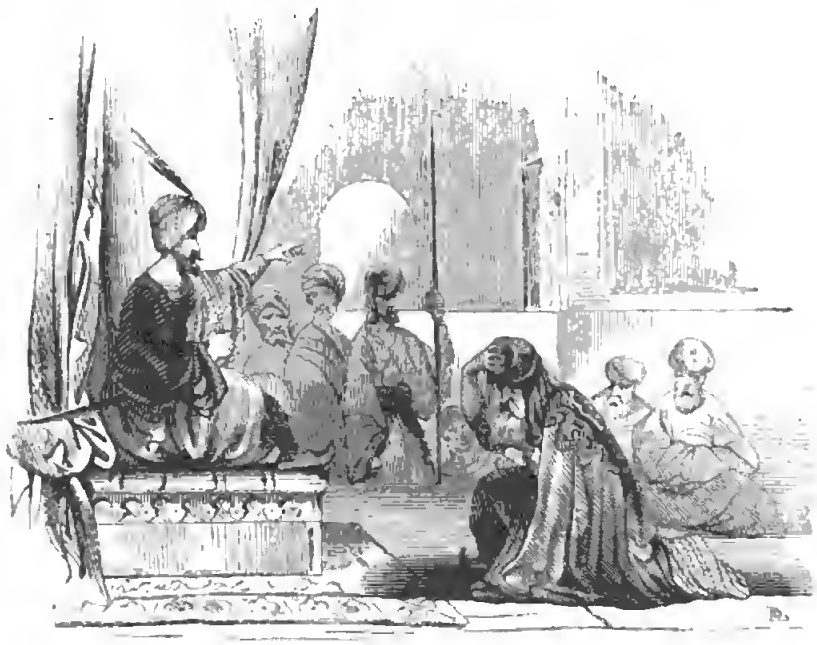
Es war dem wirklich so. Piruza war kaum auf ihr Zimmer zurückgekehrt, als ihr der Sklave meldete, ein unbekannter Mann habe ihr etwas Wichtiges mitzutheilen, was den Prinzen Codadad betreffe. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als

Piruza eine lebhafte Ungeduld an den Tag legte, den Unbekannten zu sehen. Der Sklave ließ ihn sogleich in's Gemach der Prinzessin treten, die alle ihre Frauen wegschickte, mit Ausnahme von zweien, vor denen sie kein Geheimniß hatte. Sobald sie den Wundarzt ansichtig wurde, fragte sie ihn hastig, welche Nachricht er ihr von Codadad zu bringen habe. „Herrin," antwortete dieser, nachdem er sich mit dem Gesicht auf den Boden geworfen hatte, „ich habe dir eine lange Geschichte zu erzählen und Dinge, worüber du dich ohne Zweifel verwundern wirst." Hierauf erzählte er ihr umständlich Alles, was zwischen Codadad und seinen Brüdern vorgefallen war. Sie hörte ihn mit gieriger Aufmerksamkeit an, als er aber auf den Meuchelmord zu sprechen kam, fiel die zärtliche Mutter, gleich als würde sie von denselben Stichen durchbohrt, wie ihr Sohn, ohnmächtig auf einen Sopha. Die beiden Frauen kamen ihr schleunig zu Hülfe und brachten sie wieder zu Besinnung. Der Wundarzt fuhr nun in seinem Berichte fort, und als er geendigt hatte, sagte die Prinzessin zu ihm: „Gehe schnell zur Prinzessin von Deryabar zurück und verkündige ihr in meinem Namen, daß der König sie alsbald als Schwiegertochter anerkennen wird; was aber dich betrifft, so sey überzeugt, deine Dienste werden dir gut belohnt werden."

Als der Wundarzt sich entfernt hatte, blieb Piruza auf dem Sopha in einem Zustand der Traurigkeit, den man sich wohl denken kann. Durchdrungen von der Erinnerung an Codadad rief sie aus: „O mein Sohn, so bin ich denn auf immer deines Anblicks beraubt! Als ich dich aus Samarien ziehen ließ, um an diesen Hof zu reisen, als du mir Lebewohl sagtest, ach! da ahnte ich nicht, daß ein grauenvoller Tod fern von mir deiner harrte. O unglücklicher Codadad, warum hast du mich verlassen? Du hättest dir freilich nicht so hohen Ruhm erworben, aber du lebtest noch und würdest deiner Mutter nicht so viele Thränen kosten." Bei diesen Worten weinte sie bitterlich, und ihre beiden Vertrauten, gerührt von ihrem Schmerz, vermischten ihre Thränen mit den Thränen ihrer Gebieterin.

Während sie so alle Drei in maßloser Betrübniß dasaßen, trat der König in's Zimmer, und als er sie in diesem Zustande erblickte, fragte er Piruza, ob sie vielleicht traurige Nachrichten von Codadad erhalten habe. „Ach, Herr," sagte sie, „es ist um ihn geschehen: mein Sohn ist todt, und um das Maß meines Kummers voll zu machen, kann ich ihm nicht einmal die Ehre des Begräbnisses erweisen, denn allem Anschein nach haben ihn wilde Thiere gefressen." Hierauf erzählte sie ihm, was sie von dem Wundarzt gehört hatte, und ließ sich namentlich über die grausame Art aus, wie Codadad von seinen Brüdern ermordet worden war.

Der König ließ Piruza nicht Zeit, ihre Erzählung zu vollenden; er fühlte ſich von Zorn entbrannt und ſagte in ſeiner Entrüſtung zu ihr: „Geliebtes Weib, die Schurken, die deine Thränen fließen machen und ihrem Vater einen tödtlichen Schmerz bereiten, ſollen ihre gerechte Strafe erleiden.“ So ſprechend begab ſich der König mit wuthfunkelnden Augen in den Audienzſaal, wo alle ſeine Höflinge und diejenigen von ſeinen Unterthanen, die ihn um etwas bitten wollten, verſammelt waren. Alle erſtaunten, als ſie die Wuth auf ſeinem Geſichte ſahen; ſchon fürchteten ſie, er möchte über ſein Volk erbost ſeyn, und ihre Herzen erſtarrten vor Schreck. Er beſtieg den Thron, hieß den Großvezier nahen und ſagte zu ihm: „Haſſan, ich habe dir einen Befehl zu geben. Geh auf der Stelle hin, nimm tauſend Mann von meiner Leibwache und verhafte alle Prinzen, meine Söhne. Sperre ſie in den Thurm der Meuchelmörder und vollziehe dies ſogleich.“ Bei dieſem außerordentlichen Befehl erbebten alle Anweſenden; der Großvezier legte, ohne ein einziges Wort zu ſprechen, die Hand auf ſeinen Kopf, um



zu zeigen, daß er bereit ſey, zu gehorchen, und verließ den Saal, um einen Befehl zu vollziehen, der ihn ſo ſehr überraſchte. Indeß ſchickte der König alle Perſonen, die Audienz bei ihm verlangten, zurück und erklärte, er wolle binnen Monatsfriſt von keinem Geſchäfte mehr hören. Er war noch im Saale, als der Vezier zurückkam. „Nun, Vezier,“ ſagte er zu ihm, „ſind alle meine Söhne im Thurm?“ — „Ja, Herr,“ antwortete der Miniſter, „dein Befehl iſt erfüllt.“ — „Ich habe dir noch einen andern zu geben,“ ſagte der König. Mit dieſen Worten verließ er den Audienzſaal und kehrte

in Piruza's Zimmer zurück, wohin der Vezier ihm folgte. Er fragte die Fürstin, wo die Witwe Codadads wohne. Pirnza's Frauen sagten es ihm, denn der Wundarzt hatte es in seinem Berichte nicht vergessen. Sofort wandte sich der König zu seinem Minister und sprach: „Geh in diese Karavanserei und führe eine junge Prinzessin, die daselbst wohnt, hierher. Behandle sie aber mit aller Ehrfurcht, die einer Frau von ihrem Range gebührt."

Der Vezier vollzog auch diesen Befehl sogleich. Er stieg sammt allen Emiren und den übrigen Hofleuten zu Pferde, begab sich nach der Karavanserei, wo die Prinzessin von Deryabar war, eröffnete ihr seinen Auftrag und ließ ihr auf Befehl des Königs ein schönes weißes Maulthier vorführen, dessen Sattel und Zaum von Gold und mit Rubinen und Smaragden besäet war. Sie bestieg es und ritt mitten unter diesen Herren nach dem Palaste. Der Wundarzt begleitete sie ebenfalls auf einem schönen tartarischen Rosse, das der Vezier ihm hatte geben lassen. Alles Volk stand an den Fenstern oder auf den Gassen, um den prächtigen Zug vorbeikommen zu sehen, und als bekannt wurde, daß die Prinzessin, die man so feierlich nach Hof geleitete, die Gemahlin Codadads war, so entstand ein allgemeiner Jubel. Die Luft erscholl von tausendfältigem Freudengeschrei, das sich ohne Zweifel in Wehklagen verwandelt hätte, wenn das traurige Schicksal dieses Prinzen bekannt gewesen wäre; so sehr war er bei aller Welt beliebt.

Scheherfad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Fünfhundert und dreißigste Nacht.

Die Prinzessin von Deryabar traf den König an der Pforte des Palastes, wo er sie erwartete und empfing. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in Piruza's Gemach, woselbst ein höchst rührender Auftritt statthatte. Die Gemahlin Codadads fühlte sich beim Anblick des Vaters und der Mutter ihres Gatten auf's Neue vom ganzen Gewicht ihres Kummers darnieder gedrückt, so wie der Vater und die Mutter die Gemahlin ihres Sohnes nicht ohne gewaltige innere Bewegung ansehen konnten. Sie warf sich zu den Füßen des Königs, badete sie mit ihren Thränen und konnte vor Kummer und Herzeleid kein Wort hervorbringen. Nicht minder beklagenswerth war Piruza's Zustand; ihr Unglück schien ihr das Herz abzudrücken, und der König, der diesem rührenden Anblick nicht widerstehen konnte, überließ sich seiner eigenen Trostlosigkeit. So vermischten diese drei Personen ihre Seufzer und Thränen und beobachteten eine Zeitlang das Stillschweigen tiefen Seelenleids. Endlich erholte sich die Prinzessin von Deryabar und erzählte das Abenteuer im Schlosse und das Unglück Codadads. Schließlich bat sie um Gerechtigkeit für den Meuchelmord des Prinzen. „Ja, meine

Tochter," sagte der König, „die Undankbaren sollen sterben; zuvor aber muß ich Codadads Tod öffentlich bekannt machen lassen, damit die Hinrichtung seiner Brüder keinen Aufruhr im Volk erweckt. Uebrigens wollen wir, obschon wir den Leichnam meines Sohnes nicht haben, dennoch nicht unterlassen, ihm die letzte Ehre zu erweisen." Nach diesen Worten wandte er sich an seinen Vezier und befahl ihm, auf der schönen Ebene, in deren Mitte die Stadt Harran liegt, ein Grabmal mit einer Kuppel von weißem Marmor erbauen zu lassen; inzwischen aber wies er der Prinzessin von Deryabar, die er als Schwiegertochter anerkannte, eine prächtige Wohnung in seinem Palaste an.

Hassan ließ mit solcher Emsigkeit arbeiten und verwendete so viele Handwerksleute dazu, daß das Kuppelgebäude in wenigen Tagen vollendet war. Unter der Kuppel wurde ein Grabmal errichtet und auf dasselbe Codadads Bildsäule gestellt. Sobald das Werk fertig war, befahl der König, Gebete anzustellen und setzte einen Tag zur Todesfeier seines Sohnes fest.

Als dieser Tag erschien, strömten alle Einwohner der Stadt auf die Ebene, um der Feierlichkeit anzuwohnen, die auf folgende Weise geschah. Der König zog in Begleitung des Großveziers und der vornehmsten Herren seines Hofes nach dem Kuppelgebäude, und als er hier angekommen war, trat er hinein und setzte sich mit ihm auf goldgeblümte schwarze Atlasteppiche. Hierauf zog eine zahlreiche Schaar der Leibwache zu Pferd mit gesenktem Haupt und halbgeschlossenen Augen vor das Gebäude. Sie ritten zweimal in tiefem Schweigen rings umher, beim drittenmal aber hielten sie vor der Thüre still und sprachen Einer nach dem Andern mit lauter Stimme folgende Worte: „O Prinz, Sohn des Königs, wenn wir durch die Schärfe unsers Schwertes und durch menschliche Tapferkeit dein Mißgeschick irgend erleichtern könnten, so solltest du bald das Licht wieder schauen; aber der König der Könige hat geboten und der Engel des Todes hat gehorcht." Nach diesen Worten zogen sie sich zurück, um hundert Greisen mit langen weißen Bärten Platz zu machen, die sämmtlich auf schwarzen Maulthieren ritten.

Es waren Einsiedler, die sich ihr Lebenlang in Höhlen verborgen hielten und niemals den Augen der Menschen zeigten, außer um den Leichenbegängnissen der Könige von Harran und der Prinzen seines Hauses anzuwohnen. Diese ehrwürdigen Alten trugen auf dem Kopfe jeder ein dickes Buch, das sie mit einer Hand hielten. Sie machten dreimal die Runde um das Gebäude, ohne ein Wort zu sagen; hierauf hielten sie an der Thüre still, und einer von ihnen sprach folgende Worte: „O Prinz, was können wir für dich thun? Wenn man durch Gebet oder Wissenschaft dir das Leben

wieder geben könnte, ſo würden wir unſere weißen Bärte an deinen Füßen reiben und Gebete herſagen; aber der Beherrſcher des Weltalls hat dich auf immer hinweggenommen.“

Nachdem die Greiſe alſo geſprochen, entfernten ſie ſich von dem Gebäude, und alsbald nahten ſich fünfzig Fräulein von ausgezeichneter Schönheit. Sie ritten kleine weiße Pferde, waren ohne Schleier und trugen goldene Körbe voll koſtbarer Edelſteine. Auch ſie machten dreimal die Runde um das Gebäude, hielten dann an derſelben Stelle wie die Andern an, worauf die jüngſte das Wort ergriff und alſo ſprach: „O Prinz, der du einſt ſo ſchön warſt! welche Hülfe kannſt du von uns erwarten? Wenn wir dich durch unſere Reize wieder beleben könnten, ſo wollten wir alle deine Sklavinnen ſeyn; aber du haſt kein Gefühl mehr für die Schönheit und bedarfſt unſer nicht mehr.“

Nachdem die jungen Mädchen ſich entfernt hatten, ſtand der König mit ſeinen Höflingen auf, machte ebenfalls dreimal die Runde um's Gebäude, nahm dann ſelbſt das Wort und ſprach: „O mein theurer Sohn, Licht meiner Augen, ſo habe ich dich denn auf immer verloren!“ Er begleitete dieſe Worte mit Seufzern und benetzte das Grab mit ſeinen Thränen; die Höflinge weinten ebenfalls. Hierauf verſchloß man die

Thüre des Grabmals und Alles kehrte nach der Stadt zurück. Am andern Tage wurden in den Moscheen öffentliche Gebete gehalten und dies acht Tage hinter einander fortgesetzt. Den neunten beschloß der König, die Prinzen, seine Söhne, enthaupten zu lassen. Das ganze Volk war empört über ihre Missethat an Codadad und schien ihrer Hinrichtung mit Ungeduld entgegenzusehen. Schon fing man an, Schaffotte zu errichten; allein die Execution mußte verschoben werden, weil plötzlich die Nachricht kam, daß die benachbarten Fürsten, die den König von Harran schon früher bekriegt hatten, mit zahlreicheren Heeren als das erste Mal heranrückten und nicht mehr weit von der Stadt entfernt wären. Man hatte zwar schon lange gewußt, daß sie sich zum Kriege rüsteten, allein man hatte sich über diese Rüstungen nicht beunruhigt. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Bestürzung und gab neuen Anlaß, Codadad zu beklagen, der sich in dem frühern Kriege gegen eben diese Feinde so herrlich hervorgethan hatte. „Ach!" sagten die Leute, „wenn der hochherzige Codadad noch lebte, so würden wir uns wenig um diese Fürsten bekümmern, die uns überfallen." Der König aber gab sich nicht feiger Furcht hin; er hob schleunigst Mannschaft aus, brachte ein ansehnliches Kriegsheer zusammen, und zu muthig, um sich von den Feinden in seinen Mauern aufsuchen zu lassen, zog er ihnen entgegen. Die Feinde ihrerseits, als sie von ihren Kundschaftern vernommen, daß der König von Harran heranrückte, um mit ihnen zu streiten, machten auf einer Ebene Halt und stellten ihr Heer in Schlachtordnung.

Sobald der König sie erblickte, ordnete er seine Truppen ebenfalls zum Kampf, ließ zum Angriff blasen und griff mit ungemeiner Tapferkeit die Feinde an. Sie leisteten hartnäckigen Widerstand; von beiden Seiten wurde viel Blut vergossen und der Sieg blieb lange schwankend. Endlich aber wollte er sich schon für die Feinde des Königs von Harran erklären, die an Anzahl überlegen waren und ihn umzingelten, als man plötzlich auf der Ebene eine große Schaar Reiter in schönster Ordnung auf das Schlachtfeld daher sprengen sah. Der Anblick dieser neuen Streiter machte beide Theile stutzig, und sie wußten nicht, was sie davon denken sollten. Doch blieben sie nicht lange in dieser Ungewißheit, denn die Reiter faßten die Feinde des Königs von Harran in der Seite und drangen mit solcher Wuth auf sie ein, daß sie sie bald in Unordnung brachten und in die Flucht schlugen. Damit noch nicht zufrieden, verfolgten sie die Fliehenden lebhaft und machten fast alle nieder.

Der König von Harran hatte mit großer Aufmerksamkeit den ganzen Vorgang beobachtet und die Kühnheit dieser Reiter bewundert, deren unverhoffte Hülfe den Sieg zu seinem Gunsten entschieden. Ganz besonderes Wohlgefallen hatte er an ihrem Anführer

gefunden, den er mit löwenmüthiger Tapferkeit fechten ſah. Er wünſchte ſehr den Namen dieſes edlen Helden zu erfahren, und voll Ungeduld ihn zu ſehen und ihm zu danken, ritt er auf ihn zu; dieſer aber eilte, ihm zuvorzukommen. Die beiden Fürſten begegneten ſich und der König von Harran erkannte ſeinen Sohn Codadad in dem tapfern Krieger, der ihm zu Hülfe gekommen oder vielmehr ſeine Feinde geſchlagen hatte. Er blieb lange Zeit ſprachlos vor Ueberraſchung und Freude. „Herr," ſagte Codadad, „du biſt ohne Zweifel erſtaunt, auf einmal wieder einen Menſchen erſcheinen zu ſehen, den du vielleicht todt glaubteſt: ich wäre es auch, wenn mich der Himmel nicht erhalten hätte, um dir gegen deine Feinde zu dienen." — „Ach, mein Sohn!" rief der König, „iſt's möglich, daß du mir wieder geſchenkt biſt! Ach, ich hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben." So ſprechend ſtreckte er ſeine Arme gegen den jungen Prinzen aus und drückte ihn voll Zärtlichkeit an ſeine Bruſt.

„Ich weiß Alles, mein Sohn," hub der König an, nachdem er ihn lange in ſeinen Armen gehalten hatte; „ich weiß, wie deine Brüder dir für ihre Befreiung aus der Hand des Schwarzen lohnten; aber du ſollſt morgen gerächt werden. Laß uns jetzt nach dem Palaſte gehen. Deine Mutter, die viele Thränen um dich vergoſſen hat,

erwartet mich, um ſich mit mir über die Niederlage unſrer Feinde zu freuen. Wie groß wird ihr Entzücken ſeyn, wenn ſie erfährt, daß mein Sieg dein Werk iſt!" — „Herr," antwortete Codadad, „erlaube mir, dich zu fragen, wie du das Abenteuer im Schloſſe erfahren konnteſt; ſollte es vielleicht einer meiner Brüder, durch Gewiſſensbiſſe gepeinigt, geſtanden haben?" — „Nein," erwiderte der König, „die Prinzeſſin von Deryabar hat uns von Allem unterrichtet; ſie weilt in meinem Palaſte, wohin ſie gekommen iſt, um Rache für den Frevel deiner Brüder zu fordern." Codadad war außer ſich vor Freude, daß die Prinzeſſin, ſeine Gemahlin, am Hofe war. Entzückt rief er aus: „Laß uns eilen, Herr, zu meiner Mutter, die uns erwartet; ich brenne vor Ungeduld, ihre Thränen und die der Prinzeſſin von Deryabar zu trocknen." Der König kehrte alsbald mit ſeinem Heere in die Stadt zurück und verabſchiedete daſſelbe. Er zog ſiegreich in ſeinem Palaſt ein unter dem Zujauchzen des Volks, das ihm ſchaarenweiſe folgte, indem es den Himmel um Verlängerung ſeiner Jahre anrief und den Namen Codadads bis zu den Sternen erhob. Die beiden Fürſten trafen Piruza und ihre Schwiegertochter beiſammen, die den König erwarteten, um ihm Glück zu wünſchen; aber wer vermöchte das freudige Entzücken der beiden Frauen zu beſchreiben, als ſie den jungen Prinzen an ſeiner Seite erblickten! Bei dieſen Umarmungen floſſen ganz andere Thränen, als ſie bisher um ihn vergoſſen hatten. Nachdem die vier Glücklichen allen Eingebungen des Blutes und der Liebe Genüge gethan hatten, fragte man Piruza's Sohn, durch welches Wunder er noch am Leben ſey.

Er antwortete, ein Bauer auf einem Mauleſel ſey zufällig in das Zelt gekommen, worin er ohnmächtig gelegen, und als er ihn allein, verwundet und von Stichen durchbohrt geſehen, habe er ihn auf ſein Thier gelegt und in ſein Haus gebracht; dort habe er ihm gewiſſe gekaute Kräuter auf ſeine Wunden gelegt, wodurch ſie in wenigen Tagen geheilt worden ſeyen. „Als ich mich wieder hergeſtellt fühlte," fügte er hinzu, „dankte ich dem Bauer und gab ihm alle Diamanten, die ich bei mir hatte. Hierauf näherte ich mich der Stadt Harran; da ich aber unterwegs erfuhr, daß einige benachbarte Fürſten Truppen geſammelt hatten, um den König zu überfallen, ſo gab ich mich in den Dörfern umher zu erkennen und ermunterte den Eifer des Volks, ſich zur Vertheidigung zu erheben. Ich bewaffnete eine große Anzahl junger Leute, ſtellte mich an ihre Spitze und langte in dem Augenblicke an, als die beiden Heere handgemein waren."

Als er ſeine Erzählung geendigt hatte, ſprach der König: „Laßt uns Gott danken, daß er Codadad erhalten hat. Die Schurken aber, die ihn tödten wollten, müſſen noch heute ſterben." — „Herr," entgegnete der edelmüthige Sohn Piruza's, „ſo

undankbar und boshaft sie auch seyn mögen, so bedenke doch, daß sie aus deinem Blute entsprungen sind. Es sind meine Brüder, ich verzeihe ihnen ihr Verbrechen und bitte dich um Gnade für sie." Diese edlen Gesinnungen entlockten dem König Thränen; er ließ sein Volk zusammenrufen und erklärte Codadad für seinen Thronerben. Hierauf ließ er die gefangenen Prinzen in ihren schweren Ketten vorführen. Piruza's Sohn nahm ihnen ihre Fesseln ab und umarmte sie Einen nach dem Andern eben so herzlich,

wie er es im Schloßhofe des Schwarzen gethan hatte. Das Volk war entzückt über Codadads Gutherzigkeit und gab ihm auf tausenderlei Arten seinen Beifall zu erkennen. Schließlich wurde auch der Wundarzt mit Gnadenbezeigungen überschüttet, zur Anerkennung der Dienste, die er der Prinzessin von Deryabar geleistet hatte.

Die Sultanin Scheherfad hatte diese Geschichte so anmuthsvoll erzählt, daß der Sultan von Indien, ihr Gemahl, nicht umhin konnte, ihr sein Wohlgefallen darüber zu bezeigen. „Wenn du," antwortete sie, „auch die Geschichte Aladdins anhören wolltest, diese würde dir gewiß recht viel Vergnügen machen." Der Sultan wollte die Geschichte sogleich anhören, allein es war Zeit aufzustehen, daher sie auf die folgende Nacht verschoben wurde, in welcher Scheherfad folgendermaßen erzählte:

Fünfhundert

und

einunddreißigſte Nacht.

Geſchichte Aladdins oder die Wunderlampe.

Herr, in einer ſehr reichen und großen Hauptſtadt China's, deren Name mir im Augenblick entfallen iſt, lebte ein Schneider, Namens Muſtafa, der ſich von andern Menſchenkindern weiter durch nichts unterſchied, als durch ſein Gewerbe. Dieſer Schneider Muſtafa war ſehr arm, und ſeine Arbeit warf ihm kaum ſo viel ab, daß er, ſeine Frau und ein Sohn, den Gott ihnen geſchenkt hatte, davon leben konnten.

Die Erziehung dieſes Sohnes, welcher Aladdin[1] hieß, war ſehr vernachläßigt worden, ſo daß er allerhand laſterhafte Neigungen angenommen hatte. Er war boshaft,

[1] Im Arabiſchen Adel der Religion

halsstarrig und ungehorsam gegen Vater und Mutter. Kaum war er ein wenig herangewachsen, so konnten ihn seine Eltern nicht mehr im Hause zurückhalten. Er ging schon am frühen Morgen aus und that den ganzen Tag nichts, als auf den Straßen und öffentlichen Plätzen mit kleinen Tagdieben spielen, die jünger waren, als er.

Als er in die Jahre gekommen war, wo er ein Handwerk erlernen sollte, nahm ihn sein Vater, der nicht im Stande war, ihn ein anderes lernen zu lassen, als das seinige, in seine Bude und fing an, ihn in der Handhabung der Nadel zu unterrichten. Allein weder gute Worte noch Drohungen des Vaters vermochten den flatterhaften Sinn des Sohnes zu fesseln. Er konnte es nicht dahin bringen, daß er seine Gedanken beisammenhielt und emsig und anhaltend bei der Arbeit blieb, wie er es wünschte. Kaum hatte Mustafa ihm den Rücken gekehrt, so entwischte Aladdin und ließ sich den ganzen Tag nicht wieder sehen. Der Vater züchtigte ihn, aber Aladdin war unverbesserlich, und Mustafa mußte ihn mit großem Bedauern zuletzt seinem liederlichen Leben überlassen. Dies verursachte ihm großes Herzeleid, und der Kummer darüber, daß er seinen Sohn nicht zur Pflicht zurückrufen konnte, zog ihm eine hartnäckige Krankheit zu, an der er nach einigen Monaten starb.

Da Aladdins Mutter sah, daß ihr Sohn keine Miene machte, das Gewerbe des Vaters zu erlernen, so schloß sie die Bude und machte den ganzen Handwerkszeug zu Geld, um sowohl davon, als von dem Wenigen, was sie mit Baumwollespinnen erwarb, mit ihrem Sohne leben zu können.

Aladdin, der jetzt nicht mehr durch die Furcht vor seinem Vater in Schranken gehalten wurde, bekümmerte sich so wenig um seine Mutter, daß er sogar die Frechheit hatte, ihr bei den geringsten Vorstellungen zu drohen, und wurde immer liederlicher. Er suchte noch mehr als zuvor junge Leute von seinem Alter auf und spielte mit ihnen unaufhörlich noch leidenschaftlicher als bisher. Diesen Lebenswandel setzte er bis in sein fünfzehntes Jahr fort, ohne für irgend etwas Anderes Sinn zu haben und ohne zu bedenken, was dereinst aus ihm werden sollte.

Eines Tags, als er nach seiner Gewohnheit mit einem Haufen Gassenjungen auf einem freien Platze spielte, ging ein Fremder vorüber, der stehen blieb und ihn ansah. Dieser Fremde war ein berühmter Zauberer, und die Geschichtschreiber, welche uns diese Erzählung aufbewahrt haben, nennen ihn den afrikanischen Zauberer. Wir wollen ihn gleichfalls mit diesem Namen bezeichnen, um so mehr, da er wirklich aus Afrika stammte und erst seit zwei Tagen angekommen war.

Sey es nun, daß der afrikaniſche Zauberer, der ſich auf Phyſiognomien verſtand, in Aladdins Geſicht Alles bemerkte, was zur Ausführung des Planes, der ihn hierher geführt, nothwendig war, oder mochte er einen andern Grund haben, genug, er erkundigte ſich, ohne daß es Jemand auffiel, nach ſeiner Familie, ſeinem Stande und ſeinen Neigungen. Als er von Allem, was er wünſchte, gehörig unterrichtet war, ging er auf den jungen Menſchen zu, nahm ihn einige Schritte von ſeinen Kameraden bei Seite und fragte ihn: „Mein Sohn, iſt dein Vater nicht der Schneider Muſtafa?“ — „Ja, lieber Herr,“ antwortete Aladdin, „aber er iſt ſchon lange todt.“

Bei dieſen Worten fiel der afrikaniſche Zauberer Aladdin um den Hals, umarmte ihn und küßte ihn zu wiederholten Malen mit Thränen in den Augen und ſeufzend.

Aladdin bemerkte dieſe Thränen und fragte, warum er weine. „Ach, mein Sohn!“ rief der afrikaniſche Zauberer, „wie könnte ich mich da enthalten! Ich bin dein Oheim und dein Vater war mein geliebter Bruder. Schon mehrere Jahre bin ich auf der Reiſe und in dem Augenblick, da ich hier anlange, voll Hoffnung ihn wiederzuſehen und durch meine Rückkehr zu erfreuen, ſagſt du mir, daß er todt iſt! Ich verſichere dir, daß es mich empfindlich ſchmerzt, mich des Troſtes beraubt zu ſehen, den ich erwartete. Was meine Betrübniß allein ein wenig mildern kann, iſt, daß ich, ſofern ich mich

recht erinnere, seine Züge auf deinem Gesichte wiederfinde, und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, als ich mich an dich wandte."

Er fragte hierauf Aladdin, indem er seinen Beutel herauszog, wo seine Mutter wohne. Aladdin ertheilte ihm sogleich Auskunft, und der afrikanische Zauberer gab ihm im Augenblick eine Handvoll kleines Geld mit den Worten: „Mein Sohn, gehe schnell zu deiner Mutter, grüße sie von mir und sage ihr, daß ich, wofern es meine Zeit erlaubt, sie morgen besuchen werde, um mir den Trost zu verschaffen, den Ort zu sehen, wo mein lieber Bruder so lange gelebt und seine Tage beschlossen hat."

Sobald der afrikanische Zauberer den Neffen, den er sich so eben selbst geschaffen, verlassen hatte, lief Aladdin voll Freude über das Geld, das sein Oheim ihm geschenkt, zu seiner Mutter. „Mütterchen," sagte er gleich beim Eintreten, „ich bitte dich, sage mir, ob ich einen Oheim habe." — „Nein, mein Sohn," antwortete die Mutter, „du hast keinen Oheim, weder von Seiten deines seligen Vaters, noch von der meinigen." — „Und doch," fuhr Aladdin fort, „habe ich so eben einen Mann gesehen, der sich für meinen Oheim von väterlicher Seite ausgab und versicherte, daß er der Bruder meines Vaters sey. Er hat sogar geweint und mich umarmt, als ich ihm sagte, daß mein Vater todt wäre. Zum Beweis, daß ich die Wahrheit sage," fügte er hinzu, indem er das empfangene Geld zeigte, „sieh einmal, was er mir geschenkt hat. Er hat mir überdies aufgegeben, dich in seinem Namen zu grüßen und dir zu sagen, daß er, wenn er Zeit hat, morgen dir seine Aufwartung machen wird, um das Haus zu sehen, wo mein Vater gelebt hat und wo er gestorben ist."

„Mein Sohn," antwortete die Mutter, „es ist wahr, dein Vater hatte einen Bruder; aber er ist schon lange todt und ich habe ihn nie sagen gehört, daß er noch einen andern hätte."

Damit wurde das Gespräch über den afrikanischen Zauberer abgebrochen.

Den andern Tag näherte sich dieser zum zweiten Male Aladdin, als er auf einem andern Platze in der Stadt mit andern Kindern spielte. Er umarmte ihn, wie Tags zuvor, und drückte ihm zwei Goldstücke in die Hand, mit den Worten: „Mein Sohn, bring' dies deiner Mutter, sage ihr, ich werde sie auf den Abend besuchen und sie möge dafür etwas zum Nachtessen kaufen, damit wir zusammen speisen können. Zuvor aber sage mir, wie ich das Haus finden kann." Er bezeichnete es ihm und der afrikanische Zauberer ließ ihn gehen.

Aladdin brachte die zwei Goldstücke seiner Mutter und sagte ihr, was sein Oheim zu thun Willens sey. Sie ging, um das Geld zu verwenden, kam mit gutem

Mundvorrath zurück und da es ihr an einem großen Theil der nöthigen Tischgeräthschaften fehlte, so entlehnte sie dieselben von ihren Nachbarinnen. Sie brachte den ganzen Tag mit Vorbereitungen zu dem Mahle zu und Abends, als Alles fertig war, sagte sie zu Aladdin: „Mein Sohn, dein Oheim weiß vielleicht unser Haus nicht, gehe ihm entgegen und führe ihn hierher, wenn du ihn siehst."

Obschon Aladdin dem afrikanischen Zauberer das Haus bezeichnet hatte, so wollte er sich dennoch eben entfernen, als man an die Thüre klopfte. Aladdin öffnete und erkannte den Afrikaner, der mit mehreren Weinflaschen und Früchten von allerlei Gattungen hereintrat.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherfad mit folgenden Worten fortgesetzt wurde:

Fünfhundert und zweiunddreißigste Nacht.

Nachdem der afrikaniſche Zauberer ſeinen Beitrag Aladdin eingehändigt hatte, begrüßte er ſeine Mutter und bat ſie, ihm die Stelle auf dem Sopha zu zeigen, wo ſein Bruder Muſtafa gewöhnlich geſeſſen ſey. Sie zeigte ihm dieſelbe. Nun warf er ſich ſogleich zur Erde, küßte die Stelle mehrere Male und rief mit Thränen in den Augen: „Armer Bruder, wie unglücklich bin ich, daß ich nicht zeitig genug gekommen bin, um dich vor deinem Tode noch einmal zu umarmen!“ So ſehr ihn nun auch Aladdins Mutter bat, ſo wollte er ſich doch nicht auf dieſen Platz ſetzen. „Nein,“ ſagte er, „ich werde mich wohl hüten, aber erlaube, daß ich mich gegenüber ſetze, damit ich, wenn mir auch das Vergnügen verſagt iſt, ihn perſönlich als Vater einer mir ſo theuren Familie zu ſehen, mir wenigſtens einbilden kann, er ſitze noch dort.“ Aladdins Mutter drang nun nicht weiter in ihn und ließ ihn Platz nehmen, wo er Luſt hatte.

Als der afrikaniſche Zauberer ſich da geſetzt hatte, wo es ihm am beſten behagte, fing er ein Geſpräch mit Aladdins Mutter an: „Meine liebe Schweſter,“ ſagte er

zu ihr, „wundere dich nicht, daß du während der ganzen Zeit, da du mit meinem Bruder Mustafa, seligen Angedenkens, verheirathet warst, mich nie gesehen hast. Es sind schon vierzig Jahre, daß ich dieses Land, das sowohl meine, als meines seligen Bruders Heimath ist, verlassen habe. Seitdem habe ich Reisen nach Indien, Persien, Arabien, Syrien und Egypten gemacht, mich in den schönsten Städten dieser Länder aufgehalten und bin dann nach Afrika gegangen, wo ich einen längern Aufenthalt nahm. Da es indeß dem Menschen angeboren ist, sein Heimathland, so wie seine Eltern und Jugendgespielen, auch in der weitesten Ferne nie aus dem Gedächtniß zu verlieren, so hat auch mich ein so gewaltiges Verlangen ergriffen, mein Vaterland wieder zu sehen und meinen geliebten Bruder zu umarmen, jetzt, da ich noch Kraft und Muth zu einer so langen Reise in mir fühle, daß ich ohne weitern Aufschub meine Vorbereitungen traf und mich auf den Weg machte. Ich sage dir nichts von der Länge der Zeit, die ich dazu brauchte, noch von den Hindernissen, die mir aufstießen, noch von all den Beschwerden und Mühsalen, die ich überstehen mußte, um hieher zu kommen. Ich sage dir bloß, daß mich auf allen meinen Reisen nichts so tief gekränkt und geschmerzt hat, als die Nachricht von dem Tode eines Bruders, den ich immer mit ächt brüderlicher Freundschaft geliebt hatte. Ich bemerkte einige Züge von ihm auf dem Gesicht meines Neffen, deines Sohnes, und dies machte, daß ich ihn aus all den übrigen Kindern, bei denen er war, herausfand. Er hat dir vielleicht erzählt, wie sehr die traurige Nachricht vom Tode meines Bruders mich ergriff. Indeß, was Gott thut, das ist wohlgethan; ich tröste mich, ihn in seinem Sohne wiederzufinden, der so auffallende Aehnlichkeit mit ihm hat."

Als der afrikanische Zauberer sah, daß Aladdins Mutter bei der Erinnerung an ihren Mann gerührt wurde und auf's Neue in Schmerz versank, so brach er das Gespräch ab, wandte sich zu Aladdin und fragte ihn um seinen Namen. — „Ich heiße Aladdin," antwortete dieser. — „Nun gut, Aladdin," fuhr der Zauberer fort, „mit was beschäftigst du dich? Verstehst du auch ein Gewerbe?"

Bei dieser Frage schlug Aladdin die Augen nieder und gerieth in Verlegenheit. Seine Mutter aber nahm das Wort und sagte: „Aladdin ist ein Taugenichts. Sein Vater hat, so lang er lebte, alles Mögliche gethan, um ihn sein Gewerbe zu lehren; allein er konnte seinen Zweck nicht erreichen, und seit er todt ist, streicht er, trotz meinen täglichen Ermahnungen, die ganze Zeit auf den Straßen herum und spielt mit Kindern, wie du gesehen hast, ohne zu bedenken, daß er kein Kind mehr ist; wenn du ihn deßhalb nicht beschämst und er sich diese Ermahnung nicht zu Nutzen macht, so gebe ich alle

Hoffnung auf, daß jemals etwas aus ihm wird. Er weiß, daß sein Vater kein Vermögen hinterlassen hat, und sieht selbst, daß ich mit meinem Baumwollespinnen den ganzen Tag über kaum das Brod für uns Beide verdienen kann. Ich bin entschlossen, ihm nächster Tage einmal die Thüre zu verschließen und ihn fortzuschicken, daß er sich seine Unterkunft anderswo suchen kann."

Als Aladdins Mutter unter vielen Thränen so gesprochen hatte, sagte der afrikanische Zauberer zu dem Jungen: „Das ist nicht gut, mein Neffe; du mußt darauf denken, dir selbst fortzuhelfen und deinen Lebensunterhalt zu verschaffen. Es gibt ja so viele Gewerbe in der Welt; besinne dich einmal, ob nicht eines darunter ist, zu dem du mehr Neigung hast, als zu den andern. Vielleicht gefällt dir bloß das deines Vaters nicht und du würdest dich besser zu einem andern anschicken; verhehle mir deine Gesinnung hierüber nicht, ich will ja bloß dein Bestes." Als er sah, daß Aladdin nichts antwortete, fuhr er fort: „Ist es dir überhaupt zuwider, ein Handwerk zu erlernen und willst du ein angesehener Mann werden, so will ich für dich eine Bude mit kostbaren Stoffen und feinen Linnenzeugen einrichten; du kannst dann diese Sachen verkaufen, mit dem Gelde, das du daraus lösest, den Einkauf neuer Waaren bestreiten und auf diese Art ein anständiges Unterkommen finden. Frage dich selbst und sage mir offen, was du denkst. Du wirst mich stets bereit finden, mein Versprechen zu halten."

Dieses Anerbieten schmeichelte Aladdin sehr; ein jedes Handwerk war ihm zuwider, um so mehr, da er bemerkt hatte, daß solche Kaufläden, wovon sein Oheim gesprochen hatte, immer hübsch und stark besucht und die Kaufleute gut gekleidet und sehr geachtet waren. Er erklärte daher dem afrikanischen Zauberer, daß seine Neigung nach dieser Seite mehr hingerichtet sey, als nach jeder andern, und daß er ihm zeitlebens für die Wohlthat danken würde, die er ihm erweisen wolle. „Da dieses Gewerbe dir angenehm ist," erwiderte der afrikanische Zauberer, „so werde ich dich morgen mitnehmen und dich so hübsch und reich kleiden lassen, wie es sich für einen der ersten Kaufleute in dieser Stadt geziemt; übermorgen wollen wir dann darauf denken, einen solchen Laden zu errichten, wie ich im Sinn habe."

Aladdins Mutter, die bis jetzt nicht geglaubt hatte, daß der afrikanische Zauberer der Bruder ihres Mannes sey, zweifelte nach solch glänzenden Versprechungen nicht mehr daran. Sie dankte ihm für seine guten Gesinnungen, und nachdem sie Aladdin ermahnt hatte, sich der Wohlthaten, die sein Oheim ihn hoffen ließ, würdig zu zeigen, trug sie das Abendessen auf. Die Unterhaltung während des ganzen Mahles drehte sich immer um denselben Gegenstand, bis endlich der Zauberer bemerkte, daß die Nacht

ſchon weit vorgerückt war. Er verabſchiedete ſich von Mutter und Sohn und ging nach Hauſe.

Am andern Morgen ermangelte der afrikaniſche Zauberer nicht, ſich verſprochenermaßen bei der Wittwe des Schneiders Muſtafa wieder einzufinden. Er nahm Aladdin mit ſich und führte ihn zu einem bedeutenden Kaufmann, der bloß ganz fertige Kleider von allen möglichen Stoffen und für Leute jedes Alters und Standes verkaufte. Von dieſem ließ er ſich mehrere zeigen, die für Aladdin paßten, und nachdem er die, die ihm am beſten gefielen, ausgeſucht und die andern, die nicht ſo ſchön waren, als er wünſchte, zurückgelegt hatte, ſagte er zu Aladdin: „Lieber Neffe, wähle dir unter all dieſen Kleidern dasjenige aus, das dir am beſten gefällt.“ Aladdin, der über die Freigebigkeit ſeines neuen Oheims ganz entzückt war, wählte eines, und der Zauberer kaufte es mit Allem, was dazu gehörte, gegen baare Bezahlung, ohne zu markten.

Als Aladdin ſich von Kopf zu Fuß ſo prachtvoll gekleidet ſah, dankte er ſeinem Oheim, ſo ſehr man nur danken kann, und der Zauberer verſprach ihm, ihn auch ferner nicht zu verlaſſen, ſondern ſtets bei ſich zu behalten. Wirklich führte er ihn in die beſuchteſten Gegenden der Stadt, beſonders in diejenigen, wo die Läden der reichen Kaufleute ſtanden, und in der Straße, wo die Läden mit den ſchönſten Stoffen und der feinſten Leinwand ſich befanden, ſagte er zu Aladdin: „Da du bald auch ein ſolcher

Kaufmann ſeyn wirſt, wie dieſe hier, ſo iſt es gut, wenn du ſie beſuchſt, damit ſie dich kennen lernen.“ Er zeigte ihm auch die ſchönſten und größten Moſcheen, und führte ihn in den Khan, wo die fremden Kaufleute wohnten, und an alle diejenigen Orte im Palaſte des Sultans, zu denen man freien Zutritt hatte. Endlich, nachdem ſie die ſchönſten Gegenden der Stadt mit einander durchſtreift hatten, kamen ſie in den Khan, wo der Zauberer wohnte. Es waren dort einige Kaufleute, deren Bekanntſchaft er ſeit ſeiner Ankunft gemacht, und die er ausdrücklich eingeladen hatte, um ſie gut zu bewirthen und ihnen ſeinen angeblichen Neffen vorzuſtellen.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert

und

dreiunddreißigſte Nacht.

Das Gaſtmahl endigte erſt den ſpäten Abend. Aladdin wollte ſich von ſeinem Oheim verabſchieden, um nach Hauſe zurückzukehren; aber der afrikaniſche Zauberer wollte ihn nicht allein gehen laſſen und geleitete ihn ſelbſt zu ſeiner Mutter zurück. Als dieſe ihren Sohn in ſo ſchönen Kleidern erblickte, war ſie außer ſich vor Freude und wollte nicht aufhören, Segnungen über das Haupt des Zauberers herabzurufen, der für ihren Sohn ſo viel Geld ausgegeben. „Großmüthiger Schwager," ſagte ſie zu ihm, „ich weiß nicht, wie ich dir für deine Freigebigkeit danken ſoll; aber das weiß ich, daß mein Sohn die Wohlthaten, die du ihm erweiſeſt, nicht verdient, und er würde derſelben ganz unwürdig ſeyn, wenn er nicht erkenntlich wäre und den guten Abſichten, die du mit ihm haſt, ihm eine ſo glänzende Einrichtung zu geben, nicht entſpräche. Ich für meine Perſon," fügte ſie hinzu, „danke dir von ganzem Herzen und wünſche dir ein recht langes Leben, um Zeuge von der Dankbarkeit meines Sohnes zu ſeyn, der ſie nicht beſſer an den Tag legen kann, als wenn er ſich von deinen guten Rathſchlägen leiten läßt."

„Aladdin iſt ein guter Junge," erwiderte der afrikaniſche Zauberer; „er hört auf mich und ich glaube, wir können etwas Tüchtiges aus ihm machen. Es thut mir nur

leid, daß ich mein Versprechen nicht schon morgen halten kann. Es ist nämlich Freitag, wo alle Läden verschlossen sind, und man gar nicht daran denken kann, einen zu miethen und mit Waaren zu versehen; denn die Kaufleute sinnen an diesem Tage nur auf Vergnügungen aller Art. Somit werden wir die Sache auf Samstag verschieben müssen. Uebrigens werde ich ihn morgen wieder mitnehmen und in die Gärten spazieren führen, wo sich die schöne Welt gewöhnlich einfindet. Er hat vielleicht noch keinen Begriff von den Vergnügungen, die man dort genießt; bisher war er immer nur mit Kindern beisammen, jetzt muß er auch erwachsene Menschen sehen." Der afrikanische Zauberer verabschiedete sich endlich von Mutter und Sohn und ging. Aladdin aber, der schon über seine schönen Kleider höchlich vergnügt war, freute sich jetzt im Voraus sehr auf den Spaziergang nach den Umgebungen der Stadt. In der That war er noch nie vor die Thore gekommen und hatte noch nie die Umgebungen gesehen, die über die Maßen schön und anmuthig waren.

Am andern Morgen stand Aladdin in aller Frühe auf und kleidete sich an, um fertig zu seyn, sobald sein Oheim ihn abholen würde. Nachdem er, wie es ihn bedünkte, lange gewartet, öffnete er endlich voll Ungeduld die Thüre und ging hinaus, um zu sehen, ob er immer noch nicht käme. Sobald er ihn bemerkte, sagte er es seiner Mutter, nahm Abschied von ihr, verschloß die Thüre und eilte ihm entgegen.

Der afrikanische Zauberer bewillkommte Aladdin auf's freundlichste. „Wohlan, mein lieber Junge," sagte er mit lächelnder Miene zu ihm; „heute werde ich dir schöne Sachen zeigen." Er führte ihn zu einem Thor hinaus, an großen und schönen Häusern oder vielmehr an prächtigen Palästen vorüber, von denen jeder einen sehr schönen Garten hatte, in welchen man frei eintreten durfte. Bei jedem Palaste, an dem sie vorbeikamen, fragte er Aladdin, ob er ihm gefiele, und Aladdin, der ihm gewöhnlich zuvorkam, sagte, sobald er wieder einen andern sah: „Ach! lieber Oheim, dieser ist noch viel schöner als alle bisherigen." Indeß gingen sie immer weiter und der listige Zauberer, der dies nur that, um den Plan, den er im Kopf hatte, ausführen zu können, nahm Gelegenheit, in einen dieser Gärten zu treten. Er setzte sich neben ein großes Becken, in welches durch einen bronzenen Löwenrachen krystallhelles Wasser sprudelte, und stellte sich ermüdet, damit Aladdin ebenfalls ausruhen sollte. „Lieber Neffe," sagte er zu ihm, „du wirst eben so müde seyn, wie ich; laß uns hier ein wenig ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln; wir werden dann mehr Muth haben, unsern Spaziergang fortzusetzen."

Als sie sich gesetzt hatten, zog der afrikanische Zauberer aus einem Buche, das an seinem Gürtel befestigt war, Kuchen und mehrere Arten von Früchten hervor, die er als

Mundvorrath mitgenommen hatte, und breitete sie auf dem Rande des Beckens aus. Er theilte einen Kuchen mit Aladdin und in Hinsicht der Früchte ließ er ihn nach Belieben wählen. Während dieses kleinen Mahles ermahnte er seinen angeblichen Neffen, sich von dem Umgange mit Kindern loszumachen, dagegen sich an kluge und verständige Männer anzuschließen, dieselben anzuhören und von ihren Unterhaltungen Nutzen zu ziehen. „Bald," sagte er zu ihm, „wirst du ein Mann seyn, wie sie, und du kannst dich nicht früh genug daran gewöhnen, nach ihrem Beispiele verständige Reden zu führen." Als sie die kleine Mahlzeit vollendet hatten, standen sie auf und setzten ihren Spaziergang quer durch die Gärten fort, die von einander bloß durch schmale Gräben getrennt waren, welche die Grenzscheide bildeten, ohne jedoch die Verbindung zu hemmen. Das gegenseitige Zutrauen, das die Bewohner dieser Hauptstadt zu einander hatten, ließ ihnen alle weitern Vorsichtsmaßregeln, um böswillige Beeinträchtigungen zu verhindern, unnöthig erscheinen. Unvermerkt führte der afrikanische Zauberer Aladdin ziemlich weit über die Gärten hinaus und durchwandelte mit ihm die Ebene, die ihn allmählig in die Nähe der Berge leitete.

Aladdin, der in seinem Leben nie einen so weiten Weg gemacht hatte, fühlte sich durch diesen Marsch sehr ermüdet und sagte zu dem afrikanischen Zauberer: „Wohin gehen wir denn, lieber Oheim? Wir haben die Gärten schon weit hinter uns und ich sehe nichts mehr, als Berge. Wenn wir noch länger so fortgehen, so weiß ich nicht, ob ich noch Kräfte genug haben werde, um in die Stadt zurückzukehren." — „Nur den Muth nicht verloren," antwortete der falsche Oheim; „ich will dir noch einen andern Garten zeigen, der alle, die du bis jezt gesehen hast, weit übertrifft; er ist nur ein paar Schritte von da, und wenn wir einmal dort sind, so wirst du selbst sagen, daß es dir sehr leid gewesen wäre, wenn du ihn nicht gesehen hättest, nachdem du einmal so nahe dabei warst." Aladdin ließ sich überreden, und der Zauberer führte ihn noch sehr weit, indem er ihn mit verschiedenen anmuthigen Geschichten unterhielt, um ihm den Weg weniger langweilig und die Ermüdung erträglicher zu machen.

Endlich gelangten sie zwischen zwei Berge von mittelmäßiger Höhe, die sich ziemlich gleich und nur durch ein sehr schmales Thal getrennt waren. Dies war die merkwürdige Stelle, wohin der afrikanische Zauberer Aladdin hatte bringen wollen, um einen großen Plan mit ihm auszuführen, dem zu Liebe er von dem äußersten Ende Afrika's bis nach China gereist war. „Wir sind jezt an Ort und Stelle," sagte er zu Aladdin; „ich werde dir hier außerordentliche Dinge zeigen, die allen übrigen Sterblichen unbekannt sind. Wenn du sie gesehen haben wirst, so wirst du mir gewiß Dank dafür wissen, daß

ich dich zum Zeugen ſo vieler Wunderdinge gemacht habe, die außer dir noch Niemand geſehen hat. Während ich jetzt mit dem Stahl Feuer ſchlage, bäufe du hier ſo viel trockenes Reiſig zuſammen, als du nur auftreiben kannſt, damit wir ein Feuer anmachen."

Es gab hier ſo viel Reiſig, daß Aladdin bald einen mehr als hinlänglichen Haufen beiſammen hatte, indeß der Zauberer das Schwefelhölzchen anzündete. Er machte nun das Feuer an, und in dem Augenblick, wo das Reiſig aufloderte, warf der afrikaniſche Zauberer Räucherwerk hinein, das er ſchon in Bereitſchaft hatte. Ein dicker Rauch ſtieg

empor, den er bald auf dieſe, bald auf jene Seite wendete, indem er allerlei Zauberworte ſprach, von denen Aladdin nichts verſtand.

In dieſem Augenblick erbebte die Erde ein wenig, öffnete ſich vor dem Zauberer und Aladdin, und ließ einen Stein hervorſcheinen, der etwa anderthalb Fuß in's Gevierte hatte, ungefähr einen Fuß dick war und wagerecht lag, mit einem in der Mitte verſiegelten bronzenen Ringe, um ihn daran heraufzuheben. Aladdin erſchrack über das, was vor ſeinen Augen vorging, und wollte die Flucht ergreifen. Allein er war zu dieſer geheimnißvollen Handlung nothwendig, darum hielt ihn der Zauberer zurück, zankte ihn

tüchtig aus und gab ihm eine so derbe Ohrfeige, daß er zu Boden fiel; um ein Kleines hätte er ihm die Vorderzähne eingeschlagen und sein Mund blutete sehr. Zitternd und mit Thränen in den Augen rief der arme Aladdin: „Mein Oheim, was habe ich denn gethan, daß du mich so grausam schlägst?" — „Ich habe meine Gründe dazu," antwortete der Zauberer. „Ich bin dein Oheim, der jetzt Vaterstelle an dir vertritt, und du darfst mir in Nichts widersprechen. Aber," fügte er in etwas milderem Tone hinzu: „du brauchst dich nicht zu fürchten, mein Sohn; ich verlange bloß, daß du mir pünktlich gehorchst, wofern du dich der großen Vortheile, die ich dir zudenke, würdig machen und sie benutzen willst." Diese schönen Versprechungen des Zauberers beruhigten den ängstlichen und erzürnten Aladdin ein wenig, und als der Zauberer ihn wieder ganz gut gestimmt sah, fuhr er fort: „Du hast gesehen, was ich durch die Kraft meines Rauchwerks und die Worte, die ich sprach, bewirkt habe. Vernimm jetzt, daß unter diesem Steine hier ein Schatz verborgen liegt, der für dich bestimmt ist und dich dereinst reicher machen wird, als die größten Könige von der Welt. Dies ist so gewiß wahr, daß keinem Menschen auf der ganzen Welt außer dir erlaubt ist, diesen Stein anzurühren oder wegzuheben, um hier hinein zu gelangen. Ja ich selbst darf ihn nicht berühren oder auch nur einen Fuß in dieses Schatzgewölbe setzen, wenn es geöffnet seyn wird. Deßhalb mußt du genau und Punkt für Punkt ausführen, was ich dir sage, ohne etwas zu versäumen. Die Sache ist sowohl für dich als für mich von großer Wichtigkeit."

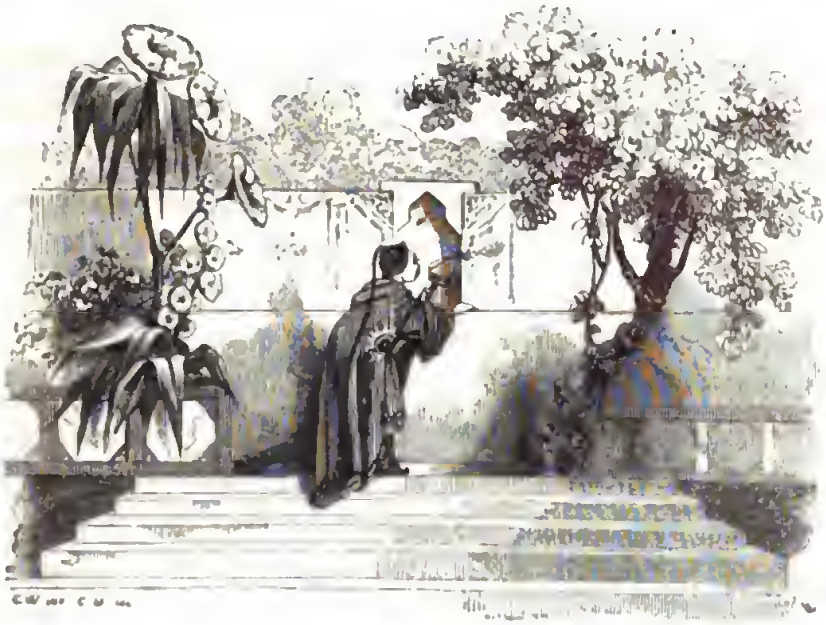
Aladdin, immer noch voll Verwunderung über das, was er sah, und den Zauberer von einem Schatze reden hörend, der ihn auf immer glücklich machen sollte, vergaß Alles, was vorgefallen war. „Nun gut, lieber Oheim," sagte er zu dem Zauberer, indem er aufstand, „was soll ich thun? befiehl nur, ich bin bereit zu gehorchen." — „Es freut mich sehr, liebes Kind," sagte der afrikanische Zauberer, indem er ihn umarmte, „daß du dich hiezu entschlossen hast. Komm her, fasse diesen Ring an und hebe den Stein in die Höhe." — „Aber, Oheim," erwiderte Aladdin, „ich bin zu schwach, um ihn zu lüpfen: du mußt mir dabei helfen." — „Nein," versetzte der afrikanische Zauberer, „du bedarfst meiner Hülfe nicht und wir würden beide Nichts ausrichten, wenn ich dir hälfe: du mußt ihn ganz allein aufheben. Sprich nur den Namen deines Vaters und deines Großvaters, wenn du den Ring in die Hand nimmst, und hebe ihn in die Höhe; du wirst sehen, daß er sich ohne Schwierigkeit dir fügen wird." Aladdin that, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, hob den Stein mit Leichtigkeit auf und legte ihn bei Seite.

Als der Stein weggenommen war, sah er eine drei bis vier Fuß tiefe Höhle mit einer kleinen Thüre und Stufen, um noch weiter hinabzusteigen. „Mein Sohn," sprach

jetzt der afrikaniſche Zauberer zu Aladdin, „hab' genau Acht auf das, was ich dir nunmehr ſagen werde. Steig' in dieſe Höhle hinab und wenn du unten auf der letzten Stufe biſt, ſo wirſt du eine offene Thüre finden, die dich in einen großen gewölbten Ort führen wird, welcher in drei große an einander ſtoßende Säle abgetheilt iſt. In jedem derſelben wirſt du rechts und links vier bronzene Vaſen, ſo groß wie Kufen, voll Gold und Silber ſtehen ſehen; aber hüte dich wohl, ſie anzurühren. Ehe du in den erſten Saal trittſt, hebe dein Kleid in die Höhe und ſchließe es eng um deinen Leib. Wenn du drinnen biſt, ſo gehe, ohne dich aufzuhalten, nach dem zweiten und von da ebenfalls ohne ſtill zu ſtehen in den dritten. Vor allen Dingen hüte dich wohl, den Wänden zu nahe zu kommen, oder ſie auch nur mit dem Kleide zu berühren; denn im Fall du ſie berührteſt, würdeſt du auf der Stelle ſterben. Deßwegen habe ich dir geſagt, daß du dein Kleid knapp an dich halten ſolleſt. Am Ende des dritten Saales iſt eine Thüre, die dich in einen mit ſchönen und reich beladenen Obſtbäumen bepflanzten Garten führen wird. Gehe nur immer gerade aus, und quer durch den Garten wird dich ein Weg zu einer Treppe von fünfzig Stufen führen, auf denen du zu einer Terraſſe emporſteigen kannſt. Sobald du oben auf der Terraſſe biſt, wirſt du eine Niſche vor dir ſehen, und in der Niſche eine brennende Lampe. Dieſe Lampe nimm, löſche ſie aus, wirf den Docht ſammt der brennbaren Flüſſigkeit auf den Boden, ſtecke ſie dann vorn in den Buſen und bring ſie mir. Du darfſt nicht fürchten, dein Kleid möchte beſchmutzt werden, denn die Flüſſigkeit iſt kein Oel und die Lampe wird ſogleich trocken ſeyn, ſobald du ſie ausgegoſſen haſt. Gelüſtet es dich nach den Früchten im Garten, ſo kannſt du davon abpflücken, ſo viel du willſt; dies iſt dir nicht verboten."

So ſprechend zog der afrikaniſche Zauberer einen Ring von ſeinem Finger und ſteckte ihn an einen Finger Aladdins. Dies, ſagte er zu ihm, ſey ein Verwahrungsmittel gegen alles Unglück, das ihm begegnen könnte, wofern er nur ſeine Vorſchriften genau befolgte. „So gehe denn, mein Sohn," fügte er hinzu, „ſteige dreiſt hinab; dann haben wir Beide für unſer ganzes Leben Geld wie Heu."

Scheherſad ſchwieg, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:



Fünfhundert und vierunddreißigste Nacht.

Aladdin hüpfte leichtfüßig in die Höhle hinein und stieg die Stufen hinab. Er fand die drei Säle, die ihm der afrikanische Zauberer beschrieben hatte, und ging um so behutsamer durch sie hin, weil er zu sterben fürchtete, wofern er nicht Alles, was ihm vorgeschrieben war, auf's genaueste beobachtete. Ohne zu verweilen ging er durch den Garten, stieg die Terrasse hinan, nahm die brennende Lampe aus der Nische, warf den Docht und die Flüssigkeit zu Boden, und da er sie trocken sah, wie der Zauberer ihm gesagt hatte, so steckte er sie in seinen Busen und ging die Terrasse wieder hinab. Im Garten verweilte er beim Anschauen der Früchte, die er vorher bloß im Vorübergehen gesehen hatte. Die Bäume dieses Gartens trugen alle ganz außerordentliche Früchte und zwar jeder verschiedenfarbige. Da gab es denn weiße, hellleuchtende und wie Krystall durchsichtige; rothe, theils dunkel, theils hell; grüne, blaue, violette, gelbliche und so von allen möglichen Farben. Die weißen waren Perlen, die hellleuchtenden und durchsichtigen Diamanten, die dunkelrothen Rubine, die hellrothen Ballaßrubine, die grünen Smaragde,

die blauen Türkiſſe, die violetten Amethyſte, die gelblichen Saphire u. ſ. f. Und dieſe Früchte waren alle ſo groß und vollkommen, daß man auf der ganzen Welt nichts Aehnliches geſehen hat. Aladdin, der ihren Werth nicht kannte, wurde vom Anblick dieſer Früchte, die nicht nach ſeinem Geſchmack waren, ſchlecht erbaut; Feigen, Trauben und andere edle Obſtarten, die in China gewöhnlich ſind, wären ihm lieber geweſen. Er war aber auch noch nicht in dem Alter, wo man ſich auf dergleichen verſteht, und ſo bildete er ſich ein, dieſe Früchte ſeyen bloß gefärbte Gläſer und haben keinen andern Werth. Gleichwohl machte ihm die Mannigfaltigkeit der ſchönen Farben und die außerordentliche Größe und Schönheit jeder Frucht Luſt, von jeglicher Sorte einige zu pflücken. Er nahm daher von jeder Farbe etliche, füllte damit ſeine beiden Taſchen und zwei ganz neue Beutel, die der Zauberer zugleich mit dem Kleide, das er ihm geſchenkt, gekauft hatte, damit er lauter neue Sachen hätte; und da die beiden Beutel in ſeinen Taſchen, die ſchon ganz voll waren, keinen Platz mehr hatten, ſo band er ſie auf jeder Seite an ſeinen Gürtel. Einige von den Früchten hüllte er auch in die Falten ſeines Gürtels, der von dickem Seidenſtoff und doppelt gefüttert war, und befeſtigte ſie ſo, daß ſie nicht herabfallen konnten; auch vergaß er nicht, etliche in den Buſen zwiſchen das Kleid und das Hemd zu ſtecken.

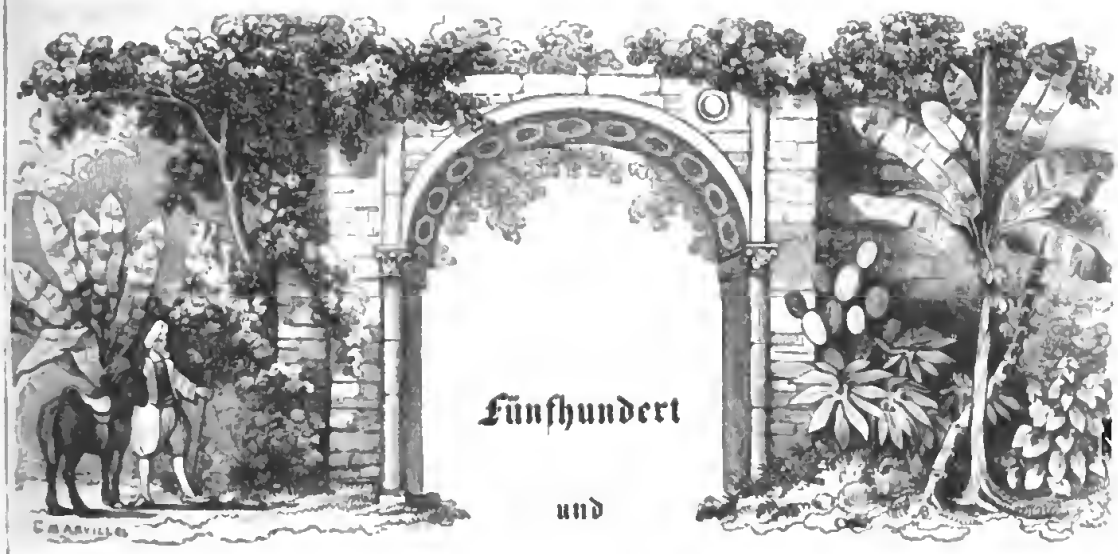
Nachdem er ſich ſo, ohne es zu wiſſen, mit Reichthümern beladen hatte, trat Aladdin ſchnell ſeinen Rückzug durch die drei Säle an, um den afrikaniſchen Zauberer nicht zu lange warten zu laſſen; er ging mit derſelben Vorſicht, wie das erſte Mal, quer durch dieſelben, ſtieg da wieder hinauf, wo er herabgeſtiegen war, und zeigte ſich am Eingang der Höhle, wo der Afrikaner ihn mit Ungeduld erwartete. Sobald ihn Aladdin erblickte, rief er ihm zu: „Lieber Oheim, ich bitte dich, reich' mir die Hand und hilf mir heraus.“ — „Mein Sohn,“ antwortete der afrikaniſche Zauberer, „gib mir zuvor die Lampe, ſie könnte dir hinderlich ſeyn.“ — „Verzeih, lieber Oheim,“ ſagte Aladdin, „ſie hindert mich nicht; ich werde ſie dir geben, ſobald ich oben bin.“ Der afrikaniſche Zauberer beſtand darauf, daß Aladdin ihm die Lampe einhändigen ſollte, ehe er ihn aus der Höhle herauszöge, und Aladdin, der die Lampe mit all den Früchten, die er zu ſich geſteckt, verpackt hatte, weigerte ſich durchaus, ſie ihm zu geben, bevor er aus der Höhle wäre. Da gerieth der afrikaniſche Zauberer vor Aerger über die Widerſpenſtigkeit des jungen Menſchen in ſchreckliche Wuth, warf etwas von ſeinem Rauchwerk in das Feuer, das er ſorgfältig unterhalten hatte, und kaum hatte er zwei Zauberworte geſprochen, als der Stein, welcher als Deckel zur Eingangsöffnung der Höhle diente, ſich von ſelbſt wieder, nebſt der Erde darüber, an ſeine Stelle rückte, ſo

daß Alles wieder in denſelben Stand kam, wie vor der Ankunft des afrikaniſchen Zauberers und Aladdins.

Der afrikaniſche Zauberer war in der That kein Bruder des Schneiders Muſtafa, wofür er ſich ausgegeben hatte, und ſomit auch nicht Aladdins Oheim. Er war wirklich aus Afrika gebürtig, und da Afrika ein Land iſt, wo man mehr als irgend anderswo auf die Zauberei erpicht iſt, ſo hatte er ſich von Jugend an darauf gelegt, und nachdem er ſich etwa vierzig Jahre lang mit Zaubereien, mit der Punktirkunſt, mit Räucheropfern und der Lectüre von Zauberbüchern beſchäftigt hatte, war er endlich auf die Entdeckung gekommen, daß es eine Wunderlampe in der Welt gebe, deren Beſitz ihn mächtiger als alle Könige der Erde machen würde, wofern er ihrer habhaft werden könnte. Durch einen letzten Verſuch in der Punktirkunſt hatte er ausgemittelt, daß dieſe Lampe ſich an einem unterirdiſchen Orte mitten in China befand, und zwar in der Gegend und mit all den Umſtänden, die uns bereits bekannt ſind. Im feſten Glauben an die Wahrheit ſeiner Entdeckung war er, wie geſagt, von dem äußerſten Ende Afrika's ausgereist und nach langer beſchwerlicher Wanderung in die Stadt gekommen, welche in der Nähe ſeines Schatzes lag. Aber obſchon die Lampe ſich ganz gewiß an dem bewußten Orte befand, ſo war es ihm doch nicht geſtattet, ſie ſelbſt zu holen oder perſönlich in das unterirdiſche

Gewölbe einzutreten, wo ſie zu finden war. Es mußte durchaus ein Anderer hinabſteigen, ſie abholen und ihm einhändigen. Deßhalb hatte er ſich an Aladdin gewandt, den er für einen geringfügigen jungen Burſchen und für ſehr geeignet hielt, ihm den erforderlichen Dienſt zu leiſten; dabei war er feſt entſchloſſen, ſobald er die Lampe in Händen haben würde, die letzte ſchon erwähnte Räucherung zu thun, die zwei Zauberworte auszuſprechen, welche die bereits angeführte Wirkung haben ſollten, und ſo den armen Aladdin ſeinem Geize und ſeiner Bosheit aufzuopfern, um an ihm keinen Zeugen zu haben. Die Ohrfeige, die er Aladdin gab, und das Anſehen, das er ſich über ihn angemaßt hatte, ſollten dieſen bloß gewöhnen, ihn zu fürchten und ihm pünktlich zu gehorchen, damit er ihm die berühmte Zauberlampe ſogleich übergäbe, ſobald er ſie forderte. Indeß erfolgte gerade das Gegentheil von dem, was er beabſichtigt hatte. Am Ende beeilte ſich der Boshafte bloß deßhalb ſo ſehr, den armen Aladdin zu verderben, weil er fürchtete, wenn er ſich länger mit ihm herumzankte, ſo könnte irgend ein Anderer es hören und ſein wichtiges Geheimniß offenbaren.

Mit dieſen Worten unterbrach Scheherſad ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht folgendermaßen wieder fort:



Fünfhundert

und

fünfunddreißigſte Nacht.

Als der afrikaniſche Zauberer ſeine großen und ſchönen Hoffnungen auf immer geſcheitert ſah, blieb ihm nichts Anderes übrig, als nach Afrika zurückzukehren, was er denn auch an demſelben Tage noch that. Er machte einen Umweg, um die Stadt nicht mehr zu betreten, die er mit Aladdin verlaſſen hatte; denn er mußte wirklich fürchten, daß er mehreren Leuten da auffallen könnte, die ihn mit dieſem Jungen hatten gehen ſehen, wenn er jetzt ohne ihn zurückkäme.

Allem Anſcheine nach war Aladdin verloren. Aber derſelbe, der ihn auf immer zu verderben glaubte, hatte nicht bedacht, daß er ihm einen Ring an den Finger geſteckt hatte, der zu ſeiner Rettung dienen konnte. Wirklich wurde Aladdin durch eben dieſen Ring, deſſen Kräfte er nicht kannte, gerettet, und es iſt zu verwundern, daß dieſer Verluſt, verbunden mit dem der Lampe, den Zauberer nicht mit der äußerſten Verzweiflung erfüllte; allein die Zauberer ſind ſo ſehr an Unfälle und an das Fehlſchlagen ihrer Wünſche gewöhnt, daß ſie, ſolange ſie leben, nicht aufhören, ſich mit Rauch und Dunſt, Luftſchlöſſern und Traumgebilden zu ergötzen.

Aladdin, der nach ſo vielen Liebkoſungen und Geſchenken auf dieſe Bosheit ſeines angeblichen Oheims keineswegs gefaßt war, befand ſich in einer Beſtürzung, die ſich leichter denken als mit Worten beſchreiben läßt. Als er ſich ſo lebendig begraben ſah, rief er tauſendmal ſeinen Oheim mit Namen und erklärte, daß er ihm die Lampe ja gerne geben wolle: allein ſein Rufen war vergeblich, er konnte nicht mehr gehört werden

und mußte alſo in ſchwarzer Finſterniß bleiben. Endlich, nachdem er ſeine Thränen getrocknet hatte, ſtieg er wieder die Treppe der Höhle hinab, um in den Garten, durch den er bereits gekommen war, und in's helle Tageslicht zu gelangen. Aber die Mauer, die ſich ihm durch Zauber geöffnet hatte, hatte ſich indeß durch einen neuen Zauber wieder geſchloſſen und zuſammengefügt. Er tappte mehrmals rechts und links vorwärts, ohne eine Thüre zu finden. Nun fing er auf's Neue an zu ſchreien und zu weinen, und ſetzte ſich endlich auf die Stufen der Höhle, ohne Hoffnung, jemals das Tageslicht wieder zu ſehen, ſondern im Gegentheil mit der traurigen Gewißheit, aus der Finſterniß, worin er ſich jetzt befand, in die eines nahen Todes verſetzt zu werden.

Zwei Tage blieb Aladdin in dieſem Zuſtande, ohne zu eſſen und zu trinken. Endlich am dritten, da er ſeinen Tod als unvermeidlich betrachtete, hob er die gefalteten Hände empor und rief mit völliger Ergebung in den Willen Gottes aus: „Es gibt keine Kraft und keine Macht, als bei Gott dem Allerhöchſten und Größten!“ Während er ſo die Hände gefaltet hatte, rieb er, ohne daran zu denken, an dem Ring, den ihm der afrikaniſche Zauberer an den Finger geſteckt hatte, und deſſen Kraft er noch nicht kannte. Alsbald ſtieg vor ihm ein Geiſt von ungeheurer Größe und fürchterlichem Anſehen, der

mit ſeinem Kopf das oberſte Gewölbe berührte, wie aus der Erde hervor und ſprach folgende Worte zu Aladdin: „Was willſt du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, ſowohl ich, als die andern Sklaven des Rings.“

Zu jeder andern Zeit und bei jeder andern Gelegenheit wäre Aladdin, der an dergleichen Erſcheinungen nicht gewöhnt war, bei dem Anblick einer ſo außerordentlichen Geſtalt von Schreck ergriffen worden, ſo daß er die Sprache verloren hätte. Jetzt aber, da er einzig und allein mit der Gefahr beſchäftigt war, in der er ſchwebte, antwortete er ohne Stocken: „Wer du auch ſeyn magſt, hilf mir aus dieſem Orte, wofern es in deiner Macht ſteht.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als die Erde ſich öffnete und er ſich außerhalb der Höhle befand, gerade an der Stelle, wohin der Zauberer ihn geführt hatte.

Man wird es nicht befremdlich finden, daß Aladdin, der ſo lange in der dichteſten Finſterniß geblieben war, im Anfang das Tageslicht kaum ertragen konnte. Erſt nach und nach gewöhnte er ſich daran, und als er um ſich blickte, war er ſehr überraſcht, keine Oeffnung in der Erde zu ſehen; es war ihm unbegreiflich, auf was Art er ſo auf einmal aus ihrem Schooße hervorgekommen war. Nur an dem Flecke, wo das Reiſig verbrannt worden war, erkannte er die Stelle wieder, unter der ſich die Höhle befand. Als er ſich hierauf gegen die Stadt hinwandte, erblickte er ſie mitten in den ſie umgebenden Gärten und erkannte auch den Weg, auf welchem ihn der afrikaniſche Zauberer hergeführt hatte. Dieſen wandelte er zurück und dankte Gott, daß er ſich noch einmal auf der Welt ſah, nachdem er bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, wieder dahin zurückzukommen. So gelangte er zur Stadt und ſchleppte ſich mit vieler Mühe bis in ſeine Wohnung. Als er in's Zimmer ſeiner Mutter trat, fiel er aus Freude über das Wiederſehen, verbunden mit der von dreitägigem Faſten herrührenden Schwäche, in eine Ohnmacht, die einige Zeit dauerte. Seine Mutter, die ihn bereits als verloren oder als todt beweint hatte, ließ es jetzt, da ſie ihn in dieſem Zuſtande erblickte, an keiner Pflege und an keinem Mittel fehlen, ihn wieder zum Leben zu bringen. Endlich erholte er ſich und ſeine erſten Worte waren: „Liebe Mutter, vor allen Dingen bitte ich dich, gib mir zu eſſen; ich habe ſeit drei Tagen nichts über den Mund gebracht.“ Seine Mutter brachte ihm, was ſie gerade hatte, ſetzte es ihm vor und ſagte: „Lieber Sohn, übereile dich ja nicht, denn es könnte dir ſchaden; iß ganz langſam und nach deiner Bequemlichkeit, und nimm dich wohl in Acht, ſo heißhungrig du auch biſt. Ich wünſche nicht einmal, daß du mit mir ſprechen ſollſt. Du haſt immer noch Zeit, mir deine Schickſale zu

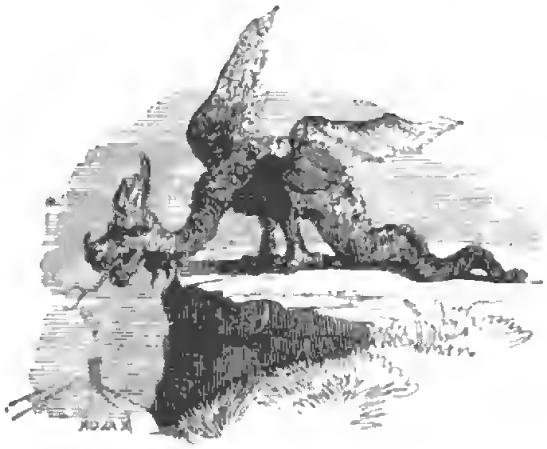
erzählen, wenn du wiederhergeſtellt biſt. Nach der großen Betrübniß, in der ich mich ſeit Freitag befunden, und nach der unſäglichen Mühe, die ich mir gegeben habe, um nach dir zu fragen, als es Nacht wurde und du nicht nach Hauſe kamſt, bin ich vollkommen getröſtet, daß ich dich nur wiederſehe."

Aladdin folgte dem Rath ſeiner Mutter, aß langſam und ruhig, und trank ebenſo. Als er fertig war, ſagte er: „Liebe Mutter, ich könnte dir eigentlich große Vorwürfe machen, daß du mich ſo ohne alles Bedenken auf Treue und Glauben einem Manne anvertrauteſt, der den Plan hatte, mich in's Verderben zu ſtürzen, und in dieſem Augenblick feſt überzeugt iſt, daß ich bereits nicht mehr lebe, oder wenigſtens zu jeder Stunde ſterben könne; doch du glaubteſt, es ſey mein Oheim, und ich glaubte es ebenfalls. Wie hätten wir auch anders von einem Manne denken können, der mich mit Liebkoſungen und Geſchenken überhäufte und mir ſo glänzende Verſprechungen machte? Du mußt aber wiſſen, liebe Mutter, daß er ein Verräther, ein Böſewicht, ein Schurke iſt. Er hat mir bloß deßwegen ſo viele Geſchenke und Verſprechungen gemacht, weil er mich in's Verderben ſtürzen wollte, ohne daß weder du, noch ich im Stande wäre, die Urſache zu errathen. Ich meinerſeits kann verſichern, daß ich ihm nie die mindeſte Veranlaſſung gegeben habe, mich zu mißhandeln. Du kannſt dies ſelbſt aus dem getreuen Bericht abnehmen, den ich dir jetzt von Allem machen werde, was von unſerer Trennung an bis zur Ausführung ſeines verderblichen Planes vorgegangen iſt."

Aladdin fing nun an, ſeiner Mutter zu erzählen, was ihm ſeit Freitag geſchehen war, wo der Zauberer ihn abgeholt hatte, um die Paläſte und Gärten außerhalb der Stadt mit ihm zu beſehen; ferner was ihm unterwegs bis zu dem Orte zwiſchen den zwei Bergen, wo das große Zauberwerk vor ſich gehen ſollte, zugeſtoßen, und wie in Folge eines Rauchwerks, das in's Feuer geworfen worden, und einiger Zauberworte, ſich augenblicklich die Erde geöffnet habe, und der Eingang einer Höhle ſichtbar geworden ſey, die zu einem unſchätzbaren Schatze geführt habe. Auch die Ohrfeige vergaß er nicht, und die Art, wie der Zauberer, nachdem er ſich wieder ein wenig beruhigt, ihn durch große Verſprechungen und durch die Schenkung eines Ringes vermocht habe, in die Höhle hinabzuſteigen. Sodann erzählte er ausführlich, was er auf ſeinem Hin- und Rückwege in den drei großen Sälen, im Garten und auf der Terraſſe geſehen, und wie er dort die Wunderlampe geholt habe. Zugleich zog er ſie aus ſeinem Buſen und zeigte ſie ſeiner Mutter ſamt den durchſichtigen und buntfarbigen Früchten, die er auf dem Rückwege aus dem Garten abgepflückt hatte. Auch gab er ihr die zwei vollen Beutel, aus denen ſie ſich aber wenig machte. Gleichwohl waren dieſe Früchte Edelſteine, deren ſonnenheller Glanz beim Schein der Lampe, welche das Zimmer erhellte, auf ihren großen Werth hätte aufmerkſam machen ſollen; allein Aladdins Mutter verſtand ſich auf dergleichen Sachen eben ſo wenig als ihr Sohn. Sie war in großer Dürftigkeit aufgewachſen und ihr Mann war nicht vermöglich genug geweſen, um ihr ſolche Koſtbarkeiten zu ſchenken; auch bei ihren Verwandten und Nachbarinnen hatte ſie nie dergleichen geſehen. Kein Wunder alſo, daß ſie dieſelben als werthloſe Dinge betrachtete, die höchſtens dazu gut wären, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben das Auge zu ergötzen; daher Aladdin ſie hinter eines von den Polſtern des Sopha's ſchob, auf dem er ſaß. Er vollendete ſodann die Erzählung des Abenteuers und ſagte, wie er aus der Höhle habe wieder herausſteigen wollen, wie der Zauberer ihm die Lampe abgefordert und wie ſich dann auf ſeine Weigerung in Folge des Rauchwerks, das der Zauberer in das noch brennende Feuer geworfen, und einiger dazu geſprochenen Worte die Oeffnung der Höhle augenblicklich wieder verſchloſſen habe. Nicht ohne Thränen vermochte er ihr den unglücklichen Zuſtand zu ſchildern, in dem er ſich befunden, als er ſich in der fatalen Höhle lebendig begraben geſehen habe, bis zu dem Augenblick, wo er in Folge der Berührung des Ringes, deſſen Eigenſchaften er noch nicht gekannt, wieder hervor und ſo zu ſagen zum zweiten Mal auf die Welt gekommen ſey. Als er ſeine Erzählung geendet hatte, ſagte er zu ſeiner Mutter: „Das Uebrige brauche ich dir nicht erſt zu ſagen, es iſt dir bekannt. Du ſiehſt jetzt, welche Abenteuer und Gefahren ich ſeit unſerer Trennung beſtanden habe.“

Aladdins Mutter hatte die Geduld, dieſe wunderbare und ſeltſame, zugleich aber für eine Mutter, die ihren Sohn trotz ſeiner Fehler zärtlich liebte, ſo ſchmerzliche Geſchichte ohne Unterbrechung anzuhören. Nur bei den rührendſten Stellen, wo die Schändlichkeit des afrikaniſchen Zauberers recht an's Tageslicht kam, konnte ſie ihren Abſcheu nicht verbergen. Jetzt aber, da Aladdin geendet hatte, ließ ſie ſich in tauſend Schmähworte gegen den Betrüger aus; ſie nannte ihn einen Verräther, einen Schurken, einen Unmenſchen, einen Meuchelmörder, Lügner, Zauberer, einen Feind und Verderber des menſchlichen Geſchlechts. „Ja, mein Sohn," fügte ſie hinzu, „es iſt ein Zauberer, und die Zauberer ſind eine wahre Peſt der Menſchheit; ſie haben vermöge ihrer Zaubereien und Hexereien Verkehr mit den böſen Geiſtern. Gott ſey gelobt, der verhütet hat, daß ſeine entſetzliche Bosheit ihren Zweck an dir erreichte. Du biſt ihm für die Gnade, die er an dir gethan hat, großen Dank ſchuldig; dein Tod wäre unvermeidlich geweſen, wenn du dich nicht ſeiner erinnert und ihn um Hülfe angefleht hätteſt." So ſprach ſie noch vieles Andere, um ihren Abſcheu gegen den Verrath des Zauberers auszudrücken. Endlich aber bemerkte ſie, daß Aladdin, der ſeit drei Tagen nicht geſchlafen hatte, der Ruhe bedürftig war; ſie brachte ihn daher zu Bette und legte ſich bald darauf ebenfalls nieder.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung und ſetzte ſie in der nächſten Nacht folgendermaßen fort:



Fünfhundert

und

ſechsunddreißigſte Nacht.

Aladdin, der an dem unterirdiſchen Orte, wo er mörderiſcherweiſe begraben geweſen, keine Ruhe genoſſen hatte, ſchlief die ganze Nacht feſt und erwachte am andern Morgen erſt ſehr ſpät. Er ſtand auf und das Erſte, was er zu ſeiner Mutter ſagte, war, daß er Hunger habe und ſie ihm kein größeres Vergnügen machen könnte, als wenn ſie ihm ein Frühſtück gäbe. „Ach, lieber Sohn,“ antwortete ſie, „ich habe auch nicht einen einzigen Biſſen Brod; du haſt geſtern Abend den wenigen Vorrath, der noch zu Hauſe war, aufgegeſſen. Aber gedulde dich einen Augenblick, ſo werde ich dir bald etwas bringen. Ich habe etwas Baumwolle geſponnen, dieſe will ich verkaufen, um Brod und einiges zum Mittageſſen anzuſchaffen.“ — „Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „hebe deine Baumwolle für ein andermal auf und gib mir die Lampe, die ich geſtern mitbrachte. Ich will ſie verkaufen, und vielleicht löſe ich ſo viel daraus, daß wir Frühſtück und Mittageſſen, und am Ende gar noch etwas für den Abend beſtreiten können.“

Aladdins Mutter holte die Lampe und ſagte zu ihrem Sohne: „Da haſt du ſie, ſie iſt aber ſehr ſchmutzig. Ich will ſie ein wenig putzen, dann wird ſie ſchon etwas mehr gelten.“ Sie nahm Waſſer und feinen Sand, um ſie blank zu machen, aber kaum

hatte ſie angefangen, die Lampe zu reiben, als augenblicklich in Gegenwart ihres Sohnes ein ſcheußlicher Geiſt von rieſenhafter Geſtalt vor ihr aufſtand, und mit einer Donnerſtimme zu ihr ſprach: „Was willſt du? Ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich, als die andern Sklaven der Lampe.“

Aladdins Mutter war nicht im Stande zu antworten. Ihr Auge vermochte die abſcheuliche und ſchreckliche Geſtalt des Geiſtes nicht zu ertragen, und ſie war gleich bei ſeinen erſten Worten vor Angſt in Ohnmacht gefallen.

Aladdin dagegen, der ſchon in der Höhle eine ähnliche Erſcheinung gehabt hatte, ergriff, ohne die Zeit oder Beſinnung zu verlieren, ſchnell die Lampe und antwortete

ſtatt ſeiner Mutter mit feſtem Tone: „Ich habe Hunger, bring' mir etwas zu eſſen.“ Der Geiſt verſchwand und kam im Augenblick wieder mit einem großen ſilbernen Becken auf dem Kopfe, worin ſich zwölf verdeckte Schüſſeln von demſelben Metall voll der ausgezeichnetſten Speiſen, nebſt ſechs Broden vom weißeſten Mehl befanden, und zwei

Flaschen des köstlichsten Weines, nebst zwei silbernen Schalen in der Hand. Er stellte Alles zusammen auf den Sopha und verschwand sogleich.

Dies geschah in so kurzer Zeit, daß Aladdins Mutter sich noch nicht von ihrer Ohnmacht erholt hatte, als der Geist zum zweiten Male verschwand. Aladdin, der bereits, aber ohne Erfolg, angefangen hatte, ihr Wasser in's Gesicht zu spritzen, wollte dies eben wiederholen; allein sey es, daß ihre entflohenen Lebensgeister sich wieder gesammelt hatten, oder daß der Duft der Speisen, die der Geist gebracht, etwas dazu beitrug, kurz sie kam augenblicklich wieder zu sich. „Liebe Mutter," sagte Aladdin zu ihr, „es ist weiter Nichts, steh' auf und iß: hier sind Sachen genug, um dein Herz zu stärken und zugleich meinen großen Hunger zu befriedigen. Wir wollen diese guten Speisen nicht kalt werden lassen, sondern essen."

Aladdins Mutter war außerordentlich erstaunt, als sie das große Becken, die zwölf Schüsseln, die sechs Brode, die zwei Flaschen nebst den zwei Schalen erblickte und den köstlichen Duft einathmete, der aus all den Platten emporstieg. „Mein Sohn," sagte sie zu Aladdin, „woher kommt uns dieser Ueberfluß, und wem haben wir für solch reiches Geschenk zu danken? Sollte vielleicht der Sultan von unserer Armuth gehört und sich unser erbarmt haben?" — „Liebe Mutter," antwortete Aladdin, „wir wollen uns jetzt zu Tische setzen und essen, du bedarfst dessen so gut als ich; deine Frage werde ich beantworten, wenn wir gefrühstückt haben." Sie setzten sich zu Tische und speisten mit um so größerem Appetit, als Beide, Mutter und Sohn, sich nie an einer so wohlbesetzten Tafel befunden hatten.

Während der Mahlzeit konnte Aladdins Mutter nicht aufhören, das Becken und die Schüsseln zu betrachten und zu bewundern, obgleich sie nicht recht wußte, ob sie von Silber oder einem andern Metall waren; so ungewöhnlich war ihr der Anblick von dergleichen Dingen. Eigentlich war es bloß die Neuheit und nicht der Werth derselben, was sie in solche Bewunderung versetzte, denn sie verstand sich darauf so wneig, als ihr Sohn Aladdin.

Aladdin und seine Mutter, die nur ein einfaches Frühstück einzunehmen gedacht hatten, befanden sich um die Stunde des Mittagessens noch bei Tisch. Die trefflichen Speisen hatten ihre Eßlust noch mehr rege gemacht, und da sie noch warm waren, glaubten sie nicht übel zu thun, wenn sie beide Mahlzeiten auf einmal abmachten, statt sich zweimal an den Tisch zu setzen. Nachdem die Doppelmahlzeit geendigt war, blieb ihnen noch so viel übrig, daß sie nicht nur ein Abendessen, sondern auch noch am folgenden Tage zwei tüchtige Mahlzeiten halten konnten.

Als Aladdins Mutter abgetragen und das Fleisch, welches unberührt geblieben war, aufgehoben hatte, setzte sie sich zu ihrem Sohn auf den Sopha und sagte zu ihm: „Aladdin, ich erwarte jetzt von dir, daß du meine Neugierde befriedigst und mir die versprochene Auskunft ertheilst.“ Aladdin erzählte ihr umständlich Alles, was während ihrer Ohnmacht zwischen dem Geist und ihm vorgegangen war.

Aladdins Mutter gerieth in große Verwunderung über die Erzählung ihres Sohnes und die Erscheinung des Geistes. „Aber, mein Sohn,“ fragte sie, „was willst du denn eigentlich sagen mit deinen Geistern? So lange ich auf der Welt bin, habe ich nie sagen gehört, daß jemand von allen meinen Bekannten einen Geist gesehen hätte. Durch welchen Zufall ist dieser garstige Geist zu mir gekommen? Warum hat er sich an mich gewendet und nicht an dich, da er dir doch schon in der Schatzhöhle einmal erschienen war?“

„Liebe Mutter,“ erwiderte Aladdin, „der Geist, welcher dir erschienen, ist nicht derselbe, der mir erschien. Sie haben zwar einige Aehnlichkeit in Beziehung auf ihre Riesengröße, aber an Gesichtsbildung und Kleidung sind sie gänzlich von einander verschieden und gehören auch verschiedenen Herren an. Du wirst dich noch erinnern, daß derjenige, den ich sah, sich einen Sklaven des Rings nannte, den ich am Finger habe, während der so eben erschienene sagte, er sey Sklave der Lampe, die du in der Hand hattest; doch ich glaube nicht, daß du es gehört hast, denn wie mich dünkt, fielst du sogleich in Ohnmacht, als er zu reden anfing.“

„Wie!“ rief Aladdins Mutter, „also deine Lampe ist Schuld, daß dieser verwünschte Geist sich an mich gewendet hat, statt an dich? Ach, lieber Sohn, schaffe sie mir sogleich aus den Augen und hebe sie auf, wo du willst, ich mag sie nicht mehr anrühren. Eher lasse ich sie wegwerfen oder verkaufen, als daß ich Gefahr laufe, bei Berührung derselben vor Angst zu sterben. Folge mir und thue auch den Ring ab. Man muß keinen Verkehr mit Geistern haben: es sind Teufel und unser Prophet hat es gesagt.“

„Mit deiner Erlaubniß, liebe Mutter,“ antwortete Aladdin, „werde ich mich jetzt wohl hüten, eine Lampe, die uns beiden so nützlich werden kann, zu verkaufen, wie ich so eben noch im Sinne hatte. Siehst du denn nicht, was sie uns erst vor einigen Augenblicken verschafft hat? Sie soll uns jetzt fortwährend Nahrung und Lebensunterhalt besorgen. Du kannst dir, wie ich, leicht denken, daß mein garstiger falscher Oheim sich nicht ohne Grund so viele Mühe gegeben und eine so weite und beschwerliche Reise unternommen hat, da er nach dem Besitz dieser Wunderlampe

trachtete, die er allem Gold und Silber, das er in den Sälen wußte, und das ich, wie er es mir beſchrieben, mit meinen eigenen Augen ſah, vorgezogen hatte. Er kannte den Werth und die herrlichen Eigenſchaften dieſer Lampe zu gut, um ſich von dem übrigen reichen Schatze noch etwas zu wünſchen. Da nun der Zufall uns ihre geheime Kraft entdeckt hat, ſo wollen wir den möglichſt vortheilhaften Gebrauch davon machen, aber ohne Aufſehen zu erregen, damit unſere Nachbarn nicht neidiſch und eiferſüchtig werden. Ich will ſie dir übrigens gern aus den Augen ſchaffen und an einem Orte aufheben, wo ich ſie finden kann, wann ich ſie brauche, da du ſo große Angſt vor den Geiſtern haſt. Auch den Ring wegzuwerfen kann ich mich unmöglich entſchließen. Ohne dieſen Ring hätteſt du mich nie wieder geſehen, und ohne ihn würde ich jetzt entweder nicht mehr, oder höchſtens noch auf einige Augenblicke leben. Du wirſt mir daher erlauben, daß ich ihn behalte und immer mit großer Behutſamkeit am Finger trage. Wer weiß, ob mir nicht irgend einmal eine andere Gefahr zuſtößt, die wir Beide nicht vorausſehen können, und aus der er mich vielleicht befreit?" Da Aladdins Bemerkung ſehr richtig ſchien, ſo wußte ſeine Mutter nichts mehr einzuwenden. „Lieber Sohn," ſagte ſie zu ihm, „du kannſt handeln, wie du es für gut hältſt; ich für meinen Theil mag mit Geiſtern nichts zu thun haben. Ich erkläre dir hiemit, daß ich meine Hände in Unſchuld waſche, und nie mehr mit dir davon ſprechen werde."

Scheherſad ſchwieg, indem ſie die Annäherung des Tages bemerkte. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und siebenunddreißigste Nacht.

Am andern Tag nach dem Abendessen war von den herrlichen Speisen, die der Geist gebracht hatte, nichts mehr übrig; Aladdin, der nicht so lange warten wollte, bis der Hunger ihn drängte, nahm daher am dritten Morgen eine der silbernen Schüsseln unter seine Kleider und ging aus, um sie zu verkaufen. Er wandte sich an einen Juden, der ihm begegnete, nahm ihn bei Seite, zeigte ihm die Schüssel und fragte, ob er wohl Lust dazu hätte.

Der Jude, ein schlauer und verschmitzter Bursche, nahm die Schüssel, untersuchte sie, und da er erkannte, daß sie von ächtem Silber war, fragte er Aladdin, was er dafür verlange. Aladdin, der ihren Werth nicht verstand und nie mit solchen Waaren Handel getrieben hatte, sagte ihm bloß, er werde wohl am besten wissen, was die Schüssel werth sey, und er verlasse sich hierin ganz auf seine Ehrlichkeit. Der Jude gerieth wirklich in Verlegenheit über die Offenherzigkeit Aladdins. Da er nicht wußte, ob Aladdin den Werth seiner Waare wirklich kannte oder nicht, zog er ein

Goldſtück aus ſeinem Beutel, das höchſtens den zweiundſiebzigſten Theil vom wahren Werth der Schüſſel betrug, und bot es ihm an. Aladdin nahm das Goldſtück mit großer Freudigkeit, und ſobald er es in der Hand hatte, lief er ſo ſchnell davon, daß der Jude, mit ſeinem ungeheuern Gewinn bei dieſem Kaufe nicht zufrieden, ſich ſehr darüber ärgerte, daß er Aladdins gänzliche Unwiſſenheit über den Werth für die Schüſſel nicht beſſer errathen und ihm noch weit weniger geboten hatte. Er gerieth in Verſuchung, dem jungen Menſchen nachzulaufen, ob er nicht etwas von ſeinem Goldſtück herausbekommen könnte; allein Aladdin ging ſchnell und war ſchon ſo weit entfernt, daß er ihn ſchwerlich eingeholt hätte.

Auf dem Heimwege blieb Aladdin bei einem Bäckerladen ſtehen, kaufte einen Vorrath Brod und bezahlte ihn mit dem Goldſtück, das der Bäcker ihm wechſelte. Als er nach Hauſe kam, gab er das übrige Geld ſeiner Mutter, die auf den Markt ging, um für ſie Beide die nöthigen Lebensmittel auf einige Tage einzukaufen.

So lebten ſie eine Zeitlang fort, d. h. Aladdin verkaufte alle zwölf Schüſſeln, eine nach der andern, ſo wie das Geld im Hauſe ausgegangen war, an den Juden. Der Jude, der für die erſte ein Goldſtück gegeben hatte, wagte es nicht, für die übrigen weniger zu bieten, und bezahlte alle mit derſelben Münze, um einen ſo guten Handel nicht hinauszulaſſen. Als das Geld von der letzten Schüſſel ausgegeben war, nahm Aladdin ſeine Zuflucht zu dem Becken, das allein zehnmal mehr wog als jede Schüſſel. Er wollte es einem gewöhnlichen Kaufmann bringen, allein es war ihm zu ſchwer. Somit mußte er den Juden aufſuchen und in ſein Haus führen; dieſer prüfte das Gewicht des Beckens und zahlte ihm auf der Stelle zehn Goldſtücke aus, womit Aladdin auch zufrieden war.

So lange die Goldſtücke dauerten, wurden ſie für die täglichen Ausgaben der Hauswirthſchaft verwendet. Aladdin hatte indeß, obſchon er an's Müßiggehen gewöhnt war, ſeit ſeinem Abenteuer mit dem afrikaniſchen Zauberer nicht mehr mit den jungen Leuten ſeines Alters geſpielt. Er brachte ſeine Tage mit Spazierengehen zu, oder unterhielt ſich mit älteren Leuten, deren Bekanntſchaft er gemacht hatte. Oft blieb er auch bei den Läden der großen Kaufleute ſtehen und horchte aufmerkſam auf die Geſpräche vornehmer Männer, die ſich hier eine Zeitlang aufhielten, oder ſich hierher beſtellt hatten: und dieſe Geſpräche gaben ihm allmälig einigen Anſtrich von Weltkenntniß.

Als von den zehn Goldſtücken nichts mehr übrig war, nahm Aladdin ſeine Zuflucht zur Lampe. Er nahm ſie in die Hand, ſuchte die Stelle, welche ſeine Mutter

berührt hatte, und als er ſie an dem Eindruck des Sandes erkannte, rieb er ſie eben ſo, wie ſie gethan hatte. Sogleich erſchien ihm wieder derſelbe Geiſt, der ſich ſchon einmal gezeigt hatte; da aber Aladdin die Lampe ſanfter gerieben hatte, als ſeine Mutter, ſo ſprach er diesmal in einem mildern Tone dieſelben Worte wie vorhin: „Was willſt du? ich bin bereit, dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich als die andern Sklaven der Lampe.“ Aladdin antwortete ihm: „Mich hungert, bring' mir zu eſſen.“ Der Geiſt verſchwand und erſchien in einigen Augenblicken wieder mit einem ähnlichen Tafelzeug, wie das erſte Mal, ſtellte es auf den Sopha und verſchwand wieder.

Aladdins Mutter war, da ſie das Vorhaben ihres Sohnes wußte, abſichtlich ausgegangen, um bei der Erſcheinung des Geiſtes nicht zu Hauſe zu ſeyn. Sie kam bald darauf zurück, und als ſie die Tafel und den Schenktiſch ſo wohlbeſetzt ſah, erſtaunte ſie über die wunderbare Wirkung der Lampe beinahe eben ſo wie das erſte Mal. Aladdin und ſeine Mutter ſetzten ſich zu Tiſche, und nach dem Mahle blieb ihnen noch ſo viel übrig, daß ſie die beiden folgenden Tage behaglich davon leben konnten.

Als Aladdin ſah, daß weder Brod, noch Lebensmittel, noch Geld mehr zu Hauſe war, nahm er eine ſilberne Schüſſel und ſuchte den Juden, den er kannte, auf, um ſie zu verkaufen. Auf dem Wege zu ihm kam er an dem Laden eines Goldſchmieds

vorüber, der durch sein Alter ehrwürdig und zugleich ein ehrlicher und rechtschaffener Mann war. Der Goldschmied bemerkte ihn und rief ihm, er möchte hereintreten. „Mein Sohn," sagte er zu ihm, „ich habe dich schon mehrere Mal mit derselben Waare wie jetzt vorbeigehen, den und den Juden aufsuchen und bald darauf mit leeren Händen zurückkommen sehen. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, daß du das, was du trägst, jedesmal an ihn verkaufst. Aber du weißt vielleicht nicht, daß dieser Jude ein Betrüger und zwar ein ärgerer Betrüger ist, als die andern Juden, und daß Niemand, der ihn kennt, mit ihm zu thun haben will. Im Uebrigen sage ich dir dieses bloß aus Gefälligkeit. Wenn du mir zeigen willst, was du jetzt in der Hand hast, und es dir feil ist, so will ich dir den wahren Werth getreulich ausbezahlen, wofern ich es brauchen kann; wo nicht, so will ich dich an andere Kaufleute weisen, die dich nicht betrügen werden."

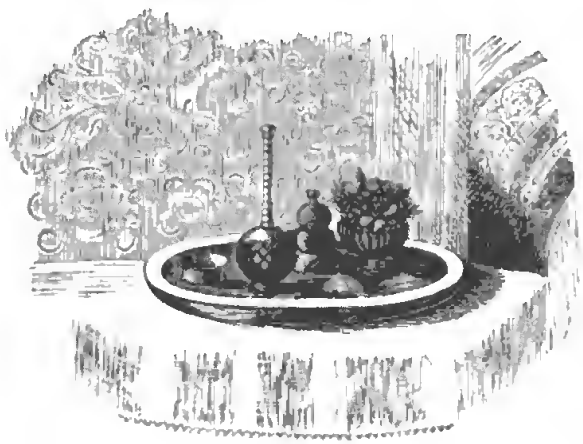
In der Hoffnung, noch mehr Geld für seine Schüssel zu lösen, zog Aladdin sie sogleich unter seinem Kleide hervor und zeigte sie dem Goldschmied. Der Greis, der auf den ersten Blick erkannte, daß sie vom feinsten Silber war, fragte ihn, ob er wohl schon ähnliche an den Juden verkauft und was er von ihm dafür erhalten habe. Aladdin gestand offenherzig, daß er schon zwölf solche verkauft und der Jude ihm für jede ein einziges Goldstück bezahlt habe. „Ha, der Spitzbube!" rief der Goldschmied. „Mein Sohn," fügte er hinzu, „was geschehen ist, ist geschehen, und man muß nicht mehr daran denken; aber wenn ich dir jetzt den wahren Werth deiner Schüssel entdecke, die vom feinsten Silber ist, das nur irgend von uns verarbeitet wird, so wirst du einsehen, wie sehr der Jude dich betrogen hat."

Der Goldschmied nahm die Wage, wog die Schüssel und nachdem er Aladdin auseinander gesetzt hatte, was eine Mark Silber sey, welchen Werth und welche Unterabtheilungen sie habe, machte er ihm begreiflich, daß die Schüssel ihrem Gewichte nach zweiundsiebzig Goldstücke werth sey, die er ihm sogleich blank ausbezahlte. „Da hast du," sagte er, „den wahren Betrag deiner Schüssel. Wenn du noch daran zweifelst, so kannst du dich nach Belieben an jeden andern von unsern Goldschmieden wenden, und wenn dir einer sagt, daß sie mehr werth sey, so mache ich mich anheischig, dir das Doppelte dafür zu bezahlen. Wir gewinnen an dem Silberwerk, das wir kaufen, nichts, als die Arbeit und die Form, und damit begnügt sich kein Jude, wenn er auch noch so ehrlich wäre."

Aladdin dankte dem Goldschmied sehr für den guten Rath, den er ihm gegeben hatte, und von dem er bereits einen so großen Nutzen zog. In der Folge verkaufte er

auch die übrigen Schüſſeln, ſowie das Becken, bloß noch an ihn und erhielt von Allem den vollen Werth je nach dem Gewichte. Obwohl nun Aladdin und ſeine Mutter eine unverſiegbare Geldquelle an ihrer Lampe hatten, kraft der ſie ſich nach Herzenswunſch mit Geld verſehen konnten, ſobald es ihnen ausging, ſo lebten ſie dennoch fortwährend eben ſo mäßig wie zuvor, nur daß Aladdin Einiges auf die Seite legte, um anſtändig auftreten zu können und verſchiedene Bequemlichkeiten für ihre kleine Wirthſchaft anzuſchaffen. Seine Mutter dagegen verwendete auf ihre Kleider nichts, als was ihr das Baumwolleſpinnen einbrachte. Bei dieſer nüchternen Lebensweiſe kann man ſich leicht denken, daß das Gold, das Aladdin für ſeine zwölf Schüſſeln und das Becken von dem Goldſchmied erhalten hatte, lange ausreichte. So lebten ſie denn mehrere Jahre lang von dem guten Gebrauch, den Aladdin von Zeit zu Zeit von ſeiner Lampe machte.

Scheherſad hielt inne, um in der folgenden Nacht fortzufahren:



Fünfhundert und achtunddreißigste Nacht.

In dieſer Zwiſchenzeit hatte Aladdin, der es nicht unterließ, ſich ſehr fleißig bei den Zuſammenkünften angeſehener Perſonen in den Läden der bedeutendſten Kaufleute, die mit Gold, Silber, Seidenſtoffen, den feinſten Schleiertüchern und Juwelen handelten, einzufinden und bisweilen ſogar an ihren Unterhaltungen Theil zu nehmen, ſich vollends ausgebildet und allmälig alle Manieren der feinen Weltleute angenommen. Namentlich bei den Juwelenhändlern kam er von dem Irrwahn ab, als wären die durchſichtigen Früchte, die er in dem Garten, wo die Lampe ſtand, gepflückt hatte, bloß buntfarbiges Glas; er erfuhr hier, daß es ſehr koſtbare Edelſteine waren. Da er täglich in dieſen Läden alle Arten ſolcher Edelſteine kaufen und verkaufen ſah, lernte er ſie nach ihrem Werthe kennen und ſchätzen, und da er nirgends ſo ſchöne und große

bemerkte, wie die seinigen, so begriff er wohl, daß er statt der Glasscherben, die er für Kleinigkeiten geachtet hatte, einen Schatz von unschätzbarem Werth besaß. Indeß war er klug genug, Niemanden etwas davon zu sagen, selbst seiner Mutter nicht, und ohne Zweifel verdankte er diesem Stillschweigen das hohe Glück, zu dem wir ihn in der Folge emporsteigen sehen werden.

Eines Tags, als er in der Stadt spazieren ging, hörte Aladdin mit lauter Stimme einen Befehl des Sultans ausrufen, daß Jedermann seinen Laden und seine Hausthüre schließen und sich in's Innere seiner Wohnung zurückziehen solle, bis die Prinzessin Badrulbudur,[1] die Tochter des Sultans, die sich baden wollte, vorübergegangen und wieder zurückgekehrt seyn würde.[2]

Dieser öffentliche Aufruf erweckte in Aladdin den Wunsch, die Prinzessin entschleiert zu sehen. Er mußte sich zu diesem Behuf in das Haus eines Bekannten begeben und dort hinter ein Gitterfenster stellen; allein dies war ihm nicht genug, da die Prinzessin, dem Brauche gemäß, auf ihrem Weg in's Bad einen Schleier vor ihrem Gesichte haben mußte. Um seine Neugierde zu befriedigen, erfann er endlich ein Mittel, das ihm glückte. Er stellte sich nämlich hinter die Thüre des Bades, das so eingerichtet war, daß er sie unfehlbar von Angesicht sehen mußte.

Aladdin durfte nicht lange warten: die Prinzessin erschien und er betrachtete sie durch einen Riß, der groß genug war, daß er sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie kam in Begleitung von einer großen Anzahl ihrer Frauen und Verschnittenen, die theils neben ihr, theils hinter ihr hergingen. Drei oder vier Schritte vor der Thüre des Bades nahm sie den Schleier ab, der ihr Gesicht bedeckte und ihr sehr unbequem war, und auf diese Art sah Aladdin sie um so bequemer, da sie gerade auf ihn zukam.

Aladdin hatte bis dahin noch nie eine Frau mit entschleiertem Gesichte gesehen, als seine Mutter, die schon alt und überhaupt niemals so hübsch gewesen war, daß er von ihr einen Schluß auf die Schönheit anderer Frauen hätte machen können. Zwar hatte er wohl gehört, daß es Frauen von ausgezeichneter Schönheit gebe, allein alle auch noch so begeisterte Schilderungen von einer Schönheit können nie einen so tiefen Eindruck machen, wie ihr Anblick selbst.

Als Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen hatte, gab er seine bisherige Meinung, als ob alle Frauen mehr oder weniger seiner Mutter glichen, auf. Ganz

[1] Auf Arabisch Vollmond.

[2] Noch heutzutage ist es den Persern verboten, die Frauen des Königs auf der Straße zu sehen.

andere Empfindungen ſtiegen in ihm auf und ſein Herz konnte dem bezaubernden Mädchen die höchſte Zuneigung nicht verſagen. Wirklich war die Prinzeſſin auch die ſchönſte Brünette, die man nur auf der Welt ſehen kann. Sie hatte große, regelmäßige, lebhafte und feurige Augen, einen ſanften und ſittſamen Blick, eine proportionirte Naſe, ohne allen Tadel, einen kleinen Mund, roſenrothe und durch ihr ſchönes Ebenmaß wahrhaft bezaubernde Lippen; mit Einem Wort, alle ihre Geſichtszüge waren höchſt anmuthig und regelmäßig. Was Wunder, daß Aladdin bei dem Anblick einer ſo ſeltenen Vereinigung von Schönheiten, die ihm ganz neu waren, geblendet wurde und beinahe außer ſich gerieth! Außer dieſen Vollkommenheiten hatte die Prinzeſſin einen üppigen Wuchs und eine majeſtätiſche Haltung, deren Anblick allein ſchon die ihr gebührende Ehrfurcht einflößte.

Als die Prinzeſſin in's Bad hineingegangen war, blieb Aladdin eine Weile ganz verwirrt und wie entzückt ſtehen, indem er ſich unaufhörlich das reizende Bild vor die Seele rief, das ihn im Innerſten ſeines Herzens ergriffen und bezaubert hatte. Endlich kam er wieder zur Beſinnung, und da er bedachte, daß die Prinzeſſin bereits vorübergegangen war, und er vergebens ſeinen Poſten länger behaupten würde, um ſie beim Herausgehen aus dem Bade wiederzuſehen, indem ſie ihm da den Rücken kehren und verſchleiert ſeyn müßte, ſo beſchloß er, den Ort zu verlaſſen und ſich hinwegzubegeben.

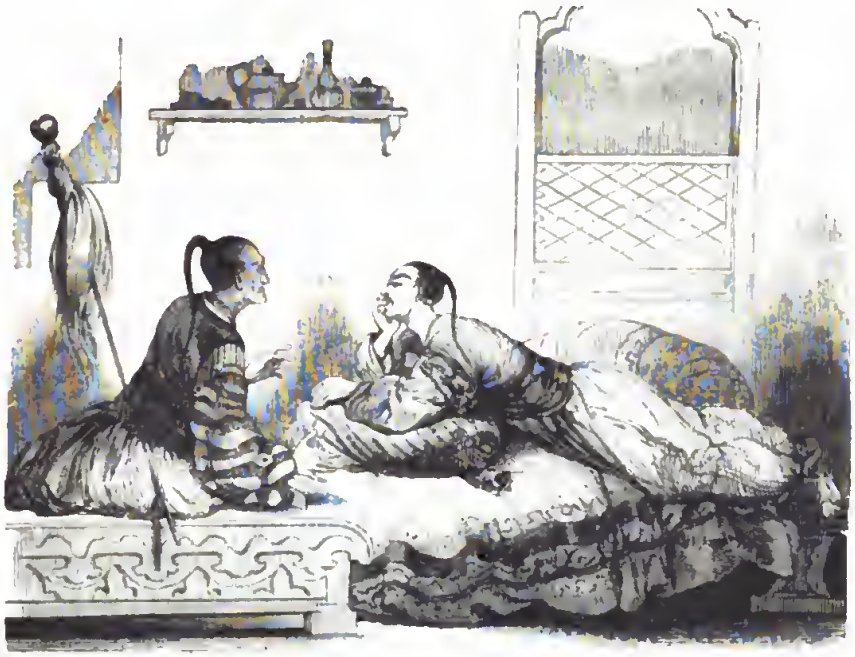
Als Aladdin nach Hauſe kam, konnte er ſeine Verwirrung und Unruhe nicht ſo verbergen, daß ſeine Mutter nichts gemerkt hätte. Sie war ſehr erſtaunt, ihn gegen ſeine Gewohnheit ſo traurig und nachdenklich zu ſehen, und fragte ihn, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet ſey, oder ob er ſich unwohl befinde. Aladdin aber gab keine Antwort, ſondern ſetzte ſich nachläſſig auf den Sopha, wo er unverändert in derſelben Stellung blieb, fortwährend damit beſchäftigt, ſich das reizende Bild der Prinzeſſin Badrulbudur zu vergegenwärtigen. Seine Mutter bereitete das Abendeſſen und drang nicht weiter in ihn. Als das Mahl fertig war, ſtellte ſie es neben ihn auf den Sopha und ſetzte ſich zu Tiſche; da ſie aber ſah, daß ihr Sohn gar nicht darauf achtete, ſo ſprach ſie ihm zu, er ſolle doch eſſen, und nur mit vieler Mühe brachte ſie ihn dahin, daß er ſeine Lage änderte. Er aß viel weniger als gewöhnlich, hatte die Augen immer niedergeſchlagen und beobachtete ein ſo tiefes Stillſchweigen, daß es ſeiner Mutter unmöglich war, ihm auch nur ein einziges Wort zu entlocken, ſo ſehr ſie auch in ihn drang, er ſolle ihr die Urſache dieſer außerordentlichen Veränderung mittheilen.

Nach dem Abendeſſen wollte ſie von Neuem anfangen, ihn zu fragen, warum er denn ſo ſchwermüthig ſey, allein ſie konnte nichts aus ihm herausbringen, und Aladdin ging zu Bette, ohne ſeine Mutter im Mindeſten zufrieden geſtellt zu haben.

Wir wollen es ununterſucht laſſen, wie Aladdin, dem die Schönheit und die Reize der Prinzeſſin Badrulbudur den Kopf verrückt hatten, die Nacht zubrachte; nur ſo viel wollen wir bemerken, daß er ſich am andern Morgen wieder auf den Sopha ſetzte und mit ſeiner Mutter, die ihm gegenüber ſaß und wie gewöhnlich Baumwolle ſpann, folgendes Geſpräch anfing. „Liebe Mutter," ſagte er zu ihr, „ich will jetzt das Stillſchweigen brechen, das ich ſeit meiner Nachhauſekunft geſtern beobachtet habe. Es hat dir Kummer gemacht und das iſt mir nicht entgangen. Ich war nicht krank, wie du zu glauben ſchieneſt, und bin es auch jetzt nicht. Aber ſoviel kann ich dir ſagen, daß das, was ich empfand und was ich noch fortwährend empfinde, etwas weit Schlimmeres iſt, als eine Krankheit. Zwar weiß ich nicht recht, wie man dieſes Uebel nennt, aber ich zweifle nicht, daß du es aus dem erkennen wirſt, was ich dir jetzt ſagen will.

„Es iſt," fuhr Aladdin fort, „in dieſem Stadtviertel nicht bekannt geworden, und ſo kannſt du es auch nicht wiſſen, daß die Prinzeſſin Badrulbudur, die Tochter des Sultans, geſtern Nachmittag in's Bad gegangen iſt. Ich hörte es, als ich in der Stadt umherſpazierte. Man rief nämlich den Befehl aus, daß alle Läden geſchloſſen werden und Jeder ſich in ſein Haus begeben ſolle, um der Prinzeſſin die ihr gebührende Ehre zu erzeigen und ihr auf den Straßen, durch welche ſie ginge, freien Durchgang zu laſſen. Da ich nicht weit vom Bade entfernt war, ſo brachte mich die Neugierde, ſie mit entſchleiertem Geſichte zu ſehen, auf den Einfall, mich hinter die Thüre des Bades zu verſtecken; denn ich dachte, ſie werde vielleicht noch vor ihrem Eintritt in's Bad den Schleier abnehmen. Du kennſt die Lage der Thüre und kannſt daher leicht abnehmen, daß ich ſie mit Bequemlichkeit ſehen mußte, wenn das geſchah, was ich vermuthete. Wirklich nahm ſie vor ihrem Eintritt den Schleier ab und ich hatte das Glück, zu meinem unausſprechlichen Vergnügen dieſe liebenswürdige Prinzeſſin zu ſehen. Siehſt du, Mutter, das iſt die Urſache des Zuſtandes, in dem du mich geſtern ſaheſt, als ich nach Hauſe kam, und deßwegen habe ich bis jetzt den Mund nicht aufgethan. Ich liebe die Prinzeſſin mit einer Glut, die ich dir nicht beſchreiben kann, und da meine heiße Leidenſchaft mit jedem Augenblicke zunimmt, ſo fühle ich wohl, daß ſie nur durch den Beſitz der liebenswürdigen Prinzeſſin Badrulbudur befriedigt werden kann; daher ich denn auch entſchloſſen bin, ſie vom Sultan mir zur Frau zu erbitten."

Aladdins Mutter hatte die Rede ihres Sohnes bis auf die letzten Worte mit vieler Aufmerksamkeit angehört; als sie aber vernahm, daß er im Sinn habe, um die Hand der Prinzessin Badrulbudur anzuhalten, so konnte sie nicht umhin, ihn durch lautes Gelächter zu unterbrechen. Aladdin wollte fortfahren, allein sie ließ ihn nicht zum Wort kommen und sagte zu ihm: „Ei, ei, mein Sohn, was fällt dir ein? Bist du wahnsinnig geworden, daß du solche Reden führen kannst?"



„Liebe Mutter," erwiderte Aladdin, „ich kann dir versichern, daß ich nicht wahnsinnig, sondern ganz bei gutem Verstande bin. Ich habe mir zum voraus gedacht, daß du mich thöricht und albern nennen werdest; allein dies soll mich nicht hindern, dir noch einmal zu erklären, daß mein Entschluß feststeht, den Sultan um die Hand der Prinzessin Badrulbudur zu bitten."

„Wahrhaftig, mein Sohn," erwiderte die Mutter sehr ernsthaft, „ich kann nicht umhin, dir zu sagen, daß du dich ganz vergissest; und wenn du deinen Entschluß auch ausführen wolltest, so sehe ich nicht ein, durch wen du es wagen könntest, deine Bitte vortragen zu lassen." — „Durch Niemand anders als dich selbst," antwortete der Sohn ohne Bedenken. — „Durch mich!" rief die Mutter voll Erstaunen und Ueberraschung; „und an den Sultan? O ich werde mich wohl hüten, mich in eine

Unternehmung der Art einzulaſſen. Und wer biſt du denn, mein Sohn," fuhr ſie fort, „daß du die Kühnheit haben dürfteſt, deine Gedanken zur Tochter deines Sultans zu erheben? Haſt du vergeſſen, daß du der Sohn eines der geringſten Schneider ſeiner Hauptſtadt und auch von mütterlicher Seite nicht von höherer Abkunft biſt? Weißt du denn nicht, daß die Sultane ihre Töchter ſelbſt Sultansſöhnen verweigern, die keine Hoffnung haben, einſt zur Regierung zu gelangen?"

„Liebe Mutter," antwortete Aladdin, „ich habe dir bereits bemerkt, daß ich Alles vorausgeſehen habe, was du mir ſo eben geſagt haſt, und eben ſo ſehe ich Alles voraus, was du etwa noch hinzufügen könnteſt. Weder deine Reden, noch deine Vorſtellungen werden mich von meinem Entſchluſſe abbringen. Ich habe dir geſagt, daß ich durch deine Vermittlung um die Hand der Prinzeſſin Badrulbudur anhalten will; es iſt dies die einzige Gefälligkeit, um die ich dich mit aller ſchuldigen Ehrerbietung bitte, und du kannſt ſie mir nicht abſchlagen, wenn du mich nicht lieber ſterben ſehen, als mir zum zweiten Male das Leben ſchenken willſt."

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Fünfhundert

und

neununddreißigſte Nacht.

Aladdins Mutter befand ſich in großer Verlegenheit, als ſie die Hartnäckigkeit ſah, womit er auf einem ſo unverſtändigen Plane beharrte. „Mein Sohn,“ ſagte ſie nochmals zu ihm, „ich bin deine Mutter, und als eine gute Mutter, die dich unter dem Herzen getragen, bin ich bereit, aus Liebe zu dir Alles zu thun, was vernünftig und für meinen und deinen Stand ſchicklich iſt. Wenn es ſich davon handelte, für dich um die Tochter eines unſerer Nachbarn anzuhalten, der von gleichem oder wenigſtens nicht viel höherem Stande wäre, als du, ſo würde ich nichts verſäumen, und von Herzen gern Alles aufbieten, was in meiner Macht ſteht; aber auch dann müßteſt du einiges Vermögen oder Einkünfte beſitzen, oder ein Gewerbe erlernt haben, um deinen Zweck zu erreichen. Wenn arme Leute, wie wir, heirathen wollen, ſo iſt das Erſte, woran ſie denken müſſen, ob ſie auch zu leben haben. Aber ohne an deine niedrige Abkunft, an deinen geringen Stand und deine Armuth zu denken, willſt du dich auf den höchſten Gipfel des Glücks ſchwingen und verlangſt nichts Geringeres, als die Tochter deines Herrn und Gebieters, der nur ein Wort zu ſagen braucht, um dich zu verderben und zu zermalmen. Ich will hier nicht erwähnen, was dich ſelbſt betrifft, denn das mußt du in deinem Innern in Erwägung ziehen, wofern du nur halbwegs

bei gutem Verstande bist. Ich will nur von dem sprechen, was mich angeht. Wie hat dir ein so seltsamer Gedanke in den Kopf kommen können, daß ich zum Sultan hingehen und ihm den Antrag machen soll, dir die Prinzessin, seine Tochter, zum Weibe zu geben? Gesetzt auch, ich hätte, ich will nicht sagen die Kühnheit, sondern die Unverschämtheit, vor seine geheiligte Person zu treten, um eine so ungereimte Bitte vorzutragen, an wen müßte ich mich denn wenden, um nur vorgelassen zu werden? Glaubst du nicht, daß der Erste, den ich anredete, mich als Närrin behandeln und mit Schmach und Schimpf fortjagen würde, wie ich es auch verdiente? Wir wollen aber auch annehmen, daß es keine Schwierigkeit gebe, Audienz bei dem Sultan zu erhalten: denn ich weiß, daß man leicht zu ihm gelangen kann, wenn man um Gerechtigkeit bittet, und daß er sie seinen Unterthanen gern gewährt, sobald sie ihn darum angehen; ich weiß auch, daß er mit Vergnügen eine Gnade bewilligt, um die man ihn bittet, sobald er sieht, daß man sie verdient hat und ihrer würdig ist; aber bist du denn in demselben Fall und glaubst du die Gnade verdient zu haben, die ich für dich erbitten soll? Bist du ihrer würdig? Was hast du für deinen Fürsten oder für dein Vaterland gethan und wodurch hast du dich ausgezeichnet? Wenn du nun nichts geleistet hast, um eine so hohe Gnade zu verdienen, und auch im Uebrigen ihrer nicht würdig bist: mit welcher Stirn könnte ich dann darum bitten? Wie könnte ich auch nur den Mund öffnen, um dem Sultan diesen Vorschlag zu machen? Sein majestätisches Ansehen und der Glanz seines Hofes würden mir sogleich den Mund verschließen, mir, die ich schon vor meinem verstorbenen Mann, deinem Vater, zitterte, wenn ich ihn nur um eine Kleinigkeit zu bitten hatte. Auch ein anderer Grund ist noch vorhanden, mein Sohn, an den du nicht gedacht hast, nämlich, daß man vor unsern Sultanen, wenn man sie um etwas bitten will, nicht erscheinen darf, ohne ein Geschenk in der Hand zu haben. Die Geschenke haben wenigstens das Gute, daß sie, wenn sie auch aus irgend einem Grunde die Bitte abschlagen, den Bittsteller wenigstens ohne Widerwillen anhören. Aber welches Geschenk könntest denn du ihm bieten? Und wenn du auch etwas hättest, das der Beachtung eines so großen Monarchen im mindesten werth schiene, in welchem Verhältniß stände dann dein Geschenk mit der Bitte, die du an ihn thun willst? Geh' in dich und bedenke, daß du nach etwas trachtest, das du unmöglich erreichen kannst."

Aladdin hörte Alles, was seine Mutter zu ihm sagte, um ihn von seinem Plane abzubringen, mit großer Gemüthsruhe an, und nachdem er ihre Vorstellungen Punkt für Punkt in Erwägung gezogen, nahm er endlich das Wort und sprach: „Ich gestehe, liebe Mutter, daß es eine große Verwegenheit von mir ist, so hoch hinauf zu wollen,

und zugleich ſehr unüberlegt, daß ich von dir mit ſolcher Hitze und Haſtigkeit verlangte, du ſollſt beim Sultan für mich anhalten, ohne zuvor die geeigneten Maßregeln zu ergreifen, um dir Gehör und einen günſtigen Empfang zu verſchaffen. Verzeih mir diesmal. In der Hitze der Leidenſchaft, die ſich meiner bemeiſtert hat, darfſt du dich nicht wundern, wenn ich nicht auf einmal Alles, was mir die geſuchte Ruhe geben kann, in's Auge gefaßt habe. Ich liebe die Prinzeſſin Badrulbudur weit mehr als du dir denken kannſt, ja ich bete ſie an und beharre feſt auf dem Entſchluſſe, ſie zu heirathen. Ich bin darüber vollkommen mit mir einig und entſchieden. Uebrigens danke ich dir für die Eröffnung, die du mir ſo eben gemacht haſt, denn ich betrachte ſie als den erſten Schritt zu dem glücklichen Erfolg, den ich mir verſpreche.

„Du ſagſt mir, es ſey nicht Brauch, ohne ein Geſchenk in der Hand vor dem Sultan zu erſcheinen, und ich habe nichts, was ſeiner würdig wäre. Ich theile deine Meinung in Beziehung auf das Geſchenk und geſtehe, daß ich nicht daran gedacht hatte; was aber deine Behauptung betrifft, daß ich nichts beſitze, das ihm überreicht werden könnte, ſo glaube ich doch, liebe Mutter, daß die Sachen, die ich aus der unterirdiſchen Höhle, wo mir unvermeidlicher Tod drohte, mitgebracht habe, dem Sultan gewiß viel Vergnügen machen würden. Ich ſpreche nämlich von den Steinen in den zwei Beuteln und im Gürtel, die wir beide anfangs für farbige Gläſer hielten; jetzt ſind mir die Augen aufgegangen, und ich ſage dir, liebe Mutter, daß es Juwelen von unſchätzbarem Werthe ſind, die nur großen Königen gebühren. In den Läden der Juweliere habe ich mich von ihrem Werthe überzeugt und du kannſt mir auf's Wort glauben: alle, die ich bei dieſen Herren geſehen habe, halten mit den unſern durchaus keinen Vergleich aus, weder in Beziehung auf Größe noch auf Schönheit, und doch verkaufen ſie dieſelben um ungeheure Summen. Wir können zwar allerdings den wahren Werth der unſrigen nicht angeben, aber dem mag ſeyn wie ihm wolle, ſoviel verſtehe ich doch, um überzeugt zu ſeyn, daß das Geſchenk dem Sultan die größte Freude machen muß. Du haſt da eine ziemlich große Porzellanvaſe, die gerade dazu paßt; bring' ſie einmal her, und laß uns ſehen, welche Wirkung ſie machen, wenn wir ſie nach ihren verſchiedenen Farben ordnen."

Aladdins Mutter brachte die Vaſe, und Aladdin nahm die Edelſteine aus den beiden Beuteln heraus und legte ſie in der beſten Ordnung hinein. Die Wirkung, die ſie durch die Mannigfaltigkeit ihrer Farben und ihren ſtrahlenden Glanz beim hellen Tageslicht machten, war ſo groß, daß Mutter und Sohn beinahe davon geblendet wurden und ſich über die Maßen wunderten; denn ſie hatten dieſelben bisher nur beim

Lampenſchein betrachtet. Aladdin zwar hatte ſie auf den Bäumen geſehen, wo ſie ihm als Früchte erſchienen, die einen herrlichen Anblick gewährten; allein er war damals noch Kind geweſen und hatte dieſe Edelſteine nur als Spielzeug betrachtet und bloß aus dieſer Rückſicht ohne Ahnung ihres Werthes mitgenommen.

Nachdem ſie die Schönheit des Geſchenks eine Weile betrachtet hatten, nahm Aladdin wieder das Wort und ſagte: „Du haſt jetzt keine Ausrede mehr, liebe Mutter, und kannſt dich nicht damit entſchuldigen, daß wir kein paſſendes Geſchenk anzubieten hätten. Hier iſt eines, wie mich dünkt, das dir gewiß einen recht freundlichen Empfang verſchaffen wird.“

Obwohl Aladdins Mutter dieſes Geſchenk, ungeachtet ſeiner Schönheit und ſeines Glanzes, nicht für ſo werthvoll hielt, wie ihr Sohn, ſo dachte ſie doch, es könne vielleicht angenommen werden, und ſah ein, daß in dieſer Beziehung nichts mehr einzuwenden war. Dagegen kam ſie immer wieder auf Aladdins Forderung zurück, die durch das Geſchenk unterſtützt werden ſollte, und dies machte ihr viel Unruhe. „Mein Sohn,“ ſprach ſie zu ihm, „ich begreife wohl, daß dein Geſchenk Wirkung thun und Gnade in den Augen des Sultans finden wird; aber wenn ich dann deine Bitte vortragen ſoll, ſo fühle ich zum voraus, daß ich dazu keine Kraft haben und ſtumm bleiben werde. Auf dieſe Art wird nicht nur mein Gang vergeblich, ſondern auch das

Geſchenk, das nach deiner Behauptung ſo außerordentlich koſtbar iſt, verloren ſeyn, und ich werde mit Schmach abziehen müſſen, um dir zu verkündigen, daß du dich in deiner Hoffnung getäuſcht haſt. Ich habe es dir ſchon einmal geſagt, und du wirſt ſehen, daß es ſo kommt.

„Aber," ſetzte ſie hinzu, „geſetzt auch, ich könnte mir ſo viel Gewalt anthun, mich nach deinem Wunſche zu fügen, und ich hätte Kraft genug, um eine ſolche Bitte zu wagen, wie du mir zumuteſt, ſo wird ſich doch der Sultan ganz gewiß entweder über mich luſtig machen und mich als eine Närrin nach Hauſe ſchicken, oder wird er in gerechten Zorn gerathen, deſſen Opfer unfehlbar wir Beide ſeyn werden."

Aladdins Mutter führte noch mehrere ſolche Gründe an, um ihren Sohn auf andere Gedanken zu bringen; allein die Reize der Prinzeſſin Badrulbudur hatten einen zu ſtarken Eindruck auf ſein Herz gemacht, als daß er ſich von ſeinem Plane hätte abwendig machen laſſen. Aladdin beharrte alſo auf ſeiner Bitte, und theils aus Zärtlichkeit, theils aus Furcht, er möchte irgend einen tollen Streich machen, überwand ſeine Mutter ihre Abneigung und verſtand ſich endlich dazu, ihm zu willfahren.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Fünfhundert und vierzigste Nacht.

Da es schon spät und die Zeit, in den Palast zu gehen und vor den Sultan zu treten, an diesem Tage bereits vorüber war, so wurde die Sache auf den folgenden Tag verschoben. Mutter und Sohn sprachen von nichts Anderem mehr und Aladdin strengte seinen ganzen Verstand an, um seine Mutter in ihrem Entschlusse zu bestärken. Aber trotz aller Ueberredungskünste des Sohnes konnte sich die Mutter doch nicht überzeugen, daß ihr Unternehmen gelingen werde, und man muß wirklich gestehen, daß sie alle Ursache hatte, daran zu zweifeln. „Mein Sohn," sagte sie zu Aladdin, „wenn mich der Sultan so günstig aufnimmt, wie ich es aus Liebe zu dir wünsche, wenn er auch den Vorschlag, den ich ihm machen soll, ruhig anhört, aber sich dann einfallen läßt, nach deinem Vermögen und Stande zu fragen — und darüber wird er sich vor Allem erkundigen wollen — sage mir, was soll ich ihm dann antworten?"

„Liebe Mutter," antwortete Aladdin, „wir wollen uns nicht zum voraus über eine Sache bekümmern, die vielleicht gar nicht vorkommen wird. Wir müssen jetzt abwarten, wie der Sultan dich empfängt und was für eine Antwort er dir gibt. Wenn er dann wirklich über das, was du sagst, Auskunft haben will, so werde ich mich

ſchon auf eine Antwort beſinnen, und ich glaube zuverſichtlich, daß die Lampe, die uns ſchon ſeit einigen Jahren ernährt, mich in der Noth nicht verlaſſen wird."

Aladdins Mutter wußte hierauf nichts zu erwidern, denn ſie dachte, daß die Lampe, von der er ſprach, auch noch weit größere Wunder bewirken könnte, als ihnen bloß ihren Lebensunterhalt verſchaffen. Dies beruhigte ſie und löste in ihrem Innern alle Schwierigkeiten, die ſie noch hätten abhalten können, ihrem Sohne den verſprochenen Dienſt beim Sultan zu erweiſen. Aladdin, der die Gedanken ſeiner Mutter errieth, ſagte zu ihr: „Jedenfalls, liebe Mutter, halte die Sache geheim; davon hängt der ganze glückliche Erfolg ab, den wir erwarten können." Hierauf trennten ſie ſich, um zu Bette zu gehen; allein die heftige Liebe und die großartigen unermeßlichen Glücksplane, die Aladdins Gemüth erfüllten, ließen ihn keine Ruhe finden. Er ſtand vor Tagesanbruch auf, weckte ſogleich ſeine Mutter und beſtürmte ſie, ſie ſolle ſich auf's ſchleunigſte ankleiden, an das Thor des königlichen Palaſtes gehen und, ſowie es geöffnet würde, zugleich mit dem Großvezier, den untergeordneten Vezieren und den übrigen hohen Staatsbeamten hineintreten, die ſich zur Sitzung des Divans begäben, welcher der Sultan immer in Perſon beiwohnte.

Aladdins Mutter that Alles, was ihr Sohn wünſchte. Sie nahm die mit Edelſteinen gefüllte Porzellanvaſe und hüllte ſie in doppelte Leinwand, zuerſt in ſehr

feine und ſchneeweiße, ſodann in minder feine, welche letztere ſie an den vier Zipfeln zuſammenband, um die Sache bequemer tragen zu können. Endlich ging ſie zur großen Freude Aladdins fort und nahm ihren Weg nach dem Palaſte des Sultans. Der Großvezier nebſt den übrigen Vezieren und die angeſehenſten Herren vom Hofe waren bereits hineingegangen, als ſie an's Thor kam. Die Zahl derer, die beim Divan etwas zu ſuchen hatten, war ſehr groß. Man öffnete und ſie ging mit ihnen in den Divan. Dies war ein über die Maßen ſchöner, tiefer und geräumiger Saal und hatte einen großen, prächtigen Eingang; ſie ſtellte ſich ſo, daß ſie den Sultan gerade gegenüber, den Großvezier aber und die übrigen Herren, die im Rathe ſaßen, rechts und links hatte. Man rief die verſchiedenen Partien eine nach der andern vor in der Ordnung, wie ſie ihre Bittſchriften eingereicht hatten, und ihre Angelegenheiten wurden vorgetragen, verhandelt und entſchieden bis zur Stunde, wo der Divan wie gewöhnlich geſchloſſen wurde. Dann ſtand der Sultan auf, entließ die Verſammlung und ging in ſeine Zimmer zurück, wohin ihm der Großvezier folgte. Die übrigen Veziere und Mitglieder des Staatsraths begaben ſich nach Hauſe, ebenſo die, welche wegen Privatangelegenheiten erſchienen waren; die Einen vergnügt, daß ſie ihren Prozeß gewonnen hatten, die Andern unzufrieden, weil gegen ſie entſchieden worden war, und noch Andere in der Hoffnung, daß ihre Sache in einer andern Sitzung vorkommen werde.

Als Aladdins Mutter ſah, daß der Sultan aufſtand und fortging, ſo ſchloß ſie daraus, daß er an dieſem Tage nicht wieder erſcheinen werde, und ging, wie die Andern alle, nach Hauſe. Aladdin, der ſie mit dem für den Sultan beſtimmten Geſchenk zurückkommen ſah, wußte anfangs nicht, was er von dem Erfolg ſeiner Sendung denken ſollte. Er fürchtete eine ſchlimme Botſchaft und hatte kaum Kraft genug, den Mund zu öffnen und ſie zu fragen, welche Nachricht ſie bringe. Die gute Frau, die nie einen Fuß in den Palaſt des Sultans geſetzt und keine Ahnung von dem hatte, was dort Brauch war, machte der Verlegenheit ihres Sohnes ein Ende, indem ſie mit vieler Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit alſo zu ihm ſprach: „Mein Sohn, ich habe den Sultan geſehen und bin feſt überzeugt, daß er mich ebenfalls geſehen hat. Ich ſtand gerade vor ihm und Niemand hinderte mich, ihn zu ſehen, allein er war ſo ſehr mit denen beſchäftigt, die zu ſeiner Rechten und Linken ſaßen, daß ich Mitleiden mit ihm hatte, als ich die Mühe und Geduld ſah, womit er ſie anhörte. Dies dauerte ſo lang, daß er, glaube ich, zuletzt Langeweile bekam; denn er ſtand auf einmal ganz unerwartet auf und ging ſchnell weg, ohne eine Menge anderer Leute anzuhören, die noch mit ihm ſprechen wollten. Ich war ſehr froh darüber, denn ich fing wirklich an die Geduld zu verlieren und war von

dem langen Stehen außerordentlich müde. Indeß iſt noch nichts verdorben; ich werde morgen wieder zu ihm gehen; der Sultan iſt vielleicht dann nicht ſo beſchäftigt."

So heftig auch das Feuer der Liebe in Aladdins Buſen brannte, ſo mußte er ſich doch mit dieſer Entſchuldigung zufrieden geben und mit Geduld waffnen. Er hatte wenigſtens die Genugthuung, zu ſehen, daß ſeine Mutter bereits den ſchwerſten Schritt gethan und den Anblick des Sultans ausgehalten hatte, und ſo konnte er hoffen, daß ſie, wie die Andern, die in ihrer Gegenwart mit ihm geſprochen hatten, nicht anſtehen werde, ſich ihres Auftrags zu entledigen, ſobald der günſtige Augenblick zum Sprechen komme.

Am andern Morgen ging Aladdins Mutter wieder eben ſo frühe mit ihrem Geſchenk nach dem Palaſt des Sultans, allein ſie machte dieſen Gang vergeblich, denn ſie fand die Thüre des Divans verſchloſſen und erfuhr, daß nur alle zwei Tage Sitzung ſey und ſie alſo am folgenden Tage wieder kommen müſſe. Sie kehrte nun um und brachte dieſe Nachricht ihrem Sohne, der ſomit auf's Neue Geduld faſſen mußte. Noch ſechsmal hinter einander ging ſie an den beſtimmten Tagen in den Palaſt, aber immer mit ebenſowenig Erfolg, und vielleicht wäre ſie noch hundertmal vergebens gelaufen, wenn nicht der Sultan, der ſie bei jeder Sitzung gegenüber von ſich ſah, endlich aufmerkſam auf ſie geworden wäre. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, da nur ſolche, die dem Sultan Bittſchriften zu überreichen hatten, ſich nach der Reihe ihm näherten, um ihre Sache vorzutragen, und Aladdins Mutter war nicht in dieſem Fall.

An dieſem Tage endlich ſagte der Sultan, als er nach aufgehobener Sitzung in ſeine Gemächer zurückgekehrt war, zu ſeinem Großvezier: „Schon ſeit einiger Zeit bemerke ich eine gewiſſe Frau, die regelmäßig jeden Tag, wo ich Sitzung halte, kommt und etwas in Leinwand eingehüllt in der Hand hat. Sie bleibt vom Anfang bis zu Ende der Sitzung ſtehen und zwar immer gerade mir gegenüber. Weißt du wohl, was ihr Begehr iſt?"

Der Großvezier, der es ſo wenig wußte als der Sultan, wollte gleichwohl keine Antwort ſchuldig bleiben. „Herr," ſagte er, „es iſt dir wohl bekannt, daß die Frauen oft über geringfügige Sachen Klage führen. Dieſe da kommt offenbar, um ſich bei dir zu beſchweren, daß man vielleicht ſchlechtes Mehl an ſie verkauft oder ihr ſonſt ein Unrecht zugefügt hat, das von eben ſo wenig Belang iſt." Der Sultan war mit dieſer Antwort nicht zufrieden und ſagte: „Wenn dieſe Frau bei der nächſten Sitzung wieder erſcheint, ſo vergiß nicht, ſie rufen zu laſſen, auf daß ich ſie höre." Der Großvezier küßte ſeine Hand und legte ſie auf ſeinen Kopf zum Zeichen, daß er bereit ſey, ihn ſich abſchlagen zu laſſen, wenn er dieſen Befehl nicht erfüllte.

Aladdins Mutter war ſchon ſo ſehr daran gewöhnt, im Divan vor dem Sultan zu erſcheinen, daß ſie ihre Mühe für nichts achtete, wofern ſie nur ihrem Sohne zeigen konnte, wie ſehr ſie ſich's angelegen ſeyn ließ, für ihn Alles zu thun, was in ihren Kräften ſtand. Sie ging alſo am Sitzungstag wieder nach dem Palaſt und ſtellte ſich wie gewöhnlich am Eingang des Divans dem Sultan gegenüber.

Der Großvezier hatte ſeinen Vortrag noch nicht begonnen, als der Sultan Aladdins Mutter bemerkte. Dieſe lange Geduld, die er ſelbſt mitangeſehen, rührte ihn. „Damit du es nicht vergiſſeſt," ſagte er zum Großvezier, „dort ſteht wieder die Frau, von der ich dir neulich geſagt habe: laß ſie hieher treten, dann wollen wir ſie zuerſt anhören und ihre Angelegenheit in's Reine bringen." Sogleich zeigte der Großvezier die Frau dem Oberſten der Thürſteher, der zu ſeinen Befehlen bereit ſtand, und hieß ihn ſie näher heranführen.

Der Oberſte der Thürſteher kam zu Aladdins Mutter und gab ihr ein Zeichen; ſie folgte ihm bis an den Fuß des königlichen Thrones, wo er ſie verließ, um ſich wieder an ſeinen Platz neben den Großvezier zu ſtellen.

Aladdins Mutter befolgte das Beispiel der vielen Andern, die sie mit dem Sultan sprechen gesehen hatte: sie warf sich zu Boden, berührte mit ihrer Stirn den Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, und blieb in dieser Stellung, bis der Sultan ihr befahl, aufzustehen. Als sie aufgestanden war, sprach er zu ihr: „Gute Frau, ich sehe dich schon lange Zeit in meinen Divan kommen und vom Anfang bis zu Ende am Eingange stehen. Welche Angelegenheit führt dich hierher?"

Aladdins Mutter warf sich, als sie diese Worte hörte, zum zweiten Male zu Boden, und nachdem sie wieder aufgestanden war, sagte sie: „Erhabenster aller Könige der Welt, bevor ich dir die außerordentliche und fast unglaubliche Sache erzähle, die mich vor deinen hohen Thron führt, bitte ich dich, mir die Kühnheit, ja ich möchte sagen die Unverschämtheit des Anliegens zu verzeihen, das ich dir vortragen will. Es ist so ungewöhnlich, daß ich zittere und bebe und große Scheu trage, es meinem Sultan vorzubringen." Um ihr volle Freiheit zu geben, befahl der Sultan allen Anwesenden, sich aus dem Divan zu entfernen und ihn mit dem Großvezier allein zu lassen; dann sagte er zu ihr, sie könne jetzt ohne Furcht sprechen.

Aladdins Mutter begnügte sich nicht mit der Güte des Sultans, der ihr die Verlegenheit, vor der ganzen Versammlung sprechen zu müssen, erspart hatte; sie wollte sich auch noch vor seinem Zorn sicher stellen, den sie bei einem so seltsamen Antrag fürchten mußte. „Großer König," sagte sie, auf's Neue das Wort ergreifend, „ich wage auch noch dich zu bitten, daß du mir, im Fall du mein Gesuch im Mindesten anstößig oder beleidigend finden solltest, zum voraus deine Verzeihung und Gnade zusicherst." — „Was es auch seyn mag," erwiderte der Sultan, „ich verzeihe es dir schon jetzt, und es soll dir nicht das geringste Leid zustoßen. Sprich ohne Scheu!"

Nachdem Aladdins Mutter alle diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte, weil sie den ganzen Zorn des Sultans für ihren kitzlichen Antrag fürchtete, erzählte sie ihm treuherzig, bei welcher Gelegenheit Aladdin die Prinzessin Badrulbudur gesehen, welche heftige Liebe ihm dieser unglückselige Anblick eingeflößt, welche Erklärungen er ihr darüber gemacht und wie sie ihm Alles vorgestellt habe, um ihn von einer Leidenschaft abzubringen, die sowohl für den König als für seine Tochter im höchsten Grade beleidigend sey. „Aber," fuhr sie fort, „statt diese Ermahnungen zu beherzigen und die Frechheit seines Verlangens einzusehen, beharrte mein Sohn unerschütterlich bei der Sache und drohte mir sogar, irgend eine Handlung der Verzweiflung zu begehen, wenn ich mich weigern würde, zu dir zu gehen und für ihn um die Prinzessin anzuhalten. Gleichwohl hat es mich sehr große Ueberwindung gekostet, bis ich ihm diesen Gefallen erwies, und

ich bitte dich noch einmal, großer König, daß du nicht allein mir, ſondern auch meinem Sohne Aladdin verzeihen mögeſt, der den verwegenen Gedanken gehabt hat, nach einer ſo hohen Verbindung zu trachten."

Der Sultan hörte den ganzen Vortrag mit vieler Milde und Güte an, ohne im Mindeſten Zorn oder Unwillen zu verrathen, oder auch nur die Sache ſpöttiſch aufzunehmen. Ehe er aber der guten Frau antwortete, fragte er ſie, was ſie denn in ihrem leinenen Tuche eingehüllt habe. Sogleich nahm ſie die porzellanene Vaſe, ſtellte ſie an den Fuß des Thrones, und nachdem ſie ſich niedergeworfen, enthüllte ſie dieſelbe und überreichte ſie dem Sultan.

Es iſt unmöglich, die Ueberraſchung und das Erſtaunen des Sultans zu beſchreiben, als er in dieſer Vaſe ſo viele anſehnliche, koſtbare, vollkommene und glänzende Edelſteine erblickte, und zwar alle von einer Größe, dergleichen er niemals geſehen hatte. Seine Verwunderung war ſo groß, daß er eine Weile ganz unbeweglich daſaß. Endlich, als er ſich wieder geſammelt hatte, empfing er das Geſchenk aus den Händen der Frau und rief außer ſich vor Freude: „Ei wie ſchön, wie herrlich!" Nachdem er die Edelſteine alle einen nach dem andern in die Hand genommen, bewundert und nach ihren hervorſtechendſten Eigenſchaften geprieſen hatte, wandte er ſich zu ſeinem Großvezier, zeigte ihm die Vaſe und ſagte zu ihm: „Sieh einmal an, und du wirſt geſtehen müſſen, daß man auf der ganzen Welt nichts Koſtbareres und Vollkommneres finden kann." Der Vezier war ebenfalls ganz bezaubert. „Je nun," fuhr der Sultan fort, „was ſagſt du von dieſem Geſchenke? Iſt es der Prinzeſſin, meiner Tochter, nicht würdig, und kann ich ſie um dieſen Preis nicht dem Mann geben, der um ſie anhalten läßt?"

Dieſe Worte verſetzten den Großvezier in peinliche Unruhe. Der Sultan hatte ihm nämlich vor einiger Zeit zu verſtehen gegeben, daß er die Prinzeſſin ſeinem Sohne zu geben gedenke. Nun aber fürchtete er und nicht ohne Grund, der Sultan möchte, durch dieſes reiche und außerordentliche Geſchenk geblendet, ſich anders entſchließen. Er näherte ſich ihm daher und flüſterte ihm in's Ohr: „Herr, ich muß geſtehen, daß das Geſchenk der Prinzeſſin würdig iſt. Allein ich bitte dich, mir drei Monate Friſt zu gönnen, bevor du dich entſcheideſt. Ich hoffe, daß mein Sohn, auf den du früher deine Augen zu werfen geruheſt, noch vor dieſer Zeit ihr ein weit koſtbareres Geſchenk machen kann, als dieſer Aladdin, den du gar nicht kennſt." So ſehr nun auch der Sultan überzeugt war, daß der Großvezier unmöglich ſeinen Sohn in den Stand ſetzen konnte, der Prinzeſſin ein Geſchenk von gleichem Werthe zu machen, ſo hörte er dennoch auf ihn und bewilligte ihm dieſen Wunſch. Er wandte ſich alſo zu Aladdins Mutter und ſagte zu ihr: „Geh'

nach Hauſe, gute Frau, und melde deinem Sohn, daß ich den Vorſchlag, den du mir in ſeinem Namen gemacht haſt, genehmige, daß ich aber die Prinzeſſin, meine Tochter, unmöglich verheirathen kann, bis ich ihr eine Ausſtattung beſorgt habe, die erſt in drei Monaten fertig wird. Komm alſo um dieſe Zeit wieder."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche von Scheherſad in der nächſten Nacht mit folgenden Worten fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und einundvierzigste Nacht.

Aladdins Mutter ging mit um so größerer Freude nach Hause, als sie es im Anfang wegen ihres Standes für unmöglich gehalten hatte, Zutritt beim Sultan zu erlangen, und nun war ihr statt einer beschämenden abschlägigen Antwort, die sie erwarten mußte, ein so günstiger Bescheid zu Theil geworden. Als Aladdin seine Mutter zurückkommen sah, schloß er aus zwei Sachen auf eine gute Botschaft: erstens weil sie früher als gewöhnlich kam, und zweitens, weil ihr Gesicht vor Freude glänzte. „Ach, meine Mutter!" rief er ihr entgegen, „darf ich hoffen oder soll ich aus Verzweiflung sterben?" Sie legte ihren Schleier ab, setzte sich neben ihn auf den Sopha und sagte dann zu ihm: „Lieber Sohn, um dich nicht lange in Ungewißheit zu lassen, will ich dir gleich zum Voraus sagen, daß du nicht an's Sterben zu denken brauchst, sondern im Gegentheil alle Ursache hast, gutes Muths zu seyn." Hierauf erzählte sie ihm, wie sie vor allen Andern Zutritt erhalten, weswegen sie auch sobald zurückgekommen sey, welche Vorsichtsmaßregeln sie genommen, um dem Sultan, ohne ihn zu erzürnen, eine Heirath zwischen ihm und der Prinzessin Badrulbudur vorzuschlagen, und welche günstige Antwort

ſie aus des Sultans eigenem Munde erhalten habe. Sie fügte hinzu: aus dem ganzen Benehmen des Sultans habe ſie abnehmen können, daß das Geſchenk einen überaus mächtigen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht und ihn zu dieſer huldreichen Antwort beſtimmt habe. „Ich hatte mich deſſen um ſo weniger verſehen," fuhr ſie fort, „als der Großvezier ihm unmittelbar vorher etwas in's Ohr geſagt hatte und ich fürchten mußte, er möchte ihn von der günſtigen Geſinnung, die er vielleicht für dich hegte, abbringen."

Als Aladdin dieſe Nachricht hörte, hielt er ſich für den glücklichſten aller Sterblichen. Er dankte ſeiner Mutter für die viele Mühe, welche ſie ſich bei dieſer Angelegenheit gegeben habe, deren glücklicher Erfolg für ſeine Ruhe ſo wichtig ſey. Und obwohl ihm bei ſeinem ungeduldigen Verlangen nach dem Gegenſtande ſeiner Liebe drei Monate entſetzlich lang erſchienen, ſo nahm er ſich doch vor, mit Geduld zu warten und auf das Wort des Sultans zu bauen, das er für unverbrüchlich hielt. Indeß zählte er in Erwartung des erſehnten Zieles nicht bloß Wochen, Tage und Stunden, ſondern ſelbſt Minuten, und es waren ungefähr zwei Monate verfloſſen, als ſeine Mutter eines Abends die Lampe anzünden wollte und merkte, daß kein Oel mehr im Hauſe war. Sie ging aus, um welches zu kaufen, und als ſie in die Stadt hinein kam, fand ſie, daß Alles feſtlich geſchmückt war. Die Kaufläden waren geöffnet, man ſchmückte ſie mit Blumenkränzen und machte Anſtalt zu feſtlichen Beleuchtungen, wobei es Jeder dem Andern an Pracht und Glanz zuvorzuthun ſuchte, um ſeinen Eifer an den Tag zu legen. Auf allen Geſichtern

ſtrahlte Freude und Fröhlichkeit, ſogar die Straßen waren mit Hofbeamten in Feſtkleidern angefüllt, die auf reichgeſchmückten Pferden ſaßen und von einer großen Menge Bedienten zu Fuß umgeben waren. Sie fragte den Kaufmann, bei dem ſie ihr Oel kaufte, was dies Alles zu bedeuten habe. „Woher kommſt denn du, liebe Frau?“ gab ihr dieſer zur Antwort: „weißt du allein nicht, daß der Sohn des Großveziers heute Abend die Prinzeſſin Badrulbudur, Tochter des Sultans, heirathet? Sie wird demnächſt aus dem Bade kommen und die vornehmen Herren, die du hier ſiehſt, haben ſich verſammelt, um ſie nach dem Palaſt zu geleiten, wo die Feierlichkeit vor ſich gehen ſoll.“

Aladdins Mutter wollte nicht mehr hören. Sie lief ſo eilig nach Hauſe, daß ſie faſt athemlos ankam. „Ach!“ rief ſie ihrem Sohne, der auf nichts weniger, als auf eine ſolche unangenehme Nachricht gefaßt war, entgegen, „für dich iſt Alles verloren. Du zähltеſt auf das ſchöne Verſprechen des Sultans, aber es wird nichts daraus.“ Aladdin erſchrack über die Maßen und antwortete: „Liebe Mutter, warum ſollte mir denn der Sultan ſein Verſprechen nicht halten? woher weißt du das?“ — „Heute Abend noch,“ verſetzte die Mutter, „heirathet der Sohn des Großveziers die Prinzeſſin Badrulbudur im Palaſte.“ Sie erzählte ihm hierauf, wie ſie es erfahren hatte, und theilte ihm ſo genau die einzelnen Umſtände mit, daß er nicht mehr daran zweifeln konnte. Bei dieſer Nachricht war Aladdin wie vom Blitze getroffen. Jeder Andere als er wäre ſeinem Kummer erlegen, aber eine geheime Eiferſucht weckte die Thätigkeit ſeines Geiſtes bald wieder. Er gedachte jetzt der Lampe, die ihm bisher ſo nützlich geweſen, und ohne mit leeren Worten gegen den Sultan, den Großvezier oder den Sohn dieſes Miniſters zu eifern, ſagte er bloß: „Liebe Mutter, der Sohn des Großveziers iſt heute Nacht vielleicht nicht ſo glücklich, als er hofft. Ich will einen Augenblick auf mein Zimmer gehen, bereite du indeß das Abendeſſen.“

Aladdins Mutter begriff wohl, daß ihr Sohn von der Lampe Gebrauch machen wollte, um die Heirath des Sohnes des Großveziers wo möglich zu hintertreiben, und ſie täuſchte ſich nicht. Aladdin nahm, ſobald er in ſeinem Zimmer war, die Wunderlampe, die er ſeit der Erſcheinung des Geiſtes, der ſeiner Mutter ſo großen Schrecken eingejagt, hierher gebracht hatte, und rieb ſie an derſelben Stelle, wie früher. Alsbald erſchien der Geiſt und ſprach zu ihm: „Was willſt du? ich bin bereit dir zu gehorchen als dein Sklave und als Sklave aller derer, welche die Lampe in der Hand haben, ſowohl ich als alle andern Sklaven der Lampe.“ — „Höre,“ ſagte Aladdin, „du haſt mir bisher zu eſſen gebracht, ſo oft ich deſſen bedurfte, jetzt aber habe ich dir einen Auftrag von weit höherem Belang zu ertheilen. Ich habe bei dem Sultan um

die Prinzeſſin Badrulbudur anhalten laſſen. Er hat ſie mir verſprochen und nur einen Aufſchub von drei Monaten verlangt. Statt aber ſein Wort zu halten, vermählt er ſie heute Abend noch vor Ablauf der Friſt mit dem Sohne des Großveziers. Ich habe es ſo eben erfahren und die Sache iſt ganz gewiß. Nun verlange ich von dir, daß du Bräutigam und Braut, ſobald ſie ſich zu Bette gelegt haben, wegtrageſt und alle Beide in ihrem Bette hierher bringſt." — „Mein Gebieter," antwortete der Geiſt, „ich werde dir gehorchen. Haſt du ſonſt noch etwas zu befehlen?" — „Für den Augenblick nichts," erwiderte Aladdin, und der Geiſt verſchwand.

Aladdin ging wieder zu ſeiner Mutter zurück und ſpeiste ſo ruhig wie ſonſt mit ihr zu Abend. Nach dem Eſſen ſprach er eine Weile mit ihr über die Vermählung der Prinzeſſin, wie über eine Sache, die ihn gar nichts bekümmerte. Sodann ging er auf ſein Zimmer zurück, damit ſeine Mutter ungeſtört zu Bette gehen konnte. Er ſelbſt legte ſich indeſſen nicht nieder, ſondern erwartete die Rückkunft des Geiſtes und die Vollziehung ſeines Befehls.

Indeſſen waren im Palaſt des Sultans mit ungeheurer Pracht alle Anſtalten zur Vermählungsfeier der Prinzeſſin getroffen worden, und die Feſtlichkeiten und Luſtbarkeiten dauerten bis in die Nacht. Als alles vorüber war, entfernte ſich der Sohn des Großveziers unbemerkt auf ein Zeichen, das ihm der Oberſte von den Verſchnittenen der Prinzeſſin gab, der ihn auch nach der Wohnung der Prinzeſſin und in das Gemach führte, wo das Brautbett bereitet war. Er legte ſich zuerſt nieder. Bald darauf brachte die Sultanin in Begleitung ihrer Frauen und der Frauen ihrer Tochter die Braut herein. Nach der Sitte aller Neuvermählten ſträubte ſie ſich heftig. Die Sultanin half ſie auskleiden, legte ſie wie mit Gewalt in's Bette, umarmte ſie, wünſchte ihr eine gute Nacht und entfernte ſich dann mit allen ihren Frauen. Die Letzte, die hinausging, ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Kaum war die Thüre verſchloſſen, als der Geiſt, ein treuer Sklave der Lampe und pünktlicher Vollzieher aller Befehle ihrer Beſitzer, ohne dem jungen Gatten Zeit zu laſſen, ſeine Neuvermählte auch nur ein wenig zu liebkoſen, zum großen Erſtaunen Beider, das Bett, worin ſie lagen, nahm und in einem Augenblick in Aladdins Zimmer trug.

Aladdin, der dieſen Augenblick voll Ungeduld erwartet hatte, duldete nicht, daß der Sohn des Großveziers bei der Prinzeſſin liegen blieb. „Nimm dieſen jungen Ehemann," ſagte er zu dem Geiſt," ſperre ihn in's heimliche Gemach, und komm morgen früh etwas vor Tagesanbruch wieder." Sogleich nahm der Geiſt den Sohn des Großveziers im bloßen Hemd aus dem Bett, brachte ihn an den bezeichneten Ort und ließ ihn daſelbſt, nachdem er einen Dunſt auf ihn gehaucht hatte, den er vom Wirbel bis zur Zehe ſpürte, und der ihn hinderte, ſich von der Stelle zu rühren.

So groß nun auch Aladdins Liebe zur Prinzeſſin Badrulbudur war, ſo führte er doch, ſobald er ſich mit ihr allein ſah, keine lange Reden, ſondern ſagte bloß in ſehr zärtlichem Tone zu ihr: „Fürchte nichts, anbetungswürdige Prinzeſſin, du biſt hier in Sicherheit, und ſo gewaltig auch die Liebe iſt, die ich für deine Schönheit und deine Reize empfinde, ſo werde ich doch nie die Schranken der tiefen Ehrfurcht überſchreiten, welche ich dir ſchulde. Wenn ich," fügte er hinzu, „gezwungen worden bin, zu dieſen äußerſten Maßregeln zu greifen, ſo geſchah dies nicht in der Abſicht dich zu beleidigen, ſondern ich wollte nur einen ungerechten Nebenbuhler verhindern, dem Verſprechen, das der Sultan, dein Vater, mir gegeben, zuwider dich in Beſitz zu nehmen." Die Prinzeſſin, die von all dieſen Umſtänden nichts wußte, achtete nicht ſehr auf Aladdins Worte und vermochte ihm nichts zu erwidern. Der Schrecken und

das Erſtaunen über dieſes überraſchende und unerwartete Abenteuer hatte ſie in einen ſolchen Zuſtand verſetzt, daß Aladdin ihr kein einziges Wort entlocken konnte. Aladdin ließ es indeß nicht dabei bewenden; er entkleidete ſich und legte ſich an die Stelle des Sohnes des Großveziers, indem er der Prinzeſſin den Rücken kehrte, zugleich aber die Vorſicht gebrauchte, einen Säbel zwiſchen die Prinzeſſin und ſich zu legen, zum Zeichen, daß er damit beſtraft zu werden verdiente, wenn er ſich gegen ihre Ehre vergehen ſollte.

Aladdin war damit zufrieden, ſeinen Nebenbuhler des Glücks beraubt zu haben, das er in dieſer Nacht zu genießen hoffte, und ſchlief ganz ruhig. Anders die Prinzeſſin Badrulbudur: ſie hatte in ihrem Leben noch keine ſo verdrießliche und unangenehme Nacht zugebracht, und wenn man den Ort und den Zuſtand bedenkt, worin der Geiſt den Sohn des Großveziers verlaſſen hatte, ſo wird man leicht abnehmen können, daß ſie für den jungen Ehemann noch viel betrübter war.

Am andern Morgen brauchte Aladdin nicht erſt die Lampe zu reiben, um den Geiſt herbeizurufen. Er kam zur bezeichneten Stunde wieder und ſagte zu Aladdin, während dieſer ſich ankleidete: „Hier bin ich, was haſt du mir zu befehlen?“ — „Geh',“

antwortete Aladdin, „hole den Sohn des Großveziers, lege ihn wieder in dies Bett und trage ihn nach dem Palaſte des Sultans an denſelben Ort zurück, wo du ihn genommen haſt.“ Der Geiſt löste den Sohn des Großveziers von ſeinem Poſten ab und Aladdin nahm, als er zurückkam, ſeinen Säbel wieder. Er legte den jungen Ehemann neben die Prinzeſſin und trug das Brautbett in einem Augenblick nach demſelben Gemach des königlichen Palaſtes zurück, wo er es geholt hatte. Zu bemerken iſt noch, daß der Geiſt weder von der Prinzeſſin noch dem Sohne des Großveziers geſehen wurde; ſeine abſcheuliche Geſtalt hätte ſie leicht vor Schreck tödten können. Eben ſo wenig hörten ſie die Geſpräche zwiſchen Aladdin und ihm, ſondern bemerkten bloß die Bewegungen des Bettes und ihre Verſetzung von einem Ort an einen andern; dies allein konnte ihnen ſchon genug Schrecken einjagen, wie ſich leicht denken läßt.

Kaum hatte der Geiſt das Brautbett wieder an ſeinen Ort geſtellt, als der Sultan, der gern erfahren hätte, wie die Prinzeſſin, ſeine Tochter, ihre Hochzeitsnacht zugebracht, in's Zimmer trat, um ihr guten Morgen zu wünſchen. Der Sohn des Großveziers, der die ganze Nacht in der Kälte hatte ſtehen müſſen und noch keine Zeit gehabt hatte, ſich zu erwärmen, ſtand, als die Thüre geöffnet wurde, ſogleich auf und ging in das Vorzimmer, wo er ſich den Abend zuvor entkleidet hatte.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:

Fünfhundert

und

zweiundvierzigſte Nacht.

Der Sultan näherte ſich dem Bett der Prinzeſſin, küßte ſie der Sitte gemäß zwiſchen die Augen, wünſchte ihr guten Morgen und fragte ſie lächelnd, wie ſie ſich dieſe Nacht befunden habe? Als er ſie aber aufmerkſamer betrachtete, fand er ſie zu ſeinem großen Erſtaunen in tiefe Schwermuth verſenkt; auch wurde ſie weder roth, noch gab ſie ſonſt ein Zeichen, das ſeine Neugierde hätte befriedigen können. Sie warf ihm bloß einen ſehr traurigen Blick zu, der große Betrübniß oder großes Mißvergnügen verrieth. Er ſprach noch einige Worte zu ihr; da er aber ſah, daß er ihr keine Antwort entlocken konnte, ſo glaubte er, ſie thue dies aus Schamhaftigkeit, und entfernte ſich. Gleichwohl ſtieg die Vermuthung in ihm auf, dieſes Stillſchweigen müſſe einen ganz abſonderlichen Grund haben; deßwegen ging er ſogleich nach den Gemächern der Sultanin und erzählte ihr, in welchem Zuſtande er die Prinzeſſin gefunden und wie ſie ihn empfangen habe. „Herr," gab die Sultanin zur Antwort, „du mußt dich darüber nicht wundern; am Morgen nach der Hochzeitnacht zeigen die Neuvermählten alle eine ſolche Zurückhaltung. In zwei oder drei Tagen wird dies ſchon anders ſeyn; dann wird ſie den Sultan, ihren Vater, empfangen, wie es ſich gebührt. Ich will nun ſelbſt zu ihr gehen," fügte ſie hinzu, „und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn ſie mich eben ſo empfinge."

Als die Sultanin angekleidet war, begab ſie ſich nach den Zimmern der Prinzeſſin, die noch zu Bette lag. Sie näherte ſich ihr, küßte ſie und wünſchte ihr einen guten

Morgen; aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie nicht nur keine Antwort von ihr erhielt, ſondern auch bei näherer Betrachtung tiefe Niedergeſchlagenheit an ihr bemerkte, woraus ſie ſchloß, es müſſe ihr etwas begegnet ſeyn, das ſie nicht errathen konnte. „Liebe Tochter," ſagte die Sultanin zu ihr, „woher kommt es denn, daß du alle meine Liebkoſungen ſo ſchlecht erwiderſt? Vor deiner Mutter brauchſt du doch keine ſolche Umſtände zu machen. Meinſt du denn, ich wiſſe nicht, was in dem Falle, worin du dich befindeſt, geſchehen kann? Ich will gern glauben, daß dir dies nicht in den Sinn gekommen iſt, es muß dir alſo etwas Anderes begegnet ſeyn: geſtehe es mir offen und frei, und laß mich nicht ſo lang in dieſer peinlichen Unruhe."

Die Prinzeſſin Badrulbudur unterbrach endlich das Schweigen mit einem tiefen Seufzer. „Ach, meine ſehr verehrte Mutter," rief ſie, „verzeihe mir, wenn ich es an der ſchuldigen Ehrfurcht fehlen ließ. Es ſind mir heute Nacht ſo außerordentliche Sachen zugeſtoßen, daß ich mich von meinem Staunen und meinem Schrecken noch nicht erholt habe, ja kaum mich ſelbſt wiedererkenne. Sie ſchilderte ihr hierauf mit den lebhafteſten Farben, wie gleich, nachdem ſie ſich mit ihrem Gemahl niedergelegt habe, das Bett aufgehoben und in einem Augenblick in ein ſchmutziges und dunkles Zimmer verſetzt worden ſey, wo ſie ſich ganz allein und von ihrem Gemahl getrennt geſehen habe, ohne zu wiſſen, was aus ihm geworden ſey. Es ſey dort ein junger Mann

geweſen, der einige Worte, welche ſie vor Schreck nicht verſtanden, zu ihr geſagt und die Stelle ihres Gemahls eingenommen habe, nachdem er zuvor einen Säbel zwiſchen ſie und ſich gelegt; Morgens ſey ihr dann ihr Gemahl wiedergegeben und das Bett in eben ſo kurzer Zeit an ſeinen Platz zurückgetragen worden. „Alles dies," fügte ſie hinzu, „war kaum geſchehen, als der Sultan, mein Vater, in mein Zimmer trat. Ich war ſo von Kummer niedergedrückt, daß ich nicht im Stande war, ihm eine einzige Sylbe zu antworten. Ohne Zweifel iſt er böſe über mich, daß ich die Ehre, die er mir erwieſen, ſo ſchlecht erwidert habe; aber ich hoffe, daß er mir verzeihen wird, wenn er mein trauriges Abenteuer und den beklagenswerthen Zuſtand erfährt, worin ich mich noch jetzt befinde."

Die Sultanin hörte Alles, was die Prinzeſſin ihr erzählte, ſehr ruhig an, wollte es aber nicht glauben. „Liebe Tochter," ſprach ſie zu ihr, „du haſt wohl daran gethan, daß du dem Sultan, deinem Vater, nichts davon geſagt haſt. Hüte dich ja, gegen Jemand etwas verlauten zu laſſen; man würde dich für eine Närrin halten, wenn man dich ſo ſprechen hörte." — „Verehrungswürdige Mutter," antwortete die Prinzeſſin, „ich verſichere dir, daß ich ganz bei gutem Verſtande bin. Frage nur meinen Gemahl, er wird dir daſſelbe ſagen." — „Ich werde mich bei ihm erkundigen," antwortete die Sultanin, „aber wenn er auch gerade ſo ſpräche, wie du, ſo vermöchte mich dies immer noch nicht zu überzeugen. Steh' nur auf und ſchlag' dir dieſe Gedanken aus dem Kopf. Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn du durch eine ſolche Einbildung die wegen deiner Hochzeit veranſtalteten Feierlichkeiten ſtören würdeſt, die ſowohl im königlichen Palaſt als im ganzen Reiche noch mehrere Tage fortdauern ſollen. Hörſt du nicht bereits die Pauken und Trompeten, Zimbeln und Trommeln? Dies Alles ſollte dich vergnügt und fröhlich machen und du ſollteſt die Hirngeſpinnſte vergeſſen, von denen du eben geſprochen haſt." Zugleich rief die Sultanin die Frauen der Prinzeſſin, und als ſie ſah, daß ſie aufgeſtanden war und ſich zu ſchmücken begann, begab ſie ſich nach den Zimmern des Sultans und ſagte ihm, es ſey ihrer Tochter wirklich etwas durch den Kopf gegangen, was aber von keinem Belang ſey. Dann ließ ſie den Sohn des Großveziers rufen, um von ihm nähere Aufſchlüſſe über die Erzählung der Prinzeſſin zu erhalten; dieſer aber, der ſich durch die Verwandtſchaft mit dem Sultan ſehr geehrt fühlte, hatte ſich vorgenommen, die Sache zu verheimlichen. „Mein lieber Sohn," ſagte die Sultanin zu ihm, „ſag' mir doch, haſt du dir dieſelbe Einbildung in den Kopf geſetzt, wie deine Frau?" — „Herrin," antwortete der Sohn des Großveziers, „dürfte ich wohl um Erklärung bitten, was deine Frage beſagen ſoll?" — „Ich bin ſchon

zufrieden," antwortete die Sultanin, „und verlange nicht mehr zu wiſſen; du biſt geſcheiter als ſie."

Die Luſtbarkeiten im Palaſte dauerten den ganzen Tag fort, und die Sultanin, die der Prinzeſſin nicht von der Seite kam, unterließ nichts, um ſie zur Fröhlichkeit und zur Theilnahme an den Vergnügungen und ergötzlichen Schauſpielen zu ſtimmen, die ihr zu Ehren veranſtaltet wurden; allein das Begebniß der vorigen Nacht hatte einen ſolch gewaltigen Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie für nichts Anderes Sinn hatte und immer damit beſchäftigt war. Der Sohn des Großveziers fühlte ſich durch dieſe ſchlimme Nacht ebenfalls ſehr geſchwächt, allein er ſetzte ſeinen Ehrgeiz darein, Niemand etwas davon merken zu laſſen, und wenn man ihn ſah, mußte man glauben, er ſey ein ſehr glücklicher Ehemann.

Aladdin, der von Allem, was im Palaſte vorging, wohl unterrichtet war, zweifelte nicht, daß die Neuvermählten trotz ihres verdrießlichen Abenteuers in der erſten Nacht ſich abermals mit einander zu Bette begeben würden, und hatte keine Luſt, ſie in Ruhe zu laſſen. Sobald die Nacht ein wenig vorgerückt war, rieb er ſeine Lampe; der Geiſt erſchien und bot ihm mit denſelben Worten, wie früher, ſeine Dienſte an. „Der Sohn des Großveziers und die Prinzeſſin Badrulbudur," ſagte Aladdin zu ihm, „wollen heute Nacht wieder beiſammen ſchlafen. Gehe hin, und ſobald ſie ſich niedergelegt haben, bring' mir das Bett hieher, wie geſtern."

Scheherſad ſchwieg, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:

Fünfhundert und dreiundvierzigſte Nacht.

Der Geiſt bediente Aladdin eben ſo treu und pünktlich, wie das erſte Mal. Der Sohn des Großveziers brachte die Nacht wieder ſo kalt und ſo unangenehm zu, wie die Brautnacht, und die Prinzeſſin mußte zu ihrem Verdruß Aladdin wieder als Bettgenoſſen annehmen, der auch diesmal zwiſchen ſie und ſich den Säbel legte. Der Geiſt kam, dem Befehle Aladdins zufolge, Morgens wieder, legte den Ehemann zu ſeiner Frau, nahm ſodann das Bett mit den Neuvermählten und trug es wieder in das Zimmer des Palaſtes, wo er es geholt hatte.

Der Sultan, der nach dem Empfang, welchen er am vorigen Morgen bei der Prinzeſſin Badrulbudur gefunden, ſehr neugierig war, wie ſie die zweite Nacht zugebracht habe, und ob ſie ihn abermals ſo ſchlecht empfangen würde, begab ſich wieder eben ſo früh in ihr Zimmer, um ſich davon zu unterrichten. Der Sohn des Großveziers, der ſich über ſein Unglück in dieſer Nacht noch mehr ſchämte und ärgerte, als das erſte Mal, hörte ihn kaum kommen, als er eilig aufſtand und in das Ankleidezimmer ſtürzte.

Der Sultan näherte ſich dem Bett der Prinzeſſin, wünſchte ihr guten Morgen und ſagte dann nach denſelben Liebkoſungen wie am vorigen Tage: „Nun, meine liebe Tochter, biſt du dieſen Morgen auch wieder ſo ſchlecht gelaunt, wie geſtern? Wirſt du mir wohl ſagen, wie du die Nacht zugebracht haſt?“ Die Prinzeſſin beobachtete daſſelbe Stillſchweigen, und der Sultan bemerkte, daß ſie noch weit unruhiger und betrübter war, als das erſte Mal. Er zweifelte jetzt nicht mehr, daß ihr etwas Außerordentliches zugeſtoßen ſeyn müſſe, ärgerte ſich aber über ihre Schweigſamkeit und rief ihr voll Zorn und mit gezücktem Säbel zu: „Wenn du mir nicht geſtehſt, was du verhehlen willſt, ſo haue ich dir ſogleich den Kopf ab.“

Die Prinzeſſin, die über den Ton und die Drohung des beleidigten Sultans noch mehr erſchrack, als über den Anblick des blanken Säbels, brach endlich das Stillſchweigen und rief mit thränenden Augen: „Geliebter Vater und König! ich bitte um Verzeihung, wenn ich dich beleidigt habe, hoffe aber von deiner Güte und Milde, daß Mitleid an

die Stelle des Zorns treten wird, sobald ich dir den kläglichen und traurigen Zustand, worin ich mich sowohl diese als die vorige Nacht befunden, treu schildere."

Nach dieser Einleitung, die den Sultan etwas besänftigte und milder stimmte, erzählte sie ihm Alles, was ihr während dieser zwei verdrießlichen Nächte begegnet war, getreu und so rührend, daß er über die Maßen betrübt wurde, denn er liebte seine Tochter gar zärtlich. Sie schloß mit den Worten: „Wenn du im Mindesten an meiner Erzählung zweifelst, so kannst du den Gemahl fragen, den du mir gegeben hast; ich bin überzeugt, daß er die Wahrheit der Sache eben so bezeugen wird, wie ich."

Der Sultan theilte die tiefe Bekümmerniß, in welche die Prinzessin durch ein so auffallendes Abenteuer versetzt werden mußte. „Liebe Tochter," sprach er zu ihr, „es war sehr unrecht von dir, daß du mir diese seltsame Geschichte nicht schon gestern erzählt hast, die mir eben so wichtig seyn muß, als dir. Ich habe dich nicht verheirathet in der Absicht, dich unglücklich zu machen, sondern im Gegentheil gedachte ich dich dadurch in den Besitz alles des Glücks zu setzen, das du verdienst und bei einem Gemahl, der für dich zu passen schien, auch hoffen konntest. Banne nur aus deinem Gemüth die traurigen Gedanken an das, was du mir eben erzählt hast. Ich werde sogleich Befehle geben, daß du von nun an keine so unangenehme und unerträgliche Nächte mehr hast, wie bisher."

Sobald der Sultan in seine Gemächer zurückgekehrt war, ließ er den Großvezier rufen. „Vezier," sagte er zu ihm, „hast du deinen Sohn schon gesehen und hat er dir nichts gesagt?" Als der Großvezier antwortete, er habe ihn noch nicht gesehen, so erzählte ihm der Sultan Alles, was er von der Prinzessin Badrulbudur vernommen. „Ich zweifle nicht," sagte er zuletzt, „daß meine Tochter mir die Wahrheit berichtet hat; indeß wäre es mir sehr lieb, wenn dein Sohn es bestätigte. Gehe und frage ihn, was an der Sache ist."

Der Großvezier begab sich sogleich zu seinem Sohn, theilte ihm mit, was der Sultan ihm gesagt hatte, und schärfte ihm ein, daß er ja nichts verhehlen und sagen solle, ob Alles wahr sey. „Ich will dir die Wahrheit gestehen, mein Vater," antwortete der Sohn. „Alles, was die Prinzessin zum Sultan sagte, hat seine traurige Richtigkeit; aber die schlechte Behandlung, die ich insbesondere erfahren habe, weiß sie selbst nicht. Die Sache verhält sich nämlich so: Seit meiner Vermählung habe ich zwei über allen Begriff schreckliche Nächte zugebracht; es fehlt mir an Worten, um die Leiden, die ich ausgestanden habe, gehörig und mit allen ihren Umständen zu schildern. Ich will nichts von dem Entsetzen sagen, das ich empfand, als ich viermal in meinem Bett in die Höhe gehoben wurde, ohne daß ich sah, wer das Bett aufhob, und von einem Ort nach

einem andern versetzte, und ohne zu begreifen, wie es nur möglich war. Du kannst dir meinen traurigen Zustand denken, wenn ich dir sage, daß ich zwei Nächte stehend und in bloßem Hemde in einem schmalen Abtritt zubringen mußte, ohne mich von der Stelle rühren oder nur die geringste Bewegung machen zu können, ob ich gleich eigentlich kein Hinderniß sah, das mich davon hätte abhalten sollen. Ich brauche dir nicht weitläufig auseinander zu setzen, was ich alles dabei ausgestanden habe, und kann dir nicht verhehlen, daß ich deßungeachtet gegen die Prinzessin, meine Gemahlin, alle Gefühle der Liebe, Ehrerbietung und Dankbarkeit hege, die sie verdient. Gleichwohl muß ich dir aufrichtig gestehen, daß ich, so ehrenvoll und glänzend die Vermählung der Tochter des Sultans für mich ist, lieber sterben, als länger in einer so hohen Verwandtschaft bleiben will, wenn ich mich auch ferner noch einer solch unangenehmen Behandlung aussetzen muß. Ich zweifle nicht, daß die Prinzessin eben so denken wird, wie ich, und sie wird leicht zugeben, daß unsere Trennung für ihre Ruhe so nothwendig ist, als für die meinige; darum, lieber Vater, bitte ich dich bei der Liebe, die dich bewogen, mir diese hohe Ehre zu verschaffen, wirke beim Sultan aus, daß unsere Ehe für nichtig erklärt wird."

So sehr es nun auch dem Ehrgeiz des Großveziers geschmeichelt hatte, seinen Sohn als Tochtermann des Sultans zu sehen, so hielt er es doch, da dieser fest entschlossen war, sich von der Prinzessin scheiden zu lassen, nicht für rathsam, ihn wenigstens noch für einige Tage zur Geduld zu ermahnen, um abzuwarten, ob diese Widerwärtigkeit nicht von selbst aufhören werde. Er verließ ihn daher, um dem Sultan Bericht abzustatten, und gestand ihm aufrichtig, die Sache sey nur zu wahr; sein Sohn habe ihm Alles erzählt. Ohne erst abzuwarten, daß der Sultan selbst von der Ehescheidung zu reden anfing, wozu er ihn sehr geneigt sah, bat er hierauf um Erlaubniß, daß sein Sohn sich aus dem Palaste entfernen und in sein Haus zurückkehren dürfte, indem es höchst unrecht wäre, wenn die Prinzessin um seinetwillen nur einen Augenblick länger dieser schrecklichen Plage ausgesetzt würde.

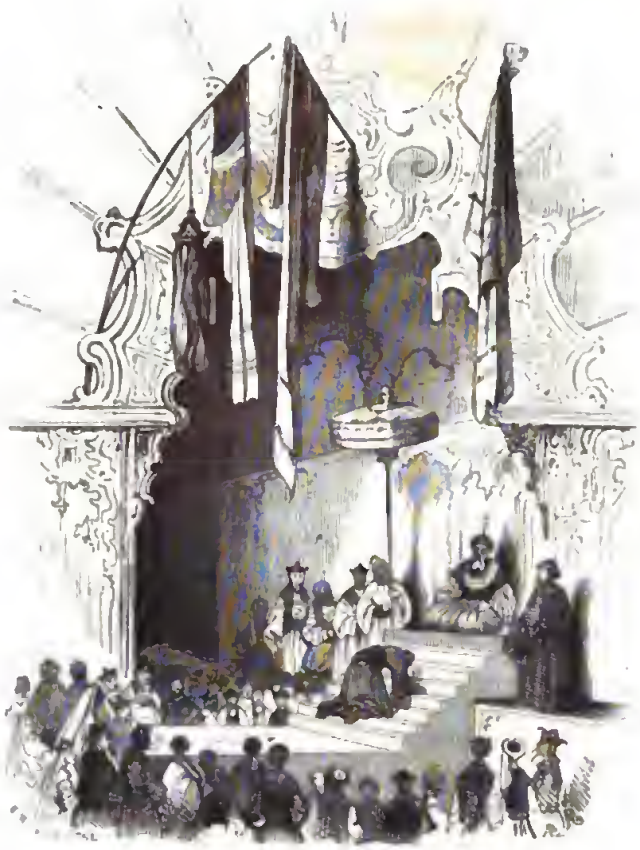
Es kostete den Großvezier nicht viel Mühe, die Gewährung seines Gesuchs zu erlangen. Der Sultan, der bereits diesen Entschluß gefaßt hatte, gab augenblicklich Befehl, die Lustbarkeiten im Palaste und in der Stadt, sowie im ganzen Gebiete seines Königreichs, wohin er Gegenbefehle abfertigte, einzustellen, und in kurzer Zeit hörten alle öffentlichen Freudenbezeigungen und Festlichkeiten auf.

Diese plötzliche und unerwartete Veränderung gab zu allerlei Gerede Anlaß. Die Leute fragten sich, woher es wohl kommen möge, aber Niemand wußte mehr zu sagen,

als daß man den Großvezier und ſeinen Sohn, Beide ſehr traurig, aus dem Palaſte in ihr eigenes Haus habe gehen ſehen. Aladdin allein wußte das Geheimniß und freute ſich in ſeinem Innern gar ſehr über den glücklichen Erfolg, den ihm der Gebrauch ſeiner Lampe verſchaffte. Da er jetzt mit Beſtimmtheit wußte, daß ſein Nebenbuhler den Palaſt verlaſſen hatte und die Ehe zwiſchen der Prinzeſſin und ihm vollſtändig aufgelöst war, ſo hatte er nicht mehr nöthig, die Lampe zu reiben und den Geiſt zu rufen, um die Vollziehung derſelben zu verhindern. Das Merkwürdigſte bei der Sache war, daß weder der Sultan, noch der Großvezier, die Aladdin und ſeinen Antrag längſt vergeſſen hatten, auch nur entfernt auf den Gedanken kamen, daß er an der Zauberei, welche die Auflöſung der Ehe der Prinzeſſin herbeigeführt hatte, irgend Antheil haben könnte.

Aladdin ließ indeß die drei Monate vollends verſtreichen, die der Sultan als Friſt für ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Badrulbudur feſtgeſetzt hatte. Er hatte ſorgfältig jeden Tag gezählt, und als ſie vorüber waren, ſchickte er gleich am andern Morgen ſeine Mutter in den Palaſt, um den Sultan an ſein Wort zu erinnern.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung alſo fort:



Fünfhundert und vierundvierzigſte Nacht.

Aladdins Mutter ging nach dem Palaſte, wie ihr Sohn ihr geſagt hatte, und ſtellte ſich am Eingang des Divans wieder an denſelben Platz wie früher. Kaum hatte der Sultan einen Blick auf ſie geworfen, ſo erkannte er ſie auch wieder und erinnerte ſich an ihre Bitte, ſowie an die Zeit, auf die er ſie vertröſtet hatte. Der Großvezier trug ihm eben eine Sache vor. Der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Vezier, ich bemerke dort die gute Frau, die uns vor einigen Monaten ein ſo ſchönes Geſchenk machte: Laß ſie hieher treten, du magſt deinen Bericht fortſetzen, wenn ich ſie angehört habe.“ Der Großvezier warf einen Blick nach dem Eingang des Divans und erkannte ebenfalls Aladdins Mutter. Sogleich rief er den Oberſten der Thürſteher, zeigte ſie ihm und befahl ihm, ſie vortreten zu heißen.

Aladdins Mutter näherte ſich dem Fuße des Thrones und warf ſich der Sitte gemäß nieder. Als ſie wieder aufgeſtanden war, fragte ſie der Sultan, was ſie wünſche. „Großer König," antwortete ſie, „ich erſcheine zum zweiten Mal vor deinem Angeſicht, um dir im Namen meines Sohnes Aladdin vorzuſtellen, daß die drei Monate verſtrichen ſind, auf welche du ihn mit der Bitte, die ich dir vorzutragen die Ehre hatte, vertröſtet haſt. Ich bitte demüthiglich, daß du dich der Sache erinnern mögeſt."

Der Sultan hatte dieſe Friſt von drei Monaten das erſte Mal nur deßhalb angeſetzt, weil er glaubte, es werde dann keine Rede mehr von einer Heirath ſeyn, die ihm für die Prinzeſſin, ſeine Tochter, durchaus nicht angemeſſen ſchien, in Anbetracht des niedrigen Standes und der Armuth von Aladdins Mutter, welche in einem ſehr gemeinen Aufzuge vor ihm erſchien. Dieſe Mahnung an ſein Verſprechen ſetzte ihn jetzt in Verlegenheit. Um ſich in der Sache nicht zu übereilen, zog er ſeinen Großvezier zu Rathe und bezeigte ihm ſeine Abneigung, die Prinzeſſin mit einem Unbekannten zu vermählen, der offenbar von ganz niedriger Abkunft ſeyn mußte.

Der Großvezier zögerte nicht, dem Sultan ſeine Gedanken hierüber zu ſagen. „Herr," antwortete er ihm, „mich däucht, daß es ein unfehlbares Mittel gibt, dieſe unpaſſende Heirath zu hintreiben, ohne daß Aladdin, ſelbſt wenn er dir bekannt wäre, ſich darob beklagen könnte: Du darfſt nur einen ſo hohen Preis für die Prinzeſſin feſtſetzen, daß ſeine Reichthümer, wenn ſie auch noch ſo groß ſind, nicht zureichen. Auf dieſe Art wirſt du ihn von ſeiner kühnen, ja ich möchte ſagen, verwegenen Bewerbung abbringen, die er offenbar nicht gehörig überlegt hat."

Der Sultan billigte den Rath des Großveziers. Er wandte ſich zu Aladdins Mutter und ſagte nach einigem Nachdenken zu ihr: „Gute Frau, ein Sultan muß immer ſein gegebenes Wort halten, und ich bin bereit, mein Verſprechen zu erfüllen und deinen Sohn mit der Hand meiner Tochter zu beglücken. Da ich ſie aber nicht vermählen kann, ohne zu wiſſen, welche Vortheile ſie ſich davon verſprechen darf, ſo melde deinem Sohn, ich werde mein Verſprechen erfüllen, ſobald er mir vierzig große Becken von gediegenem Gold, von oben bis unten mit dergleichen Koſtbarkeiten, wie du mir ſchon einmal in ſeinem Namen gebracht haſt, angefüllt, durch vierzig ſchwarze Sklaven zuſchicke, die von vierzig andern ausnehmend ſchönen und auf's prachtvollſte gekleideten jungen weißen Sklaven geführt ſeyn müſſen. Dies ſind die Bedingungen unter denen ich bereit bin, ihm die Prinzeſſin, meine Tochter, zu geben. Gehe nun, gute Frau, und bring' mir bald wieder Antwort."

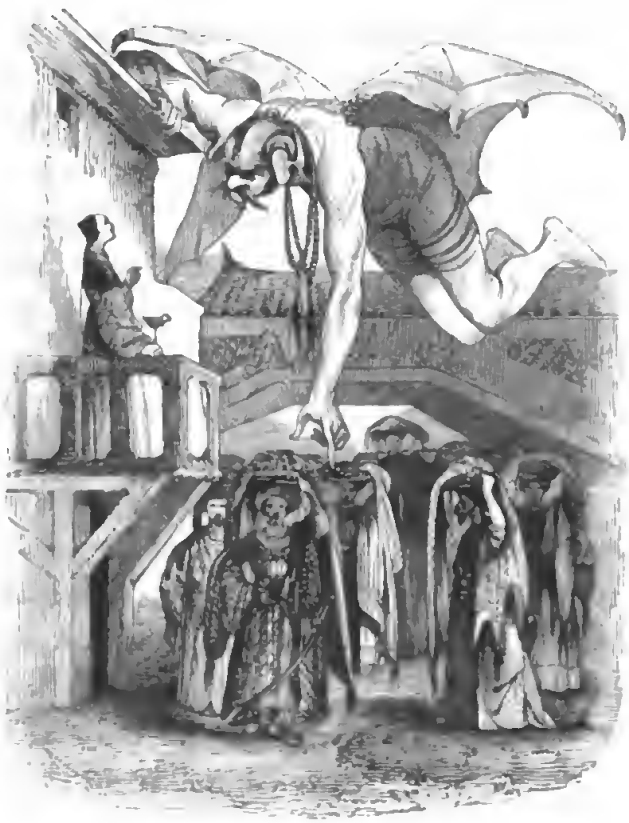
Aladdins Mutter warf ſich abermals vor dem Throne des Sultans nieder und entfernte ſich. Unterwegs lachte ſie in ihrem Herzen über das närriſche Verlangen ihres Sohnes. „Wahrhaftig," ſagte ſie, „wo ſoll er ſo viele goldene Becken und eine ſolche Menge farbiger Gläſer hernehmen, um ſie damit zu füllen? Wird er wieder in das unterirdiſche Gewölbe hinabſteigen, deſſen Eingang verſchloſſen iſt, um ſie von den Bäumen zu pflücken? und woher ſoll er all dieſe hübſchen Sklaven bekommen, die der Sultan verlangt? Jetzt iſt er freilich weit von ſeinem Ziele entfernt, und ich glaube nicht, daß er mit meiner Botſchaft zufrieden ſeyn wird." Als ſie nun mit dieſen, wie ſie glaubte, für Aladdin ganz troſtloſen Gedanken beſchäftigt nach Hauſe kam, ſagte ſie zu ihm: „Mein Sohn, ich rathe dir, denke nicht mehr an eine Vermählung mit der Prinzeſſin Badrulbudur. Der Sultan hat mich zwar ſehr huldreich empfangen und ich glaube, daß er gut gegen dich geſinnt war, allein der Großvezier hat ihn, wenn ich mich nicht täuſche, auf andere Gedanken gebracht, wie du ſogleich aus dem erſehen kannſt, was ich dir jetzt ſagen werde. Nachdem ich dem Sultan vorgeſtellt hatte, daß die drei Monate abgelaufen ſeyen, und ich ihn nun in deinem Namen bat, ſich an ſein Verſprechen zu erinnern, bemerkte ich, daß er eine Weile ganz leiſe mit dem Großvezier ſprach, und dann erſt gab er mir die Antwort, die ich dir jetzt ſagen werde." Sie erzählte nun ihrem Sohne ſehr ausführlich Alles, was der Sultan ihr geſagt hatte, und nannte ihm die Bedingungen, unter denen er in die Verbindung der Prinzeſſin, ſeiner Tochter, mit ihm einwilligen würde. „Mein Sohn," ſagte ſie zuletzt, „er erwartet eine Antwort; aber unter uns geſagt," fuhr ſie lächelnd fort, „ich glaube, er wird lange warten müſſen."

„Nicht ſo lange, liebe Mutter, als du glaubſt," antwortete Aladdin, „und der Sultan iſt gewaltig im Irrthum, wenn er meint, durch ſeine ungeheuren Forderungen könne er mich außer Stand ſetzen, an die Prinzeſſin Badrulbudur zu denken. Ich hatte ganz andere unüberwindliche Schwierigkeiten erwartet, oder wenigſtens einen weit höheren Preis für meine unvergleichliche Prinzeſſin. Jetzt aber bin ich wohl zufrieden, denn was er verlangt, iſt eine Kleinigkeit gegen das, was ich ihm für ihren Beſitz bieten könnte. Während ich nun darauf denken werde, ihn zu befriedigen, beſorge du ein Mittageſſen für uns und laß nur mich gewähren."

Sobald ſeine Mutter nach Lebensmitteln ausgegangen war, nahm Aladdin die Lampe und rieb ſie. Sogleich erſchien der Geiſt, fragte in den gewöhnlichen Ausdrücken, was er zu befehlen habe, und ſagte, daß er bereit ſey, ihn zu bedienen. Aladdin ſprach zu ihm: „Der Sultan gibt mir die Prinzeſſin, ſeine Tochter, zur Frau: zuvor

aber verlangt er von mir vierzig große und vollwichtige Becken von gediegenem Gold, bis zum Rande angefüllt mit den Früchten des Gartens, wo ich die Lampe geholt habe, deren Sklave du bist. Ferner verlangt er, daß dieſe vierzig goldenen Becken von eben ſo vielen ſchwarzen Sklaven getragen werden ſollen, vor denen vierzig wohlgebildete, ſchlanke und prachtvoll gekleidete junge weiße Sklaven hergehen müſſen. Gehe und ſchaffe mir baldmöglichſt dieſes Geſchenk zur Stelle, damit ich es dem Sultan ſchicken kann, ehe er die Sitzung des Divans aufhebt." Der Geiſt ſagte, ſein Befehl ſolle unverzüglich vollzogen werden, und verſchwand.

Eine kleine Weile darauf ließ ſich der Geiſt wieder ſehen, begleitet von vierzig ſchwarzen Sklaven, deren jeder ein zwanzig Mark ſchweres Becken von gediegenem Gold, angefüllt mit Perlen, Diamanten, Rubinen und Smaragden, welche die dem Sultan bereits geſchenkten an Größe und Schönheit weit übertrafen, auf dem Kopfe trug. Jedes der Becken war mit Gold geblümtem Silberſtoff überdeckt. Dieſe Sklaven, ſowohl die weißen als die ſchwarzen mit den goldenen Becken, erfüllten faſt das ganze Haus, das ziemlich klein war, nebſt dem kleinen Hofe vor und einem Gärtchen hinter



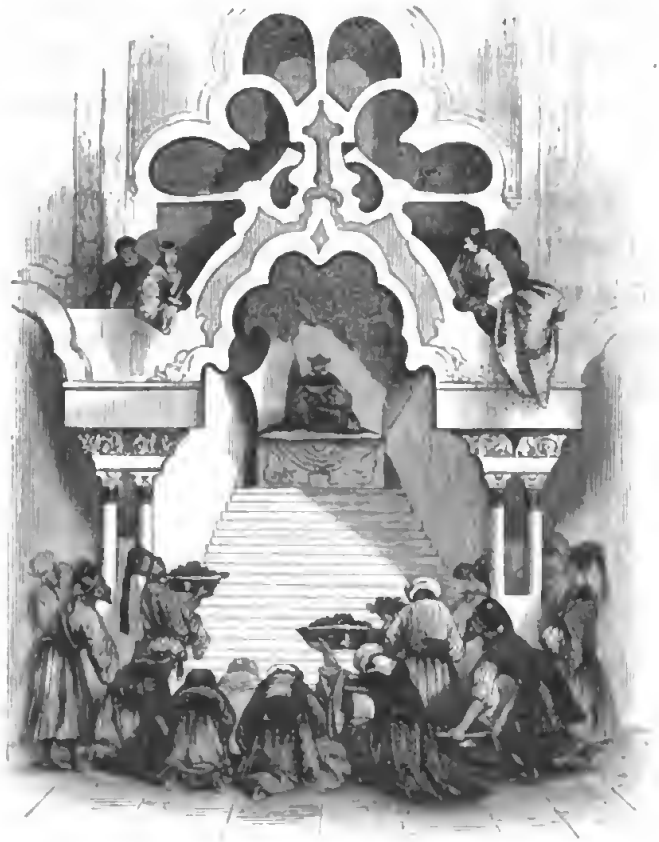
demſelben. Der Geiſt fragte Aladdin, ob er zufrieden ſey, und ob er ihm ſonſt noch etwas zu befehlen habe. Aladdin antwortete, er verlange nichts mehr, und der Geiſt verſchwand.

Als Aladdins Mutter vom Markte zurückkam, verwunderte ſie ſich höchlich, da ſie ſo viele Leute und Koſtbarkeiten ſah. Nachdem ſie die Nahrungsmittel, die ſie mitbrachte, auf den Tiſch gelegt hatte, wollte ſie den Schleier, der ihr Geſicht verhüllte, ablegen, aber Aladdin ließ es nicht zu. „Liebe Mutter," ſprach er zu ihr, „wir haben jetzt keine Zeit zu verlieren. Es iſt von großer Wichtigkeit, daß du, noch ehe der Sultan den Divan ſchließt, in den Palaſt zurückkehrſt und das verlangte Geſchenk nebſt der Morgengabe für die Prinzeſſin Badrulbudur hinbringſt, damit er aus meiner Eile und Pünktlichkeit das brennende und aufrichtige Verlangen ermeſſen kann, womit ich nach der Ehre trachte, ſein Schwiegerſohn zu werden."

Ohne die Antwort ſeiner Mutter abzuwarten, öffnete Aladdin die Thüre nach der Straße und ließ alle ſeine Sklaven paarweiſe, immer einen weißen mit einem ſchwarzen, der ein goldenes Becken auf dem Kopfe trug, zuſammen hinaus. Als nun ſeine Mutter hinter dem letzten Sklaven her ebenfalls draußen war, verſchloß er die Thüre und blieb ruhig auf ſeinem Zimmer, in der ſüßen Hoffnung, der Sultan werde ihm endlich nach dieſem Geſchenke, das er ſelbſt gefordert hatte, ſeine Tochter geben. Kaum war der erſte weiße Sklave vor Aladdins Hauſe, als alle Vorübergehenden, die ihn bemerkten, ſtehen blieben, und ehe noch die ſämmtlichen achtzig Sklaven, die weißen und ſchwarzen unter einander, draußen waren, wimmelte die Straße von einer Maſſe Volks, das von allen Seiten herbeiſtrömte, um dieſes prachtvolle und außerordentliche Schauſpiel anzuſehen. Die Kleidung der Sklaven beſtand aus ſo koſtbaren Stoffen, und war ſo reich mit Edelſteinen geſchmückt, daß die beſten Kenner nicht zu viel zu ſagen glaubten, wenn ſie jeden Anzug auf mehr als eine Million ſchätzten. Die Nettigkeit und das gute Anpaſſen der Kleider, der edle Anſtand, die Schönheit, der ebenmäßige und ſtattliche Wuchs der Sklaven, ihr feierlicher Zug in gleichmäßig abgemeſſenen Zwiſchenräumen, der Glanz der außerordentlich großen Edelſteine, die in ſchönſter Anordnung rings um ihre Gürtel in echtes Gold gefaßt waren, und die Roſen an ihren Turbanen, die ebenfalls aus Edelſteinen zuſammengeſetzt und ganz beſonders geſchmackvoll gearbeitet waren, verſetzte die Zuſchauer ſammt und ſonders in ſo große Verwunderung, daß ſie nicht müde werden konnten, ſie zu betrachten und ihnen ſo weit als möglich nachzuſehen. Die Straßen waren ſo mit Menſchen angefüllt, daß Jeder an dem Platze, wo er war, ſtehen bleiben mußte.

Da man durch mehrere Straßen gehen mußte, um zu dem Palast zu gelangen, so konnte ein großer Theil der Stadt und Leute aus allen Klassen und Ständen den prachtvollen Aufzug sehen. Endlich langte der erste von den achtzig Sklaven an der Pforte des ersten Schloßhofes an. Die Pförtner, die sich bei Annäherung dieses wundervollen Zuges in zwei Reihen aufgestellt hatten, hielten ihn für einen König, so reich und prachtvoll war er gekleidet, und näherten sich ihm, um den Saum seines Kleides zu küssen. Der Sklave aber, den der Geist vorher seine Rolle gelehrt hatte, gab es nicht zu und sagte feierlich zu ihm: „Wir sind bloß Sklaven; unser Herr wird erscheinen, sobald es Zeit ist."

Der Tag, welcher herandämmerte, unterbrach die Erzählung. Scheherfad setzte dieselbe in der nächsten Nacht mit folgenden Worten fort:



Fünfhundert und fünfundvierzigſte Nacht.

So kam der erſte Sklave an der Spitze des ganzen Zugs in den zweiten Hof, der ſehr geräumig war und wo ſich der Hofſtaat des Sultans während der Sitzung des Divans aufgeſtellt hatte. Die Anführer von jeder einzelnen Truppe waren zwar ſehr prachtvoll gekleidet, wurden aber weit verdunkelt, als die achtzig Sklaven erſchienen, die Aladdins Geſchenk brachten und ſelbſt dazu gehörten. Im ganzen Hofſtaate des Sultans gab es nichts ſo Herrliches und Glänzendes zu ſehen, und alle Pracht der ihn umgebenden Herren vom Hofe war Staub in Vergleich mit dem, was ſich jetzt ſeinen Blicken darbot. Da man dem Sultan den Zug und die Ankunft dieſer Sklaven gemeldet hatte, ſo hatte er Befehl gegeben, ſie eintreten zu laſſen. Als ſie daher erſchienen, fanden ſie den Eingang zum Divan offen und zogen in ſchönſter Ordnung,

ein Theil zur Rechten, der andere zur Linken hinein. Nachdem sie alle drin waren und vor dem Throne des Sultans einen großen Halbkreis gebildet hatten, stellten die schwarzen Sklaven die Becken, die sie trugen, auf den Fußteppich, dann warfen sie sich alle mit einander nieder und berührten den Teppich mit ihrer Stirne. Die weißen Sklaven thaten dasselbe zur gleichen Zeit. Hierauf standen sie alle zusammen wieder auf, und die schwarzen enthüllten dabei sehr geschickt die vor ihnen stehenden Becken, worauf sie alle mit gekreuzten Armen und großer Ehrerbietung stehen blieben.

Indeß nahte Aladdins Mutter dem Fuße des Thrones, warf sich vor demselben nieder und sprach zu dem Sultan: „Herr, mein Sohn Aladdin weiß recht wohl, daß das Geschenk, das er dir schickt, weit unter dem steht, was die Prinzessin Badrulbudur verdient. Gleichwohl hofft er, du werdest es huldreich annehmen und auch die Prinzessin werde es nicht verschmähen; er hofft dies um so zuversichtlicher, da er sich bemüht hat, der Bedingung, die du ihm vorgeschrieben, nachzukommen."

Der Sultan war nicht im Stand, die Begrüßung der Mutter Aladdins aufmerksam anzuhören. Schon beim ersten Blick auf die vierzig goldenen Becken, die bis zum Rande mit den strahlendsten, glänzendsten und kostbarsten Edelsteinen angefüllt waren, und auf die achtzig Sklaven, die man wegen ihres edlen Anstandes, des Reichthums und der merkwürdigen Pracht ihres Anzugs für Könige halten konnte, war er so überrascht worden, daß er sich von seinem Staunen nicht erholen konnte. Statt also den Gruß von Aladdins Mutter zu erwidern, wandte er sich an den Großvezier, der eben so wenig begreifen konnte, woher so viele Reichthümer gekommen seyn sollen. „Nun, Vezier," sagte er laut zu ihm, „was denkst du von dem, wer es auch seyn mag, der mir ein so reiches und außerordentliches Geschenk schickt, ohne daß wir Beide ihn kennen? Hältst du ihn für unwürdig, meine Tochter, die Prinzessin Badrulbudur, zu heirathen?"

So schmerzlich es nun auch dem Großvezier war zu sehen, daß ein Unbekannter den Vorzug vor seinem Sohne erhalten und der Eidam des Sultans werden sollte, so wagte er es doch nicht, seine Ansicht zu verhehlen. Es war zu augenscheinlich, daß Aladdins Geschenk mehr als hinreichend war, um ihn dieser hohen Ehre würdig zu machen. Er antwortete also dem Sultan ganz nach seinem Sinn und sprach: „Herr, es sey ferne von mir zu glauben, daß derjenige, der dir ein deiner so würdiges Geschenk gemacht hat, der Ehre, die du ihm zudenkst, unwürdig wäre; ja ich würde die Behauptung wagen, er verdiene noch weit mehr, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß es auf der ganzen Welt keinen so kostbaren Schatz gibt, der die Prinzessin, deine Tochter, aufwägen

könnte." Die Herren vom Hofe, die der Sitzung beiwohnten, gaben durch ihre Beifallsbezeigungen zu erkennen, daß sie ebenso dachten, wie der Großvezier.

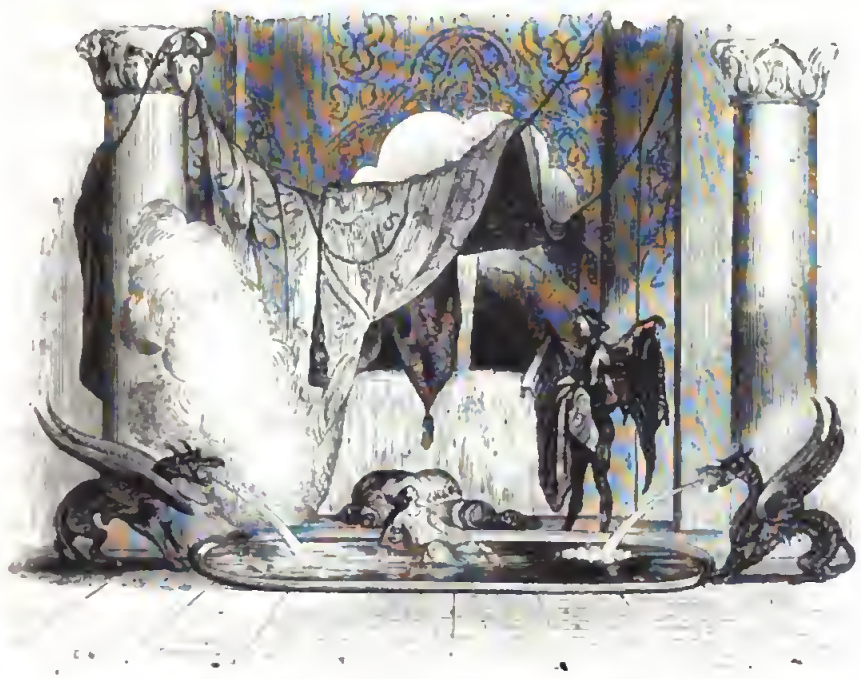
Der Sultan verschob jetzt die Sache nicht länger und erkundigte sich nicht einmal, ob Aladdin auch die übrigen erforderlichen Eigenschaften besitze, um sein Schwiegersohn werden zu können. Schon der Anblick dieser unermeßlichen Reichthümer und die Schnelligkeit, womit Aladdin sein Verlangen erfüllt hatte, ohne in den ungeheuren Bedingungen, die ihm vorgeschrieben wurden, die mindeste Schwierigkeit zu finden, war ihm Beweis genug, daß ihm nichts zu einem vollendeten Mann fehlen könne, wie er ihn sich wünschte. Um daher Aladdins Mutter vollkommen zu befriedigen, sagte er zu ihr: „Gehe jetzt, gute Frau, und sage deinem Sohn, daß ich ihn erwarte und mit offenen Armen aufnehmen werde; je schneller er kommen wird, um die Prinzessin, meine Tochter, aus meiner Hand zu empfangen, je mehr wird er mir Vergnügen machen."

Hoch erfreut, ihren Sohn wider alles Erwarten auf einer so hohen Stufe des Glücks zu erblicken, eilte Aladdins Mutter nach Hause; der Sultan aber schloß die Sitzung für heute, stand von seinem Throne auf und befahl, daß die Verschnittenen der Prinzessin die goldenen Becken nehmen und nach den Zimmern ihrer Gebieterin tragen sollen, wohin er selbst ging, um sie mit Muße näher zu betrachten. Dieser Befehl wurde durch den Eifer des Obersten der Verschnittenen sogleich vollzogen.

Auch die achtzig weißen und schwarzen Sklaven wurden nicht vergessen. Man ließ sie in's Innere des Palastes treten, und bald darauf befahl der Sultan, der der Prinzessin Badrulbudur von ihrer Pracht gesagt hatte, sie vor ihren Gemächern aufzustellen, damit sie dieselben durch die Gitterfenster betrachten und sich überzeugen könne, daß er in seiner Erzählung nicht nur nichts übertrieben, sondern sogar weit weniger gesagt habe, als wirklich wahr sey. Indeß kam Aladdins Mutter mit einem Gesichte, das ihre gute Botschaft zum Voraus verkündigte, nach Hause. „Mein Sohn," sagte sie zu ihm, „du hast alle Ursache zufrieden zu seyn: gegen meine Erwartung sind alle deine Wünsche in Erfüllung gegangen; denn du weißt, was ich immer zu dir gesagt habe. Ich will dich nicht lange in Ungewißheit lassen: der Sultan hat mit der Zustimmung des ganzen Hofs erklärt, daß du würdig seyst, die Prinzessin Badrulbudur zu besitzen. Er erwartet dich, um dich zu umarmen und den Ehebund abzuschließen. Bereite dich auf diese Zusammenkunft gehörig vor, damit sie der hohen Meinung, die er bereits von dir gefaßt hat, entspreche. Nach den Wundern, die ich bisher von dir gesehen habe, bin ich fest überzeugt, daß du es an nichts fehlen lassen wirst. Ich darf indeß nicht

vergeſſen, dir zu ſagen, daß der Sultan dich mit Ungeduld erwartet; verliere alſo keine Zeit, dich zu ihm zu verfügen."

Aladdin, der über dieſe Nachricht hoch erfreut und einzig und allein mit dem Gegenſtand beſchäftigt war, der ihn bezaubert hatte, gab ſeiner Mutter eine kurze Antwort und ging auf ſein Zimmer. Er nahm die Lampe, die ihm bisher in allen Nöthen und bei allen ſeinen Wünſchen ſo hülfreich geweſen war, und kaum hatte er ſie gerieben, als der Geiſt durch ſein unverzügliches Erſcheinen ſeinen fortdauernden Gehorſam an den Tag legte. „Geiſt," ſagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, damit du mir ſogleich ein Bad bereiten ſollſt, und ſobald ich es genommen habe, will ich, daß du mir die reichſte und prachtvollſte Kleidung bringſt, die jemals ein König getragen hat." Kaum hatte er dies geſprochen, als der Geiſt ſowohl ihn als ſich unſichtbar machte, aufhob und in ein Bad trug, das von äußerſt feinem, ſchönem und buntgeſtreiftem Marmor gebaut war. Ohne daß er ſah, wer ihn bediente, wurde er in einem ſehr ſchönen und geräumigen Saale entkleidet. Aus dem Saale ließ man ihn in das Bad treten, das eine mäßige Wärme hatte, und wo er gerieben und mit allerhand wohlriechenden

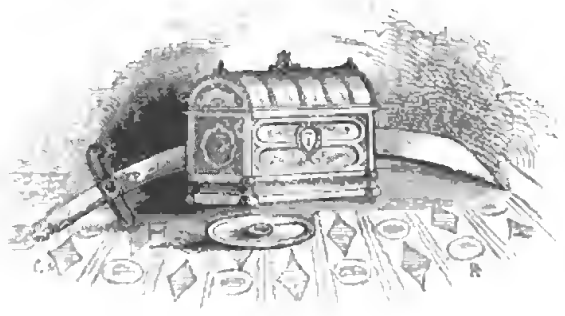


Waſſern gewaſchen wurde. Nachdem er in den verſchiedenen Badeſtuben alle Grade der Wärme durchgemacht hatte, kam er wieder heraus, aber ganz anders, als er hineingetreten war. Seine Geſichtsfarbe war friſch, weiß und roſig geworden, und ſein ganzer Leib weit leichter und geſchmeidiger. Als er in den Saal zurückkam, fand er das Kleid,

das er dort gelaſſen hatte, nicht mehr; der Geiſt hatte ſtatt deſſelben ſeinem Befehle zufolge eine andere Kleidung gebracht. Aladdin war ganz erſtaunt, als er die Pracht des Anzugs ſah, der für ihn beſtimmt war. Er kleidete ſich mit Hülfe des Geiſtes an und bewunderte jedes Stück, ehe er es anzog: ſo ſehr übertraf es Alles, was er ſich bisher nur hatte denken können. Als er fertig war, trug ihn der Geiſt in daſſelbe Zimmer zurück, wo er ihn abgeholt hatte, und fragte ihn, ob er noch was zu befehlen habe. „Ja," antwortete Aladdin; „ich erwarte auf der Stelle von dir, daß du mir ein Pferd herführeſt, deſſen Schönheit und Schnelligkeit das koſtbarſte Pferd im Stalle des Sultans übertrifft; die Decke, der Sattel, der Zaum und überhaupt das Geſchirr muß über eine Million werth ſeyn. Auch verlange ich, daß du mir zu gleicher Zeit zwanzig Sklaven herbeiſchaffſt, die eben ſo reich und ſchmuck gekleidet ſeyn müſſen, wie die, welche das Geſchenk trugen, denn ſie ſollen mir zur Seite und als mein Gefolge einhergehen; und noch zwanzig andere der Art, die in zwei Reihen vor mir herziehen ſollen. Auch meiner Mutter bring' ſechs Sklavinnen zu ihrer Bedienung, die alle wenigſtens eben ſo reich gekleidet ſeyn müſſen, wie die Sklavinnen der Prinzeſſin Badrulbudur, und jede einen vollſtändigen Anzug auf dem Kopfe tragen ſoll, der ſo prächtig und ſtattlich ſeyn muß, als wäre er für die Sultanin. Ferner brauche ich noch zehntauſend Goldſtücke in zehn Beuteln. Das war es, was ich dir noch zu befehlen hatte; geh' und ſpute dich."

Sobald Aladdin dem Geiſte dieſe Befehle gegeben hatte, verſchwand dieſer und erſchien bald wieder mit dem Pferde, den vierzig Sklaven, von denen zehn je einen Beutel mit tauſend Goldſtücken trugen, und den ſechs Sklavinnen, wovon jede einen verſchiedenen Anzug für Aladdins Mutter in Silberſtoff eingewickelt auf dem Kopfe trug. Der Geiſt übergab dies Alles an Aladdin.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht aber fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert und ſechsundvierzigſte Nacht

Aladdin nahm von den zehn Beuteln nur vier, die er ſeiner Mutter gab, damit ſie ſich derſelben in Nothfällen bedienen ſollte. Die ſechs andern ließ er in den Händen der Sklaven, welche ſie trugen, mit dem Befehl, ſie zu behalten und während ihres Zuges durch die Straßen nach dem Palaſte des Sultans Handvollweiſe unter das Volk auszuwerfen. Auch befahl er ihnen, ſie ſollten nebſt den übrigen dicht vor ihm, drei zur Rechten und drei zur Linken, einhergehen. Endlich gab er ſeiner Mutter die ſechs Sklavinnen und ſagte ihr, ſie gehören ihr und ſie könne als Gebieterin über ſie verfügen; auch die Kleider, die ſie trugen, ſeyen für ihren Gebrauch beſtimmt.

Als Aladdin alle ſeine Angelegenheiten geordnet hatte, entließ er den Geiſt mit der Erklärung, daß er ihn rufen werde, ſobald er ſeiner bedürfe, worauf dieſer augenblicklich verſchwand. Jetzt machte ſich Aladdin fertig, dem Wunſche des Sultans, der ihn ſehen

wollte, zu entsprechen. Er fertigte einen der vierzig Sklaven — ich will nicht sagen den schönsten, denn sie waren alle gleich — nach dem Palaste ab, mit dem Befehl, er solle sich an den Obersten der Thürsteher wenden und ihn fragen, wann er wohl die Ehre haben könne, sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Der Sklave entledigte sich seines Auftrags sehr schnell und brachte die Nachricht zurück, daß der Sultan ihn mit Ungeduld erwarte.

Aladdin stieg nun unverzüglich zu Pferde und setzte sich mit seinem Zuge in der schon angezeigten Ordnung in Bewegung. Obgleich er nie zuvor ein Roß bestiegen hatte, so zeigte er doch dabei einen so edlen Anstand, daß selbst der erfahrenste Reiter ihn nicht für einen Neuling hätte halten können. Die Straßen, durch die er kam, füllten sich fast in einem Nu mit einer unübersehbaren Volksmasse an, von deren Beifalls-, Bewunderungs- und Segensrufen die Luft widerhallte, besonders wenn die sechs Sklaven, welche die Beutel trugen, ganze Hände voll Goldstücke rechts und links in die Luft warfen. Der Beifallsruf kam indeß nicht von dem Pöbel her, der sich drängte, stieß und niederbückte, um Goldstücke aufzulesen, sondern von den wohlhabendern Zuschauern, die sich nicht enthalten konnten, der Freigebigkeit Aladdins öffentlich das verdiente Lob zu spenden. Nicht bloß die, die sich erinnerten, ihn noch in seinen Jünglingsjahren mit den Gassenbuben spielend gesehen zu haben, erkannten ihn nicht mehr, sondern auch solche, die ihn noch vor Kurzem gesehen hatten, erkannten ihn kaum; so sehr hatten sich seine Gesichtszüge verändert. Dies kam daher, daß die Lampe unter andern Eigenschaften auch die hatte, den Besitzern allmälig alle Vollkommenheiten zu verleihen, welche dem Rang, zu dem sie durch ihren guten Gebrauch gelangten, angemessen waren. Man schenkte Aladdins Person weit mehr Aufmerksamkeit, als dem übrigen prachtvollen Zuge, da die meisten an demselben Tage bereits einen ähnlichen gesehen hatten, nämlich die Sklaven, die das Geschenk trugen und begleiteten. Besonders wurde auch das Pferd von den Kennern bewundert, welche seine Schönheit recht wohl zu beurtheilen wußten, ohne sich durch den Reichthum oder den Schimmer der Diamanten und andern Edelsteine, womit es bedeckt war, blenden zu lassen. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß der Sultan ihm die Prinzessin Badrulbudur zur Frau gebe, so wurde er, trotz seiner niedern Herkunft, von Niemanden um sein Glück oder seine Erhebung beneidet; denn er schien derselben würdig zu seyn.

Endlich langte Aladdin vor dem Palaste an, wo Alles zu seinem Empfang in Bereitschaft gesetzt war. Als er vor das zweite Thor kam, wollte er, der Sitte gemäß, die selbst der Großvezier, die Feldhauptleute und Oberstatthalter beobachteten, absteigen;

allein der Oberste der Thürsteher, der ihn auf Befehl des Sultans dort erwartete, ließ es nicht zu und begleitete ihn bis an den großen Versammlungs- oder Audienzsaal, wo er ihm absteigen half, obwohl Aladdin sich sehr dagegen sträubte und es nicht dulden wollte: er konnte es aber nicht hindern. Indeß bildeten die Thürsteher am Eingange des Saales eine doppelte Reihe. Ihr Oberster ging zur Linken Aladdins und führte ihn mitten durch sie hindurch bis zum Throne des Sultans.

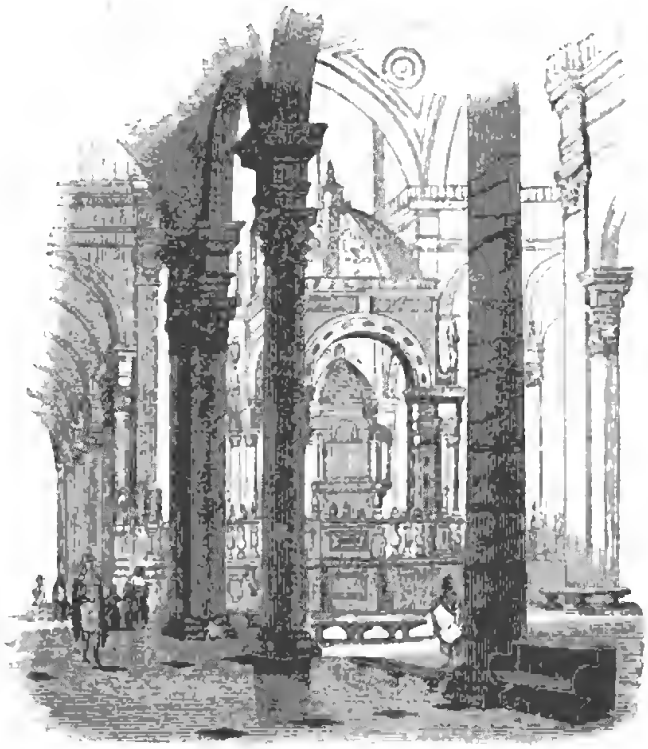
Als der Sultan Aladdin erblickte, war er eben so überrascht durch seine reiche und prachtvolle Kleidung, dergleichen er selbst nie getragen hatte, als auch besonders durch seinen edlen Anstand, seinen herrlichen Wuchs und seine würdevolle Haltung, die er um so weniger erwartet hatte, als sie von dem niedrigen Anzug seiner Mutter himmelweit verschieden war. Seine Verwunderung und Ueberraschung hinderte ihn indeß nicht, aufzustehen und zwei oder drei Stufen des Thrones herabzusteigen, damit Aladdin sich nicht zu seinen Füßen werfen und er ihn freundschaftlich umarmen konnte. Nach dieser Höflichkeit wollte sich Aladdin gleichwohl vor ihm niederwerfen, allein der Sultan hielt ihn mit eigener Hand zurück und nöthigte ihn, heraufzusteigen und sich zwischen ihn und den Großvezier zu setzen.

Hierauf nahm Aladdin das Wort und sprach: „Herr, ich nehme die Ehre, die du mir erzeigst, an, weil es dir in deiner Gnade beliebt, sie mir zu erweisen; erlaube mir aber, dir zu sagen, daß ich nicht vergessen habe, wie ich dein geborner Sklave bin, daß ich die Größe deiner Macht kenne und wohl weiß, wie tief meine Herkunft mich unter den Glanz und die Herrlichkeit des hohen Ranges stellt, in welchem du stehst. Wenn ich durch irgend Etwas einen günstigen Empfang verdient haben sollte, so gestehe ich, daß ich ihn bloß jener durch einen reinen Zufall veranlaßten Kühnheit verdanke, die mich bewog, meine Augen, Gedanken und Wünsche bis zu der göttlichen Prinzessin zu erheben, die der Gegenstand meiner Sehnsucht ist. Ich bitte dich für diese Verwegenheit um Verzeihung, großer König, aber ich kann nicht verhehlen, daß ich vor Schmerz sterben würde, wenn ich die Hoffnung aufgeben müßte, meinen Wunsch erfüllt zu sehen."

„Mein Sohn," antwortete der Sultan, indem er ihn abermals umarmte, „du würdest mir Unrecht thun, wenn du auch nur einen Augenblick an der Aufrichtigkeit meines Versprechens zweifeln wolltest. Dein Leben ist mir fortan zu theuer, als daß ich es nicht durch Darbietung des Heilmittels, worüber ich verfügen kann, zu erhalten suchen sollte. Ich ziehe das Vergnügen, dich zu sehen und zu hören, allen meinen und deinen Schätzen vor."

Bei dieſen Worten gab der Sultan ein Zeichen, und alsbald ertönte die Luft vom Schall der Hoboen und Pauken; zugleich führte der Sultan Aladdin in einen prachtvollen Saal, wo ein herrliches Feſtmahl aufgetragen wurde. Der Sultan ſpeiste ganz allein mit Aladdin. Der Großvezier und die vornehmen Herren vom Hofe ſtanden ihnen, jeder nach ſeinem Rang und Würde, während der Mahlzeit zur Seite. Der Sultan, der die Augen fortwährend auf Aladdin geheftet hatte — denn es machte ihm ungemein viel Vergnügen, ihn zu ſehen — lenkte das Geſpräch auf mehrere verſchiedene Gegenſtände. Während der ganzen Unterhaltung aber, die ſie über Tiſch mit einander führten, und auf welchen Gegenſtand auch das Geſpräch fallen mochte, ſprach Aladdin mit ſo viel Kenntniß und Verſtand, daß er den Sultan vollends ganz in der guten Meinung beſtärkte, die er gleich anfangs von ihm gefaßt hatte.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung bei dieſen Worten. In der folgenden Nacht erzählte ſie alſo weiter:



Fünfhundert und siebenundvierzigste Nacht.

Nach dem Mahle ließ der Sultan den obersten Richter seiner Hauptstadt rufen und befahl ihm, sogleich den Ehevertrag zwischen der Prinzessin Badrulbudur, seiner Tochter, und Aladdin zu entwerfen und aufzusetzen. Während dieser Zeit unterhielt sich der Sultan mit Aladdin über mehrere gleichgültige Sachen in Gegenwart des Großveziers und der vornehmen Herren vom Hofe, die den gründlichen Verstand, die große Gewandtheit in Rede und Ausdruck, und die feinen und sinnreichen Bemerkungen, womit der Jüngling die Unterhaltung würzte, nicht genug bewundern konnten.

Als der Richter den Vertrag mit allen erforderlichen Förmlichkeiten vollendet hatte, fragte der Sultan Aladdin, ob er im Palaste bleiben und die Hochzeit noch heute feiern wolle. „Herr," antwortete Aladdin, „so brennend auch mein Verlangen ist, deine Gnade und Huld in ihrem ganzen Umfange zu genießen, so bitte ich doch, daß du mir so lange noch Frist gestattest, bis ich einen Palast habe erbauen lassen, um die Prinzessin ihrem Range und ihrer Würde gemäß zu empfangen. Ich erbitte mir hiezu

einen angemessenen Platz vor dem deinigen aus, damit ich recht nahe bin, um dir meine Aufwartung machen zu können. Ich werde nichts unterlassen und dafür sorgen, daß er in möglichst kurzer Zeit vollendet wird." — „Mein Sohn," sagte der Sultan, „wähle dir jede Stelle aus, die du für passend hältst; vor meinem Palaste ist leerer Raum genug, und ich selbst habe schon daran gedacht, ihn auszufüllen; aber bedenke, daß ich je eher je lieber dich mit meiner Tochter vermählt zu sehen wünsche, um das Maß meiner Freude voll zu machen." Bei diesen Worten umarmte er Aladdin abermals, und dieser verabschiedete sich vom Sultan mit so feinem Anstand, wie wenn er von jeher am Hofe gewesen und dort erzogen worden wäre.

Aladdin stieg nun wieder zu Pferde und kehrte in demselben Zuge, wie er gekommen war, durch dieselbe Volksmasse und unter dem Beifallsjauchzen der Menge, die ihm alles mögliche Glück und Segen wünschte, nach Hause zurück. Kaum war er abgestiegen, so nahm er die Lampe und rief den Geist wie gewöhnlich. Der Geist ließ nicht lange auf sich warten, sondern erschien sogleich und bot seine Dienste an. „Geist," sprach Aladdin zu ihm, „ich habe alle Ursache, deine Pünktlichkeit zu rühmen; du hast bisher alle Befehle, die ich dir kraft dieser Lampe, deiner Herrin, gegeben habe, pünktlich erfüllt. Heute aber handelt es sich davon, daß du aus Liebe zu ihr wo möglich noch mehr Eifer und Gehorsam an den Tag legen sollst, als bisher. Ich verlange nämlich, daß du mir in möglichst kurzer Zeit gegenüber vom Palaste des Sultans, jedoch in angemessener Entfernung davon, einen Palast erbauen lässest, welcher würdig ist, die Prinzessin Badrulbudur, meine Gemahlin, aufzunehmen. Die Wahl der Materialien, nämlich Porphyr oder Jaspis, Achat oder Lasurstein, oder auch den feinsten buntgestreiften Marmor, so wie die übrige Einrichtung des Baus, überlasse ich ganz dir; doch erwarte ich, daß du mir obenhinauf einen großen Saal mit einer Kuppel und vier gleichen Seiten baueſt, dessen Wände aus wechselnden Schichten von ächtem Gold und Silber aufgeführt seyn müssen, mit vierundzwanzig Fenstern, sechs auf jeder Seite, deren Vergitterung mit Ausnahme eines einzigen, welches unvollendet bleiben soll, kunstreich und ebenmäßig mit Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückt seyn muß, so daß dergleichen noch nie auf der Welt gesehen worden ist. Ferner will ich, daß sich bei dem Palaste ein Vorhof, ein Hof und ein Garten befinde, vor allen Dingen aber muß an einem Ort, den du mir bezeichnen wirst, ein Schatz voll mit gemünztem Gold und Silber, und außerdem mehrere Küchen, Speisekammern, Magazine und Geräthkammern voll der kostbarsten Geräthe für jede Jahreszeit, und der Pracht des Palastes angemessen, vorhanden seyn; dann noch Ställe voll der schönsten Pferde und der

gehörigen Anzahl Stallmeiſter und Stallknechte. Auch einen Jagdzeug darfſt du nicht vergeſſen und es verſteht ſich von ſelbſt, daß du auch noch für hinlängliche Dienerſchaft für die Küche und den übrigen Haushalt, ſo wie für die gehörige Anzahl Sklavinnen zur Bedienung der Prinzeſſin, zu ſorgen haſt. Du wirſt jetzt begreifen, was mein Wunſch iſt; geh' und komm' wieder, wenn du Alles fertig gemacht haſt."

Die Sonne ging eben unter, als Aladdin dem Geiſte wegen Erbauung des Palaſtes, den er ſich ausgeſonnen, ſeine Aufträge gab. Am andern Morgen ſtand Aladdin, den die Liebe zur Prinzeſſin nicht ruhig ſchlafen ließ, in aller Frühe auf, und ſogleich erſchien auch der Geiſt. „Herr," ſprach er zu ihm, „dein Palaſt iſt fertig; komm' und ſieh, ob du damit zufrieden biſt." Aladdin fand Alles ſo weit über ſeiner Erwartung, daß er ſich nicht genug wundern konnte. Der Geiſt führte ihn überall herum, und überall fand er Reichthum, Schönheit und Pracht, dazu Diener und Sklaven, alle dem Range und Dienſte gemäß gekleidet, wozu ſie beſtimmt waren.

Auch unterließ er nicht, ihm als eine Hauptsache die Schatzkammer zu zeigen, deren Thüre vom Schatzmeister geöffnet wurde, und Aladdin erblickte hier ganze Haufen von Goldsäcken der verschiedensten Größe, je nach den Summen, die sie enthielten, bis an das Gewölbe aufgethürmt, und Alles in so schöner Ordnung, daß ihm das Herz vor Freude lachte. Beim Herausgehen versicherte ihm der Geist, daß er sich auf die Treue des Schatzmeisters vollkommen verlassen dürfe. Hierauf führte er ihn in die Ställe und zeigte ihm die schönsten Pferde von der Welt und die Stallknechte, die eifrig beschäftigt waren, sie zu pflegen und zu warten. Endlich ging er mit ihm durch die Vorrathskammern, worin alle Arten von Vorräthen, hauptsächlich an Nahrungsmitteln für die Pferde und Pferdeschmuck, aufgehäuft lagen.

Nachdem Aladdin den ganzen Palast von oben bis unten, von Zimmer zu Zimmer und von Gemach zu Gemach, besonders auch den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern gemustert und darin mehr Pracht und Herrlichkeit, als er je gehofft, so wie alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten angetroffen hatte, sagte er zu dem Geiste: „Geist, es kann Niemand zufriedener seyn, als ich es bin, und es wäre sehr unrecht von mir, wenn ich mich im Mindesten beklagen wollte. Bloß etwas fehlt noch, wovon ich dir nichts gesagt habe, weil ich nicht daran dachte. Ich wünschte nämlich von dem Palastthore des Sultans an bis zum Eingang der Zimmer, die in diesem Palaste für die Prinzessin bestimmt sind, einen Teppich vom schönsten Sammt ausgebreitet zu haben, damit sie auf demselben gehe, wenn sie aus dem Palaste des Sultans kommt." — „Ich komme im Augenblick wieder," sprach der Geist und verschwand. Eine kleine Weile nachher sah Aladdin mit großem Erstaunen seinen Wunsch erfüllt, ohne daß er wußte, wie es zugegangen war. Der Geist erschien dann wieder und trug Aladdin in seine Wohnung zurück, während eben die Palastpforte des Sultans geöffnet wurde.

Die Pförtner des Palastes, die das Thor öffneten und nach der Seite hin, wo jetzt Aladdins Prachtgebäude stand, immer eine freie Aussicht gehabt hatten, waren sehr überrascht, als sie diese Aussicht verbaut und von dorther bis an die Palastpforte des Sultans einen Sammtteppich ausgebreitet sahen. Im Anfang konnten sie sich nicht denken, was es seyn sollte; aber ihr Erstaunen wuchs, als sie ganz deutlich den herrlichen Palast Aladdins sahen. Die Nachricht von diesem merkwürdigen Wunder verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Palast. Der Großvezier, der sich gleich nach Oeffnung der Pforte im Palaste einfand, war eben so überrascht, wie alle Andern, und theilte die Sache sogleich dem Sultan mit, erklärte sie aber für ein Werk der Zauberei. „Vezier," antwortete der Sultan, „warum soll es denn ein Werk der

Zauberei seyn? Du weißt so gut wie ich, daß es der Palast ist, den Aladdin vermöge der Erlaubniß, die ich ihm in deiner Gegenwart gab, als Wohnung für die Prinzessin, meine Tochter, hat erbauen lassen. Nach den Proben, die er uns von seinem Reichthum gegeben, ist es durchaus nicht so befremdlich, daß er diesen Palast in so kurzer Zeit vollendet hat. Er hat uns damit überraschen und zeigen wollen, daß man mit baarem Gelde über Nacht Wunder thun kann. Gestehe nur, daß bei dir etwas wie Eifersucht mitunterläuft, wenn du von Zaubereien sprichst." Indeß wurde es Zeit, in die Rathsversammlung zu gehen, und sie brachen das Gespräch ab.

Als Aladdin in seine Wohnung zurückgebracht worden war und den Geist entlassen hatte, fand er seine Mutter bereits auf den Beinen und mit dem Anzug eines der Kleider beschäftigt, die er ihr hatte bringen lassen. Er veranlaßte sie nun, um die Zeit, wo der Sultan gewöhnlich aus der Rathsversammlung kam, in Begleitung der Sklavinnen, die der Geist ihr gebracht hatte, nach dem Palaste zu gehen. Wenn sie den Sultan sähe, solle sie ihm sagen, sie komme, um die Ehre zu haben, die Prinzessin auf den Abend nach ihrem Palaste zu begleiten. Sie ging, aber obgleich sowohl sie als ihre Sklavinnen wie Sultaninnen gekleidet waren, so war doch die Volksmenge, die sich zum Zuschauen herdrängte, weit kleiner als sonst, zumal da sie verschleiert waren und ein angemessener Ueberwurf den Reichthum und die Pracht ihrer Kleider bedeckte. Aladdin stieg nun zu Pferde, verließ sein Vaterhaus, um nie wieder zurückzukehren, vergaß aber die Wunderlampe nicht, die ihm so herrliche Dienste geleistet hatte, und zog dann öffentlich nach seinem Palast mit demselben Pompe, womit er sich Tags zuvor dem Sultan vorgestellt hatte.

Sobald die Pförtner des königlichen Palastes Aladdins Mutter bemerkten, meldeten sie es dem Sultan. Sogleich wurde den Chören der Trompeter, der Pauken- und Trommelschläger, der Querpfeifer und Hoboisten, die bereits auf den Terrassen des Palastes an verschiedenen Punkten aufgestellt waren, ein Zeichen gegeben, und im Augenblick ertönte fröhliche Musik, die der ganzen Stadt Freude verkündete. Die Kaufleute fingen an, ihre Läden mit schönen Teppichen, Polstern und Laubwerk zu schmücken, und trafen Anstalten zur Beleuchtung der Stadt. Die Handwerksleute verließen ihre Arbeit, und schaarenweise zog das Volk nach dem großen Platz zwischen des Sultans und Aladdins Palästen. Letzterer zog hauptsächlich allgemeine Bewunderung auf sich, zumal da der Palast des Sultans mit dem neuen durchaus nicht in Vergleich zu setzen war. Am meisten aber staunten sie, weil sie nicht begreifen konnten, durch welches unerhörte Wunder sie einen so prachtvollen Palast an einem

Orte erblickten, wo ſie Tags zuvor weder den Grund legen noch Baumaterialien geſehen hatten. Aladdins Mutter wurde im Palaſte ehrenvoll empfangen und vom Oberſten der Verſchnittenen in die Zimmer der Prinzeſſin Badrulbudur geführt. Sobald die Prinzeſſin ſie erblickte, ging ſie auf ſie zu, umarmte ſie, hieß ſie auf ihrem Sopha Platz nehmen, und während ihre Frauen ſie vollends ankleideten und mit den koſtbarſten Juwelen von Aladdins Geſchenk ſchmückten, ließ ſie ihr einen köſtlichen Imbiß vorſetzen. Der Sultan, welcher dazukam, um noch ſo lange als möglich mit der Prinzeſſin, ſeiner Tochter, zuſammen ſeyn zu können, bevor ſie ſich von ihm trennte und den Palaſt Aladdins bezöge, erwies ihr ebenfalls große Ehre. Aladdins Mutter hatte mit ihm ſchon mehrere Male vor dem verſammelten Rathe geſprochen, aber er hatte ſie noch nie wie jetzt ohne Schleier geſehen. Obwohl ſie ſchon eine erkleckliche Anzahl Jahre auf dem Rücken hatte, ſo ſah man doch noch aus ihren Geſichtszügen, daß ſie in ihrer Jugend ſehr ſchön geweſen ſeyn mußte. Der Sultan, der ſie immer ſehr einfach, ja ſogar armſelig gekleidet geſehen hatte, war nun voll Verwunderung, als er ſie eben ſo reich und prachtvoll angezogen ſah, wie die Prinzeſſin, ſeine Tochter. Er ſchloß daraus, daß Aladdin in allen Dingen gleich erfahren, verſtändig und einſichtsvoll ſeyn müſſe.

In dieſem Augenblicke bemerkte Scheherſad den Tag; ſie hielt deßhalb inne und fuhr in der nächſten Nacht alſo fort:

Fünfhundert und achtundvierzigſte Nacht.

Als die Nacht anbrach, verabſchiedete ſich die Prinzeſſin vom Sultan, ihrem Vater. Dieſer Abſchied war höchſt zärtlich und thränenreich; ſie umarmten ſich mehrmals, ohne ein Wort zu ſprechen, aber endlich ging die Prinzeſſin aus ihrem Zimmer und trat den Zug an; zu ihrer Linken ging Aladdins Mutter, und hinter ihnen hundert Sklavinnen in der prachtvollſten Kleidung. Sämmtliche Muſikchöre, die ſeit der Ankunft von Aladdins Mutter ununterbrochen geſpielt hatten, vereinigten ſich jetzt und gingen dem Zuge voran; ihnen folgten hundert Trabanten und eben ſo viele ſchwarze Verſchnittene in zwei Reihen, mit ihren Befehlshabern an der Spitze. Vierhundert junge Edelknaben des Sultans, die in zwei Zügen mit Fackeln in der Hand auf beiden Seiten einhergingen,

verbreiteten einen Lichtglanz, der im Verein mit der Beleuchtung der beiden Paläſte des Sultans und Aladdins den Mangel des Tageslichts auf's herrlichſte erſetzte.

In dieſer Ordnung zog die Prinzeſſin den Teppich entlang vom Palaſte des Sultans bis zum Palaſte Aladdins, und je mehr ſie vorwärts kam, deſto mehr miſchte und vereinigte ſich das Spiel ihres Muſikchors mit dem, das ſich von den Terraſſen an Aladdins Palaſt herab hören ließ, und bildete mit dieſem ein Concert, das, ſo ſeltſam und verwirrt es auch ſchien, gleichwohl die allgemeine Freude vermehrte, nicht bloß auf dem großen Platze, der von Menſchen wimmelte, ſondern auch in den beiden Paläſten, in der ganzen Stadt und noch weit in der Umgegend.

Endlich langte die Prinzeſſin bei dem neuen Palaſte an, und Aladdin eilte mit einer Freude, die ſich leicht denken läßt, an den Eingang der für ſie beſtimmten Zimmer, um ſie daſelbſt zu empfangen. Aladdins Mutter hatte der Prinzeſſin bereits ihren Sohn, der von glänzender Dienerſchaft umgeben war, bezeichnet, und die Prinzeſſin fand ihn gleich auf den erſten Anblick ſo ſchön, daß ſie ganz bezaubert wurde. „Anbetungswürdige Prinzeſſin," ſagte Aladdin zu ihr, indem er auf ſie zuging und ſie voll Ehrerbietung begrüßte, „ſollte ich das Unglück haben, dir durch meine Verwegenheit, womit ich nach dem Beſitz einer ſo liebenswürdigen Prinzeſſin, der Tochter meines Sultans, trachtete, zu mißfallen, ſo mußt du die Schuld deinen ſchönen Augen und der Macht deiner Reize zuſchreiben, nicht aber mir." — „Prinz," antwortete ihm die Prinzeſſin — „denn als ſolcher erſcheinſt du mir — ich gehorche dem Willen des Sultans, meines Vaters, und kann, nachdem ich dich geſehen, wohl ſagen, daß ich ihm ohne Sträuben und gerne gehorche." Aladdin war hocherfreut über dieſe angenehme und verbindliche Antwort und ließ die Prinzeſſin, die einen ſo weiten Weg zurückgelegt hatte, woran ſie nicht gewöhnt war, nicht lange ſtehen, ſondern nahm ihre Hand, küßte dieſelbe mit vieler Zärtlichkeit und führte ſie in einen großen, von einer unendlichen Menge Wachskerzen erleuchteten Saal, wo auf Veranſtaltung des Geiſtes ein herrliches Mahl aufgetragen war. Die Schüſſeln waren von gediegenem Gold und mit den köſtlichſten Speiſen angefüllt. Die Vaſen, die Becken und die Becher, womit der Tafelaufſatz reichlich beſetzt war, waren ebenfalls von Gold und von auserleſener Arbeit. Auch die übrigen Verzierungen und der ganze Ausſchmuck des Saals entſprachen dieſer hohen Pracht. Die Prinzeſſin war ganz bezaubert, ſo viele Reichthümer beiſammen zu ſehen, und ſprach zu Aladdin: „Prinz, ich hatte bisher geglaubt, daß es nichts Schöneres auf der Welt geben könne, als den Palaſt des Sultans, meines Vaters; aber ſchon dieſer Saal allein überzeugt mich, daß ich mich getäuſcht habe." —

„Prinzeſſin,“ antwortete Aladdin, indem er ſie an den für ſie beſtimmten Platz führte, „ich nehme dieſe Höflichkeit auf, wie ich es ſchuldig bin, aber ich weiß wohl, was ich zu glauben habe.“

Die Prinzeſſin Badrulbudur, Aladdin und ſeine Mutter ſetzten ſich jetzt zu Tiſche und ſogleich begann eine ſehr liebliche und harmoniſche Muſik nebſt einem reizenden Geſang von ausgezeichnet ſchönen Mädchen, und dieſes Concert dauerte ununterbrochen bis an's Ende der Mahlzeit. Die Prinzeſſin war wie bezaubert und verſicherte, im Palaſte des Sultans, ihres Vaters, nie etwas Aehnliches gehört zu haben. Aber ſie wußte nicht, daß dieſe Sängerinnen Feen waren, die der Geiſt, der Sklave der Lampe, hiezu ausgewählt hatte.

Als das Abendeſſen vorüber und alles abgeräumt war, ſo trat an die Stelle des Muſikchors ein Trupp von Tänzern und Tänzerinnen. Sie führten nach der Sitte des

Landes allerlei figurirte Tänze auf und den Schluß machten ein Tänzer und eine Tänzerin, die mit erſtaunlicher Leichtigkeit tanzten und überaus viel Anſtand und Gewandtheit entwickelten. Es war nahe an Mitternacht, als Aladdin der damals in China beſtehenden Sitte zufolge aufſtand und der Prinzeſſin Badrulbudur die Hand

bot, um mit ihr zu tanzen und damit die Hochzeitfeierlichkeit zu schließen. Sie tanzten so schön, daß sie die Bewunderung der ganzen Gesellschaft rege machten. Als dies vorüber war, behielt Aladdin die Prinzessin an der Hand, und sie gingen mit einander in das Zimmer, wo das hochzeitliche Lager für sie bereitet war. Die Frauen der Prinzessin kleideten sie aus und brachten sie zu Bette, Aladdins Diener thaten dasselbe und dann entfernten sich Alle. So endigten die Lustbarkeiten zur Feier der Hochzeit Aladdins und der Prinzessin Badrulbudur.

Am andern Morgen, als Aladdin erwachte, kamen seine Kammerdiener, um ihn anzukleiden. Sie zogen ihm ein anderes, aber nicht minder reiches und prachtvolles Kleid an, als am Hochzeitstage. Hierauf ließ er sich eines seiner Leibpferde vorführen, bestieg es und begab sich mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven, die vor und hinter ihm und zu beiden Seiten gingen, nach dem Palaste des Sultans. Der Sultan empfing ihn mit denselben Ehrenbezeigungen wie das erste Mal; er umarmte ihn, ließ ihn neben sich auf seinen Thron sitzen und befahl, das Frühmahl aufzutragen. „Herr," sagte Aladdin zu ihm, „ich bitte dich, mir heute diese Ehre zu erlassen. Ich komme, um dich zu ersuchen, daß du mir die Ehre erzeigen mögest, mit deinem Großvezier und den Vornehmen deines Hofes im Palaste der Prinzessin ein Mittagsmahl einzunehmen." Der Sultan bewilligte dies sehr gern. Er stand sogleich auf, und da der Weg nicht weit war, so wollte er zu Fuße dahin gehen. Er brach also auf und zu seiner Rechten ging Aladdin, zur Linken der Großvezier und die Vornehmen des Hofes, voraus die Trabanten und die Angesehensten von seinem Haushalte.

Je näher der Sultan dem Palaste Aladdins kam, um so mehr verwunderte er sich über seine Schönheit. Noch weit höher stieg seine Verwunderung, als er hineingetreten war, und bei jedem Zimmer, das er sah, bezeigte er laut sein Erstaunen. Als ihn aber Aladdin in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern führte und er die Verzierungen desselben, besonders aber die mit den größten und ausgezeichnetsten Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückten Gitterfenster betrachtete, so wurde er davon so überrascht, daß er eine Weile regungslos stehen blieb. Endlich sagte er zum Großvezier, der neben ihm stand: „Ist's möglich, Vezier, daß in meinem Königreich und so nahe an meinem Palast ein so prächtiger Palast stehen soll, von dem ich bis jetzt nichts gewußt habe?" — „Mein Herr und König," antwortete der Großvezier, „du wirst dich erinnern, daß du vorgestern Aladdin, als du ihn für deinen Eidam erklärtest, die Erlaubniß gegeben hast, einen Palast, gegenüber dem deinigen, aufzuführen. Damals stand bei Sonnenuntergang noch kein Palast an dieser Stelle, und gestern

hatte ich die Ehre dir zuerſt zu melden, daß der Palaſt vollkommen ausgebaut ſey.“ — „Ich erinnere mich deſſen wohl,“ antwortete der Sultan, „aber ich hätte nie geglaubt, daß dieſer Palaſt ein Wunder der Welt ſeyn würde. Wo in aller Welt findet man Bauwerke, deren Schichten, ſtatt aus Stein oder Marmor, von gediegenem Gold und Silber und wo die Fenſtervergitterungen mit Diamanten, Rubinen und Smaragden verziert ſind? Dergleichen iſt auf Erden noch nie erhört worden.“

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht mit folgenden Worten fort:

Fünfhundert und neunundvierzigste Nacht.

Der Sultan besah und bewunderte nun die Schönheit der vierundzwanzig Gitterfenster. Doch indem er sie zählte, fand er, daß bloß dreiundzwanzig so reich geschmückt waren, und wunderte sich sehr, daß man das vierundzwanzigste unvollendet gelassen hatte. „Vezier," sprach er, denn es war Pflicht des Großveziers, nicht von seiner Seite zu weichen, „ich muß sehr staunen, daß ein so prachtvoller Saal an dieser Stelle unvollendet geblieben ist." — „Herr," antwortete der Großvezier, „Aladdin war offenbar zu sehr gedrängt, und es fehlte ihm an Zeit, dieses Fenster den übrigen gleichmachen zu lassen; doch läßt sich denken, daß er die erforderlichen Edelsteine dazu besitzt und sobald als möglich daran arbeiten lassen wird."

Aladdin, der den Sultan verlassen hatte, um einige Befehle zu geben, fand sich mittlerweile wieder ein. „Mein Sohn," sprach der Sultan zu ihm, „dies ist der

bewundernswürdigste Saal, der in der ganzen Welt zu sehen ist. Nur über Etwas muß ich mich wundern, daß nämlich das Gitterfenster hier unvollendet geblieben ist. Ist dies aus Vergeßlichkeit geschehen, oder aus Nachlässigkeit, oder haben vielleicht die Handwerksleute nicht Zeit genug gehabt, an dieses schöne Denkmal der Baukunst die letzte Hand anzulegen?" — „Herr," antwortete Aladdin, „das Gitterfenster ist aus einem ganz andern Grunde so unvollendet geblieben, wie du siehst. Es ist absichtlich geschehen, und auf meinen Befehl haben die Handwerksleute es nicht angerührt. Ich wünschte nämlich, daß du selbst den Ruhm haben solltest, den Saal und Palast vollenden zu lassen, und nun ersuche ich dich, meine gute Absicht gnädig aufzunehmen, damit ich mich deiner Gunst und Gnade rühmen kann." — „Wenn du es in dieser Absicht gethan hast," antwortete der Sultan, „so weiß ich dir vielen Dank dafür und werde augenblicklich die nöthigen Befehle geben." Wirklich ließ er sogleich die am besten mit Edelsteinen versehenen Juweliere und die geschicktesten Goldschmiede seiner Hauptstadt rufen.

Der Sultan verließ indeß den Saal und Aladdin führte ihn in denjenigen, wo er die Prinzessin Badrulbudur am Hochzeitstage bewirthet hatte. Die Prinzessin erschien einen Augenblick später und empfing den Sultan, ihren Vater, mit einer Miene, woraus deutlich zu erkennen war, daß sie mit ihrer Ehe sehr wohl zufrieden seyn mußte. Zwei Tafeln standen da, mit den köstlichsten Speisen besetzt, und das Tafelgeschirr war alles von Gold. Der Sultan setzte sich an die erste und speiste mit der Prinzessin, seiner Tochter, mit Aladdin und dem Großvezier. Die übrigen Großen des Hofes wurden an der zweiten bewirthet, die sehr lang war. Der Sultan fand die Speisen überaus schmackhaft und gestand, daß er noch nie herrlicher gespeist habe. Dasselbe sagte er von dem Weine, welcher in der That sehr köstlich war. Was er noch ferner bewunderte, waren vier große Tafelaufsätze mit einer Menge Flaschen, Schalen und Bechern, sämmtlich von gediegenem Gold und reich mit Edelsteinen geschmückt. Auch über die Musikchöre war er hoch erfreut, die im Saal aufgestellt waren, während das Geschmetter der Trompeten, Pauken und Trommeln in angemessenen Pausen von außen her ertönte.

Als der Sultan vom Tisch aufgestanden war, meldete man ihm, die Juweliere und Goldschmiede, die er hatte rufen lassen, seyen jetzt da. Er ging mit ihnen in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern und zeigte ihnen das Fenster, das noch unvollendet war. „Ich habe euch kommen lassen," sagte er zu ihnen, „damit ihr mir dieses Fenster ausbaut und es eben so schön machet wie die andern sind. Besichtiget diese einmal und verlieret keine Zeit, an eure Arbeit zu gehen; es muß aber den übrigen vollkommen gleichen."

Die Juweliere und Goldschmiede sahen sich die dreiundzwanzig Fenster sehr genau an, und nachdem sie sich mit einander berathen hatten und darüber eins geworden waren, welche Arbeit jeder Einzelne zu liefern hätte, traten sie wieder vor den Sultan, und der Hofjuwelier nahm das Wort und sagte: „Herr, wir sind bereit, alle Mühe und Fleiß anzuwenden, um dir zu gehorchen; aber, aufrichtig gestanden, so viel wir unser hier sind, so haben wir doch alle mit einander weder so kostbare, noch so viele Edelsteine, als zu einer so bedeutenden Arbeit erforderlich sind." — „Ich besitze welche," sagte der Sultan, „und zwar weit mehr als ihr brauchen werdet; kommt in meinen Palast, so will ich sie euch zeigen, damit ihr wählet."

Als der Sultan in seinen Palast zurückgekehrt war, ließ er alle seine Edelsteine bringen, und die Goldschmiede nahmen sehr viele davon, besonders von denen, welche Aladdin ihm geschenkt hatte. Sie brachten sie an dem Fenster an, ohne daß man den Fortschritt ihrer Arbeit sonderlich gemerkt hätte, und kamen zu wiederholten Malen, um neue zu holen; aber in einem Monat hatten sie noch nicht die Hälfte des Werks vollendet. Endlich verwendeten sie alle Edelsteine des Sultans, der noch vom Großvezier dazu entlehnte, brachten aber höchstens die Hälfte des Fensters zu Stande.

Aladdin, der wohl sah, daß der Sultan sich vergebens bemühte, dieses Fenster den übrigen gleich machen zu lassen, und daß er nicht viel Ehre dabei aufhob, ließ die Goldschmiede kommen und sagte ihnen, sie sollen nicht nur ihre Arbeit einstellen, sondern auch das, was sie bisher zuwege gebracht, wieder auseinander nehmen und dem Sultan und Großvezier ihre Edelsteine zurückgeben.

So wurde denn das Werk, wozu die Juweliere und Goldschmiede mehr als sechs Wochen verwendet hatten, binnen wenigen Stunden zerstört. Sie entfernten sich dann und Aladdin blieb allein im Saale zurück. Er zog die Lampe heraus, die er bei sich hatte, rieb sie und sogleich erschien der Geist. „Geist," sprach Aladdin zu ihm, „ich hatte dir befohlen, eines der vierundzwanzig Gitterfenster des Saales unvollendet zu lassen, und du hast diesen Befehl befolgt: jetzt habe ich dich kommen lassen, daß du es den übrigen gleich machen sollst." Der Geist verschwand und Aladdin ging aus dem Saal. Als er eine Weile darauf wieder hinaufkam, fand er das Gitterfenster in dem gewünschten Zustand und ganz wie die übrigen.

Inzwischen kamen die Juweliere und Goldschmiede in den Palast, wurden in das Audienzzimmer geführt und dem Sultan vorgestellt. Der erste Juwelier überreichte ihm die Edelsteine, die sie zurückbrachten, und sagte im Namen Aller zu ihm: „Beherrscher des Erdkreises, du weißt, wie lange wir schon mit dem angestrengtesten Fleiße arbeiten,

um das Werk zu vollenden, das du uns aufgetragen haſt. Es war ſchon ſehr weit gediehen, als Aladdin uns nöthigte, nicht nur die Arbeit einzuſtellen, ſondern auch Alles, was wir zuwege gebracht hatten, zu zerſtören und dir deine und des Großveziers Edelſteine zurückzubringen. Der Sultan fragte, ob Aladdin ihnen keinen Grund angegeben habe, und als ſie es verneinten, gab er ſogleich Befehle, ihm ein Pferd vorzuführen. Dies geſchah, er beſtieg es und ritt ohne weiteres Gefolge, außer einigen ſeiner Leute, die ihn zu Fuße begleiteten, fort. Am Palaſte Aladdins angelangt, ſtieg er unten an der Treppe ab, die zu dem Saal mit den vierundzwanzig Fenſtern führte. Er ging hinein, ohne Aladdin benachrichtigen zu laſſen, allein dieſer kam noch zu rechter Zeit, um den Sultan an der Thüre des Saals zu empfangen.

Der Sultan ließ Aladdin keine Zeit, ſich höchlich darüber zu beſchweren, daß er ihm ſeine Ankunft nicht voraus habe melden laſſen und ihn dadurch in die Nothwendigkeit verſetzt habe, ſeine Pflicht nur mangelhaft zu erfüllen, ſondern ſagte ſogleich zu ihm: „Mein Sohn, ich komme ſelbſt, um dich zu fragen, warum du denn einen ſo prächtigen und einzigen Saal, wie der in deinem Palaſte iſt, unvollendet laſſen willſt.“

Aladdin verhehlte den wahren Grund, daß nämlich der Sultan nicht reich genug an Edelſteinen wäre, um einen ſo großen Aufwand zu beſtreiten. Um ihm übrigens zu zeigen, wie weit der Palaſt, ſo wie er gegenwärtig war, nicht bloß den ſeinigen, ſondern auch jeden andern Palaſt auf der Welt übertraf, während er nicht einmal im Stande war, den kleinſten Theil davon zu vollenden, antwortete er ihm: „Herr, es iſt wahr, du haſt den Saal unvollendet geſehen, aber ich bitte dich, ſieh jetzt einmal, ob noch etwas daran fehlt.“

Der Sultan ging auf das Fenſter zu, deſſen Vergitterung er unvollendet geſehen hatte, und als er bemerkte, daß es den übrigen ſo gleich war, wie ein Ei dem andern, glaubte er, er habe ſich getäuſcht. Er beſichtigte ſofort nicht bloß die zwei Fenſter auf beiden Seiten daneben, ſondern auch noch alle nach einander, und nachdem er ſich überzeugt, daß das Gitterfenſter, woran ſeine Goldſchmiede ſo lange gearbeitet hatten, in ſo kurzer Zeit vollendet worden war, umarmte er Aladdin und küßte ihn zwiſchen die Augen auf die Stirne. „Mein Sohn,“ ſagte er hierauf voll Verwunderung zu ihm: „was für ein Mann biſt du, daß du ſo erſtaunliche Werke zuwege bringſt, ehe man eine Hand umkehrt? Du haſt auf der ganzen Welt nicht deines Gleichen und je mehr ich dich kennen lerne, um ſo bewundernswürdiger finde ich dich.“

Aladdin nahm die Lobſprüche des Sultans mit vieler Beſcheidenheit auf und antwortete ihm folgendermaßen: „Herr, es iſt ein großer Ruhm für mich, das Wohlwollen

und den Beifall meines Königs zu verdienen; auch versichere ich dir, daß ich immer Alles aufbieten werde, um mich desselben immer mehr und mehr würdig zu machen."

Der Sultan kehrte in seinen Palast zurück, wie er gekommen war, ohne Aladdins Begleitung anzunehmen. Der Großvezier erwartete ihn daselbst. Noch voll Staunen über das Wunder, das er mit eigenen Augen gesehen, erzählte ihm der Sultan Alles in Ausdrücken, die den Minister nicht mehr an der Wahrheit der Sache zweifeln ließen, ihn aber in seinem ursprünglichen Glauben bestärkten, daß Aladdins Palast ein Werk der Zauberei sey, was er auch gleich anfangs, als der Palast an's Tageslicht kam, gegen den Sultan geäußert hatte. Er wollte es nun abermals wiederholen, allein der Sultan unterbrach ihn mit den Worten: „Du hast mir dies schon einmal gesagt, aber ich sehe wohl, daß du die Vermählung meiner Tochter mit deinem Sohne immer noch nicht vergessen hast." Der Großvezier sah ein, daß der Sultan eine vorgefaßte Meinung hatte, und ließ ihn auch dabei, um nicht in Streit mit ihm zu gerathen. Der Sultan aber begab sich regelmäßig jeden Tag, sobald er aufgestanden war, in ein Zimmer, von wo aus er den Palast Aladdins sehen konnte, und ging auch den Tag über mehrmals dahin, um ihn zu betrachten und zu bewundern.

Aladdin verschloß sich indessen nicht in seinem Palaste; er zeigte sich absichtlich mehrere Male wöchentlich in der Stadt, indem er bald in diese, bald in jene Moschee ging, um sein Gebet zu verrichten, oder von Zeit zu Zeit dem Großvezier einen Besuch abstattete, der sich beeiferte, ihm an bestimmten Tagen seine Aufwartung zu machen, oder erwies er auch zuweilen einigen Vornehmen vom Hofe, die er öfter in seinem Palaste bewirthete, die Ehre, sie zu Haus zu besuchen. Jedesmal, wenn er ausritt, hatte er ein zahlreiches Gefolge von Sklaven um sich, und zwei von ihnen mußten auf den Straßen und Plätzen, durch die er kam und wo sich immer eine große Volksmenge einfand, ganze Hände voll Gold auswerfen. Kein Armer erschien an der Pforte seines Palastes, ohne sehr vergnügt über die Gaben, die auf seinen Befehl ausgetheilt wurden, zurückzukehren.

Da Aladdin seine Zeit so eingetheilt hatte, daß er jede Woche wenigstens einmal auf die Jagd ging, bald in die nächsten Umgebungen der Stadt, bald auch in weitere Ferne, so zeigte er sich auf den Straßen und auf den Dörfern eben so freigebig. Dieses großmüthige Benehmen machte, daß das ganze Volk ihn mit Segenswünschen überhäufte und zuletzt nicht höher schwor als bei seinem Haupte. Ja man kann, ohne den Sultan, dem er sehr regelmäßig den Hof machte, in Schatten zu stellen, wohl sagen, daß Aladdin sich durch seine Leutseligkeit und Freigebigkeit die Zuneigung des ganzen Volkes erworben hatte und im Allgemeinen mehr geliebt wurde, als der Sultan selbst. Mit

allen dieſen ſchönen Eigenſchaften verband er eine Tapferkeit und einen Eifer für das Wohl des Staats, den man nicht genug loben kann. Beweiſe davon gab er bei Gelegenheit eines Aufruhrs an den Grenzen des Reichs. Kaum hatte er erfahren, daß der Sultan ein Heer ausrüſtete, um ihn zu dämpfen, ſo bat er ihn, ihm den Oberbefehl zu übergeben, und erhielt ihn auch ohne Mühe. Sobald er nun an der Spitze des Heeres ſtand, führte er es ſo ſchnell und mit ſolchem Eifer in's Feld, daß der Sultan die Niederlage, Beſtrafung und Zerſtreuung der Aufrührer eher vernahm, als ſeine Ankunft beim Heere. Dieſe That, die ſeinen Namen im ganzen Reiche berühmt machte, verderbte doch ſein Herz nicht; er kehrte zwar ſieggekrönt zurück, blieb aber immer noch ſo mild und leutſelig wie zuvor.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und fünfzigſte Nacht.

Aladdin hatte bereits mehrere Jahre auf dieſe Art gelebt, als der Zauberer, der ihn wider Wiſſen und Willen in den Stand geſetzt hatte, ſich ſo hoch aufzuſchwingen, in Afrika, wohin er zurückgekehrt war, ſich ſeiner erinnerte. Obwohl er bisher des feſten Glaubens gelebt hatte, Aladdin müſſe in dem unterirdiſchen Gewölbe zu Grund gegangen ſeyn, ſo bekam er doch auf einmal Luſt, genau zu erfahren, welches Ende er genommen habe. Als großer Meiſter in der Punktirkunſt zog er daher aus ſeinem Schrank ein Viereck in Form einer verſchloſſenen Schachtel hervor, deſſen er ſich bei ſeinen Beobachtungen in der Punktirkunſt zu bedienen pflegte. Er ſetzte ſich auf ſeinen Sopha, legte das Viereck vor ſich, nahm den Deckel ab und nachdem er den Sand zurecht gemacht und geebnet hatte, um zu erfahren, ob Aladdin in der unterirdiſchen Höhle geſtorben ſey oder nicht, machte er ſeine Punkte, zog ſeine Linien und ſtellte ihm die Nativität. Indem er nun die Nativitätsſtellung recht in's Auge faßte, um ſeinen Schluß daraus zu ziehen, ſo entdeckte er, daß Aladdin nicht nur nicht in dem unterirdiſchen Gewölbe geſtorben ſey, ſondern ſich daraus gerettet habe und in großem Glanz und gewaltigem Reichthum, vermählt mit einer Prinzeſſin, hochgeehrt und geachtet lebe.

Kaum hatte der afrikaniſche Zauberer mittelſt ſeiner teufliſchen Kunſt die Entdeckung gemacht, daß Aladdin ſich ſo hoch hinaufgeſchwungen habe, ſo ſtieg ihm auch das Blut in's Geſicht. Voll Wuth ſagte er zu ſich ſelbſt: „Dieſer elende Schneidersſohn hat alſo das Geheimniß und die Wunderkraft der Lampe entdeckt; ich hielt ſeinen Tod für gewiß und nun genießt er die Frucht meiner Arbeiten und Nachtwachen! Aber eher will ich untergehen, als ihn noch länger in ſeinem Glücke laſſen.“ Er hatte ſeinen Entſchluß ſchnell gefaßt, beſtieg gleich am andern Morgen einen Berberhengſt, den er im Stalle hatte, und machte ſich auf den Weg. So kam er von Stadt zu Stadt, und von Land zu Land, ohne ſich unterwegs länger aufzuhalten, als ſein Pferd zum Ausruhen Zeit brauchte, bis nach China und bald auch in die Hauptſtadt des Sultans, deſſen Tochter Aladdin geheirathet hatte. Er ſtieg in einem Khan oder öffentlichen Wirthshauſe ab und miethete ſich ein Zimmer. Hier blieb er den noch übrigen Theil des Tags und die folgende Nacht, um ſich von den Beſchwerden der Reiſe zu erholen.

Am andern Morgen wünſchte der afrikaniſche Zauberer vor Allem zu erfahren, was man von Aladdin ſpreche. Indem er nun durch die Stadt ſpazierte, trat er in ein ſehr berühmtes und von vornehmen Leuten ſtark beſuchtes Haus, wo man zuſammenkam, um ein gewiſſes warmes Getränke zu genießen, und das er noch von ſeiner erſten Reiſe her kannte. Kaum hatte er Platz genommen, als man ihm eine Schale von dieſem Getränk einſchenkte und überreichte. Während er trank, horchte er rechts und links und hörte, daß man von Aladdins Palaſte ſprach. Als er ausgetrunken hatte, näherte er ſich Einem von denen, die ſich davon unterhielten, und nahm den Augenblick wahr, um ihn bei Seite zu nehmen und ihn zu fragen, was denn das für ein Palaſt ſey, von dem man ſo rühmend ſpreche. „Woher biſt denn du, Freund?“ erwiderte ihm der Angeredete. „Du mußt erſt ſeit ganz Kurzem hier ſeyn, wenn du den Palaſt des Prinzen Aladdin noch nicht geſehen oder wenigſtens noch nicht einmal davon reden gehört haſt.“ Man nannte nämlich Aladdin immer ſo, ſeitdem er die Prinzeſſin Badrulbudur geheirathet hatte. „Ich ſage nicht,“ fuhr der Mann fort, „daß er eins von den Wunderwerken der Welt iſt, ſondern ich behaupte vielmehr, daß er das einzige Wunder auf der Welt iſt; denn gewiß hat man noch nie etwas ſo Großes, ſo Koſtbares, ſo Prachtvolles geſehen. Du mußt ſehr weit herkommen, da du noch nichts davon gehört haſt, denn nach meiner Meinung muß man auf der ganzen Welt davon ſprechen, ſeit er erbaut iſt. Sieh ihn einmal ſelbſt an und urtheile, ob ich dir nicht die Wahrheit berichtet habe.“ — „Verzeihe meine Unwiſſenheit,“ antwortete der afrikaniſche Zauberer, „ich bin erſt geſtern hier angelangt und komme in der That ſo weit her, ich kann ſagen vom

äußerſten Ende Afrika's, daß ſein Ruf noch nicht bis dahin gedrungen war, als ich abreiste. Und da ich wegen des dringenden Geſchäftes, das mich hierher führt, auf meiner Reiſe kein anderes Ziel vor Augen hatte, als möglichſt bald anzukommen, ohne mich unterwegs aufzuhalten, oder irgend eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſo erfuhr ich von der Sache nichts weiter, als was du mir eben geſagt haſt. Indeß will ich nicht unterlaſſen, ihn ſelbſt zu ſehen; ja meine Neugierde iſt ſo groß, daß ich ſie ſogleich befriedigen wollte, wenn du nur die Güte hätteſt, mir den Weg zu zeigen."

Derjenige, an den ſich der afrikaniſche Zauberer gewandt hatte, machte ſich ein Vergnügen daraus, ihm den Weg nach Aladdins Palaſt zu beſchreiben, und der afrikaniſche Zauberer ſtand nun ſogleich auf und ging dahin. Als er angekommen war und den Palaſt von allen Seiten genau betrachtet hatte, zweifelte er nicht mehr daran, daß Aladdin ſich der Lampe bedient haben müſſe, um ihn erbauen zu laſſen. Ohne weiter auf die Machtloſigkeit Aladdins als eines bloßen Schneiderſohnes Gewicht zu legen, wußte er recht gut, daß ſolche Wunderwerke nur von den Geiſtern der Lampe, deren Beſitz ihm entgangen war, geſchaffen werden konnten. Voll Aerger über das Glück und die Größe Aladdins, der ſich nicht viel von dem Sultan unterſchied, kehrte er nach dem Khan zurück, wo er abgeſtiegen war.

Nun brauchte er nur noch zu wiſſen, wo die Lampe war, ob Aladdin ſie bei ſich trug oder irgendwo aufbewahrte, und um dies zu entdecken, mußte der Zauberer ſeine Punktirkunſt zu Hülfe nehmen. Sobald er in ſein Zimmer gekommen war, nahm er daher ſein Viereck und den Sand wieder vor, was er auf allen ſeinen Reiſen bei ſich führte. Aus dieſem Verſuche erkannte er, daß die Lampe in Aladdins Palaſt war, und war außer ſich vor Freude über eine ſolch wichtige Entdeckung. „Ich muß ſie bekommen, dieſe Lampe," ſagte er, „und Trotz ſey Aladdin geboten, ob er mich hindern kann, ſie ihm zu entreißen und ihn in die Niedrigkeit wieder hinabzudrücken, aus der er ſo hoch emporgeſtiegen iſt."

Das Unglück wollte, daß Aladdin damals gerade auf acht Tage auf die Jagd gegangen und erſt ſeit drei Tagen fort war; der afrikaniſche Zauberer erfuhr dies auf folgende Weiſe. Sobald er durch ſeine Punktirkunſt die frohe Entdeckung gemacht hatte, wo die Lampe ſey, ging er zum Aufſeher des Khans unter dem Vorwand, ſich mit ihm unterhalten zu wollen, und er hatte ſehr natürliche Gründe dazu, ſo daß er nicht weit auszuholen brauchte. Er erzählte ihm, daß er Aladdins Palaſt geſehen, und nachdem er in den übertriebenſten Ausdrücken Alles geprieſen hatte, was ihm daran am bewundernswürdigſten vorgekommen, und was überhaupt Jedermann am merkwürdigſten

fand, ſetzte er hinzu: „Meine Neugierde erſtreckt ſich noch weiter, und ich werde mich nicht zufrieden geben, bevor ich den Herrn dieſes wundervollen Gebäudes ſelbſt geſehen habe.“ — „Das wird dir nicht ſchwer werden,“ antwortete der Aufſeher des Khans, „denn ſo lange er in der Stadt iſt, gibt er faſt jeden Tag Gelegenheit dazu; aber ſeit drei Tagen iſt er auf eine große Jagd ausgezogen, die acht Tage dauern ſoll.“

Mehr verlangte der afrikaniſche Zauberer nicht zu wiſſen; er nahm Abſchied von dem Mann und ſagte bei ſich ſelbſt: „Der Augenblick iſt günſtig, ich darf ihn nicht hinauslaſſen.“ Hierauf ging er in den Laden eines Mannes, der Lampen zum Verkauf machte, und ſagte zu dieſem: „Meiſter, ich ſollte zwölf kupferne Lampen haben: kannſt du ſie mir liefern?“ Der Lampenverkäufer antwortete, es fehlen ihm zwar noch einige; wenn er ſich aber bis morgen gedulden wolle, ſo könne er ihm ein volles Dutzend zu jeder beliebigen Stunde liefern. Der Zauberer war es zufrieden und empfahl ihm, ſie müſſen recht hübſch und blank ſeyn; nachdem er ihm ſofort noch eine gute Bezahlung verſprochen hatte, ging er in ſeinen Khan zurück.

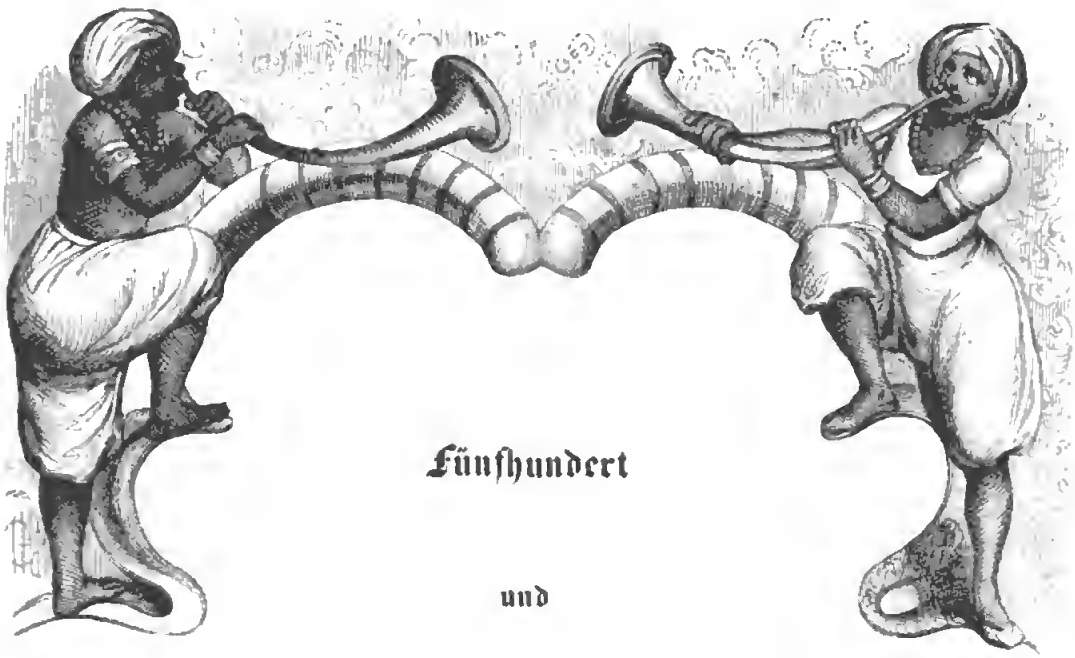
Am andern Tage wurde das Dutzend Lampen dem afrikaniſchen Zauberer abgeliefert, der ohne zu markten den verlangten Preis dafür bezahlte. Er legte ſie in einen Korb, womit er ſich zu dieſem Behuf verſehen hatte, ging mit dieſem Korb am Arm nach Aladdins Palaſt und fing, als er in der Nähe war, an zu rufen: „Wer will alte Lampen gegen neue austauſchen?“ Als die kleinen Kinder, die auf dem Platze ſpielten, dies hörten, liefen ſie herbei und ſammelten ſich mit lautem Hohngelächter um ihn, denn ſie hielten ihn für einen Narren. Auch die Vorübergehenden lachten über ſeine Dummheit, wofür ſie es hielten. „Bei dieſem Manne,“ ſagten ſie, „muß es im Kopfhäuschen nicht richtig ſeyn, ſonſt könnte er nicht neue Lampen für alte anbieten.“ Der afrikaniſche Zauberer ließ ſich weder durch das Gehöhne der Kinder, noch durch das, was die ältern Leute von ihm ſagten, irre machen, ſondern fuhr fort, ſeine Waare auszubieten und laut zu ſchreien: „Wer will alte Lampen gegen neue austauſchen!“ Er wiederholte dies ſo oft, auf dem Platze vor dem Palaſt und in der Nähe deſſelben auf- und abgehend, daß die Prinzeſſin Badrulbudur, die gerade in dem Saale mit den vierundzwanzig Fenſtern war, die Stimme des Mannes hörte; da ſie aber wegen des Geſchreies der Kinder, die ihm nachfolgten und deren Zahl ſich mit jedem Augenblick vermehrte, nicht verſtand, was er ausrief, ſo ſchickte ſie eine ihrer Sklavinnen, die ihr am nächſten ſtand, hinab, um zu ſehen, was der Lärm bedeuten ſolle.

Die Sklavin kam bald wieder mit lautem Lachen in den Saal. Sie lachte ſo herzlich, daß die Prinzeſſin bei ihrem Anblick ebenfalls lachen mußte. „Nun, du Närrin,“

ſagte ſie endlich, „wirſt du mir nicht ſagen, warum du ſo lachſt?“ — „Herrin,“ antwortete die Sklavin, immerfort lachend, „wie könnte man auch anders, wenn man einen Narren ſieht, der einen Korb voll ſchöner, ganz neuer Lampen am Arm hat, aber ſie nicht verkaufen, ſondern nur gegen alte austauſchen will! Der Lärm aber, den du hörſt, kommt von den Kindern her, die ihn verhöhnen und in ſolcher Maſſe umgeben, daß er kaum von der Stelle kommen kann.“

Nach dieſem Bericht nahm eine andere Sklavin das Wort und ſagte: „Da von alten Lampen die Rede iſt, ſo weiß ich nicht, ob die Prinzeſſin ſchon bemerkt hat, daß hier auf dem Kranzgeſims eine ſolche ſteht. Der Eigenthümer wird es wohl nicht übel nehmen, wenn er ſtatt der alten eine neue findet. Wenn es der Prinzeſſin genehm iſt, ſo kann ſie ſich den Spaß machen, zu erproben, ob dieſer Narr wirklich verrückt genug iſt, eine neue Lampe für eine alte zu geben, ohne etwas heraus zu verlangen.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Fünfhundert

und

einundfünfzigſte Nacht.

Die Lampe, von der die Sklavin ſprach, war eben die Wunderlampe, die Aladdin zu ſeiner Größe geholfen hatte, und er ſelbſt hatte ſie, bevor er auf die Jagd ging, auf das Kranzgeſims geſtellt, um ſie nicht zu verlieren: eine Vorſichtsmaßregel, die er jedesmal anwendete, wenn er zu dieſem Behuf auszog. Aber weder die Sklavinnen, noch die Verſchnittenen, noch die Prinzeſſin ſelbſt hatten ſie jemals während ſeiner Abweſenheit bemerkt; außer der Zeit, wo er auf der Jagd war, trug er ſie immer bei ſich. Man wird nun ſagen, dieſe Vorſicht Aladdins ſey recht gut geweſen, aber er hätte ſeine Lampe wenigſtens einſchließen ſollen. Dies iſt freilich wahr, doch dergleichen Verſehen ſind zu jeder Zeit begangen worden, werden noch täglich begangen und auch in Zukunft begangen werden.

Die Prinzeſſin Badrulbudur, die von dem hohen Werth der Lampe nichts wußte und ſich nicht denken konnte, daß es für Aladdin, der gar nie davon ſprach, von ſo hoher Wichtigkeit ſeyn könne, ſie unberührt zu laſſen und aufzubewahren, ging auf den Scherz ein und befahl einem Verſchnittenen, ſie zu nehmen und auszutauſchen. Der

Verſchnittene gehorchte, ging die Treppe hinab, und war kaum aus dem Thore des Palaſtes, als er den afrikaniſchen Zauberer bemerkte. Er rief ihn, und als er zu ihm kam, zeigte er ihm die alte Lampe und ſagte: „Gib mir eine neue Lampe für dieſe da.“

Der afrikaniſche Zauberer zweifelte nicht, daß dies die Lampe ſey, die er ſuchte; denn da alles Geſchirr in Aladdins Palaſt von Gold oder Silber war, ſo konnte es darin nicht wohl noch eine andere ſolche geben. Er nahm ſie dem Verſchnittenen ſchnell aus der Hand, ſchob ſie ſorgfältig in ſeinen Buſen und überreichte ihm dann ſeinen Korb, damit er nach Belieben eine auswählen könnte. Der Verſchnittene wählte eine

aus, verließ den Zauberer und brachte die neue Lampe der Prinzeſſin Badrulbudur. Kaum aber war der Tauſch geſchehen, als auch ſchon die Kinder auf dem Platz ein lautes Geſchrei und Gelächter erhoben und ſich über die Dummheit des Zauberers luſtig machten.

Der afrikaniſche Zauberer ließ ſie ſchreien ſo lange ſie wollten. Ohne ſich länger in der Nähe von Aladdins Palaſt aufzuhalten, machte er ſich ganz unvermerkt und ohne weitern Lärm aus dem Staube, d. h. er ſchrie nicht mehr, daß er alte Lampen gegen neue eintauſchen wolle. Er wollte jetzt keine andere mehr als die, die er ſchon hatte, und da er ſchwieg, ſo gingen auch die Kinder aus einander und ließen ihn ziehen.

Sobald er von dem Platze zwiſchen den beiden Paläſten weg war, entſchlüpfte er durch eine weniger beſuchte Straße, und da er jetzt weder die anderen Lampen noch den Korb mehr brauchte, ſo ſtellte er den Korb mit den Lampen auf eine Straße, wo gerade Niemand vorüberging. Hierauf ſchlug er eine andere Straße ein und lief haſtig fort, bis er eines der Stadtthore erreichte. Sodann ging er durch eine ſehr lange Vorſtadt, wo er einige Lebensmittel einkaufte. Sobald er aber im Freien war, lenkte er von der Hauptſtraße ab nach einem abgelegenen Platze hin, wo er von Niemand bemerkt werden konnte, und hier wartete er auf den günſtigen Augenblick, um ſeinen Plan vollends auszuführen. Was lag ihm an ſeinem Berberhengſt? Dieſen ließ er in dem Khan, wo er abgeſtiegen war, zurück, denn er glaubte ſich durch den Schatz, den er eben erworben, reichlich entſchädigt.

Der afrikaniſche Zauberer brachte den Reſt des Tages hier zu, bis ein Uhr Nachts, wo die Finſterniß am größten war. Jetzt zog er die Lampe aus ſeinem Buſen und rieb ſie. Auf dieſen Ruf erſchien der Geiſt ſogleich. „Was willſt du?“ fragte er ihn; „ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave Aller, welche die Lampe in der Hand haben; ſowohl ich als auch die andern Sklaven der Lampe.“ — „Ich befehle dir,“ antwortete der afrikaniſche Zauberer, „daß du augenblicklich den Palaſt, den du oder die andern Sklaven der Lampe in der Stadt erbaut, ſo wie er iſt, mit allen ſeinen lebenden Bewohnern aufhebeſt und zugleich mit mir an den und den Ort nach Afrika verſetzeſt.“ Ohne etwas zu antworten, ſchaffte der Geiſt mit Hülfe der übrigen der

Lampe dienſtbaren Geiſter in ſehr kurzer Zeit ſowohl ihn ſelbſt als den ganzen Palaſt an den bezeichneten Ort in Afrika. Wir wollen indeß den afrikaniſchen Zauberer und den Palaſt ſammt der Prinzeſſin Badrulbudur in Afrika laſſen und nur von dem Erſtaunen des Sultans reden.

Als der Sultan aufgeſtanden war, ging er wie gewöhnlich nach dem offenen Erker, um ſich das Vergnügen zu machen, Aladdins Palaſt zu betrachten und zu bewundern. Er richtete ſeinen Blick nach der Seite hin, wo er dieſen Palaſt zu ſehen gewohnt war, erblickte aber nur einen leeren Platz, ganz wie er vor Erbauung deſſelben geweſen war. Im Anfang glaubte er, er täuſche ſich, und rieb ſich die Augen; allein er ſah ſo wenig als das erſte Mal, obgleich das Wetter ſehr heiter, der Himmel rein und die Morgenröthe bereits aufgeſtiegen war, ſo daß man Alles recht deutlich ſehen konnte. Er blickte rechts und links durch die beiden Oeffnungen und ſah noch immer nichts. Sein Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er lange wie angewurzelt auf derſelben Stelle ſtehen blieb, die Augen ſtarr nach der Seite hin geheftet, wo der Palaſt bisher geweſen, aber jetzt nicht mehr zu ſehen war; denn es war ihm unmöglich zu begreifen, wie ein ſo großer und anſehnlicher Palaſt, wie der Aladdins, den er ſeit jenem Tage, wo er die Erlaubniß zu ſeiner Erbauung gegeben, tagtäglich und erſt geſtern noch geſehen hatte, auf einmal ganz ſpurlos entſchwunden ſeyn ſolle. „Ich kann mich nicht täuſchen," ſprach er bei ſich ſelbſt, „er ſtand auf dem Platze dort. Wäre er eingeſtürzt, ſo müßten ſich doch noch Trümmer davon zeigen, und hätte die Erde ihn verſchlungen, ſo müßte man wenigſtens eine Spur ſehen." Es ging über ſeine Verſtandeskräfte, zu enträthſeln, wie dies zugegangen ſey, und ſo feſt er auch überzeugt war, daß der Palaſt nicht mehr daſtand, ſo wartete er doch noch einige Zeit, um ſich zu überzeugen, ob er ſich nicht täuſche. Endlich entfernte er ſich und ging, nachdem er noch einmal zurückgeblickt hatte, auf ſeine Zimmer zurück. Dann ließ er in aller Eile den Großvezier rufen und ſetzte ſich nieder, während ſein Geiſt von ſo verſchiedenartigen Gedanken beſtürmt wurde, daß er nicht wußte, was er thun ſollte.

Der Großvezier ließ nicht lange auf ſich warten. Er kam in ſolcher Eile, daß weder er noch ſeine Leute im Vorbeigehen bemerkten, daß Aladdins Palaſt nicht mehr an ſeiner Stelle ſtand. Selbſt die Pförtner hatten es nicht bemerkt, als ſie die Thore des Palaſtes öffneten. Der Großvezier redete den Sultan alſo an: „Herr, die Eile, womit man mich berufen hat, läßt mich ſchließen, daß irgend etwas Außerordentliches vorgefallen ſeyn muß; denn du weißt ja wohl, daß heute Rathsſitzung iſt, und ich mich meiner Pflicht gemäß ohnehin in einigen Augenblicken eingeſtellt hätte." — „Ja,"

antwortete der Sultan, „es hat sich wirklich etwas sehr Außerordentliches zugetragen und du wirst es selbst gestehen müssen. Sprich, wo ist der Palast Aladdins?“ — „Der Palast Aladdins?“ erwiderte der Großvezier sehr erstaunt: „Ich ging so eben daran vorbei, und mich däuchte, er stand an seinem alten Platz. So gewaltige Gebäude wie dieses ändern ihre Stelle nicht so leicht.“ — „Sieh einmal zum Kabinet hinaus,“ entgegnete der Sultan, „und sag mir dann, ob du ihn gesehen hast.“

Der Großvezier begab sich in den offenen Erker, und es ging ihm wie dem Sultan. Als er sich völlig versichert hatte, daß Aladdins Palast nicht mehr dastand und auch nicht die mindeste Spur davon zu sehen war, trat er wieder vor den Sultan. „Nun, hast du Aladdins Palast gesehen?“ fragte ihn dieser. — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „du erinnerst dich vielleicht, daß ich die Ehre hatte, dir zu sagen, der Palast, den du mit seinen unermeßlichen Reichthümern so sehr bewundertest, könne bloß ein Werk der Zauberei und eines Zauberers seyn; allein du wolltest damals nicht auf mich achten.“

Der Sultan, der dies nicht läugnen konnte, gerieth in einen um so größern Zorn, als sein früherer Unglauben offenbar am Tage lag. „Wo ist er,“ rief er, „dieser Betrüger, dieser Schurke? Ich lasse ihm den Kopf abschlagen.“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „er hat sich vor einigen Tagen von dir verabschiedet. Man muß ihn fragen lassen, wo sein Palast hingekommen ist, denn er allein kann es wissen.“ — „Das wäre zu viele Schonung für ihn,“ entgegnete der Sultan; „geh' und schicke dreißig von meinen Reitern ab, daß sie ihn in Ketten vor mich führen.“ Der Großvezier überbrachte den Reitern den Befehl des Sultans und unterrichtete ihren Anführer, wie sie sich zu benehmen hätten, damit er ihnen nicht entwischen könne. Sie gingen ab und trafen Aladdin fünf oder sechs Stunden von der Stadt auf dem Heimwege begriffen. Der Anführer ritt auf ihn zu und sagte ihm, der Sultan habe großes Verlangen, ihn wieder zu sehen, und deßhalb habe er sie abgeschickt, um es ihm zu melden und ihn nach Hause zu begleiten.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:

Fünfhundert und zweiundfünfzigste Nacht.

Aladdin hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem wahren Grunde, warum dieſe Abtheilung der Leibwache des Sultans zu ihm gekommen war, und ritt getroſt weiter. Als er aber noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war, umringte ihn die Reiterſchaar, und der Anführer derſelben nahm das Wort und ſagte zu ihm: „Prinz Aladdin, mit großem Bedauern haben wir dir zu erklären, daß wir vom Sultan Befehl haben, dich zu verhaften und als Staatsverbrecher vor ihn zu führen; wir bitten dich, es nicht übel aufzunehmen, wenn wir jetzt unſere Pflicht erfüllen, und uns zu verzeihen."

Aladdin war äußerſt überraſcht durch dieſe Erklärung, denn er fühlte ſich unſchuldig. Er fragte den Anführer, ob er wiſſe, welches Verbrechens er angeklagt ſey; dieſer aber antwortete, weder er noch ſeine Leute wüßten davon.

Da Aladdin ſah, daß ſeine Leute viel ſchwächer waren, als die Reiterſchaar, und ihn ſogar verließen, ſo ſtieg er vom Pferd ab und ſagte: „Hier bin ich, vollziehet

euern Befehl. Uebrigens kann ich versichern, daß ich mir keines Verbrechens bewußt bin, weder gegen die Person des Sultans, noch gegen den Staat.“ Man warf ihm sogleich eine sehr dicke und lange Kette an den Hals und band ihn damit auch mitten um den Körper, so daß er die Arme nicht frei hatte. Der Anführer stellte sich nun wieder an die Spitze des Zugs, einer der Reiter aber faßte das Ende der Kette und führte so, hinter dem Anführer herreitend, Aladdin, der zu Fuße folgen mußte, mit fort. In diesem Zustande wurde er in die Stadt gebracht.

Als die Reiter in die Vorstadt kamen und man Aladdin als Staatsverbrecher daherführen sah, glaubte Jedermann, es werde ihm den Kopf kosten. Da er aber allgemein beliebt war, so ergriffen die Einen Säbel und andere Waffen, und die, welche keine hatten, bewaffneten sich mit Steinen und folgten den Reitern nach. Einige von den Hintersten schwenkten um und machten Miene, sie aus einander zu sprengen; allein die Volksmasse wurde so groß, daß die Reiter es für gerathener fanden, sich keinen Aerger anmerken zu lassen, und sich glücklich schätzten, wenn sie nur den Palast des Sultans erreichten, ohne daß Aladdin ihnen entrissen wurde. Um dies zu bewerkstelligen, nahmen sie geflissentlich die ganze Breite der Straße ein, indem sie sich bald ausdehnten, bald näher an einander schlossen, je nachdem sie weiter oder enger war. So gelangten sie endlich an den Platz vor dem Palaste wo sie sich alle in einer Linie aufstellten und gegen die bewaffnete Volksmasse Front machten, bis ihr Befehlshaber und der Reiter, welcher Aladdin führte, in den Palast eingetreten waren und die Pförtner das Thor hinter ihm geschlossen hatten, um das Volk abzuhalten.

Aladdin wurde sofort vor den Sultan geführt, der ihn mit dem Großvezier auf einem Balkon erwartete. Sobald er ihn sah, befahl er dem Scharfrichter, der ebenfalls hierher bestellt worden war, ihm den Kopf abzuhauen, ohne daß er ihn anhören oder irgend einen Aufschluß von ihm haben wollte.

Der Scharfrichter bemächtigte sich Aladdins, nahm ihm die Kette, die er um den Hals und Leib hatte, ab, breitete sofort ein Leder, das mit dem Blute von unzähligen Verbrechern befleckt war, auf den Boden, hieß ihn darauf niederknien und verband ihm die Augen. Hierauf zog er sein Schwert, holte weit aus, ließ es dreimal in der Luft blitzen und schickte sich an, den Todesstreich zu führen, indem er nur noch auf ein Zeichen vom Sultan wartete, um Aladdin den Kopf abzuschlagen.

In diesem Augenblick bemerkte der Großvezier, daß das Volk die Reiter überwältigt hatte und in den Schloßplatz gedrungen war, ja sogar, daß einige die Mauern des Palastes an mehreren Stellen mit Leitern erstiegen und bereits anfingen, sie niederzureißen,

um eine Oeffnung zu machen. Er ſagte daher zum Sultan, ehe er das Zeichen gab: „Herr, ich bitte dich, daß du den Schritt, den du zu thun im Begriffe biſt, reiflich überlegen mögeſt. Du laufſt Gefahr, deinen Palaſt erſtürmt zu ſehen, und wenn dies Unglück geſchähe, ſo könnte es unheilbringende Folgen haben.“ — „Mein Palaſt erſtürmt!“ verſetzte der Sultan. „Wer darf ſich deſſen unterfangen?“ — „Herr,“ antwortete der Großvezier, „wirf nur einen Blick auf die Mauern des Palaſtes und auf den Platz, ſo wirſt du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.“

Als der Sultan die heftige Aufregung unter dem Volke ſah, erſchrack er dermaßen, daß er augenblicklich dem Scharfrichter den Befehl gab, ſein Schwert wieder in die Scheide zu ſtecken, die Binde von Aladdins Augen wegzunehmen und ihn freizulaſſen. Zugleich befahl er ſeinen Trabanten auszurufen, daß er Aladdin Gnade ſchenke, und jedermänniglich ſich nun entfernen möge.

Als nun diejenigen, welche bereits die Mauern des Palaſtes erklettert hatten, ſahen, was da vorging, ſo gaben ſie ihr Vorhaben auf. Sie ſtiegen ſchnell wieder herab und hocherfreut, einem Mann, den ſie wahrhaft liebten, das Leben gerettet zu haben, theilten ſie dieſe Nachricht allen Umſtehenden mit. Sie verbreitete ſich von Mund zu Mund unter der ganzen Volksmaſſe, die ſich auf dem Platz vor dem Palaſte geſammelt hatte, und die Trabanten beſtätigten ſie auch von oben herab. Als nun das Volk ſah, daß der Sultan Aladdin Gerechtigkeit widerfahren ließ und ihn begnadigte,

ſo entwaffnete ſich ſein Zorn, der Aufruhr hörte auf und es gingen Alle einer nach dem andern nach Hauſe.

Sobald Aladdin ſich wieder in Freiheit ſah, ſchaute er nach dem Balkon hinauf, und als er den Sultan bemerkte, ſo rief er ihm in rührendem Tone zu: „Herr, ich bitte dich, mir zu der bereits erwieſenen Gnade noch eine neue zu ſchenken und mich wiſſen zu laſſen, was mein Verbrechen iſt.“ — „Was es iſt, du Schurke!“ erwiderte der Sultan; „weißt du es noch nicht? Komm einmal hier herauf, ſo will ich dir es zeigen.“

Aladdin ging hinauf und trat vor den Sultan. „Folge mir,“ ſagte dieſer zu ihm und ging vor ihm her, ohne ihn anzuſehen. Er führte ihn an den offenen Erker, und als er an der Thüre war, ſagte er zu ihm: „Gehe hinein, du mußt doch wiſſen, wo dein Palaſt ſtand; ſieh dich jetzt hier nach allen Seiten um und ſage, was daraus geworden iſt.“

Aladdin ſah hin und erblickte nichts. Er bemerkte wohl den ganzen Platz, den ſein Palaſt ſonſt eingenommen hatte, da er aber nicht begreifen konnte, wie er hätte verſchwinden ſollen, ſo machte ihn dieſes ſeltſame und überraſchende Ereigniß ſo beſtürzt und verduzt, daß er dem Sultan kein einziges Wort erwidern konnte.

Der Sultan wiederholte voll Ungeduld die Frage: „Sag' mir doch, wo der Palaſt und meine Tochter iſt.“ Endlich brach Aladdin das Stillſchweigen und ſagte: „Herr, ich ſehe wohl und geſtehe es ein, daß der Palaſt, den ich erbauen ließ, nicht mehr auf ſeinem Platze ſteht; ich ſehe, daß er verſchwunden iſt, kann dir aber nicht ſagen, wo er ſeyn mag. Nur ſo viel kann ich verſichern, daß ich keinen Theil an dieſem Ereigniß habe.“

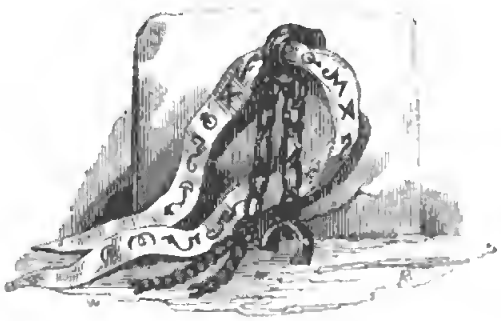
„Mir liegt nichts daran, was aus deinem Palaſte geworden iſt,“ antwortete der Sultan. „Meine Tochter iſt mir millionenmal lieber. Du mußt ſie mir zurückgeben, ſonſt laſſe ich dir ohne alle weitere Rückſichten den Kopf abſchlagen.“

„Herr,“ antwortete Aladdin, „ich flehe dich an, daß du mir vierzig Tage Friſt gebeſt, um meine Maßregeln zu treffen, und gelingt es mir in dieſer Zeit nicht, ſo gebe ich dir mein Wort, daß ich ſelbſt meinen Kopf zu den Füßen deines Thrones niederlegen will, damit du nach Belieben darüber verfügeſt.“ — „Ich bewillige dir dieſe Friſt von vierzig Tagen,“ erwiderte der Sultan; „aber glaube ja nicht, daß du meine Gnade mißbrauchen und meinem Zorn entfliehen könneſt. In welchem Winkel der Erde du ſeyn magſt, ich werde dich ſchon zu finden wiſſen.“

Aladdin entfernte ſich in großer Demüthigung und in einem wahrhaft Mitleid erregenden Zuſtande aus dem Angeſicht des Sultans. Er ging mit geſenktem Haupte über die Höfe des Palaſtes und war ſo beſchämt, daß er es nicht wagte, die Augen

aufzuſchlagen. Die vornehmſten Hofbeamten, von denen er keinen einzigen beleidigt hatte und die vorher ſeine Freunde geweſen, waren jetzt weit entfernt, ſich ihm zu nähern oder ihm eine Zufluchtsſtätte anzubieten; nein, ſie kehrten ihm den Rücken, damit ſie ihn nicht ſehen mußten und er ſie nicht erkennen möchte. Aber wenn ſie ſich ihm auch genähert hätten, um ihm Troſt einzuſprechen oder ihre Dienſte anzutragen, ſo hätten ſie Aladdin kaum mehr erkannt: kannte er ſich doch ſelbſt nicht mehr und war ſeines Verſtandes nimmer mächtig. Dies bewies er auch, ſobald er zum Palaſte hinausgetreten war; denn ohne zu bedenken, was er that, fragte er von Thüre zu Thüre und alle Leute, die ihm begegneten, ob ſie ſeinen Palaſt nicht geſehen hätten und ihm keine Nachricht davon geben könnten.

Der herandämmernde Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert und dreiundfünfzigſte Nacht.

Solche Fragen brachten Jedermann auf die Meinung, Aladdin habe ſeinen Verſtand verloren. Einige lachten bloß darüber, aber die Vernünftigern, und beſonders diejenigen, die in freundſchaftlicher Verbindung oder ſonſt in einem Verkehr mit ihm geſtanden hatten, wurden von wahrhaftem Mitleid ergriffen. Er blieb drei Tage in der Stadt, indem er ſich bald nach dieſer, bald nach jener Seite hin wendete und nichts aß, als was ihm mitleidige Menſchen reichten, im Uebrigen aber keinen Entſchluß faßte.

Endlich, da er in dieſem elenden Zuſtande nicht länger in einer Stadt verweilen wollte, wo er früher den vornehmen Herrn geſpielt hatte, entfernte er ſich aus derſelben und ſchlug den Weg nach dem Felde ein. Er vermied die großen Heerſtraßen, und nachdem er in ſchrecklicher Ungewißheit mehrere Felder durchirrt hatte, kam er mit Anbruch der Nacht an das Ufer eines Fluſſes. Hier faßte er einen Gedanken der Verzweiflung. „Wo ſoll ich jetzt meinen Palaſt ſuchen?“ ſagte er bei ſich ſelbſt. „In welcher Provinz, in welchem Lande, in welchem Theile der Welt werde ich ihn und

meine vielgeliebte Prinzeſſin wiederfinden, die der Sultan von mir fordert? Dies wird mir nie gelingen; deßhalb iſt es beſſer, ich befreie mich auf einmal von all dieſen Mühſeligkeiten, die zu nichts führen würden, und dem bittern Kummer, der mein Herz zerfrißt." Schon hatte er den Entſchluß gefaßt, ſich in den Fluß zu werfen, doch glaubte er als guter und frommer Muſelmann dies nicht eher thun zu können, als bis er ſein Gebet verrichtet hätte. Indem er ſich nun dazu anſchicken wollte, näherte er ſich dem Rande des Waſſers, um ſich der Landesſitte gemäß die Hände und das Geſicht zu waſchen. Da aber die Stelle etwas abſchüſſig und naß war, ſo glitt er aus und wäre in den Fluß gefallen, wenn er ſich nicht noch an einem kleinen Felsſtück gehalten hätte, das etwa zwei Zoll hoch hervorragte. Glücklicherweiſe hatte er noch den Ring, den der afrikaniſche Zauberer ihm an den Finger geſteckt hatte, ehe er in das unterirdiſche Gewölbe hinabſtieg, um die koſtbare Lampe zu holen, die ihm jetzt wieder entriſſen worden war. Dieſen Ring rieb er ziemlich ſtark an dem Felſen, als er ſich daran hielt, und augenblicklich ſtand derſelbe Geiſt vor ihm, der ihm in dem unterirdiſchen Gewölbe erſchienen war, wo der afrikaniſche Zauberer ihn eingeſperrt hatte. „Was willſt du?" ſagte der Geiſt; „ich bin bereit, dir zu gehorchen, als dein Sklave und als Sklave aller derer, die den Ring am Finger haben, ſowohl ich als die andern Sklaven des Ringes."

Aladdin, der in ſeiner verzweiflungsvollen Lage durch dieſe Erſcheinung angenehm überraſcht war, antwortete: „Geiſt, rette mir zum zweiten Mal das Leben und zeige mir, wo der Palaſt iſt, den ich erbauen ließ, oder ſorge, daß er unverzüglich wieder an ſeinen alten Platz zurückgetragen wird." — „Was du hier verlangſt," antwortete der Geiſt, „liegt nicht in meinem Wirkungskreiſe, ich bin bloß Sklave des Rings; wende dich deßhalb an den Sklaven der Lampe." — „Wenn dem ſo iſt," verſetzte Aladdin, „ſo befehle ich dir kraft des Ringes, verſetze mich ſogleich an den Ort, wo mein Palaſt iſt, ſey es auch wo es wolle, und bringe mich unter die Fenſter der Prinzeſſin Badrulbudur." Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als der Geiſt ihn nahm und nach Afrika mitten auf eine große Wieſe trug, auf der der Palaſt nicht weit von einer großen Stadt ſtand; er ſetzte ihn dicht unter den Fenſtern der Prinzeſſin nieder und ließ ihn dann allein. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Ungeachtet der Dunkelheit der Nacht erkannte Aladdin recht gut ſeinen Palaſt und die Zimmer der Prinzeſſin Badrulbudur. Da es indeß ſchon weit in der Nacht und im Palaſt Alles ruhig war, ſo ging er etwas abſeits und ſetzte ſich unter einen Baum. Hier gab er ſich neuen Hoffnungen hin, und indem er Betrachtungen anſtellte

über sein Glück, das er einem bloßen Zufalle verdankte, wurde sein Gemüth wieder weit ruhiger als seit dem Tage, wo er verhaftet, vor den Sultan geführt und aus der drohenden Todesgefahr befreit worden war. Er hing eine Weile diesen angenehmen Gedanken nach, aber da er seit fünf oder sechs Tagen kein Auge mehr geschlossen hatte, so überwältigte ihn zuletzt der Schlaf, und er schlummerte am Fuße des Berges ein.

Als am folgenden Tage die Morgenröthe anbrach, wurde Aladdin sehr angenehm erweckt durch den Gesang der Vögel, die theils auf dem Baume, unter dem er lag, theils auch auf den dickbelaubten Bäumen im Garten seines Palastes die Nacht zugebracht hatten. Er warf sogleich seine Augen auf dieses bewundernswürdige Gebäude und fühlte eine unaussprechliche Freude, daß er jetzt Hoffnung habe, wieder Herr desselben zu werden und auf's Neue seine theure Prinzessin Badrulbudur zu besitzen. Er stand auf und näherte sich den Zimmern der Prinzessin, dann ging er unter ihren Fenstern eine Weile spazieren und wartete, bis sie erwachen würde und sich sehen ließe. Inzwischen dachte er bei sich selbst darüber nach, woher wohl die Ursache seines Unglücks gekommen seyn möge, und nachdem er sich lange hin und her besonnen, zweifelte er nicht mehr daran, sein ganzes Mißgeschick könne bloß davon herrühren, daß er seine Lampe aus den Augen verloren habe. Er machte sich nun Vorwürfe über seine Nachlässigkeit und daß er nicht Sorge getragen habe, sie keinen Augenblick aus der Hand zu lassen. Was ihn noch mehr in Verlegenheit setzte, war, daß er sich gar nicht einbilden konnte, wer wohl auf sein Glück eifersüchtig sey. Dies wäre ihm zwar klar geworden, wenn er gewußt hätte, daß er und sein Palast sich in Afrika befänden; allein der dienstbare Geist des Ringes hatte es ihm nicht gesagt, und er hatte ihn auch nicht darum gefragt. Sonst hätte ihn schon der Name Afrika's sogleich an den afrikanischen Zauberer, seinen abgesagten Feind, erinnert.

Die Prinzessin Badrulbudur stand diesmal früher als gewöhnlich auf, seit ihrer Entführung und Versetzung nach Afrika durch die Tücke des afrikanischen Zauberers, dessen Anblick sie bisher täglich einmal hatte ertragen müssen, weil er der Herr des Palastes war; sie hatte ihn jedoch jedesmal so spröde behandelt, daß er es noch nicht gewagt hatte, seinen Wohnsitz darin aufzuschlagen. Als sie angekleidet war, sah eine ihrer Frauen zufällig durch's Gitterfenster, bemerkte Aladdin und verkündete es sogleich ihrer Gebieterin. Die Prinzessin, die diese Nachricht nicht glauben konnte, lief schnell an's Fenster, bemerkte Aladdin ebenfalls und öffnete das Gitter. Bei dem Geräusch, das dadurch entstand, hob Aladdin den Kopf in die Höhe, erkannte sie und begrüßte sie mit einer Miene, auf der überschwängliche Freude sich abspiegelte. „Um keine Zeit

zu verlieren," sagte die Prinzessin zu ihm, „habe ich dir die geheime Thüre öffnen lassen, geh' durch dieselbe hinein und komm' herauf." Nach diesen Worten schloß sie das Fenster wieder.

Die geheime Thüre befand sich unter den Zimmern der Prinzessin. Aladdin fand sie offen und ging rasch die Treppe hinauf. Es ist unmöglich, die Freude zu beschreiben, welche die beiden Ehegatten empfanden, als sie sich nach einer Trennung, die sie ewig geglaubt hatten, endlich wiedersahen. Sie umarmten sich mehrere Male und gaben sich alle Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, die man nach einer so traurigen und unerwarteten Trennung, wie die ihrige war, nur erdenken kann. Nach diesen Umarmungen, unter die sich Thränen der Freude mischten, setzten sie sich, und Aladdin nahm das Wort und sprach: „Prinzessin, bevor wir von irgend etwas Anderem sprechen, beschwöre ich dich im Namen Gottes, sowohl um deiner selbst als um deines verehrungswürdigen Vaters, des Sultans, und besonders auch um meiner willen, sage mir, was ist aus einer alten Lampe geworden, die ich, bevor ich auf die Jagd ging, in dem Saal mit den vierundzwanzig Fenstern auf das Kranzgesims gestellt hatte?"

„Ach, theurer Gemahl," antwortete die Prinzessin, „ich habe mir's wohl gedacht, daß unser beiderseitiges Unglück von dieser Lampe herkomme, und was mich untröstlich

macht, iſt, daß ich ſelbſt daran ſchuld bin." — „Prinzeſſin," erwiderte Aladdin, „miß dir die Schuld nicht bei, ſie iſt ganz auf meiner Seite, denn ich hätte die Lampe ſorgſamer aufbewahren ſollen. Jetzt aber laß uns nur daran denken, den Schaden wieder gut zu machen; deßhalb thu' mir den Gefallen und erzähle mir umſtändlich, wie die Sache zugegangen und in welche Hände die Lampe gerathen iſt."

Die Prinzeſſin Badrulbudur erzählte hierauf Aladdin Alles, unter welchen Umſtänden ſie die alte Lampe gegen die neue, die ſie hierauf zur Anſicht herbeibringen ließ, ausgetauſcht und wie ſie in der folgenden Nacht die Verſetzung des Palaſtes bemerkt und ſich am andern Morgen in einem unbekannten Lande befunden habe, wo ſie jetzt Beide ſeyen und das Afrika heiße. Letzteres hatte ſie aus dem Munde des Schurken ſelbſt erfahren, der ſie durch ſeine Zauberkunſt hierher verſetzt hatte.

„Prinzeſſin," unterbrach ſie Aladdin, „du haſt mir den Schurken deutlich genug bezeichnet, indem du mir ſagteſt, daß ich gegenwärtig mit dir in Afrika bin. Er iſt der abſcheulichſte aller Menſchen; doch iſt jetzt weder Zeit noch Ort, dir ſeine Schlechtigkeiten ausführlicher zu erzählen, und ich bitte dich bloß, mir zu ſagen, was er mit der Lampe angefangen und wo er ſie aufbewahrt hat." — „Er trägt ſie wohl verwahrt in ſeinem Buſen," erwiderte die Prinzeſſin, „ich kann dies mit Beſtimmtheit ſagen, da er ſie in meiner Gegenwart herausgezogen und enthüllt hat, um ſich damit gegen mich zu brüſten."

„Geliebte meines Herzens," ſagte hierauf Aladdin, „werde nicht unwillig, wenn ich dich durch vieles Fragen ermüde: es iſt für dich und mich von gleicher Wichtigkeit. Aber um auf das zu kommen, was mich beſonders nahe berührt, ſo beſchwöre ich dich, mir zu ſagen, wie dieſer ſchlechte und treuloſe Menſch dich behandelt hat." — „Seit ich hier bin," antwortete die Prinzeſſin, „hat er ſich mir nur einmal des Tags gezeigt, und ich bin überzeugt, daß der ſchlechte Erfolg, den er von ſeinen Beſuchen hat, es ihm entleiden wird, mich noch öfter zu beläſtigen. Alle ſeine Reden, die er gegen mich zu führen pflegt, zielen dahin, daß ich mein Wort, das ich dir gegeben, brechen und ihn zum Gemahl nehmen ſoll. Dabei gibt er mir zu verſtehen, daß ich nimmermehr hoffen dürfe, dich je wieder zu ſehen, denn du ſeyeſt nicht mehr am Leben und der Sultan, mein Vater, habe dir den Kopf abſchlagen laſſen. Zu ſeiner Rechtfertigung fügt er hinzu, du ſeyeſt ein Undankbarer, der ſein ganzes Glück ihm zu verdanken habe, und ſo noch tauſend Sachen, auf die ich nicht einmal Acht gebe. Da er nun von mir keine andere Antwort bekommt, als Klagen, Seufzer und Thränen, ſo muß er ſich jedesmal eben ſo unbefriedigt wieder entfernen, wie er gekommen iſt. Gleichwohl zweifle ich nicht, daß er, in der Hoffnung, ich werde mich anders entſchließen, meinen lebhafteſten Schmerz

erſt vorübergehen zu laſſen beabſichtigt, und am Ende Gewalt brauchen wird, wenn ich auf meiner Widerſetzlichkeit beharre. Aber, theurer Gemahl, deine Gegenwart hat bereits alle meine Beſorgniſſe verſcheucht."

„Prinzeſſin," unterbrach ſie Aladdin, „ich hege die Zuverſicht, daß du mit Recht nichts mehr zu fürchten brauchſt, und glaube ein Mittel gefunden zu haben, uns Beide von unſerm gemeinſchaftlichen Feinde zu befreien. Zu dieſem Behuf muß ich indeſſen nothwendig in die Stadt gehen. Ich werde gegen Mittag zurückkommen, um dir dann meinen Plan mitzutheilen, und was du zum Gelingen deſſelben beizutragen haſt. Doch ſage ich dir zum Voraus, wundre dich nicht, wenn du mich in einer andern Kleidung zurückkommen ſiehſt, und gib Befehl, daß man mich an der geheimen Thüre, wenn ich klopfe, nicht lange warten läßt." Die Prinzeſſin verſprach, man werde ihn an der Thüre erwarten und ſchnell öffnen.

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht fuhr ſie folgendermaßen fort:

Fünfhundert und vierundfünfzigſte Nacht.

Als Aladdin aus den Zimmern der Prinzeſſin hinweg und durch dieſelben wieder zum Palaſte hinausgegangen war, ſah er ſich nach allen Seiten um und bemerkte einen Bauersmann, der auf's Feld ging.

Da der Bauer vom Palaſte ziemlich weit weg war, ſo lief Aladdin ſchnell, um ihn einzuholen, und machte ihm den Antrag, die Kleider mit ihm zu wechſeln, worauf der Bauer endlich auch einging. Der Umtauſch geſchah hinter einem Gebüſch, und als ſie ſich getrennt hatten, ſchlug Aladdin den Weg nach der Stadt ein. Sobald er hineingekommen war, ging er auf der Straße, die vom Thore auslief, fort und lenkte von da in die beſuchteſten Straßen ein, bis er an den Platz kam, wo die Kaufleute und Handwerker jeder Art ihre beſondere Gaſſe hatten. Er trat nun in die Gaſſe der Materialienhändler, ging in den größten und beſtausgeſtatteten Laden und fragte den Kaufmann, ob er nicht ein gewiſſes Pulver habe, das er ihm nannte. Der Kaufmann, der aus Aladdins Kleidung ſchloß, er müſſe arm ſeyn und werde nicht Geld genug haben, um ihn zu bezahlen, antwortete, er habe zwar dieſes Pulver, allein es ſey ſehr

theuer. Aladdin errieth seine Gedanken, zog seinen Beutel aus der Tasche, ließ einige Goldstücke hervorblinken und verlangte dann eine halbe Drachme von dem Puloer. Der Kaufmann wog so viel ab, wickelte es ein, übergab es Aladdin und forderte ein Goldstück dafür. Aladdin händigte es ihm ein, und ohne sich in der Stadt länger aufzuhalten, als nöthig war, um einige Nahrung zu sich zu nehmen, kehrte er nach seinem Palast zurück. Er brauchte an der geheimen Thüre nicht lange zu warten, sie wurde ihm sogleich geöffnet, und so ging er in's Gemach der Prinzessin Badrulbudur hinauf. „Geliebte," sprach er zu ihr, „da du so großen Widerwillen gegen deinen Entführer hast, so wird es dir vielleicht schwer werden, den Rath zu befolgen, den ich dir jetzt gebe. Bedenke aber, daß du dich nothwendig verstellen und dir einige Gewalt anthun mußt, wenn du dich von seinen Nachstellungen befreien und dem Sultan, deinem Vater und meinem Herrn, die Freude machen willst, dich wieder zu sehen. Befolge also meinen Rath," fuhr Aladdin fort, „schmücke dich sogleich mit deinen schönsten Kleidern, und wenn der afrikanische Zauberer kommt, so empfange ihn auf's freundlichste. Du darfst dir aber keinen Zwang und keine Befangenheit anmerken lassen, sondern mußt ihm ein heiteres Gesicht zeigen, so daß er daraus schließen muß, wenn je noch ein Wölkchen von Trübsinn zurückgeblieben sey, so werde auch dieses mit der Zeit schon verschwinden. Im Gespräch gib ihm sodann zu erkennen, daß du dir alle Mühe gebest, mich zu vergessen; und um ihn vollkommen von deiner Aufrichtigkeit zu überzeugen, lade ihn zum Abendessen ein und drücke den Wunsch aus, den besten Wein seines Landes einmal zu kosten. Er wird dann sogleich weggehen, um dir welchen zu holen. Indeß du nun auf seine Wiederkunft warteſt und den Schenktisch in Bereitschaft setzen lässest, so schütte in einen der Becher, der dem deinigen gleich ist, dies Pulver hier, stelle ihn sodann auf die Seite und befiehl derjenigen von deinen Frauen, die das Schenkamt versieht, sie soll ihn dir auf ein verabredetes Zeichen voll Wein bringen und sich ja in Acht nehmen, daß kein Irrthum dabei vorgeht. Wenn dann der Zauberer zurückkommt, und ihr Beide bei Tische sitzet und nach Herzenslust gegessen und getrunken habt, so laß den Becher mit dem Pulver bringen und vertausche deinen Becher mit dem seinigen. Er wird dies als eine so hohe Gunst ansehen, daß er es nicht ablehnen, sondern den Becher bis auf den Grund austrinken wird; kaum aber wird er ihn geleert haben, so wirst du ihn rücklings hinsinken sehen. Wenn es dich anekelt, aus seinem Becher zu trinken, so stelle dich wenigstens als ob du tränkest, und du hast dabei nichts zu befürchten; denn das Pulver wird seine Wirkung so schnell thun, daß er keine Zeit haben wird zu bemerken, ob du trinkst oder nicht."

Darauf antwortete die Prinzessin: „Ich gestehe dir, daß es mich große Ueberwindung kostet, dem Zauberer auf diese Art entgegen zu kommen, deren Nothwendigkeit ich jedoch einsehe. Welcher Entschließung ist man nicht fähig gegen einen so grausamen Feind! Ich werde also thun, wie du mir rathest, da sowohl meine als deine Ruhe davon abhängt.“ Nach dieser Verabredung verabschiedete sich Aladdin von der Prinzessin, und brachte den übrigen Theil des Tages in den Umgebungen des Palastes zu in der Absicht, sich mit Anbruch der Nacht wieder bei der geheimen Thüre einzufinden. Die Prinzessin Badrulbudur, untröstlich darüber, sich nicht bloß von Aladdin, ihrem geliebten Gatten, den sie gleich von Anfang an mehr aus Neigung als aus Gehorsam geliebt hatte und immer noch liebte, sondern auch von dem Sultan, ihrem Vater, dessen zärtliche Liebe sie mit gleicher Zärtlichkeit vergalt, getrennt zu sehen, hatte seit dem Augenblick jener schmerzlichen Trennung ihr Aeußeres sehr vernachlässigt. Ja, sie hatte sogar so zu sagen die Reinlichkeit aus den Augen gesetzt, die ihrem Geschlechte so wohl ansteht, besonders seitdem der afrikanische Zauberer sie zum ersten Mal besucht und sie von ihren Frauen, die ihn wieder erkannten, erfahren hatte, daß er derselbe sey, der die alte Lampe gegen eine neue eingetauscht habe; denn durch diesen abscheulichen Betrug war er ihr ein Gräuel geworden. Jetzt aber, da sich Gelegenheit zeigte, die verdiente Rache an ihm zu nehmen, und zwar früher, als sie zu hoffen gewagt hatte, entschloß sie sich, Aladdins Wunsch zu willfahren. Sobald er sich daher entfernt hatte, setzte sie sich an ihren Putztisch, ließ sich durch ihre Frauen auf's prächtigste schmücken und legte das reichste und zu ihrem Vorhaben passendste Kleid an. Ihr Gürtel war von eitel Gold und mit den größten, auserlesensten Diamanten ausgelegt; um den Hals legte sie eine Schnur aus nur dreizehn Perlen, von denen aber die sechs Seitenperlen zu der mittleren, welche die größte und kostbarste war, in dem Verhältniß standen, daß die größten Sultaninnen und Königinnen sich glücklich geschätzt haben würden, wenn sie nur eine vollständige Schnur von der Größe der zwei kleinsten Perlen in der Halsschnur der Prinzessin besessen hätten. Die Armbänder, die mit Rubinen und Diamanten besetzt waren, entsprachen auf's trefflichste dem Reichthum des Gürtels und der Halsschnur.

Als die Prinzessin Badrulbudur vollständig angekleidet war, zog sie ihren Spiegel zu Rathe, befragte ihre Frauen über ihren ganzen Anzug, und da sie sah, daß ihr keiner von den Reizen fehlte, die der thörichten Leidenschaft des afrikanischen Zauberers schmeicheln konnten, so setzte sie sich auf ihr Sopha und erwartete seine Ankunft.

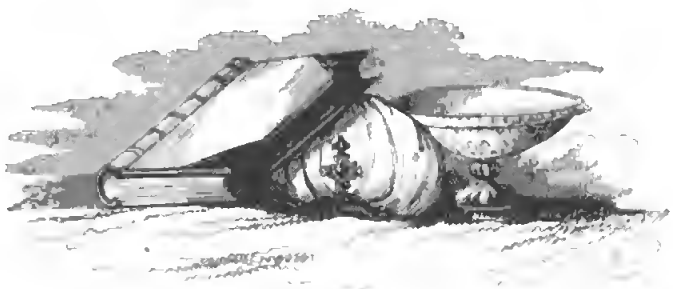
Der Zauberer ermangelte nicht, ſich zur gewöhnlichen Stunde einzuſtellen. Sobald die Prinzeſſin ihn in den Saal mit den vierundzwanzig Fenſtern, wo ſie ihn erwartete, eintreten ſah, ſtand ſie mit allem Glanze ihrer Schönheit und ihrer Reize auf, wies

ihm mit der Hand den Ehrenplatz an, den er einnehmen ſollte, und ſetzte ſich dann zugleich mit ihm: eine ganz ausgezeichnete Artigkeit, die ſie ihm bisher noch nie erwieſen hatte.

Den afrikaniſchen Zauberer blendete mehr der Glanz der ſchönen Augen der Prinzeſſin, als die ſtrahlenden Edelſteine, womit ſie ſich geſchmückt hatte, ſo daß er ganz überraſcht war. Ihre majeſtätiſche Haltung und die anmuthsvolle Verbindlichkeit, womit ſie ihn empfing, während ſie ihn bisher immer ſo rauh zurückgewieſen hatte, machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er kaum ſeiner Sinne mächtig war. Er wollte anfangs auf dem äußerſten Rande des Sopha's Platz nehmen; als er aber ſah, daß die Prinzeſſin ſich nicht eher an ihren Platz begeben wollte, als bis er ſich da geſetzt hatte, wo ſie wünſchte, ſo gehorchte er. Als der afrikaniſche Zauberer ſich geſetzt hatte, nahm die Prinzeſſin, um ihn aus ſeiner ſichtlichen Verlegenheit zu ziehen, das Wort, und indem ſie ihn auf eine Weiſe anblickte, aus der er ſchließen mußte, daß er ihr nicht mehr ſo verhaßt ſey wie bisher, ſprach ſie alſo zu ihm: „Du wirſt dich ohne Zweifel wundern, daß du mich heute ganz anders findeſt als bis jetzt, doch wirſt du es dir erklären können, wenn ich dir ſage, daß meine ganze Gemüthsart aller Traurigkeit,

Schwermuth, Betrübniß und allen Sorgen zuwider iſt, die ich immer ſobald als möglich von mir abſchüttle, ſowie ich keine gegründete Urſache mehr dazu ſehe. Ich habe mir das, was du mir von Aladdins Schickſal ſagteſt, wohl überlegt, und da ich die Gemüthsart meines Vaters recht gut kenne, ſo bin ich mit dir überzeugt, daß er der ſchrecklichen Wirkung ſeines Zornes unmöglich entgehen konnte. Wenn ich nun auch darauf beharren wollte, mein ganzes Leben lang um ihn zu weinen, ſo ſehe ich doch, daß meine Thränen ihn nicht in's Leben zurückrufen würden. Deßhalb glaube ich, nachdem ich ihm bis in's Grab alle Pflichten erwieſen habe, welche die Liebe von mir forderte, ſo muß ich nunmehr auch alle Mittel hervorſuchen, um mich zu tröſten. Dies ſind meine Gründe zu der Veränderung, die du an mir bemerkſt. Um nun ſogleich jeden Anlaß zur Traurigkeit zu entfernen, die ich ganz von mir zu bannen entſchloſſen bin, und in der Hoffnung, daß du die Gefälligkeit haben werdeſt, mir Geſellſchaft zu leiſten, habe ich eine Abendmahlzeit für uns bereiten laſſen. Da ich aber bloß chineſiſchen Wein habe und mich doch in Afrika befinde, ſo hat mich die Luſt angewandelt, den hier zu Lande wachſenden zu koſten, und ich zweifle nicht, daß du den beſten herausfinden wirſt, wenn es überhaupt welchen hier gibt."

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um dieſelbe in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzuſetzen:



Fünfhundert

und

fünfundfünfzigſte Nacht.

Der afrikaniſche Zauberer, der das Glück, ſo ſchnell und ſo leicht die Gunſt der Prinzeſſin Badrulbudur zu gewinnen, für eine Unmöglichkeit gehalten hatte, ſagte, er könne kaum Worte finden, um ſeinen Dank genugſam auszudrücken, und um dieſes Geſpräch, bei dem er ſich immer noch mehr in Verlegenheit gebracht hätte, baldmöglichſt abzubrechen, lenkte er ſchnell auf den afrikaniſchen Wein ein, deſſen ſie gedacht hatte, und ſagte, unter allen Vorzügen, deren ſich Afrika rühmen könne, ſtehe ſein trefflicher Wein oben an, und der allerbeſte wachſe in dem Theil des Landes, wo ſie ſich gegenwärtig befinden; er habe ein Faß, das ſchon ſieben Jahre gefüllt und noch nicht angeſtochen ſey, und er glaube nicht zu viel zu ſagen, wenn er behaupte, daß dieſer Wein an Güte die vortrefflichſten Weine auf der ganzen Erde übertreffe. „Wenn meine Prinzeſſin es mir erlauben will," ſetzte er hinzu, „ſo will ich zwei Flaſchen davon holen und werde augenblicklich wieder zurück ſeyn." — „Es ſollte mir leid thun, wenn ich dir ſo viele Mühe machte," ſagte die Prinzeſſin: „du könnteſt ja Jemanden hinſchicken." — „Nein," antwortete der afrikaniſche Zauberer, „ich muß nothwendig ſelbſt hingehen;

Niemand außer mir weiß, wo der Schlüssel zu diesem Keller ist, auch weiß Niemand das Geheimniß, ihn zu öffnen." — „Wenn dem so ist," sagte die Prinzessin, „so gehe und komm' bald zurück. Je länger du ausbleibst, je größer wird meine Ungeduld seyn, dich wieder zu sehen, und sobald du zurückkommst, wollen wir uns sogleich zu Tische setzen."

Der afrikanische Zauberer, voller Hoffnung auf sein vermeintliches Glück, lief nicht, um seinen siebenjährigen Wein zu holen, sondern flog und kam sehr schnell zurück. Inzwischen hatte die Prinzessin, die nicht daran zweifelte, daß er sich sehr beeilen würde, das Pulver, das ihr Aladdin gebracht, selbst in einen Becher geworfen, den sie dann bei Seite stellte, und ließ nun endlich auftragen. Sie setzten sich einander gegenüber zu Tisch, so daß der Zauberer dem Schenktisch den Rücken kehrte. Die Prinzessin legte ihm vom Besten vor und sagte zu ihm: „Wenn du es verlangst, so will ich dir Musik machen und singen lassen; da wir aber Beide ganz allein hier sind, so denke ich, es wird uns mehr Vergnügen machen, uns mit einander zu unterhalten." Der Zauberer betrachtete diese Wahl der Prinzessin als eine neue Gunst.

Nachdem sie einige Bissen gegessen hatten, verlangte die Prinzessin zu trinken. Sie trank auf die Gesundheit des Zauberers und sagte dann zu ihm: „Du hattest alles Recht, deinen Wein zu loben: ich habe nie einen so köstlichen getrunken." — „Reizende Prinzessin," antwortete er, indem er den Becher, der ihm überreicht wurde, in der Hand hielt, „mein Wein erhält durch deinen Beifall eine neue Güte." — „Trink auf meine Gesundheit," erwiderte die Prinzessin, „so wirst du selbst finden, daß ich mich gut darauf verstehe." Er trank auf die Gesundheit der Prinzessin, sah dann den Becher an und sagte: „Prinzessin, ich schätze mich glücklich, daß ich dieses Faß für eine so gute Gelegenheit aufgespart; ich gestehe selbst, daß ich in meinem ganzen Leben noch keinen so vortrefflichen Wein getrunken habe."

Als sie noch weiter gegessen und noch dreimal getrunken hatten, gab endlich die Prinzessin, die dem afrikanischen Zauberer durch ihre Höflichkeit und ihr verbindliches Wesen vollends ganz den Kopf verrückt hatte, der Frau, die das Schenkamt versah, das verabredete Zeichen, und während man ihren Becher mit Wein brachte, sagte sie, man solle auch den des afrikanischen Zauberers vollschenken und ihm überreichen.

Als nun Beide den Becher in der Hand hatten, sprach sie zu dem afrikanischen Zauberer: „Ich weiß nicht, wie es bei euch zu Lande unter Liebenden, die mit einander trinken, Sitte ist; bei uns in China wechseln die Geliebte und der Liebhaber ihre Becher mit einander aus und trinken so die Gesundheit von einander." Mit diesen

Worten überreichte ſie ihm den Becher, den ſie in der Hand hielt, und ſtreckte ihre andere Hand aus, um den ſeinigen in Empfang zu nehmen.

Der afrikaniſche Zauberer beeilte ſich um ſo freudiger, dieſen Tauſch vorzunehmen, da er ihn als das ſicherſte Zeichen betrachtete, daß er das Herz der Prinzeſſin nun völlig erobert habe, und er hielt ſich für den glücklichſten aller Sterblichen. Ehe er trank, ſagte er, mit dem Becher in der Hand: „Prinzeſſin, wir Afrikaner ſind lange nicht ſo weit in der Kunſt, die Liebe mit allen möglichen Annehmlichkeiten zu würzen, wie die Chineſen, und indem ich hier etwas lerne, was ich noch nicht wußte, fühle ich zugleich, wie hoch ich dieſe Begünſtigung zu ſchätzen habe. Nie werde ich es vergeſſen, liebenswürdige Prinzeſſin, daß ich aus deinem Becher getrunken und darin ein Leben wieder gefunden habe, wozu ich keine Hoffnung mehr gehabt hätte, wenn du noch länger bei deiner Grauſamkeit beharrt wäreſt.“

Die Prinzeſſin Badrulbudur, die ſich bei dieſem unnützen Geſchwätz des afrikaniſchen Zauberers langweilte, fiel ihm in die Rede und ſagte: „Laß uns jetzt trinken, du kannſt ja nachher weiter ſprechen.“ Zugleich führte ſie den Becher an den Mund, berührte ihn aber nur mit den Lippen, indeß der afrikaniſche Zauberer ſich ſehr

bemühte, es ihr zuvorzuthun, und den seinigen ausleerte, ohne einen Tropfen darin zu lassen. Da er beim Austrinken seinen Kopf etwas rückwärts geneigt hatte, um seinen Eifer zu zeigen, so blieb er noch eine Weile in dieser Stellung, bis die Prinzessin, die noch immer den Rand der Schale an ihren Lippen hielt, sah, daß seine Augen sich verdrehten und er ohne Bewußtseyn rücklings zusammensank.

Die Prinzessin brauchte nicht lange zu befehlen, daß man Aladdin die geheime Thüre öffnen solle. Ihre Frauen, mit denen Alles zuvor verabredet war, hatten sich in angemessenen Zwischenräumen vom Saale bis unten an die Treppe hinab aufgestellt, so daß die geheime Thüre beinahe in demselben Augenblick geöffnet wurde, wo der afrikanische Zauberer rücklings zusammengesunken war.

Aladdin kam herauf und trat in den Saal. Als er den afrikanischen Zauberer auf dem Sopha ausgestreckt liegen sah, und die Prinzessin Badrulbudur ihm voll Freude und mit offenen Armen entgegeneilte, hielt er sie zurück und sagte: „Es ist noch nicht Zeit, Prinzessin; thu' mir den Gefallen, begib dich auf deine Zimmer und sorge dafür, daß man mich allein läßt, indeß ich meine Vorbereitungen treffe, dich eben so schnell nach China wieder zurückzubringen, wie du von da entfernt worden bist."

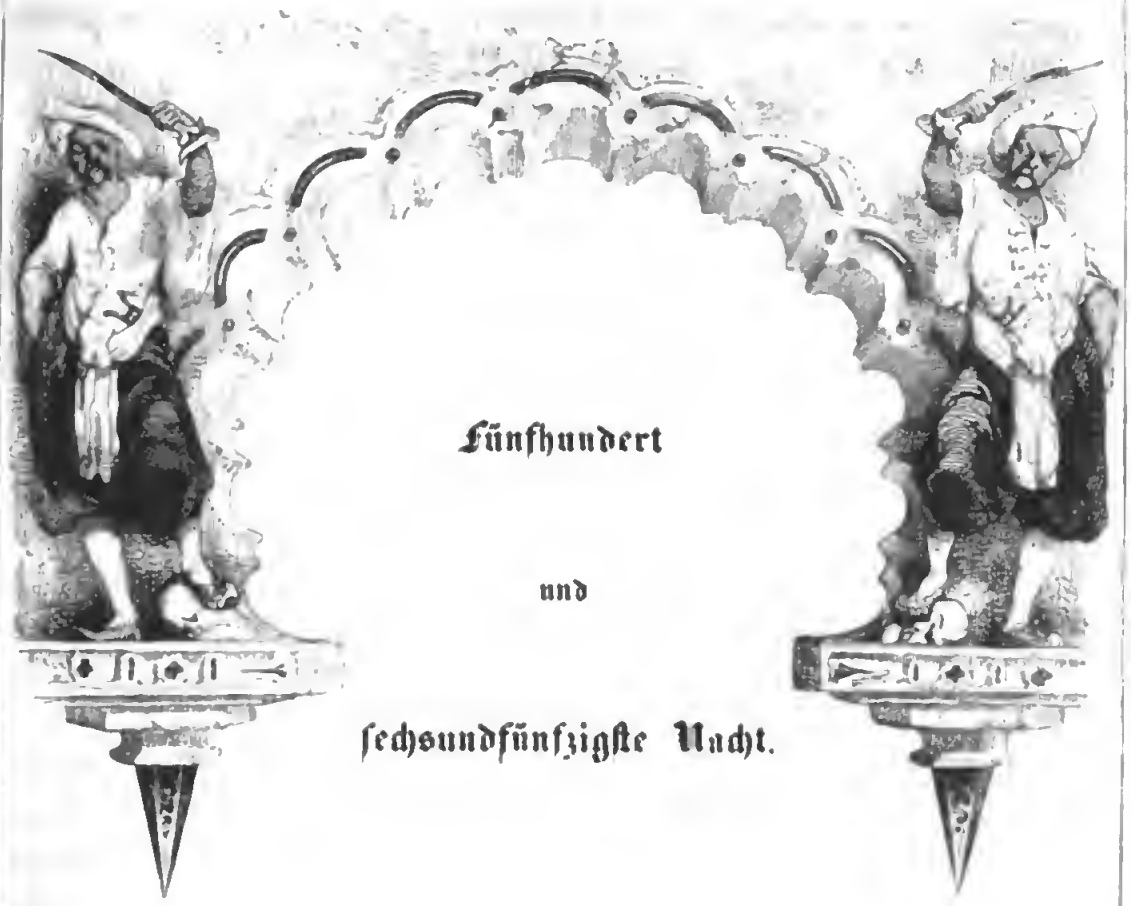
Sobald die Prinzessin mit ihren Frauen und Verschnittenen aus dem Saal gegangen war, verschloß Aladdin die Thüre, näherte sich dem entseelten Leichnam des afrikanischen Zauberers, öffnete sein Kleid und zog die Lampe heraus, die noch so verhüllt war, wie die Prinzessin es ihm beschrieben hatte. Er enthüllte sie und rieb daran, und alsbald erschien auch der Geist mit seinem gewöhnlichen Gruß. „Geist," sagte Aladdin zu ihm, „ich habe dich gerufen, um dir im Namen der Lampe, deiner guten Gebieterin, die du hier siehst, zu befehlen, daß du diesen Palast wieder nach China zurücktragen lässest, und zwar an denselben Ort und dieselbe Stelle, von wo er weggenommen ist." Der Geist gab durch ein Kopfnicken zu verstehen, daß er gehorchen werde und verschwand. Die Versetzung ging wirklich vor sich, und man spürte sie nur an zwei sehr leichten Erschütterungen: die eine, als der Palast von seiner Stelle in Afrika emporgehoben, und die andere, als er in China gegenüber von dem Palast des Sultans niedergelassen wurde, was Alles in einigen wenigen Augenblicken geschehen war.

Aladdin ging nun in's Zimmer der Prinzessin hinab, umarmte sie und sagte zu ihr: „Prinzessin, ich kann dich versichern, daß deine und meine Freude morgen früh vollkommen seyn wird." Da die Prinzessin ihre Abendmahlzeit noch nicht vollendet hatte und Aladdin zu essen verlangte, so ließ sie aus dem Saal mit den vierundzwanzig

Fenſtern die Speiſen, die dort aufgetragen, aber kaum berührt worden waren, auf ihr Zimmer bringen. Die Prinzeſſin und Aladdin ſpeisten zuſammen und tranken von dem guten alten Wein des afrikaniſchen Zauberers. Ich will nichts von ihrer weiteren Unterhaltung ſagen, die nur ſehr vergnügt ſeyn konnte, und füge bloß hinzu, daß ſie ſich zuletzt mit einander in ihr Schlafgemach begaben.

Seit der Entführung des Palaſtes und der Prinzeſſin Badrulbudur war der Sultan, der Vater dieſer Prinzeſſin, untröſtlich, weil er ſie für immer verloren glaubte. Er konnte weder bei Nacht noch bei Tag Ruhe finden, und ſtatt Alles zu vermeiden, was ſeinem Kummer neue Nahrung geben konnte, ſuchte er es im Gegentheil abſichtlich auf. Während er zum Beiſpiel vorher nur Morgens nach dem offenen Erker ſeines Palaſtes gegangen war, um ſeine Augen an dem angenehmen Anblick zu weiden, deſſen er nicht ſatt werden konnte, ſo ging er jetzt mehrere Male des Tags hinauf, um ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen und ſich immer tiefer in ſeine Betrübniß zu verſenken durch den Gedanken, daß er das, was ihm ſo wohlgefallen hatte, nie wieder ſehen werde, und das Liebſte, was er auf der Welt beſeſſen, auf immer verloren habe. Auch an dem Morgen, wo Aladdins Palaſt wieder an ſeinen alten Platz gebracht worden war, hatte ſich die Morgenröthe kaum am Himmel gezeigt, als der Sultan wieder in den Erker ging. Er war ſo in ſich gekehrt und ſo durchdrungen von ſeinem Schmerz, daß er ſeine Augen traurig nach der Seite hinwendete, wo er nur den leeren Raum und keinen Palaſt mehr zu erblicken vermeinte. Als er nun auf einmal dieſe Leere ausgefüllt ſah, hielt er es für einen Nebel. Endlich aber, nachdem er es aufmerkſamer betrachtet hatte, erkannte er, daß es ganz unzweifelhaft Aladdins Palaſt war. Freude und Fröhlichkeit bemächtigten ſich jetzt ſeines Herzens nach langem Kummer und Gram. Er kehrte eilig auf ſein Zimmer zurück und befahl, man ſolle ihm ein Pferd ſatteln und vorführen. Er ſchwang ſich hinauf, ritt fort und es war ihm, als könne er nicht ſchnell genug bei Aladdins Palaſt anlangen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Fünfhundert

und

sechsundfünfzigste Nacht.

Aladdin, der dies vorausgesehen hatte, war mit Tagesanbruch aufgestanden, hatte eines seiner prächtigsten Kleider angelegt und sich sodann in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern begeben, von wo aus er den Sultan kommen sah. Er eilte hinab und kam noch gerade zur rechten Zeit, um ihn unten an der Haupttreppe zu empfangen und ihm vom Pferd absteigen zu helfen. „Aladdin," sprach der Sultan zu ihm, „ich kann mit dir nicht sprechen, bevor ich meine Tochter gesehen und umarmt habe."

Aladdin führte den Sultan in das Zimmer der Prinzessin Badrulbudur, die eben mit ihrem Anzuge fertig geworden war; denn Aladdin hatte sie beim Aufstehen erinnert, daß sie sich nicht mehr in Afrika, sondern in China, in der Hauptstadt des Sultans, ihres Vaters, und gegenüber von seinem Palast befinde. Der Sultan umarmte sie mehrere Male, während ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen liefen, und die Prinzessin ihrerseits bewies ihm auf alle mögliche Art, wie hocherfreut sie sey, ihn wieder zu sehen.

Der Sultan war eine Zeitlang ganz sprachlos vor Rührung, daß er seine geliebte Tochter, die er schon so lange als verloren beweint, wieder gefunden hatte, und auch die Prinzessin vergoß viele Thränen vor Freude, daß sie den Sultan, ihren Vater, wiedersah. Endlich nahm der Sultan das Wort und sprach: „Geliebte Tochter, ich will glauben, daß die Freude des Wiedersehens dich in meinen Augen so munter und so wenig verändert erscheinen läßt, wie wenn dir gar nichts Unangenehmes zugestoßen wäre, und doch bin ich überzeugt, daß du sehr viel ausgestanden hast. Man wird nicht so schnell mit einem ganzen Palast versetzt, ohne daß große Unruhe und schreckliche Angst damit verbunden wäre. Ich wünsche nun, daß du mir erzählst, wie die Sache zuging, und mir nichts verhehlest."

Die Prinzessin machte sich ein Vergnügen daraus, den Wunsch des Sultans, ihres Vaters, zu erfüllen. „Herr," sprach sie zu ihm, „wenn ich dir so unverändert vorkomme, so bitte ich dich, wohl zu erwägen, daß ich bereits gestern früh wieder aufzuleben anfing, als ich meinen theuren Gemahl und Befreier erblickte, den ich schon für verloren gehalten und beweint hatte, und daß das Glück, das ich so eben genossen habe, dich zu umarmen, alle Spuren frühern Kummers von mir abgestreift hat.

„Um es frei herauszusagen, mein ganzes Unglück bestand darin, daß ich mich dir und meinem theuren Gemahl entrissen sah; auch war ich nicht bloß aus Verlangen nach meinem Gemahl in Angst, sondern besonders auch wegen der traurigen Folgen deines Zorns, denen er, so unschuldig er war, ohne Zweifel ausgesetzt seyn mußte. Weniger habe ich von der Unverschämtheit meines Räubers gelitten, welcher Reden gegen mich führte, die mir nicht gefielen. Ich wußte mir bald eine solche Ueberlegenheit über ihn zu verschaffen, daß ich ihn zum Schweigen brachte. Im Uebrigen wurde mir so wenig Zwang angethan, als in diesem Augenblick. Was meine Entführung betrifft, so hat Aladdin nicht den mindesten Theil daran: ich selbst bin allein daran schuld, aber auf eine höchst unschuldige Weise." Um nun den Sultan von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, erzählte sie ihm umständlich, wie der afrikanische Zauberer sich in einen Lampenhändler verkleidet habe, der alte Lampen gegen neue eintauschte, und wie sie dann zur Kurzweil Aladdins Lampe, deren geheime Kraft und Wichtigkeit sie nicht gekannt, gegen eine neue eingetauscht, worauf der Palast nebst ihr und den übrigen Bewohnern in die Höhe gehoben und sammt dem afrikanischen Zauberer nach Afrika versetzt worden sey; Letzteren haben zwei ihrer Frauen und der Verschnittene, der die Lampe eingetauscht, sogleich wieder erkannt, als er die Kühnheit gehabt habe, sich ihr zum ersten Mal nach dem glücklichen Erfolg seines frechen Unterfangens vorzustellen

und ihr einen Heirathsantrag zu machen; ferner erzählte sie von den Anfechtungen, die sie bis zu Aladdins Ankunft auszustehen gehabt, und von den Maßregeln, die sie gemeinschaftlich ergriffen, um ihm die Lampe, die er bei sich trug, zu entreißen: wie ihnen dies dadurch geglückt sey, daß sie selbst sich gegen ihn verstellt und ihn zum Abendessen auf ihr Zimmer geladen, wo sie ihm dann den vergifteten Becher überreicht habe. „Von dem Uebrigen," setzte sie hinzu, „mag Aladdin dir Rechenschaft geben."

Aladdin faßte seine Erzählung kurz. „Als man mir," sagte er, „die geheime Thür geöffnet hatte, ging ich schnell in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern hinauf, und da ich den Verräther durch die Kraft des Pulvers todt auf dem Sopha liegen sah, so bat ich die Prinzessin, weil ein längeres Verweilen ihr nicht geziemt hätte, sie möchte sich mit ihren Frauen und Verschnittenen nach ihrem Zimmer begeben. Ich blieb nun allein zurück, zog die Lampe aus dem Busen des Zauberers und bediente mich derselben geheimen Kraft, deren er sich bedient hatte, um die Prinzessin sammt ihrem Palaste zu rauben. So habe ich denn bewirkt, daß der Palast wieder an seinem Platze steht, und war so glücklich, dir deinem Befehle gemäß die Prinzessin zurückzubringen. Alles, was ich da sage, ist die blanke Wahrheit, und wenn du dich in den Saal hinaufbemühen willst, so wirst du sehen, daß der Zauberer nach Gebühr bestraft worden ist."

Um sich vollends ganz zu überzeugen, ging der Sultan hinauf, und als er den afrikanischen Zauberer todt und im Gesicht ganz schwarzblau von dem Gifte sah, umarmte er Aladdin mit vieler Zärtlichkeit und sagte zu ihm: „Mein Sohn, halte mir mein Betragen gegen dich zu gute; bloß meine Vaterliebe hat mich dazu veranlaßt, und du mußt mir die Uebereilung, zu der ich mich hinreißen ließ, verzeihen." — „Herr," erwiderte Aladdin, „ich habe nicht die mindeste Ursache, mich über dich zu beklagen; du hast bloß gethan, was du thun mußtest. Dieser schändliche Zauberer, dieser Auswurf der Menschheit, war die einzige Ursache, daß ich deine Gnade verlor. Wenn du einmal Muße haben wirst, so werde ich dir von einer andern Bosheit erzählen, die er mir angethan und die nicht minder schwarz ist, als seine letzte, vor der mich Gottes ganz absonderliche Gnade behütet hat." — „Ich werde mir diese Muße ausdrücklich dazu nehmen," antwortete der Sultan, „und zwar recht bald. Jetzt aber laß uns nur darauf denken, fröhlich zu seyn, auch sorge, daß dieser verhaßte Gegenstand fortgeschafft wird."

Aladdin ließ den Leichnam des afrikanischen Zauberers wegbringen und auf den Schindanger werfen, um dort den Vögeln und Thieren zur Nahrung zu dienen. Der Sultan aber gab Befehl, durch Trommeln, Pauken, Trompeten und andere Instrumente

das Zeichen zur allgemeinen öffentlichen Freude zu geben, und ließ ein zehntägiges Freudenfest ankündigen, um die Rückkehr der Prinzessin Badrulbudur und Aladdins zu feiern.

So entging denn Aladdin zum zweiten Mal einer Todesgefahr, der er beinahe erliegen mußte; allein es war noch nicht die letzte, und er mußte noch eine dritte, gleichgefährliche Prüfung erstehen, die wir hier umständlich erzählen wollen.

Der afrikanische Zauberer hatte noch einen jüngern Bruder, der in der Zauberkunst nicht minder geschickt war, als er; ja man kann sagen, daß er ihn an Bosheit und verderblichen Ränken noch übertraf. Da sie nicht immer beisammen oder in derselben Stadt lebten, und der Eine sich manchmal im Osten befand, während der Andere im Westen war, so unterließen sie es nicht, mit Hülfe der Punktirkunst alle Jahre einmal auszumitteln, in welchem Theile der Welt jeder von ihnen lebe, wie er sich befinde und ob er nicht die Hülfe des andern bedürfe.

Kurze Zeit, nachdem der afrikanische Zauberer in der Unternehmung gegen Aladdins Glück den Tod gefunden hatte, wollte sein jüngerer Bruder, der seit Jahr und Tag keine Nachrichten von ihm hatte und sich nicht in Afrika, sondern in einem

sehr entlegenen Land aufhielt, erfahren, an welchem Ort der Erde er lebe, wie er sich befinde und was er treibe. Wie sein Bruder hatte er überall, wo er ging und stand, sein Punktirviereck bei sich. Er nahm nun dieses Viereck, ordnete den Sand, machte die Punkte, zog die Figuren und Linien und stellte die Nativität. Indem er nun alle einzelnen Figuren durchlief, fand er in der einen, daß sein Bruder nicht mehr auf der Welt, in einer andern, daß er vergiftet worden und plötzlich gestorben sey, in der dritten, daß dies in China, in der vierten, daß es in einer Hauptstadt China's, die an dem und dem Ort liege, geschehen, und endlich, daß der, welcher ihn vergiftet, ein Mann von niedriger Abkunft sey, der eine Prinzessin des Sultans geheirathet habe.

Als der Zauberer auf diese Art das traurige Ende seines Bruders erfahren hatte, verlor er keine Zeit mit nutzlosem Jammern, das seinen Bruder doch nicht in's Leben zurückgerufen hätte, sondern beschloß augenblicklich, seinen Tod zu rächen, stieg zu Pferde und begab sich auf den Weg nach China. Er mußte über Ebenen, Flüsse, Berge, Einöden, und nach langer Reise kam er endlich, nachdem er sich unterwegs nirgends aufgehalten, unter unglaublichen Beschwerden nach China und bald darauf in die Hauptstadt, die er durch seine Punktirkunst ausgemittelt hatte. Da er gewiß wußte, daß er sich nicht getäuscht und dieses Königreich mit keinem andern verwechselt habe, so blieb er in dieser Hauptstadt und nahm seine Wohnung daselbst.

Den Tag nach seiner Ankunft ging der Zauberer aus und spazierte in der Stadt herum, nicht sowohl um ihre Schönheiten zu betrachten, die ihm höchst gleichgültig waren, sondern um sogleich auf Maßregeln zur Ausführung seines verderblichen Planes zu denken; er ging daher an die besuchtesten Orte und lauschte begierig auf Alles, was man sprach. An einem dieser Orte, wo man sich mit allerlei Arten von Spielen die Zeit vertrieb, und wo, während die Einen spielten, die Andern sich von den Neuigkeiten des Tages oder auch von ihren eigenen Geschichten unterhielten, hörte er gar merkwürdige Dinge erzählen von der Tugend und Frömmigkeit, ja selbst von den Wunderthaten einer von der Welt abgeschiedenen Frau, Namens Fatime. Da er nun glaubte, diese Frau könne ihm bei seinem Vorhaben vielleicht in irgend etwas behülflich seyn, nahm er einen von der Gesellschaft bei Seite und bat ihn um nähere Auskunft über die heilige Frau und über die Art von Wundern, die sie verrichte.

„Wie!" sagte der Angeredete zu ihm, „du hast diese Frau noch nie gesehen und auch nicht von ihr sprechen gehört? Sie ist durch ihr Fasten, ihre strenge Lebensweise und das Beispiel, das sie gibt, Gegenstand der allgemeinen Bewunderung in der ganzen Stadt. Außer Montags und Freitags geht sie nie aus ihrer kleinen Einsiedelei

heraus und an den Tagen, wo ſie ſich in der Stadt ſehen läßt, thut ſie unendlich viel Gutes, auch heilt ſie Jeden, der mit Kopfſchmerzen behaftet iſt, durch Auflegung ihrer Hände.“ Der Zauberer verlangte über dieſen Punkt nichts mehr zu wiſſen, ſondern fragte bloß noch, in welchem Theile der Stadt die Einſiedelei der heiligen Frau wäre. Der Mann beſchrieb ihm genau die Stelle; der Zauberer aber, nachdem er dieſe Erkundigung eingezogen und den ruchloſen Plan, von dem wir bald ſprechen werden, gefaßt und entworfen hatte, beobachtete, um ſeiner Sache noch gewiſſer zu ſeyn, gleich am erſten Tage, wo ſie ausging, alle ihre Schritte und verlor ſie nicht aus dem Auge bis zum Abend, wo er ſie in ihre Einſiedelei zurückkehren ſah. Als er ſich nun den Platz gut gemerkt hatte, begab er ſich an einen der ſchon oben erwähnten Orte, wo man ein gewiſſes warmes Getränke zu ſich nahm, und wenn man Luſt hatte, auch die ganze Nacht zubringen konnte, beſonders bei großer Hitze, wo man in dieſen Ländern lieber auf Matten als in Betten ſchläft.

Gegen Mitternacht bezahlte der Zauberer dem Wirth ſeine kleine Zeche und ging gerades Wegs nach der Einſiedelei Fatime's, der heiligen Frau; denn unter dieſem Namen war ſie in der ganzen Stadt bekannt. Er öffnete ohne Mühe die mit einer bloßen Klinke verſchloſſene Thüre, trat hinein und machte die Thüre ganz leiſe wieder zu; drinnen erblickte er bei hellem Mondſcheine Fatimen, die an freier Luft auf einem mit einer ſchlechten Matte überdeckten Sopha ſchlief und gegen ihre Zelle hingelehnt dalag. Er näherte ſich ihr, zog einen Dolch, den er an ſeiner Seite trug, und weckte ſie.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad die Annäherung des Tages und ſchwieg. In der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Fünfhundert und ſiebenundfünfzigſte Nacht.

Als die arme Fatime die Augen aufſchlug, erſchrack ſie über die Maßen beim Anblick eines Mannes, der im Begriff war, ſie zu erdolchen. Er ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt, machte Miene, zuzuſtoßen, und ſagte zu ihr: „Wenn du ſchreiſt oder nur das mindeſte Geräuſch machſt, ſo biſt du des Todes; ſteh' aber jetzt auf und thue was ich dir ſagen werde."

Fatime, die ſich in ihren Kleidern niedergelegt hatte, ſtand zitternd und bebend auf. „Fürchte dich nicht," ſagte der Zauberer zu ihr, „ich verlange bloß dein Kleid; gib es mir und nimm dafür das meinige." Sie vertauſchten ihre Kleider, und nachdem der Zauberer das Kleid Fatimens angezogen hatte, ſagte er zu ihr: „Jetzt färbe mir das Geſicht gleich dem deinigen und zwar ſo, daß ich dir ähnlich ſehe und die Farbe ſich nicht verwiſcht." Da er ſah, daß ſie noch immer zitterte, ſagte er, um ſie zu beruhigen, und damit ſie mit um ſo größerer Zuverſicht ſeinen Wunſch erfüllen möchte, abermals zu ihr: „Fürchte dich nicht; ich ſchwöre dir bei dem Namen Gottes, daß ich

dir das Leben laſſe.“ Fatime hieß ihn in ihre Zelle treten, zündete ihre Lampe an, nahm einen Pinſel und einen gewiſſen Saft, den ſie in einem Gefäße ſtehen hatte, rieb ihm damit das Geſicht ein und verſicherte ihm dann, die Farbe werde nicht ausgehen und ſein Geſicht ſey jetzt durchaus ganz wie das ihrige. Hierauf ſetzte ſie ihm ihre eigene Kopfbedeckung auf's Haupt nebſt ihrem Schleier und zeigte ihm, wie er ſich auf ſeinem Gang durch die Stadt das Geſicht damit verhüllen müſſe. Endlich, nachdem ſie ihm noch einen großen Roſenkranz, der ihm vorne bis auf den Gürtel herabhing, um den Hals geſchlungen, gab ſie ihm denſelben Stab, den ſie gewöhnlich trug, in die Hand, hielt ihm dann einen Spiegel vor und ſagte zu ihm: „Da blick' einmal hinein und du wirſt ſehen, daß du mir gleichſt wie ein Ei dem andern.“ Der Zauberer fand Alles nach Wunſch, hielt aber der guten Fatime den Schwur nicht, den er ihr ſo feierlich geleiſtet hatte. Damit man keine Blutſpuren ſehen möchte, wenn er ſie erſtäche, ſo erwürgte er ſie, und als er ſah, daß ſie den Geiſt aufgegeben hatte, ſchleppte er ihren Leichnam an den Füßen zum Waſſerbehälter der Einſiedelei und warf ihn da hinein.

Nach Vollführung dieſer verruchten Mordthat brachte der als heilige Fatime verkleidete Zauberer den Reſt der Nacht in der Einſiedelei zu. Am andern Morgen ging er, obgleich dies kein gewöhnlicher Ausgangstag für die heilige Frau war, dennoch aus, denn er glaubte, es würde ihn Niemand darum fragen, und wenn man ihn fragte, ſo würde er ſchon zu antworten wiſſen. Da er ſich bei ſeiner Ankunft vor allen Dingen nach Aladdins Palaſt erkundigt hatte, und da er dort ſeine Rolle ſpielen wollte, ſo nahm er ſogleich ſeinen Weg dahin.

Jedermann hielt ihn für die heilige Frau, und ſo wurde er bald von einer großen Menſchenmaſſe umringt. Einige empfahlen ſich ſeinem Gebet, Andere küßten ihm die Hand, Andere, die noch ehrerbietiger waren, küßten bloß den Saum ſeines Kleides, und noch Andere, die entweder wirklich Kopfweh hatten, oder ſich nur dagegen verwahren wollten, neigten ſich vor ihm, damit er ihnen die Hände auflegen möchte, was er auch that, indem er einige gebetähnliche Worte murmelte; kurz, er ahmte die heilige Frau ſo gut nach, daß Jedermann ihn dafür anſah. Nachdem er mehrere Male unterwegs ſtehen geblieben war, um ſolche Leute zu befriedigen, die von dieſer Art Händeauflegung weder einen Nutzen noch einen Schaden hatten, kam er endlich auf den Platz vor Aladdins Palaſt, wo ſich noch mehr Volk verſammelt hatte, ſo daß es große Mühe koſtete, ſich ihm zu nähern. Die Stärkſten und Eifrigſten drängten ſich mit Gewalt durch das Gewühl, und darüber erhoben ſich Klagen und ein ſolches Geſchrei, daß man es in dem

Saal mit den vierundzwanzig Fenſtern, wo die Prinzeſſin Badrulbudur war, hören konnte.

Die Prinzeſſin fragte, was der Lärm bedeuten ſollte, und da es ihr Niemand ſagen konnte, befahl ſie nachzuſehen und ihr Bericht abzuſtatten. Eine ihrer Frauen ſah, ohne den Saal zu verlaſſen, durch ein Fenſter und meldete ihr ſodann, der Lärm komme von der Volksmenge her, welche die heilige Frau umgebe, um ſich durch ihr Händeauflegen das Kopfweh vertreiben zu laſſen.

Die Prinzeſſin, die ſchon lange Zeit viel Gutes von der heiligen Frau gehört, ſie aber noch nicht geſehen hatte, wurde neugierig, ihre Bekanntſchaft zu machen und mit ihr zu ſprechen. Sobald ſie etwas davon verlauten ließ, ſagte der Obere der Verſchnittenen, der zugegen war, zu ihr, wenn ſie es wünſche, ſo wolle er ſie herauſkommen laſſen, ſie dürfe nur befehlen. Die Prinzeſſin genehmigte es und er fertigte ſogleich vier Verſchnittene ab mit dem Befehl, die angebliche heilige Frau heraufzubringen.

Sobald die Verſchnittenen zum Thore von Aladdins Palaſt herauskamen und auf den Punkt, wo der afrikaniſche Zauberer ſtand, zugingen, ſo wich die Menge aus einander, und als dieſer ſich nun frei und die Verſchnittenen auf ſich zukommen ſah, ſo ging er ihnen mit um ſo größerer Freude ein Stück Wegs entgegen, da ſein Schelmſtück ihm einen guten Anfang zu nehmen ſchien. Einer von den Verſchnittenen nahm das Wort und ſagte: „Heilige Frau, die Prinzeſſin wünſcht dich zu ſprechen;

komm und folge uns." — „Die Prinzessin erzeigt mir viele Ehre," antwortete die angebliche Fatime; „ich bin bereit, ihr zu gehorchen." Mit diesen Worten folgte er den Verschnittenen, die schon auf dem Rückwege nach dem Palaste waren.

Als der Zauberer, der unter dem heiligen Kleide ein teuflisches Herz verbarg, in den Saal mit den vierundzwanzig Fenstern eintrat und die Prinzessin bemerkte, begann er mit einem Gebet, das eine lange Reihe von Wünschen für ihr Wohlbefinden, ihr Glück und die Erfüllung alles dessen, was sie nur begehren könnte, enthielt. Hierauf entfaltete er all seine trügerische und heuchlerische Beredsamkeit, um sich unter dem Mantel großer Frömmigkeit in's Herz der Prinzessin einzuschleichen, was ihm auch um so leichter gelang, als die Prinzessin in ihrer natürlichen Gutherzigkeit die Ueberzeugung hatte, alle Leute müssen eben so gut seyn wie sie, besonders aber diejenigen Männer und Frauen, die es sich zur Pflicht machten, Gott in der Einsamkeit zu dienen.

Als die falsche Fatime ihre lange Anrede vollendet hatte, sagte die Prinzessin zu ihr: „Meine gute Mutter, ich danke dir für deine schönen Gebete, ich habe großes Vertrauen darauf und hoffe, daß Gott sie erhören wird. Komm näher und setze dich zu mir." Die falsche Fatime setzte sich mit heuchlerischer Bescheidenheit. Hierauf nahm die Prinzessin wieder das Wort und sagte: „Meine gute Mutter, ich bitte dich um etwas, das du mir bewilligen mußt und nicht abschlagen darfst, nämlich darum, daß du bei mir bleibst, mir die Geschichte deines Lebens erzählst und mich durch deine guten Beispiele lehrst, wie ich Gott dienen soll."

„Prinzessin," sagte hierauf die angebliche Fatime, „ich bitte dich, verlange nichts von mir, worein ich nicht willigen kann, ohne mich ganz zu zerstreuen und von meinen Gebeten und frommen Uebungen abzukommen." — „Das darf dich nicht beunruhigen," erwiderte die Prinzessin, „ich habe mehrere Zimmer, die nicht bewohnt sind; wähle dir eins daraus, welches dir am besten zusagt, dann kannst du deine Uebungen darin eben so ruhig verrichten, wie in deiner Einsiedelei."

Der Zauberer, der keinen andern Zweck hatte, als in Aladdins Palast zu gelangen, wo es ihm weit leichter seyn mußte, sein Schelmstück auszuführen, wenn er unter Begünstigung und dem Schutz der Prinzessin daselbst wohnte, als wenn er immer von der Einsiedelei in den Palast und von da wieder zurück hätte hin und her gehen müssen, machte jetzt keine großen Einwendungen mehr gegen das verbindliche Anerbieten der Prinzessin und nahm es an. „Prinzessin," sagte er zu ihr, „so fest auch der Entschluß einer armen und elenden Frau, wie ich, seyn muß, der Welt und ihrer Pracht zu entsagen,

ſo wage ich es doch nicht, dem Willen und Befehl einer ſo frommen und mildthätigen Prinzeſſin zu widerſtreben."

Auf dieſe Antwort des Zauberers ſtand die Prinzeſſin auf und ſagte zu ihm: „Stehe auf und komm mit mir, ich will dir meine leeren Zimmer zeigen, auf daß du darunter wählen kannſt." Er folgte der Prinzeſſin Badrulbudur und wählte unter ihren Zimmern, die ſämmtlich ſehr ſchön und prächtig ausgeſtattet waren, dasjenige, welches am wenigſten ſchön war, indem er mit heuchleriſchem Tone ſagte: es ſey noch viel zu gut für ihn und er wähle es bloß der Prinzeſſin zu Gefallen.

Die Prinzeſſin wollte den Schurken in den Saal mit den vierundzwanzig Fenſtern zurückführen, damit er bei ihr zu Mittag ſpeiſen ſollte. Da er aber beim Eſſen ſein bis jetzt immer noch verſchleiertes Geſicht hätte enthüllen müſſen, und da er fürchtete, die Prinzeſſin möchte merken, daß er nicht die heilige Frau Fatime ſey, für die ſie ihn hielt, ſo bat er ſie ſo inſtändig, ihm dies zu erlaſſen, indem er bloß Brod und trockene Früchte eſſe, und ihm zu erlauben, ſeine kleine Mahlzeit auf ſeinem Zimmer zu ſich zu nehmen, daß ſie es ihm bewilligte. „Meine gute Mutter," ſagte ſie zu ihm, „es ſteht ganz in deinem Belieben, du kannſt thun, wie wenn du in deiner Einſiedelei wäreſt. Ich will dir zu eſſen bringen laſſen; aber vergiß nicht, daß ich dich zurückerwarte, ſobald du deine Mahlzeit eingenommen haben wirſt."

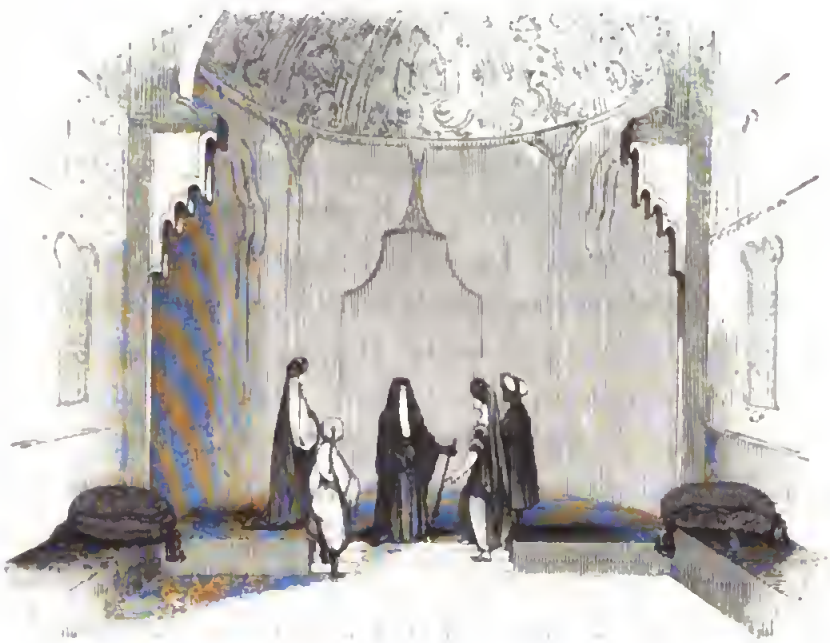
Die Prinzeſſin ſpeiſte zu Mittag und die falſche Fatime unterließ nicht, ſich wieder bei ihr zu melden, ſobald ſie ihr durch einen Verſchnittenen hatte ſagen laſſen, daß ſie von der Tafel aufgeſtanden ſey. „Meine gute Mutter," ſagte die Prinzeſſin zu ihr, „ich bin hocherfreut, eine heilige Frau, wie dich, zu beſitzen, die dieſem Palaſte Segen bringen wird. Ei, wie gefällt dir denn der Palaſt? Ehe ich dir aber Zimmer für Zimmer zeige, ſo ſage mir vor Allem, was hältſt du von dieſem Saale?"

Die falſche Fatime, die, um ihre Rolle beſſer ſpielen zu können, bisher immer mit geſenkten Augen dageſtanden war und ihren Kopf weder rechts noch links hingewendet hatte, hob ihn endlich bei dieſer Frage empor, durchmuſterte den Saal von einem Ende zum andern, und als ſie ihn genugſam betrachtet hatte, ſagte ſie: „Prinzeſſin, dieſer Saal iſt wahrhaft bewundernswürdig und ausgezeichnet ſchön. Indeß däucht es mir, ſo viel eine Einſiedlerin, die ſich auf das, was in der Welt für ſchön gilt, nicht verſteht, beurtheilen kann, daß eine einzige Sache daran fehle." — „Und was denn, meine gute Mutter?" fragte die Prinzeſſin Badrulbudur; „ich beſchwöre dich, ſage es mir. Ich für meinen Theil habe immer geglaubt und auch ſagen gehört, daß er in

Allem vollkommen ſey. Wenn aber etwas daran fehlt, ſo will ich dieſem Mangel abhelfen laſſen.“

„Prinzeſſin,“ erwiderte die falſche Fatime mit vieler Verſtellung, „verzeih, daß ich mir ſo viel Freiheit herausnehme. Meine Meinung, wenn dir etwas daran liegen könnte, wäre nämlich, daß, wenn oben von der Mitte dieſer Kuppel ein Rechei herabhänge, dieſer Saal in allen vier Theilen der Welt ſeines Gleichen nicht haben und der Palaſt ein Wunder der Welt ſeyn würde.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad mit folgenden Worten fortgeſetzt wurde:



Fünfhundert und achtundfünfzigste Nacht.

„Meine gute Mutter," fragte die Prinzessin, „was für ein Vogel ist denn der Roch, und woher könnte man wohl ein Ei von ihm bekommen?" — „Prinzessin," antwortete die falsche Fatime, „es ist dies ein Vogel von bewundernswürdiger Größe, der auf der höchsten Spitze des Berges Kaukasus wohnt; der Baumeister von diesem Palaste wird dir schon ein solches Ei verschaffen."

Die Prinzessin Badrulbudur dankte der falschen Fatime für ihren, wie sie glaubte, guten Rath, und unterhielt sich mit ihr noch über eine Menge anderer Gegenstände; doch vergaß sie das Rochei nicht und nahm sich vor, mit Aladdin darüber zu sprechen, sobald er von der Jagd zurückgekehrt seyn würde. Er war nämlich seit sechs Tagen fort und der Zauberer, der dies recht gut wußte, hatte seine Abwesenheit benützen wollen. Aladdin kam noch an demselben Tag Abends zurück, als die falsche Fatime sich so eben von der Prinzessin verabschiedet und auf ihr Zimmer begeben hatte. Er ging sogleich in's Zimmer der Prinzessin, die so eben dahin zurückgekehrt war, begrüßte und umarmte sie; allein es schien ihm, als ob sie ihn

etwas kalt empfinge. „Theure Prinzeſſin,“ ſagte er zu ihr, „ich finde dich nicht ſo heiter wie ſonſt. Iſt in meiner Abweſenheit etwas vorgekommen, das dir mißfallen und Verdruß oder Mißvergnügen verurſacht hätte? Ich beſchwöre dich bei Gott, verhehle es mir nicht, denn ich werde Alles aufbieten, deinen Wunſch zu erfüllen, wenn es in meiner Macht ſteht.“ — „Es iſt bloß eine Kleinigkeit,“ antwortete die Prinzeſſin, „und die Sache kümmert mich ſo wenig, daß es mir unbegreiflich iſt, wie du auf meinem Geſichte haſt etwas bemerken können. Da du jedoch wider mein Erwarten eine Veränderung auf demſelben wahrgenommen haſt, ſo will ich dir die Urſache davon mittheilen, obgleich ſie nicht von Bedeutung iſt.“

„Ich hatte,“ fuhr die Prinzeſſin Badrulbudur fort, „wie du auch, bisher immer geglaubt, unſer Palaſt ſey der herrlichſte, prachtvollſte und vollkommenſte auf der ganzen Welt. Doch muß ich dir jetzt ſagen, was mir bei genauerer Beſichtigung des Saals mit den vierundzwanzig Fenſtern für ein Gedanke gekommen iſt. Meinſt du nicht auch, daß nichts zu wünſchen übrig bleiben würde, wenn mitten im Kuppelgewölbe ein Rochei hinge?“ — „Prinzeſſin,“ antwortete Aladdin, „ſobald du findeſt, daß noch ein Rochei daran fehlt, ſo finde ich dieſen Fehler auch, und aus dem Eifer, womit ich dieſem Mangel abhelfen werde, ſollſt du dich überzeugen, daß es nichts gibt, was ich nicht dir zu Liebe thun würde.“

Aladdin verließ augenblicklich die Prinzeſſin Badrulbudur, ging in den Saal mit den vierundzwanzig Fenſtern, zog die Lampe, die er ſeit der Gefahr, worein ihn die Vernachläſſigung derſelben geſtürzt, überall, wo er ging und ſtand, bei ſich trug, aus ſeinem Buſen hervor und rieb ſie. Sogleich erſchien auch der Geiſt. „Geiſt,“ ſprach Aladdin zu ihm, „es fehlt dieſer Kuppel noch ein Rochei, das mitten in ihrer Vertiefung hängen muß: ich befehle dir nun im Namen der Lampe, die ich in der Hand halte, daß du dieſem Mangel abhilfſt.“

Kaum hatte Aladdin dieſe Worte ausgeſprochen, als der Geiſt ein ſo lautes und entſetzliches Geſchrei erhob, daß der Saal davon erbebte und auch Aladdin taumelte, ſo daß er beinahe zu Boden ſtürzte. „Wie, Elender!“ ſagte der Geiſt in einem Tone zu ihm, der auch dem unerſchrockenſten Manne Furcht eingeflößt haben würde, „iſt es dir nicht genug, daß meine Gefährten und ich dir zu Liebe Alles gethan haben? Mußt du auch noch mit einer Undankbarkeit, die ihres Gleichen nicht hat, befehlen, daß ich dir meinen Meiſter bringen und mitten in dieſem Kuppelgewölbe aufhängen ſoll? Dieſer Frevel verdiente, daß du ſammt deiner Frau und deinem Palaſte auf der Stelle in Staub und Aſche verwandelt würdeſt. Zu deinem Glück biſt du jedoch nicht ſelbſt auf dieſen

Gedanken gekommen, und der Wunsch geht nicht unmittelbar von dir aus. Du mußt nämlich wissen, daß er von dem Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Feindes, herkommt, den du vertilgt hast, wie er verdiente. Er befindet sich in deinem Palast im Anzug der heiligen Frau Fatime, die er ermordet, und er hat deiner Frau das verderbliche Verlangen eingegeben, das du gegen mich geäußert hast. Seine Absicht ist, dich umzubringen, sey dahee wohl auf deiner Hut." Mit diesen Worten verschwand er.

Aladdin verlor keins von den letzten Worten des Geistes. Er hatte von der heiligen Frau Fatime sagen gehört und wußte recht gut, wie sie dem allgemeinen Glauben zufolge das Kopfweh heilte. Er ging nun auf's Zimmer der Prinzessin zurück und ohne ein Wort von dem zu sprechen, was ihm so eben begegnet wae, setzte er sich nieder, stützte seine Stirn auf die Hand und sagte, es habe ihn plötzlich ein heftiges Kopfweh befallen. Die Prinzessin befahl sogleich, die heilige Frau zu rufen, und während sie geholt wurde, erzählte sie Aladdin, wie sie in den Palast gekommen sey und wie sie ihr darin ein Zimmer eingeräumt habe.

Die falsche Fatime kam, und sobald sie da war, sagte Aladdin zu ihr: „Komm her, meine gute Mutter, es freut mich, dich zu sehen, du bist gerade zu meinem Glücke hierher gekommen. Ich bin so eben von einem abscheulichen Kopfweh überfallen worden, und im Vertrauen auf deine Gebete bitte ich dich um Hülfe, denn ich hoffe, daß du eine Wohlthat, die du schon so vielen mit dieser Krankheit Behafteten erwiesen hast, auch mir nicht abschlagen werdest." Mit diesen Worten stand er auf und bückte den Kopf; die falsche Fatime näherte sich ihm, indem sie zugleich mit der Hand nach einem Dolche griff, den sie unter ihrem Kleide am Gürtel stecken hatte. Aladdin aber, der sie genau beobachtete, fiel ihr in die Hand, noch ehe sie vom Leder gezogen hatte, und durchbohrte sie mit seinem Dolche, so daß sie todt auf dem Fußboden zusammenstürzte.

„Mein theurer Gemahl, was hast du gethan!" rief die Prinzessin voll Angst: „du hast die heilige Frau getödtet!" — „Nein, geliebte Prinzessin," antwortete Aladdin mit großer Ruhe; „ich habe nicht Fatime getödtet, sondern einen Schurken, der mich ermordet hätte, wenn ich ihm nicht zuvorgekommen wäre. Dieser Bösewicht, den du hier siehst," fuhr er fort, indem er ihn enthüllte, „hat die wahre Fatime eewürgt und sich in ihre Kleider gesteckt, um mich zu erdolchen; mit Einem Wort, er war der Bruder des afrikanischen Zauberers, deines Räubers." Aladdin erzählte ihr hierauf, auf was Aet er diese Umstände erfahren hatte, und ließ sodann den Leichnam wegschaffen.

Auf dieſe Art wurde alſo Aladdin von der Verfolgung der beiden verbrüderten Zauberer befreit. Wenige Jahre darauf ſtarb der Sultan in hohem Alter. Da er keine männliche Nachkommen hinterließ, ſo folgte ihm die Prinzeſſin Badrulbudur als geſetzmäßige Erbin auf dem Throne nach und theilte ihre Herrſchaft mit Aladdin. Sie regierten miteinander viele Jahre und hinterließen eine berühmte Nachkommenſchaft.

„Herr," ſagte die Sultanin Scheherſad, nachdem ſie die Erzählung von den Abenteuern mit der Wunderlampe vollendet hatte, „du wirſt ohne Zweifel bemerkt haben, daß in der Perſon des afrikaniſchen Zauberers ein Menſch dargeſtellt iſt, den eine maßloſe Begierde ergriffen, ſich auf ſtrafbare Arten Schätze zu erwerben, wodurch er ſie auch entdeckt hat, aber doch nicht in ihren Beſitz gekommen iſt, weil er ſich derſelben unwürdig machte. In Aladdin dagegen erblickſt du einen Mann, der ſich von niederer Herkunft bis zur Königswürde erhebt und zwar vermittelſt derſelben Schätze, die ihm, ohne daß er ſie ſucht, in die Hände fallen, und die er bloß dann begehrt, wenn er ihrer zur Erreichung ſeines höchſten Zweckes bedarf. An dem Sultan kannſt du erſehen, wie leicht ſelbſt ein guter, gerechter und billigdenkender Monarch Gefahr läuft, ſeinen Thron zu verlieren, wenn er es wagt, durch eine Handlung ſchreiender Ungerechtigkeit und gegen alle Vorſchriften der Billigkeit aus unverſtändiger Uebereilung einen Unſchuldigen zu verdammen, ohne ſeine Rechtfertigung anhören zu

wollen. Deinen höchſten Abſcheu aber werden die beiden Schurken von Zauberern erregt haben, von denen der Eine ſein Leben opfert, um Schätze zu erwerben, der Andere Leben und Religion zugleich, um einen Schurken, wie er ſelbſt iſt, zu rächen, Beide aber den verdienten Lohn ihrer Bosheit empfangen."

Der Sultan von Indien erklärte ſeiner Gemahlin, der Sultanin Scheherſad, daß die Geſchichte von den Abenteuern mit der Wunderlampe ihn ſehr befriedigt habe, und überhaupt ihre nächtlichen Erzählungen ihm großes Vergnügen machen. Sie waren auch in der That recht ergötzlich und enthielten faſt alle gute Sittenlehren. Er ſah zwar wohl, daß die Sultanin ſehr geſchickt eine an die andere anreihte; indeß war es ihm nicht unangenehm, daß ſie ihm dadurch Gelegenheit gab, die Vollziehung ſeines feierlichen Schwures, kraft deſſen er eine Frau nie länger als eine Nacht behalten und dann am andern Morgen hinrichten laſſen wollte, in Beziehung auf ſie noch auszuſetzen. Er war faſt auf nichts ſo neugierig als darauf, ob er es nicht endlich dahin bringen würde, daß ihr der Stoff ausginge.

Als er daher die Geſchichte von Aladdin und Badrulbudur bis zu Ende gehört hatte, die von den bisher erzählten ganz verſchieden war, ſo kam er am andern Morgen beim Erwachen Dinarſaden zuvor, weckte ſie und fragte die Sultanin, die ebenfalls gerade erwacht war, ob ſie nun mit ihren Erzählungen zu Ende ſey?

„Zu Ende, Herr!" rief die Sultanin; „das ſey ferne von mir! ich habe im Gegentheil noch ſo viele vorräthig, daß es mir ſelbſt nicht möglich wäre, ihre Zahl genau anzugeben. Was ich allein fürchte, Herr, iſt, daß du dich zuletzt dabei langweilen und meiner Geſchichten müde werden möchteſt, wenn ich noch auf lange Zeit Stoff genug dazu habe."

„Darüber mach' dir keine Sorgen," antwortete der Sultan. „Laß jetzt ſehen, was du Neues zu erzählen haſt."

Dieſe Worte des Sultans von Indien machten der Sultanin Scheherſad neuen Muth, und ſie begann folgendermaßen eine neue Geſchichte zu erzählen: „Herr," ſagte ſie, „ich habe dir ſchon mehrere Mal von einigen Abenteuern geſagt, die dem berühmten Chalifen Harun Arraſchid zugeſtoßen ſind. Es ſind deren ſehr viele, aber zu den merkwürdigſten gehören gewiß folgende:

Fünfhundert und neunundfünfzigſte Nacht.

Die Abenteuer des Chalifen Harun Arraſchid.

Es kann dir nicht unbekannt ſeyn, Herr, und du haſt es ohne Zweifel auch ſchon an dir ſelbſt erfahren, daß der Menſch ſich manchmal in einer ſo außerordentlich heitern Stimmung befindet, daß er Jeden, mit dem er in Berührung kommt, in ſeine Fröhlichkeit mit hineinzieht oder an der Freude Anderer von Herzen gern theilnimmt; manchmal aber werden wir auch von ſo düſterer Schwermuth befallen, daß wir uns ſelbſt unerträglich ſind, und wenn man uns fragte, könnten wir keine Urſache angeben, ja, wir könnten ſie nicht einmal entdecken, wenn wir uns alle Mühe gäben, darüber nachzuſinnen.

In dieſer letztgenannten Stimmung befand ſich einſt der Chalif Harun Arraſchid, als Djafar, ſein treuer und vielgeliebter Großvezier, vor ihn trat. Der Miniſter fand ihn allein, was ſelten vorkam, und da er beim Nähertreten bemerkte, daß er in eine düſtere Laune verſenkt war und nicht einmal die Augen aufhob, um ihn anzuſehen, ſo blieb er ſo lange wartend ſtehen, bis er ihn eines Blicks würdigen würde.

Endlich schlug der Chalif die Augen auf und sah Dſafar an; allein er wandte sich sogleich wieder ab und blieb in seiner bisherigen Stellung eben so unbeweglich wie zuvor.

Da der Großvezier in den Augen des Chalifen keinen Unwillen gegen seine eigene Person bemerkte, so nahm er endlich das Wort und sagte: „Beherrscher der Gläubigen, erlaubst du mir wohl die Frage, woher diese Schwermuth rühren mag, die du heute blicken lässest, und wozu du sonst immer so wenig Neigung verrietheſt?“

„Es ist wahr, Vezier,“ erwiderte der Chalif, eine andere Stellung annehmend, „ich bin sonst nicht geneigt dazu, und wenn du nicht gekommen wäreſt, so hätte ich meinen gegenwärtigen Trübsinn gar nicht bemerkt; ich habe aber auch schon so genug daran, daß ich es keinen Augenblick länger aushalte. Wenn es nichts Neues gibt, was dich zu mir führt, so thue mir den Gefallen und erfinde irgend etwas, um mich zu zerstreuen.“

„Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete der Großvezier Dſafar, „bloß meine Pflicht hat mich hiehergeführt, und ich nehme mir die Freiheit dich zu erinnern, daß du dir selbst die Verpflichtung auferlegt haſt, auf die gute Ordnung in deiner Hauptstadt und der Umgegend persönlich ein wachsames Auge zu haben. Gerade den heutigen Tag haſt du dir dazu bestimmt, und so bietet sich von selbst die schönste Gelegenheit, die Wolken zu verscheuchen, die deine gewöhnliche Heiterkeit trüben.“

„Ich hatte es ganz vergessen,“ entgegnete der Chalif, „und du erinnerſt mich zur gelegenen Stunde daran. Geh' also und kleide dich um, ich will es indeß auch so machen.“

Sie verkleideten sich nun in fremde Kaufleute und gingen so ganz allein miteinander durch eine geheime Gartenthüre des Palaſtes, die auf's freie Feld führte. In ziemlich weiter Entfernung von den Thoren machten sie nun die Runde um die Stadt bis an die Ufer des Euphrats, ohne etwas zu bemerken, was gegen die gute Ordnung gewesen wäre. Auf dem ersten Boot, das sie antrafen, setzten sie über den Strom, machten nun auch um die entgegengesetzte Seite der Stadt die Runde und nahmen dann ihren Weg über die Brücke, welche beide Hälften der Stadt verband.

Am Ende dieſer Brücke trafen sie einen alten blinden Mann, der um ein Almosen bat. Der Chalif wandte sich gegen ihn und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Der Blinde faßte ihn augenblicklich am Arme, hielt ihn an und sagte: „Mildthätiger Mann, wer du auch seyn magſt, dem Gott eingegeben hat, mir dies Almosen zu reichen, verſage mir die Gnade nicht, um die ich dich jetzt bitte, und gib mir eine Ohrfeige.

Ich habe ſie verdient, ja vielleicht noch eine derbere Züchtigung.“ Mit dieſen Worten ließ er die Hand des Chalifen los, damit er ihm die Ohrfeige geben könnte, aber um ihn nicht vorüber zu laſſen, ehe er es gethan hätte, faßte er ihn beim Kleide.

Der Chalif, höchlich verwundert über das Verlangen und Benehmen des Blinden, ſagte zu ihm: „Guter Mann, ich kann dir deine Bitte nicht gewähren; ich werde mich wohl hüten, das Verdienſtliche meines Almoſens durch eine ſo ſchlechte Behandlung, wie du von mir verlangſt, wieder aufzuheben.“ So ſprechend ſuchte er ſich mit Gewalt von dem Blinden loszumachen.

Der Blinde aber, der in Folge mannigfacher Erfahrungen ſeit langer Zeit ſich dieſer Weigerung ſeines Wohlthäters verſehen hatte, wendete alle ſeine Kraft an, um ihn feſtzuhalten. „Herr,“ ſagte er zu ihm, „verzeih mir meine Kühnheit und Aufdringlichkeit; ich bitte dich, gib mir eine Ohrfeige, oder nimm dein Almoſen zurück; ich kann es nur unter dieſer Bedingung behalten, oder ich müßte einen feierlichen Eid brechen, den ich vor Gott geſchworen habe; wenn du den Grund wüßteſt, ſo würdeſt du mir gern zugeben, daß dieſe Strafe ſehr gering iſt.“

Der Chalif, der ſich nicht länger aufhalten laſſen wollte und den aufdringlichen Blinden nicht los werden konnte, verſetzte ihm endlich eine ziemlich leichte Ohrfeige. Der Blinde ließ ihn nun auf der Stelle unter vielen Dankſagungen und Segenswünſchen los, und der Chalif ging mit dem Großvezier weiter. Kaum aber waren ſie einige Schritte gegangen, ſo ſagte er zum Vezier: „Dieſer Blinde muß doch ſeine wichtige

Urſache haben, warum er von Allen, die ihm ein Almoſen geben, dies verlangt. Ich wünſchte das Nähere darüber zu erfahren, kehre daher um, ſage ihm wer ich bin, und er ſolle ſich morgen um die Zeit des Nachmittaggebets im Palaſt einfinden, indem ich ihn zu ſprechen wünſche."

Der Großvezier ging auf der Stelle zurück, gab dem Blinden ein Almoſen und hernach eine Ohrfeige, und nachdem er ſeinen Befehl an ihn ausgerichtet, eilte er wieder zum Chalifen.

Sie kehrten in die Stadt zurück, und als ſie über einen öffentlichen Platz gingen, trafen ſie eine große Menge Volks, die einem wohlgekleideten jungen Manne zuſah, der auf einer Stute ſaß, dieſelbe mit verhängtem Zügel um den Platz herumtrieb und unaufhörlich mit Sporn und Peitſche ſo grauſam mißhandelte, daß das arme Thier ganz mit Schaum und Blut bedeckt war.

Der Chalif war ſehr erſtaunt über die Grauſamkeit des jungen Mannes und fragte einen der Umſtehenden, warum er denn ſeine Stute ſo mißhandle; dieſer erwiderte, Niemand wiſſe die Urſache, indeß nehme er ſchon ſeit geraumer Zeit um dieſelbe Stunde dieſes grauſame Geſchäft mit ihr vor.

Sie gingen weiter und der Chalif ſagte zum Großvezier, er ſolle ſich dieſen Platz wohl merken und ja nicht vergeſſen, den jungen Mann morgen um dieſelbe Stunde, wie den Blinden, zu ihm zu beſtellen.

Ehe der Chalif seinen Palast erreicht hatte, erblickte er in einer Straße, durch die er schon lange nicht mehr gegangen war, ein neu aufgeführtes Gebäude, das er für das Haus irgend eines Großen seines Hofes hielt. Er fragte den Großvezier, ob er wisse, wem es gehöre; dieser antwortete, er wisse es nicht, wolle sich aber erkundigen.

Er fragte nun einen Nachbar, der ihm sagte, das Haus gehöre dem Cogia Hassan, Alhabbal genannt wegen seines Seilerhandwerks, das er ihn selbst noch in großer Armuth habe treiben sehen; indeß habe er, ohne daß man wisse, wo das Glück ihn begünstigt, ein so großes Vermögen erworben, daß er die Kosten dieses stattlichen Baues sehr leicht habe tragen können.

Der Großvezier eilte dem Chalifen nach und sagte ihm, was er gehört hatte. „Ich will diesen Cogia Hassan Alhabbal sehen," sprach der Chalif; „gehe und melde ihm, er solle sich morgen um dieselbe Stunde wie die beiden Andern in dem Palast einfinden." Der Großvezier ermangelte nicht, den Befehl des Chalifen auszurichten.

Am folgenden Tage nach dem Nachmittagsgebet trat der Chalif in sein Audienzzimmer, und der Großvezier führte sogleich die drei obenerwähnten Personen zu ihm ein und stellte sie ihm vor. Sie warfen sich alle drei vor dem Throne des Beherrschers der

Gläubigen nieder, und als sie wieder aufgestanden waren, fragte der Chalif den Blinden, wie er heiße. „Baba Abdallah," antwortete der Blinde. „Baba Abdallah," sagte hierauf der Chalif zu ihm, „deine Art Almosen zu fordern erschien mir gestern so seltsam, daß ich ohne gewisse besondere Rücksichten mich wohl gebückt hätte, dir den Gefallen zu erweisen, den du verlangtest; im Gegentheil hatte ich große

Luſt, dir dein Handwerk zu legen, wodurch du allem Volke großes Aergerniß gibſt. Ich habe dich daher kommen laſſen, um von dir zu erfahren, was dich zu einem ſo unverſtändigen Eide veranlaßt hat, und aus deiner Antwort werde ich urtheilen, ob du recht gehandelt haſt und ob ich dir noch länger ein Betragen geſtatten kann, mit dem du ein ſo ſchlechtes Beiſpiel zu geben ſcheinſt. Sage mir ohne Hehl, wie biſt du auf dieſen tollen Einfall gekommen? Verſchweig' mir nichts, denn ich verlange es durchaus zu wiſſen."

Baba Abdallah, durch dieſen Verweis eingeſchüchtert, warf ſich zum zweiten Mal vor dem Throne des Chalifen auf ſein Angeſicht, und als er wieder aufgeſtanden war, begann er alſo: „Beherrſcher der Gläubigen, ich bitte dich demüthiglichſt um Verzeihung für die Frechheit, womit ich es gewagt habe, dich zu einer Sache zu nöthigen, die allerdings mit der geſunden Vernunft zu ſtreiten ſcheint. Ich erkenne mein Verbrechen an, aber da ich meinen Herrn und König nicht kannte, ſo flehe ich jetzt um Gnade und hoffe, daß du meine Unwiſſenheit berückſichtigen wirſt.

„In Beziehung auf das, was du Tollheit zu nennen beliebſt, muß ich allerdings geſtehen, daß mein Betragen in den Augen der Menſchen nicht anders erſcheinen kann; in den Augen Gottes aber iſt es nur eine ſehr geringe Buße für eine ungeheuere Miſſethat, deren ich mich ſchuldig gemacht habe und die ich nicht genugſam abbüßen würde, wenn auch alle Menſchen, einer nach dem andern, kämen und mir Ohrfeigen gäben. Du wirſt dies ſelbſt beurtheilen können, wenn ich dir, deinem Befehle gemäß, meine Geſchichte erzählt und gezeigt haben werde, worin dieſe ungeheuere Miſſethat beſteht."

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Fünfhundert und ſechzigſte Nacht.

Geſchichte des blinden Baba Abdallah.

Beherrſcher der Gläubigen — fuhr Abdallah fort — ich wurde zu Bagdad geboren, und mein Vater und meine Mutter, die beide ſehr ſchnell hinter einander ſtarben, hinterließen mir ein kleines Vermögen. Obwohl ich noch nicht viele Jahre zählte, ſo verſchwendete ich es doch nicht, wie ſo häufig junge Leute thun, mit unnützem Aufwand und in Ausſchweifungen, ſondern gab mir im Gegentheil alle Mühe, es durch meinen Fleiß zu vermehren, und ſann Tag und Nacht über die Mittel dazu nach. Auf dieſe Weiſe wurde ich endlich ſo reich, daß ich achtzig Kameele beſaß, die ich an Karavanen-Kaufleute vermiethete und die mir bei jeder Reiſe, welche ich mit ihnen

nach den verschiedenen Provinzen deines großen Reiches machte, große Summen eintrugen.

Eines Tags, als ich während der Blüthe meines Glücks und verzehrt von gewaltigem Verlangen, noch reicher zu werden, von Balsora leer mit meinen Kameelen zurückkehrte, die auf dem Hinwege mit Waaren nach Indien bepackt gewesen waren, und sie in einer menschenleeren Gegend, wo ich gute Weide fand, grasen ließ, kam ein Derwisch, der zu Fuß nach Balsora reiste, auf mich zu und setzte sich neben mich, um auszuruhen. Ich fragte ihn, woher und wohin; er richtete dieselben Fragen an mich, und nachdem wir gegenseitig unsere Neugierde befriedigt hatten, theilten wir unsern Mundvorrath mit einander und hielten ein gemeinschaftliches Mahl.

Während der Mahlzeit unterhielten wir uns im Anfang von allerhand gleichgültigen Dingen; endlich aber sagte der Derwisch, er wisse unweit von unserm Ruheplatze einen Schatz von so unermeßlichen Reichthümern, daß, wenn ich auch so viel Gold und Edelsteine davon nehmen würde, als meine achtzig Kameele zu tragen vermöchten, man ihm doch beinahe keine Verminderung ansehen könnte.

Diese gute Nachricht überraschte und erfreute mich dermaßen, daß ich kaum meiner Sinne mächtig war. Da ich nicht glaubte, daß der Derwisch mich zum Besten halten könnte, so warf ich mich an seinen Hals und sagte zu ihm: „Guter Derwisch, ich sehe wohl, daß du dich wenig um die Güter dieser Erde bekümmerst: wozu kann dir also die Kenntniß von einem solchen Schatze nützen? Du bist allein und kannst nur sehr wenig fortschaffen; zeige mir daher, wo er liegt, so will ich meine achtzig Kameele damit beladen und dir selbst eines davon schenken zum Dank für deine Freundschaft und das Vergnügen, das du mir bereitet hast."

Dies war freilich ein sehr schlechtes Angebot, allein der Teufel des Geizes war in dem Augenblick, wo er mir von dem Schatze sagte, in mein Herz gefahren, so daß ich ihm viel zu versprechen glaubte, und die neunundsiebenzig Kameellasten, die mir noch übrig blieben, mir beinahe wie Nichts schienen im Vergleich zu derjenigen, die ich abgeben und ihm überlassen sollte.

Der Derwisch, der meine leidenschaftliche Geldgier merkte, ärgerte sich nicht über das unanständige Anerbieten, das ich ihm gemacht hatte. „Mein Bruder," sagte er mit großer Gemüthsruhe zu mir, „du siehst selbst, daß dein Angebot zu dem Dienste, den du von mir verlangst, in keinem Verhältnisse steht. Ich hätte ja auch von dem Schatze ganz schweigen und mein Geheimniß für mich behalten können. Was ich dir indeß aus freien Stücken mitgetheilt habe, magst du als einen Beweis ansehen, wie geneigt ich

bin, dir einen Gefallen zu erweiſen und mir durch Gründung deines und meines Glücks ein ewiges Andenken bei dir zu ſtiften. Ich will dir nun einen andern gerechtern und billigern Vorſchlag machen; du magſt ſehen, ob er dir genehm iſt.

„Du ſagſt," fuhr der Derwiſch fort, „du habeſt achtzig Kameele. Ich bin bereit, dich zu dem Schatze zu führen und dieſelben dort mit ſo viel Gold und Edelſteinen zu beladen, als ſie nur tragen können; allein wenn wir ſie gehörig bepackt haben, ſo mußt du mir die Hälfte davon nebſt ihrer Laſt abtreten und dich mit der andern Hälfte begnügen; dann wollen wir uns von einander trennen und jeder mag mit dem Seinigen ziehen, wohin er will. Du ſiehſt, daß dieſe Theilung ganz der Billigkeit angemeſſen iſt; denn wenn du mir vierzig Kameele ſchenkſt, ſo verſchaffe ich dir ſo viel Geld, daß du dir tauſend andere dafür kaufen kannſt."

Ich konnte nicht läugnen, daß die Bedingung, die mir der Derwiſch ſtellte, ſehr billig war. Ohne jedoch die großen Reichthümer zu bedenken, die ich durch Annahme derſelben erwerben konnte, betrachtete ich die Abtretung der Hälfte meiner Kameele als einen großen Verluſt und konnte mich beſonders mit dem Gedanken nicht befreunden, daß der Derwiſch dann eben ſo reich ſeyn ſolle, wie ich. Kurz, ich belohnte ſchon zum voraus eine rein freiwillige Wohlthat, die ich von dem Derwiſch noch nicht einmal empfangen hatte, mit Undank. Allein ich hatte nicht lange Zeit zu überlegen: entweder mußte ich die Bedingung eingehen oder mich entſchließen, mein ganzes Leben lang Reue zu empfinden, daß ich eine ſo günſtige Gelegenheit, mir ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, durch eigene Schuld hinausgelaſſen habe.

Ich trieb alſo augenblicklich meine Kameele zuſammen, und wir zogen miteinander fort. Nach einiger Zeit gelangten wir in ein ſehr geräumiges Thal, das aber einen ſehr ſchmalen Eingang hatte. Meine Kameele konnten bloß einzeln hinter einander hindurch gehen; ſobald aber die Gegend ſich erweiterte, war es wieder möglich, ſie in der beſten Ordnung zuſammen zu halten. Die beiden Berge, die das Thal bildeten und es hinten in einem Halbkreis ſchloſſen, waren ſo hoch, ſteil und unzugänglich, daß wir nicht zu befürchten hatten, es möchte uns irgend ein Sterblicher hier ſehen.

Als wir zwiſchen dieſen Bergen angekommen waren, ſagte der Derwiſch zu mir: „Wir wollen jetzt nicht weiter vorwärts ziehen, halte du deine Kameele an und laſſe ſie auf dem Platze, den du da vor dir ſiehſt, ſich auf den Bauch niederlegen, damit wir ſie ohne Mühe bepacken können; ich will dann ſogleich zur Oeffnung des Schatzes ſchreiten."

Ich that, was der Derwiſch mir geſagt hatte, und eilte ihm dann nach. Als ich zu ihm kam, hatte er einen Feuerzeug in der Hand und trug eben einiges dürres Holz

zuſammen, um Feuer anzumachen. Sobald dies geſchehen war, warf er etwas Räucherwerk hinein und ſprach einige Worte dazu, die ich nicht verſtand. Alsbald erhob ſich ein dicker Rauch in die Luft. Er zertheilte dieſen Rauch, und in demſelben Augenblick entſtand in dem Felſen, der zwiſchen den beiden Bergen in ſenkrechter Linie ſehr hoch emporſtieg und durchaus keine Spur von einer Oeffnung zu haben ſchien, dennoch eine ſehr große in Geſtalt eines Thores mit zwei Thürflügeln, das mit bewundernswürdiger Kunſt in den Felſen hineingearbeitet und aus demſelben Steine war.

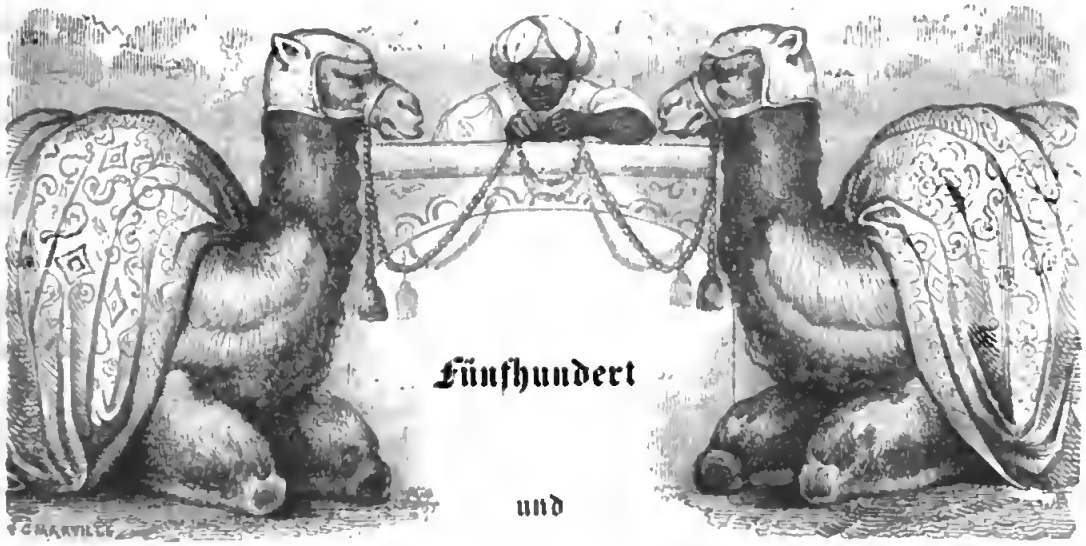
Dieſe Oeffnung zeigte unſern Augen in einer großen in den Felſen gehauenen Vertiefung einen prächtigen Palaſt, der nicht ſowohl von Menſchenhänden als vielmehr von Geiſtern erbaut zu ſeyn ſchien, denn es war unmöglich, daß Menſchen ein ſo kühnes und erſtaunenswürdiges Unternehmen auch nur hätten denken ſollen.

Aber, Beherrſcher der Gläubigen, dieſe Bemerkung mache ich erſt jetzt, da ich vor dir ſtehe; damals fiel ſie mir nicht ein. Ja, ich bewunderte nicht einmal die unermeßlichen Reichthümer, die ich auf allen Seiten erblickte, und ohne die kluge und zweckmäßige Anordnung aller dieſer Schätze lange zu betrachten, ſtürzte ich mich, wie der Adler auf ſeine Beute herabſchießt, auf den erſten beſten Haufen von Goldſtücken, den ich zunächſt

vor mir ſah, und fing an, ſoviel als ich fortſchaffen zu können glaubte, in einen Sack zu werfen, deren eine Menge dalagen. Die Säcke waren groß und ich hätte ſie gern bis oben angefüllt, allein ich mußte ſie doch mit den Kräften meiner Kameele in einiges Verhältniß bringen.

Der Derwiſch machte es ebenſo wie ich, doch bemerkte ich, daß er ſich mehr an die Edelſteine hielt; als er mir nun den Grund auseinander ſetzte, folgte ich ſeinem Beiſpiel, und wir nahmen weit mehr Edelſteine von verſchiedenen Arten mit, als gemünztes Gold. Kurz und gut, wir füllten endlich alle unſere Säcke und luden ſie den Kameelen auf. Es blieb uns jetzt nichts weiter übrig, als den Schatz wieder zu verſchließen und uns auf den Rückweg zu begeben.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung bei dieſen Worten. In der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert

und

einundſechzigſte Nacht.

Ehe wir uns aufmachten, ging der Derwiſch noch einmal in das Schatzgewölbe hinein, allwo ſich eine Menge kunſtreich gearbeiteter Vaſen aus Gold und anderen koſtbaren Stoffen befanden, und ich bemerkte, daß er aus einer dieſer Vaſen eine kleine Büchſe von einem mir unbekannten Holze herauszog und in ſeinen Buſen ſteckte; doch hatte er mir zuvor gezeigt, daß weiter nichts darin war, als eine Art Haarſalbe.

Der Derwiſch verrichtete hierauf dieſelbe Ceremonie, um den Schatz zu verſchließen, wie bei der Oeffnung deſſelben, und nachdem er gewiſſe Worte geſprochen, ſchloß ſich das Schatzgewölbe und der Fels erſchien uns wieder ganz wie zuvor.

Wir ließen nun die Kameele mit ihren Laſten aufſtehen und theilten ſie unter uns. Ich ſtellte mich an die Spitze der vierzig, die ich mir vorbehalten, und der Derwiſch an die Spitze der übrigen, die ich ihm abgetreten hatte.

So zogen wir wieder durch den engen Weg hindurch, auf dem wir in's Thal hereingekommen waren, und dann weiter mit einander bis auf die große Heerſtraße, wo wir uns trennen wollten: der Derwiſch, um ſeine Reiſe nach Balſora fortzuſetzen, ich, um nach Bagdad zurückzukehren. Ich dankte ihm mit den ſtärkſten Ausdrücken für ſeine Wohlthat, daß er gerade mich gewählt habe, um an dieſen ungeheuren Reichthümern Theil zu nehmen; hierauf umarmten wir uns recht herzlich, ſagten einander Lebewohl

und zogen, jeder ſeine Straße, weiter. Kaum aber hatte ich einige Schritte gethan, um meine Kameele, die indeß auf dem ihnen angewieſenen Wege vorausgegangen waren, wieder einzuholen, als ſich der Teufel des Neides und Undanks meines Herzens bemächtigte; ich konnte den Verluſt meiner vierzig Kameele und noch mehr die Reichthümer, womit ſie beladen waren, nicht verſchmerzen. „Der Derwiſch," ſagte ich bei mir ſelbſt, „braucht dieſe Reichthümer alle nicht; er kann ja über den Schatz verfügen und ſich holen ſo viel er will." So hörte ich denn auf die Einflüſterungen des ſchwärzeſten Undankes und entſchloß mich, ihm ſeine Kameele mit ihrer Ladung wieder zu nehmen.

Um meinen Plan ausführen zu können, ließ ich vor Allem meine Kameele anhalten und lief dann hinter dem Derwiſch her, rief ſeinen Namen ſo laut ich konnte, wie wenn ich ihm noch was zu ſagen hätte, und gab ihm ein Zeichen, daß er ſeine Kameele auch anhalten und mich erwarten ſolle. Er hörte mein Geſchrei und blieb ſtehen.

Als ich ihn eingeholt hatte ſagte ich zu ihm: „Mein Bruder, kaum hatte ich dich verlaſſen, ſo fiel mir etwas ein, an was ich zuvor nicht gedacht hatte, und du vielleicht eben ſo wenig. Du biſt ein frommer Derwiſch und an ein ruhiges Leben gewöhnt, frei von allen Sorgen der Welt und ohne ein anderes Geſchäft, als Gott zu dienen. Du weißt wohl nicht, welche Laſt du dir aufgebürdet haſt, indem du eine ſo große Anzahl Kameele mit dir nahmſt. Folge mir und begnüge dich mit dreißig; auch dieſe werden dir noch Mühe genug machen. Du kannſt dich hierin ganz auf mich verlaſſen, denn ich habe Erfahrung!"

„Ich glaube, daß du Recht haſt," antwortete der Derwiſch, der ſich nicht im Stande ſah, mit mir zu ſtreiten, „und ich geſtehe," fuhr er fort, „daß ich nicht daran gedacht hatte. Auch fing ich bereits an, darüber unruhig zu werden; wähle dir alſo nach deinem Belieben zehn davon aus und führe ſie in Gottes Namen fort."

Ich wählte mir nun zehn aus, ließ ſie umkehren und meinen übrigen Kameelen nachziehen. Ich hatte in der That nicht geglaubt, daß der Derwiſch ſo leicht ſich würde überreden laſſen. Seine Nachgiebigkeit ſteigerte meine Gier noch mehr und ich ſchmeichelte mir, ich würde vielleicht ebenſo leicht noch zehn andere von ihm bekommen können."

Statt ihm alſo für ſein reiches Geſchenk zu danken, fuhr ich fort: „Mein Bruder, ich bin zu ſehr für deine Ruhe beſorgt, als daß ich von dir ſcheiden könnte, ohne dir an's Herz zu legen, wie ſchwer dreißig beladene Kameele zu leiten ſind, beſonders für einen Mann wie du, der an dergleichen Geſchäfte nicht gewöhnt iſt. Du würdeſt dich

weit beſſer befinden, wenn du mir noch ein ſolches Geſchenk machen wollteſt, wie du mir ſo eben gemacht haſt. Du ſiehſt, daß ich dir dies nicht aus Eigennutz ſage, ſondern vielmehr um dir einen großen Gefallen zu erweiſen. Erleichtere dir alſo deine Laſt um noch zehn andere Kameele und übergib ſie mir, denn mir macht es nicht mehr Mühe für hundert Kameele zu ſorgen, als für ein einziges."

Meine Rede machte den gewünſchten Eindruck und der Derwiſch trat mir ohne Weigern die zehn Kameele ab, die ich verlangte, ſo daß er bloß noch zwanzig, ich aber ſechzig hatte, deren Ladung die Reichthümer mancher Fürſten an Werth überſtieg. Man ſollte glauben, daß ich jetzt hätte zufrieden ſeyn können.

Aber, o Beherrſcher der Gläubigen, ich glich einem Waſſerſüchtigen, der, je mehr er trinkt, je mehr Durſt bekommt, und immer heftiger brannte in mir die Begierde, auch die zwanzig andern Kameele, die der Derwiſch hatte, noch zu bekommen.

Ich fing alſo auf's Neue an, ihn inſtändig und mit der größten Zudringlichkeit zu bitten, er möchte mir noch zehn von ſeinen zwanzig bewilligen, und er ließ es ſich wirklich gefallen. Um nun aber auch noch ſeine zehn letzten zu bekommen, umarmte ich ihn, bedeckte ihn mit Küſſen und Liebkoſungen und beſchwor ihn ſo lang, mir meine

Bitte ja nicht abzuſchlagen, um dadurch der ewigen Verpflichtung, die ich gegen ihn haben werde, die Krone aufzuſetzen, bis er endlich durch die Erklärung, er ſchenke mir alle, meine Freude vollkommen machte. „Mache aber einen guten Gebrauch davon, mein Bruder," ſetzte er hinzu, „und erinnere dich, daß Gott uns den Reichthum eben ſo leicht wieder nehmen kann, als er ihn gibt, wenn wir ihn nicht zur Unterſtützung der Armen anwenden, die er bloß deßwegen in Dürftigkeit läßt, um den Reichen Gelegenheit zu geben, ſich durch Almoſen einen reichern Lohn in jener Welt zu verdienen."

Ich war zu ſehr mit Blindheit geſchlagen, um dieſen heilſamen Rath benützen zu können. Nicht zufrieden mit dem Beſitze meiner achtzig Kameele und der Gewißheit, daß ſie mit unermeßlichen Schätzen beladen waren, die mich zum wohlhabendſten aller Menſchen machen mußten, kam ich nun auch auf den Gedanken, das kleine Büchschen mit der Salbe, das der Derwiſch genommen und mir gezeigt hatte, ſey vielleicht noch etwas weit Koſtbareres, als dieſe Reichthümer, die ich ihm verdankte. „Der Ort, wo der Derwiſch es nahm," ſagte ich bei mir ſelbſt, „und die Sorgfalt, womit er es zu ſich geſteckt hat, iſt ein deutlicher Beweis, daß es etwas Geheimnißvolles in ſich ſchließt." Ich ſuchte es nun auf folgende Art in meine Gewalt zu bekommen. Nachdem ich ihn umarmt und mich von ihm verabſchiedet hatte, drehte ich mich noch einmal gegen ihn um und ſagte: „Noch eins, was willſt du denn mit dem kleinen Salbenbüchschen machen? es ſcheint mir ſo werthlos, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, es mitzunehmen; überhaupt brauchen Derwiſche wie du, die den Eitelkeiten der Welt entſagt haben, keine Haarſalbe."

Wollte Gott, er hätte mir dieſe Büchſe verweigert! Aber wenn er es hätte thun wollen, ſo hätte ich mich vor Wuth nicht mehr gekannt; ich war ſtärker als er und feſt entſchloſſen, es ihm mit Gewalt zu nehmen, nur um die Befriedigung zu haben, daß Niemand ſagen könnte, Jener habe auch nur das Geringſte von dem Schatze mitgenommen, und doch hatte ich ſo große Verpflichtungen gegen ihn.

Der Derwiſch ſchlug es mir alſo nicht ab, ſondern zog es ſogleich aus ſeinem Buſen, überreichte es mir auf die verbindlichſte Art von der Welt und ſagte: „Hier, mein Bruder, haſt du auch dieſes Büchschen, damit nichts zu deiner Zufriedenheit fehle. Wenn ich ſonſt noch etwas für dich thun kann, ſo darfſt du nur befehlen; ich bin bereit, dir zu willfahren."

Als ich die Büchſe in meinen Händen hatte, öffnete ich ſie, betrachtete die Salbe und ſagte zu ihm: „Da du ſo freundſchaftlich biſt und mir alle Gefälligkeiten erweiſeſt,

ſo erſuche ich dich, mir auch noch zu ſagen, welchen beſondern Gebrauch man von dieſer Salbe machen kann."

„Einen höchſt merkwürdigen und wunderbaren," antwortete der Derwiſch. „Wenn du nämlich etwas Weniges von dieſer Salbe um das linke Auge und das Augenlied ſtreichſt, ſo werden vor deinen Augen alle Schätze erſcheinen, die im Schooße der Erde verborgen ſind; ſtreichſt du aber etwas davon auf das rechte Auge, ſo macht es dich blind."

Ich wünſchte dieſe wunderbare Wirkung an mir ſelbſt zu erfahren und ſagte zu dem Derwiſch, indem ich ihm die Büchſe reichte: „Hier, nimm und ſtreich mir etwas von der Salbe um's linke Auge, du verſtehſt es beſſer als ich. Ich kann kaum erwarten, bis ich mich von dieſer Sache, die mir unglaublich ſcheint, ſelbſt überzeuge."

Der Tag unterbrach Scheherſad, welche in der nächſten Nacht mit folgenden Worten ihre Erzählung fortſetzte:

Fünfhundert und zweiundſechzigſte Nacht.

Der Derwiſch hatte die Gefälligkeit, ſich dieſer Mühe zu unterziehen; er hieß mich das linke Auge ſchließen und umſtrich es mit der Salbe. Als dies geſchehen war, öffnete ich das Auge und ſah, daß er mir die Wahrheit geſagt hatte. Ich erblickte wirklich eine ungeheure Menge von Schatzgewölben mit ſo erſtaunlichen und mannigfachen Reichthümern angefüllt, daß es mir unmöglich wäre, alle einzeln anzugeben. Da ich jedoch während deſſen das rechte Auge mit der Hand feſt zuhalten mußte und mir dieſes langweilig wurde, ſo bat ich den Derwiſch, er möchte mir auch um dieſes Auge etwas von der Salbe ſtreichen.

„Ich will es gern thun,“ antwortete er, „aber du mußt bedenken, was ich dir bereits geſagt habe; ſo wie du etwas davon auf das rechte Auge bringſt, ſo wirſt du

augenblicklich blind. Die Salbe hat nun einmal dieſe Kraft und du mußt dich darnach richten."

Ich glaubte, es müſſe noch ein anderes Geheimniß darunter ſtecken, das der Derwiſch mir verbergen wolle, und ſagte daher lächelnd zu ihm: „Lieber Bruder, ich ſehe wohl, daß du mir einen Bären aufbinden willſt; wie wäre es denn möglich, daß dieſe Salbe zwei ſo ganz entgegengeſetzte Wirkungen haben ſollte?"

„Und doch iſt es ſo," verſetzte der Derwiſch und rief Gott zum Zeugen an; „du kannſt es mir auf mein Wort glauben, denn ich verſchweige nie die Wahrheit."

Ich wollte den Worten des Derwiſchs, der es ehrlich mit mir meinte, nicht trauen, und da ich der Luſt nicht widerſtehen konnte, nach meinem Belieben alle Schätze der Erde betrachten und dieſelben vielleicht, wenn es mir einfiele, genießen zu dürfen, ſo hörte ich nicht auf ſeine Vorſtellungen und glaubte eine Sache nicht, die, wie ich bald nachher zu meinem großen Unglück erfuhr, nur zu gewiß war.

In meinem tollen Irrwahn bildete ich mir ein: wenn dieſe Salbe auf das linke Auge geſtrichen die Kraft habe, mich alle Schätze der Erde ſehen zu laſſen, ſo habe ſie vielleicht, wenn man ſie auf das rechte ſtreiche, die Kraft, mich zum Beſitzer derſelben zu machen. In dieſer Meinung drang ich hartnäckig in den Derwiſch, er möchte mir ein wenig Salbe um das rechte Auge ſtreichen, aber er weigerte ſich ſtandhaft, dies zu thun. „Nachdem ich dir ſo viel Gutes erzeigt habe, mein Bruder," ſagte er zu mir, „kann ich mich nicht entſchließen, dich in ein ſolches Unglück zu ſtürzen. Bedenke es ſelbſt, wie traurig es iſt, des Augenlichts beraubt zu ſeyn, und verſetze mich nicht in die höchſt verdrießliche Nothwendigkeit, dir in einer Sache zu willfahren, die du dein Lebenlang bereuen müßteſt."

Ich trieb meine Hartnäckigkeit bis auf's Aeußerſte. „Mein Bruder," ſagte ich in feſtem Tone zu ihm: „ich bitte dich, ſchweig' mir von all dieſen Schwierigkeiten. Du haſt mir höchſt großmüthig Alles gewährt, um was ich dich bisher bat; verlangſt du denn, daß ich wegen einer ſolchen Kleinigkeit im Unfrieden von dir ſcheiden ſoll? Im Namen Gottes bewillige mir auch dieſe letzte Gunſt. Mag daraus entſtehen was da will, ich werde dir nie deßwegen böſe werden und die Schuld ganz allein mir zuſchreiben."

Der Derwiſch bot all ſeine Ueberredungskünſte auf, um mich davon abzubringen; endlich aber, da er ſah, daß ich im Stande war, ihn zu zwingen, ſagte er: „Da du es durchaus verlangſt, ſo will ich deinen Willen thun." Und ſo nahm er denn ein wenig von der unglücklichen Salbe und ſtrich es mir auf das rechte Auge, das ich feſt zuhielt;

aber ach! als ich es wieder öffnete, ſah ich nichts als dichte Finſterniß vor meinen beiden Augen, und blieb von Stund' an blind wie du mich ſiehſt.

„Gottverfluchter Derwiſch!“ ſchrie ich jetzt, „was du mir ſagteſt iſt nur zu wahr; unſelige Neugierde, unerſättliches Verlangen nach Reichthümern, in welchen Abgrund von Elend habt ihr mich geſtürzt! Ich ſehe wohl ein, daß ich es mir ſelbſt zugezogen habe, allein mein lieber Bruder,“ ſetzte ich, gegen den Derwiſch gewendet, hinzu, „du warſt ſo freundſchaftlich und wohlthätig gegen mich; ſollteſt du unter ſo vielen wunderbaren Geheimniſſen, die dir bekannt ſind, nicht auch eines wiſſen, das mir mein Augenlicht wiedergeben könnte?“

„Unglücklicher,“ antwortete hierauf der Derwiſch, „ich bin gewiß nicht ſchuld, daß du in dieſes Elend gefallen biſt; übrigens haſt du nur, was du verdienſt, und die Verblendung deines Herzens hat dir die Blindheit deiner Augen zugezogen. Es iſt wahr, ich beſitze Geheimniſſe, wie du dich in der kurzen Zeit unſers Beiſammenſeyns haſt überzeugen können; doch hab' ich keines, dir dein Geſicht wiederherzuſtellen. Wenn du glaubſt, es gebe ein ſolches, ſo wende dich an Gott, er allein kann dich wieder heilen. Er hatte dir Reichthümer verliehen, deren du unwürdig warſt; jetzt hat er ſie dir wieder genommen, und wird ſie durch meine Hände an Menſchen gelangen laſſen, die nicht ſo undankbar ſind wie du.“

Der Derwiſch ſprach kein Wort mehr, und ich wußte ihm auch nichts zu erwidern. Er ließ mich voll Beſtürzung und in unſäglichen Schmerz verſenkt ſtehen, trieb meine achtzig Kameele zuſammen und zog mit ihnen ſeine Straße fort nach Balſora.

Ich bat ihn, er möchte mich doch in dieſem elenden Zuſtande nicht verlaſſen und wenigſtens bis zur nächſten Karavane begleiten; allein er blieb taub gegen meine Bitten und Wehklagen. Auf dieſe Weiſe meines Augenlichts und Alles deſſen, was ich in der Welt beſaß, beraubt, hätte ich vor Gram und Hunger ſterben müſſen, wenn mich nicht am andern Tag eine Karavane, die von Balſora zurückkam, mitleidig aufgenommen und nach Bagdad zurückgeführt hätte.

Vor wenigen Augenblicken noch in einer Lage, wo ich mich, wenn auch nicht an Macht und Gewalt, doch in Beziehung auf Pracht und Reichthum Fürſten gleichſtellen konnte, ſah ich mich nun auf einmal hülflos und am Bettelſtabe. Ich mußte mich entſchließen, um Almoſen zu betteln, und das habe ich auch bis jetzt gethan. Um aber meine Miſſethat gegen Gott abzubüßen, legte ich mir zugleich die Strafe auf, von jeder mildthätigen Perſon, die ſich meines Elends erbarmen würde, eine Ohrfeige zu empfangen.

Siehſt du, o Beherrſcher der Gläubigen, das iſt der Grund zu dem Benehmen, welches dir geſtern ſo ſeltſam vorkam und mir vielleicht deinen Unwillen zugezogen hat. Ich bitte dich noch einmal, als dein niedrigſter Sklave, um Verzeihung und unterwerfe mich gern der Strafe, die ich verdient habe. Willſt du indeß über die Buße, die ich mir auferlegt habe, dein Urtheil ſagen, ſo bin ich überzeugt, daß du ſie viel zu leicht für einen ſolchen Frevel finden wirſt.

Als der Blinde ſeine Geſchichte vollendet hatte, ſprach der Chalif zu ihm: „Baba Abdallah, deine Sünde iſt groß, aber Gott ſey gelobt, daß du es ſelbſt eingeſehen und dir bis jetzt die öffentliche Buße deßhalb aufgelegt haſt. Nun aber iſt es genug damit, du mußt jetzt deine Bußübungen im Stillen fortſetzen und Gott in jedem Gebet, das du den Pflichten der Religion gemäß den Tag über zu ihm ſchicken mußt, um Verzeihung bitten. Damit du aber durch die Sorge um deinen Lebensunterhalt nicht davon abgehalten wirſt, ſetze ich dir für dein ganzes Leben ein Almoſen aus, nämlich vier Silberdrachmen für den Tag, die mein Großvezier dir ausbezahlen wird. Bleibe alſo hier und warte, bis er meinen Befehl vollzogen hat."

Bei dieſen Worten warf ſich Baba Abdallah vor dem Throne des Chalifen nieder, und als er wieder aufgeſtanden war, dankte er demüthig und wünſchte ihm Glück, Heil und Gottes Segen.

Der Chalif Harun Arraſchid, dem die Geſchichte Baba Abdallahs und des Derwiſchs wohlgefallen hatte, wendete ſich ſofort an den jungen Mann, der ſeine Stute zu mißhandeln pflegte, und fragte ihn nach ſeinem Namen, wie er auch den Blinden gefragt hatte. Der junge Mann antwortete, er heiße Sidi Numan.

„Sidi Numan,“ ſagte hierauf der Chalif zu ihm, „ich habe in meinem Leben ſchon viele Pferde zureiten geſehen und bin ſelbſt viel geritten, aber eine ſolche Unmenſchlichkeit, wie du geſtern auf öffentlichem Platze deine Stute plagteſt, iſt mir noch nie vorgekommen; auch hat es zum großen Aergerniß der Zuſchauer gereicht, die laut darüber murrten. Ich ſelbſt ärgerte mich ebenfalls darüber und wenig fehlte, ſo hätte ich mich gegen meine ſonſtige Abſicht zu erkennen gegeben, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Gleichwohl kündigen deine Geſichtszüge keinen rohen und grauſamen Menſchen an; ja ich will glauben, daß du gegründete Urſache haſt, ſo zu handeln. Da ich weiß, daß es nicht das erſte Mal iſt, und du ſchon ſeit geraumer Zeit deine Stute ſo plagſt, ſo verlange ich nun den Grund zu wiſſen und habe dich kommen laſſen, damit du mir ihn mittheilſt. Sage mir daher die Sache ganz wie ſie iſt und halte mit nichts hinter'm Berge.“

Sidi Numan begriff leicht, daß er nicht ausweichen konnte. Es kam ihm ſehr hart an, den verlangten Bericht zu geben, mehrere Male wechſelte er die Farbe und verrieth unwillkürlich, wie groß ſeine Verlegenheit war. Gleichwohl mußte er ſich entſchließen, die Gründe ſeines Benehmens auseinander zu ſetzen. Er warf ſich daher, bevor er zu ſprechen anfing, vor dem Throne des Chaliſen nieder, und als er wieder aufgeſtanden war, wollte er beginnen, um die Neugierde des Chalifen zu befriedigen, blieb aber ganz verdutzt und ſprachlos ſtehen, weniger durch die Majeſtät des Chaliſen, vor welchem er ſich befand, als durch den Inhalt der Erzählung, die er preisgeben ſollte, entmuthigt.

So ungeduldig nun auch der Chalif immer augenblicklichen Gehorſam verlangte, ſo ließ er dennoch keinen Unwillen über Sidi Numans Schweigſamkeit blicken; denn er ſah, daß es ihm nur an Kühnheit vor ihm fehle, oder daß er durch den Ton, worin er ihn angeredet, eingeſchüchtert worden ſey, oder endlich, daß ſeine Erzählung Sachen enthalten könnte, die er lieber verſchweigen möchte.

„Sidi Numan,“ ſagte daher der Chalif in beruhigendem Tone zu ihm: „Faſſe dich und ſtelle dir vor, du habeſt nicht mir, ſondern irgend einem Freunde, der dich darum bittet, irgend etwas zu erzählen. Wenn in deiner Erzählung Sachen vorkommen, die dich in Verlegenheit ſetzen und von denen du glaubſt, daß ich mich dadurch beleidigt fühlen könnte, ſo verzeihe ich es dir zum voraus. Banne alſo deine Beſorgniſſe, ſprich offen mit mir und verhehle mir nichts, gleich als ob du deinen beſten Freund vor dir hätteſt.“

Sidi Numan, den die letzten Worte des Chaliſen beruhigt hatten, nahm endlich das Wort und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo beſtürzt und befangen auch jeder

Sterbliche ſeyn muß, der der Majeſtät und dem Glanze deines Thrones naht, ſo fühle ich mich doch ſtark genug, um zu glauben, daß dieſes ehrfurchtsvolle Zagen mir nicht den Mund verſchließen wird, wenn ich vor dir ſprechen ſoll; denn ich weiß, welchen Gehorſam ich dir ſchulde und daß es meine Pflicht iſt, dir nicht nur über das, was du jetzt verlangſt, ſondern auch über alles Andere Auskunft zu ertheilen. So wenig ich es wagen kann, mich für den vollkommenſten Menſchen zu erklären, ſo bin ich doch nicht ſchlecht genug, um etwas gegen die Geſetze zu begehen oder nur begehen zu wollen, das mich nöthigen würde, ihre Strenge zu fürchten. Aber bei der beſten Abſicht ſehe ich wohl ein, daß ich von den Fehlern, die man aus Unwiſſenheit macht, nicht frei bin. In dieſem Falle nun befinde ich mich, und ich will mich nicht auf die Verzeihung berufen, die du in deiner Gnade mir zugeſagt haſt, ohne mich anzuhören, ſondern unterwerfe mich im Gegentheil deiner Gerechtigkeit und jedweder Strafe, die ich verdient habe. Ich geſtehe, daß die Art und Weiſe, wie ich ſeit einiger Zeit meine Stute behandle und wie du ſelbſt mit angeſehen haſt, ſonderbar, grauſam und ein ſehr ſchlechtes Beiſpiel iſt; ich hoffe aber, daß du meine Gründe zureichend und mich ſelbſt mehr des Mitleids, als der Strafe würdig finden wirſt. Doch ich darf deine Erwartung nicht länger durch eine langweilige Vorrede ſpannen. Höre alſo, wie es mir ergangen iſt."

Scheherſad hielt inne, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:

Fünfhundert

und

dreiundſechzigſte Nacht.

Geſchichte des Sidi Numan.

Beherrſcher der Gläubigen — fuhr Sidi Numan fort — ich ſpreche nicht von meiner Herkunft, denn ſie iſt nicht ſo glänzend, daß ſie einige Erwähnung vor dir verdiente. Was die Güter des Glücks betrifft, ſo haben mir meine Vorfahren durch guten Haushalt ſo viel hinterlaſſen, als ich nur wünſchen konnte, um als rechtſchaffener Mann leben zu können, ohne Ehrgeiz und ohne Jemand zur Laſt zu fallen.

Unter ſolchen Umſtänden war das Einzige, was ich mir noch zur Vollendung meines Glücks wünſchte, eine liebenswürdige Frau zu finden, der ich meine ganze Zärtlichkeit ſchenken könnte, und die mich ebenfalls von Herzen liebte und mein Glück mit mir theilte. Allein es hat Gott nicht gefallen, mir eine ſolche zu gewähren; im Gegentheil gab er mir eine, die gleich am Tage nach der Hochzeit anfing, meine Geduld auf ſolche Proben zu ſtellen, daß nur diejenigen, die ähnliche auszuſtehen gehabt haben, ſich einen Begriff davon machen können.

Da man unſerer Landesſitte zufolge heirathet, ohne die Perſon, mit der man ſich verbindet, zuvor geſehen oder kennen gelernt zu haben, ſo wird es dir nicht unbekannt

ſeyn, daß ein Ehemann keine Urſache hat, ſich zu beklagen, wenn die ihm zugefallene Frau nur nicht abſchreckend häßlich oder mißgeſtaltet iſt, und wenn nur ihre guten Sitten, ihr Verſtand und ihr Benehmen die kleinen körperlichen Unvollkommenheiten, die ſie etwa haben mag, vergeſſen machen.

Als man mir nach den gewöhnlichen Ceremonien meine Frau in's Haus gebracht hatte und ich ſie zum erſten Mal mit entſchleiertem Geſichte ſah, ſo freute ich mich, daß ich in Beziehung auf ihre Schönheit nicht falſch berichtet worden war. Ich fand ſie ganz nach meinem Geſchmack und ſie gefiel mir.

Am Tage nach der Vermählung trug man uns ein aus mehreren Gerichten beſtehendes Mittagsmahl auf. Ich begab mich in das Zimmer, wo die Tafel gedeckt war, und da ich meine Frau dort nicht fand, ſo ließ ich ſie rufen. Nachdem ſie mich eine Zeitlang hatte warten laſſen, kam ſie endlich. Ich verbarg meine Ungeduld und wir ſetzten uns zu Tiſche. Ich begann mit dem Reis, den ich wie gewöhnlich mit einem Löffel aß. Meine Frau dagegen, ſtatt wie andere Leute ſich des Löffels zu bedienen, zog aus einem kleinen Beſteck, das ſie in der Taſche bei ſich trug, eine Art Ohrenlöffelchen heraus und fing an damit Reis herauszunehmen und ihn Körnchen für Körnchen — denn mehr konnte ſie nicht darin faſſen — zum Munde zu führen.

Ueber dieſe Art zu eſſen erſtaunt, ſagte ich zu ihr: „Amine — denn ſo hieß ſie — haſt du in deiner Familie den Reis auf dieſe Art eſſen gelernt? Thuſt du es etwa, weil du keine große Eſſerin biſt, oder willſt du vielleicht die Körner zählen, um nicht

das eine Mal mehr zu eſſen als das andere? Wenn du es aus Sparſamkeit thuſt und um mich von Verſchwendung abzuhalten, ſo haſt du von dieſer Seite nichts zu befürchten, und ich kann dich verſichern, daß wir uns dadurch nie zu Grunde richten werden. Wir haben, Gott ſey Dank, genug, um behaglich leben zu können und uns das Nöthige nicht verſagen zu müſſen. Thu' dir deßhalb keinen Zwang an, meine liebe Amine, und iß, wie du mich eſſen ſiehſt." Da ich ihr dieſe Vorſtellungen im freundlichſten Tone machte, ſo hoffte ich wenigſtens eine artige Antwort zu erhalten; allein ſie ſprach keine Sylbe, ſondern fuhr fort, auf dieſelbe Art zu eſſen, und um mich noch mehr zu ärgern, aß ſie von dem Reis nur noch in langen Zwiſchenpauſen, ſtatt aber von den übrigen Speiſen mit mir zu genießen, begnügte ſie ſich, von Zeit zu Zeit einige Broſamen zum Munde zu führen, etwa ſo viel, als ein Sperling aufgepickt haben würde.

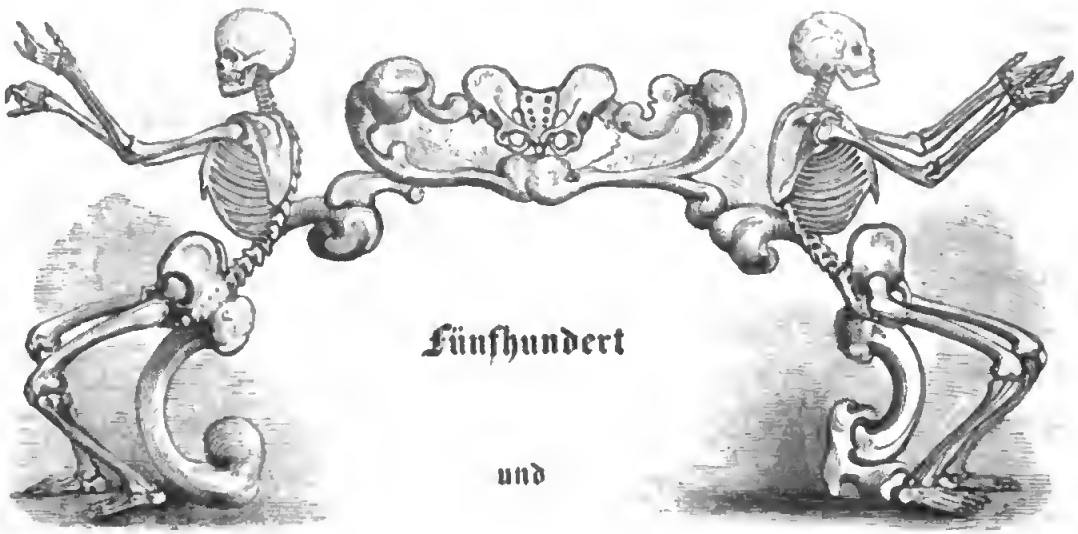
Dieſe Hartnäckigkeit ärgerte mich; doch wollte ich das Beſte von ihr glauben, und um ſie zu entſchuldigen, nahm ich an, ſie ſey vielleicht nicht gewöhnt, mit Männern zuſammen zu ſpeiſen, am wenigſten mit einem Ehemann, in deſſen Gegenwart man ſie wohl gar eine Zurückhaltung gelehrt habe, die ſie aus Einfalt zu weit treibe. Auch glaubte ich, ſie habe vielleicht ſchon gefrühſtückt, oder wolle nachher allein und ungeſtört noch etwas eſſen. Dieſe Betrachtungen hielten mich ab, ihr noch mehr zu ſagen, was ſie hätte einſchüchtern können, oder mein Mißvergnügen durch irgend ein Zeichen zu verrathen. Nach der Mahlzeit verabſchiedete ich mich von ihr eben ſo freundlich, wie wenn ſie mir nicht den mindeſten Anlaß zur Unzufriedenheit mit ihrem ſeltſamen Benehmen gegeben hätte, und ließ ſie allein.

Beim Abendeſſen ging es wieder ſo, desgleichen am folgenden Tage, überhaupt, ſo oft wir mit einander ſpeisten, betrug ſie ſich ganz wie das erſte Mal. Ich ſah wohl, daß eine Frau unmöglich von ſo wenig Speiſe leben konnte, als ſie zu ſich nahm, und daß irgend ein mir unbekanntes Geheimniß darunter ſtecken mußte. Dies bewog mich zu dem Entſchluß, mich zu verſtellen. Ich that, als ob ich auf ihre Handlungen gar nicht achtete, in der Hoffnung, ſie würde ſich mit der Zeit gewöhnen, ſo wie ich wünſchte, mit mir zu leben. Allein meine Hoffnung war eitel, wie ich nur zu bald erfahren mußte.

Eines Nachts, als Amine mich im feſten Schlafe glaubte, ſtand ſie ganz leiſe auf und ich bemerkte, wie ſie ſich mit großer Behutſamkeit ankleidete, um kein Geräuſch zu machen und mich nicht zu wecken. Da ich nicht begreifen konnte, aus welcher Abſicht ſie ſich ſo um den Schlaf brachte, ſo war ich neugierig zu erfahren, was ſie wohl beginnen würde, und ſtellte mich fortwährend, als ob ich feſt ſchliefe. Sie kleidete ſich

vollends an und ging darauf ganz leiſe aus dem Zimmer. Kaum war ſie draußen, ſo ſtand ich auf, warf mir ein Kleid um und konnte gerade noch durch ein Fenſter, das auf den Hof hinaus ging, ſehen, daß ſie die Thüre nach der Straße hin öffnete und ſich hinaus begab.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert

und

vierundſechzigſte Nacht.

Sogleich eilte ich auch an die Thüre, die ſie halb offen gelaſſen, und folgte ihr im Mondſchein nach, bis ich ſie in einen Begräbnißplatz, der unweit von unſerm Hauſe war, hinein gehen ſah. Ich ſchwang mich auf eine Mauer, die an den Begräbnißplatz ſtieß, und nachdem ich mich gehörig vorgeſehen hatte, daß mich Niemand bemerken konnte, erblickte ich Aminen bei einer Gule [1].

Du weißt, o Herrſcher, daß die Gulen beiderlei Geſchlechts böſe Geiſter ſind, die auf den Feldern umherſchweifen. Sie bewohnen in der Regel alte verfallene Gebäude, von wo aus ſie die Vorübergehenden überfallen, tödten und ihr Fleiſch verzehren. Können ſie keine Lebenden erwiſchen, ſo gehen ſie des Nachts auf Begräbnißplätze, wühlen dort Leichen auf und freſſen ihr Fleiſch.

Ich gerieth in das größte Entſetzen, als ich meine Frau bei dieſer Gule ſah. Sie wühlten eine Leiche auf, die am ſelben Tage beerdigt worden war, und die Gule ſchnitt zu wiederholten Malen Fleiſch davon ab, welches ſie, auf dem Rande des Grabes ſitzend, mit einander verzehrten. Sie unterhielten ſich ſehr ruhig während dieſes

[1] Gulen ſind nach dem Glauben der Muhamedaner eine Art von Geſpenſtern oder Heren, und zwar meiſt weiblichen Geſchlechts. Sie unterſcheiden ſich von den Vampyren dadurch, daß ſie ſich bloß vom Fleiſch der Leichen nähren, während leztere ſich mit dem Ausſaugen des Bluts begnügen.

gräulichen und unmenſchlichen Mahles, allein ich war zu weit entfernt, um etwas von ihrem Geſpräch verſtehen zu können; ohne Zweifel war es eben ſo ſeltſam, wie ihre Mahlzeit, an die ich noch immer nicht ohne Schauder zurückdenken kann.

Als ſie das gräßliche Mahl vollendet hatten, warfen ſie den Reſt des Leichnams wieder in das Grab und füllten es mit der Erde, die ſie zuvor aufgewühlt hatten, wieder auf. Ich ließ ſie gewähren und eilte nach Hauſe zurück. Beim Hereintreten ließ ich die Thüre nach der Straße zu halb offen, wie ich ſie gefunden hatte, ging ſodann auf mein Schlafzimmer zurück, legte mich wieder nieder und that, als ob ich ſchliefe.

Bald darauf kam auch Amine ganz leiſe zur Thüre herein, kleidete ſich aus und legte ſich wieder nieder, voll Freude, wie es mir vorkam, daß Alles ſo gut abgelaufen war und ich nichts bemerkt habe.

Der Gedanke an eine ſo unmenſchliche und abſcheuliche Handlung, wie ich eben mit eigenen Augen geſehen hatte, und mein Entſetzen vor derjenigen, die ſie begangen hatte und jetzt zu meiner Seite lag, ließ mich lange nicht wieder einſchlafen. Doch gelang es mir endlich; ich ſchlief aber nur ſo leicht, daß ich bei der erſten Stimme, die

ſich hören ließ, um zum öffentlichen Gebete bei Tagesanbruch zu rufen, wieder aufwachte. Ich kleidete mich an und begab mich in die Moſchee.

Nach dem Gebet ging ich zur Stadt hinaus und brachte den Morgen mit Spaziergängen in den Gärten und mit Gedanken zu, wie ich wohl meine Frau zur Veränderung ihrer Lebensweiſe vermögen könnte. Die gewaltſamen Mittel, die mir einfielen, waren mir zuwider, und ich beſchloß, nur auf dem Wege der Güte ſie von ihrer unglückſeligen Neigung abzubringen. Unter ſolchen Betrachtungen war ich unvermerkt wieder vor meine Wohnung gelangt, in die ich gerade zur Mittagsſtunde wieder eintrat.

Sobald Amine mich erblickte, ließ ſie das Eſſen auftragen und wir ſetzten uns zu Tiſche. Da ich ſah, daß ſie nach wie vor den Reis körnchenweiſe aß, ſo ſagte ich mit aller nur erdenklichen Mäßigung zu ihr: „Du weißt, Amine, wie ſehr ich mich am Tage nach unſerer Hochzeit wundern mußte, als ich dich nichts als Reis und zwar ſo wenig und auf eine ſolche Art und Weiſe eſſen ſah, daß jeder andere Ehemann, außer mir, ſich dadurch beleidigt gefühlt hätte. Du weißt auch, daß ich dir meinen Verdruß darüber bloß andeutete und dich bat, auch von den übrigen Speiſen zu eſſen, die immer auf die verſchiedenartigſte Weiſe zubereitet werden, damit ſie wo möglich deinem Geſchmack zuſagen möchten. Seit jener Zeit haſt du unſere Tafel immer auf dieſelbe Weiſe beſetzt geſehen, nur mit einigen Abwechslungen in den Speiſen, damit wir nicht immer das Nämliche eſſen müſſen. Meine Erinnerungen ſind indeß fruchtlos geblieben, und bis auf den heutigen Tag haſt du nicht aufgehört, fortwährend ſo zu handeln, und mir denſelben Verdruß zu bereiten. Ich habe geſchwiegen, weil ich dir keinen Zwang anthun wollte, und es ſollte mir leid thun, wenn das, was ich jetzt zu dir ſage, dich im Mindeſten kränken würde; aber, Amine, ich beſchwöre dich, ſage mir, iſt das Fleiſch, das man uns hier vorſetzt, denn nicht beſſer als Todtenfleiſch?“

Kaum hatte ich die letzten Worte geſprochen, als Amine, die ſehr gut merkte, daß ich ſie in der Nacht beobachtet haben mußte, in eine Wuth gerieth, die alle Begriffe überſteigt. Ihr Geſicht wurde feuerroth, die Augen traten ihr faſt aus dem Kopf heraus, ihr Mund ſchäumte.

Dieſer gräßliche Zuſtand, worin ich ſie jetzt ſah, erfüllte mich mit Entſetzen; ich war wie vom Donner gerührt und außer Stande, mich gegen die ſchreckliche Bosheit zu ſchützen, die ſie gegen mich im Schilde führte und worüber du ſtaunen wirſt. In der Hitze ihrer Aufwallung nahm ſie ein Waſſergefäß, das ihr gerade zur Hand war, tauchte ihre Finger hinein, murmelte einige Worte, die ich nicht verſtand, zwiſchen den

Zähnen, ſpritzte mir dann etwas von dem Waſſer in's Geſicht und rief mir in wüthendem Tone zu: „Elender, empfange die Strafe deiner Neugierde und werde ein Hund!“ Kaum hatte Amine, die ich noch nicht als Zauberin kannte, dieſe teufliſchen Worte ausgeſtoßen, als ich mich auf einmal in einen Hund verwandelt ſah. Ich war über dieſe plötzliche und unerwartete Veränderung ſo erſtaunt und überraſcht, daß ich nicht daran dachte, alsbald auf meine Flucht zu ſinnen, und ſo hatte ſie Zeit, einen Stock zu ergreifen und mich zu mißhandeln. Sie prügelte mich ſo entſetzlich durch, daß ich nicht begreife, wie ich nicht todt auf dem Platze liegen blieb. Ich glaubte mich vor ihrer Wuth retten zu können, wenn ich mich in den Hof flüchtete, allein ſie verfolgte mich auch dahin, und ſo gewandt ich auch von einer Seite zur andern ſchlüpfte, um

ihren Schlägen auszuweichen, ſo war ich doch nicht flink genug, um mich ganz davor zu ſchützen, und ich mußte ihre Hand noch ſchwer und grauſam fühlen. Endlich wurde ſie es müde, mich zu ſchlagen und zu verfolgen, ärgerte ſich aber nicht wenig, daß ſie mich nicht hatte todtſchlagen können, und erſann ein neues Mittel, mich umzubringen. Sie öffnete nämlich die Thüre nach der Straße zu ein wenig, um mich, wenn ich

durchſchlüpfen wollte, zu zerquetſchen. So ſehr ich nun auch zum Hunde geworden war, ſo merkte ich doch ihren verderblichen Plan, und da die Gefahr des Augenblicks manchmal unſern Verſtand ſo ſchärft, daß wir uns dadurch retten können, ſo paßte ich meine Zeit ſo gut ab, indem ich ihre ganze Haltung und Geberden beobachtete, daß ich ihre Wachſamkeit täuſchte und ſchnell hindurch ſchlüpfte, um ihre boshafte Abſicht zu vereiteln. Ich kam auch wirklich ohne weitern Schaden davon, außer daß mir das Ende meines Schwanzes etwas eingeklemmt wurde.

Vor Schmerz darüber ſchrie und bellte ich die ganze Straße entlang, wodurch ich mir einige andere Hunde auf den Hals zog, die mich biſſen. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, flüchtete ich mich in den Laden eines Mannes, der gekochte Hammelsköpfe, Zungen und Füße verkaufte. Der Mann nahm ſogleich voll Mitleid meine Partie und jagte die Hunde weg, die mich verfolgten und in ſein Haus eindringen wollten. Ich ſelbſt verſteckte mich in einen Winkel, wo ſie mich nicht mehr ſehen konnten. Indeß fand ich auch hier den gehofften Schutz und Zufluchtsort nicht. Der Mann war nämlich einer von jenen übertrieben abergläubiſchen Leuten, die in der Meinung, daß die Hunde unrein ſeyen, nicht genug Waſſer und Seife bekommen zu können glauben, um ihre Kleider zu waſchen, ſobald nur ein Hund im Vorbeiſtreifen ſie berührt hat. Nachdem alſo die Hunde, die mich verfolgten, wieder weggeſprungen waren, bot er zu wiederholten Malen Alles auf, um mich noch an demſelben Tage aus dem Hauſe zu ſchaffen; allein ich hatte mich verſteckt, ſo daß er mir nicht beikommen konnte. So brachte ich denn wider ſeinen Willen die Nacht in ſeinem Laden zu und ich bedurfte dieſer Ruhe auch, um mich von der ſchlechten Behandlung, die Amine mir angethan, zu erholen.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und fünfundſechzigſte Nacht.

Um meinen Herrn und König nicht mit der Erzählung unbedeutender Dinge zu langweilen, will ich von den traurigen Betrachtungen ſchweigen, die ich damals über meine Verwandlung anſtellte; nur ſo viel muß ich bemerken, daß ich am andern Tage, als mein Wirth, der in aller Frühe auf friſchen Einkauf ausgegangen war, mit Hammelsköpfen, Zungen und Füßen beladen zurückkam, ſeinen Laden öffnete und die Waaren auslegte, aus meinem Winkel hervorkroch, und da ich mehrere Hunde aus der Nachbarſchaft, die der Fleiſchgeruch herbeigelockt, um ſeinen Laden herum verſammelt ſah, in der Hoffnung, er werde ihnen etwas zuwerfen, ſo miſchte ich mich unter ſie und nahm eine bittende Stellung an. Mein Wirth ſchien Rückſicht darauf zu nehmen, daß ich in ſeinem Hauſe noch nichts bekommen hatte, und zeichnete mich dadurch aus, daß er mir öfter und größere Stücke zuwarf, als den andern Hunden. Als er ſeine milde Hand wieder geſchloſſen hatte, wollte ich in ſeinen Laden zurückgehen; ich wedelte freundlich mit dem Schwanze und ſah ihn mit bittenden Blicken an, gleich als wollte

ich ihn anflehen, daß er mir dieſe Vergünſtigung noch einmal gewähren ſollte; allein er war unbeugſam und widerſetzte ſich meiner Abſicht mit dem Stock in der Hand und einem ſo unbarmherzigen Geſichte, daß ich genöthigt war, mich davon zu machen. Einige Häuſer weiter blieb ich vor dem Laden eines Bäckers ſtehen, der mir ganz das Widerſpiel von dem ſauertöpfiſchen Hammelskopfverkäufer und ein heiterer, gutgelaunter Mann zu ſeyn ſchien, wie er es auch wirklich war. Er frühſtückte eben, und obwohl ich noch durch nichts einen Hunger verrathen hatte, ſo warf er mir dennoch ein Stück Brod zu. Ich fiel nicht gierig darüber her, wie andere Hunde, ſondern machte mit dem Kopf ein Zeichen gegen ihn und wedelte mit dem Schwanze, als wollte ich ihm meine Erkenntlichkeit bezeigen. Dieſe Art von Höflichkeit gefiel ihm und er lächelte. Ich hatte zwar keinen Hunger, nahm aber doch, ihm zu gefallen, das Stück Brod und aß es recht langſam, um ihm bemerklich zu machen, daß ich es nur Ehren halber thue. Er bemerkte dies Alles und war ſo gefällig, mich in der Nähe ſeines Ladens zu dulden. Ich blieb alſo ſitzen, und zwar mit dem Kopf gegen die Straße gekehrt, um ihm anzudeuten, daß ich für jetzt nur um ſeinen Schutz bitte.

Er bewilligte mir dies nicht bloß, ſondern ſtreichelte mich auch und machte mir dadurch Muth, in's Haus zu treten. Ich that es auf eine Art, die ihm andeutete, daß ich es bloß mit ſeiner Erlaubniß thue. Er nahm es nicht übel, ſondern wies mir ſogar eine Stelle an, wo ich mich hinlegen konnte, ohne ihm im Wege zu ſeyn; ich nahm ſogleich Beſitz von dieſem Platze und behielt ihn auch, ſo lange ich in ſeinem Hauſe war.

Ich wurde hier immer ſehr gut behandelt, und von jedem Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen bekam ich meinen hinreichenden Antheil; dagegen bezeigte ich ihm aber auch alle mögliche Anhänglichkeit und Treue, die er von meiner Dankbarkeit nur verlangen konnte.

Meine Augen waren fortwährend auf ihn gerichtet und er that keinen Schritt in ſeinem Hauſe, ohne daß ich ihm auf der Ferſe folgte. Ebenſo machte ich's, wenn er Zeit hatte, in die Stadt zu gehen und ſeine Geſchäfte zu beſorgen. Ich war darin um ſo pünktlicher, als ich bemerkt hatte, daß meine Aufmerkſamkeit ihm gefiel, und er mir oft, wenn er ausgehen wollte, ohne daß ich es bemerken konnte, mit dem Namen Rothbacke rief, den er mir gegeben hatte.

Bei dieſem Rufe fuhr ich jedesmal ſchnell auf und nach der Straße hinaus, wo ich luſtige Sprünge machte und vor der Thüre hin und her lief. Dieſe Freudenbezeigungen hörten erſt auf, wenn er herausgekommen war, und dann begleitete ich ihn treulich,

indem ich vor oder hinter ihm herſprang und ihn von Zeit zu Zeit anſah, um meine Freude zu bezeigen.

Ich war ſchon einige Zeit in dieſem Hauſe, als eines Tages eine Frau kam, um Brod zu kaufen. Sie bezahlte meinen Wirth, gab ihm aber unter anderem guten Gelde auch ein falſches Stück. Der Bäcker merkte es, gab es zurück und verlangte dafür ein anderes.

Die Frau weigerte ſich, es wieder zu nehmen, und behauptete, es ſey gut. Mein Wirth beſtand auf dem Gegentheil und ſagte im Wortwechſel unter Anderem: „Dieſes Stück iſt ſo augenſcheinlich falſch, daß ich überzeugt bin, mein Hund, der doch nur ein unvernünftiges Thier iſt, würde ſich nicht dadurch täuſchen laſſen. Komm her, Rothbacke!“ fuhr er fort, mich beim Namen rufend. Auf ſeinen Ruf ſprang ich behend auf den Zähltiſch; der Bäcker warf die Geldſtücke vor mich hin und ſagte: „Sieh einmal, ob nicht ein falſches Stück darunter iſt.“ Ich ſah alle Stücke an, legte dann die Pfote auf das falſche und ſchob es bei Seite, indem ich meinen Herrn anblickte, als wollte ich es ihm zeigen.

Der Bäcker, der ſich bloß ſcherzweiſe auf mein Urtheil berufen hatte, war über die Maßen erſtaunt, als er ſah, daß ich ohne allen Anſtand das Wahre traf. Auch die Frau war jetzt von der Falſchheit dieſes Geldſtücks überzeugt; ſie wußte nichts mehr einzuwenden und gab dafür ein anderes gutes. Als ſie fort war, rief mein Herr ſeine Nachbarn zuſammen, erzählte ihnen, was geſchehen war, und pries in den übertriebenſten Ausdrücken meinen Verſtand.

Die Nachbarn wollten ſich ſelbſt davon überzeugen und legten mir eine Menge falſcher Münzen unter gute vermiſcht vor, allein jedesmal legte ich auf die falſchen meine Pfote und ſchied ſie von den guten ab.

Auch die Frau ihrerſeits ermangelte nicht, allen ihren Bekannten, die ſie unterwegs begegnete, zu erzählen, was ſie ſo eben erlebt hatte. So verbreitete ſich in kurzer Zeit das Gerücht von meiner Geſchicklichkeit im Erkennen des falſchen Geldes nicht bloß in der Nachbarſchaft, ſondern ſogar im ganzen Stadtviertel, ja zuletzt allmälig in der ganzen Stadt.

Es fehlte mir nun den ganzen Tag über nicht an Beſchäftigung. Ich mußte allen denen, die bei meinem Herrn Brod kauften, aufwarten und meine Künſte zeigen. Dies lockte nun alle Welt herbei und aus den entfernteſten Stadtvierteln kamen die Leute, um meine Geſchicklichkeit zu erproben; ja mein Ruf verſchaffte meinem Herrn ſo viele Kunden, daß er ſie kaum befriedigen konnte. Dies dauerte lange Zeit, und mein Herr

konnte nicht umhin, ſeinen Nachbarn und Freunden zu geſtehen, daß ich ein wahrer Schatz für ihn ſey.

Indeß brachte ihm mein Bischen Geſchicklichkeit auch viele Neider auf den Hals. Man ſtellte mir nach, um mich ihm zu rauben, und er mußte beſtändig ein wachſames Auge auf mich haben. Eines Tages kam eine Frau, wie die anderen durch den Reiz der Neuheit herbeigelockt, und kaufte Brod. Mein gewöhnlicher Platz war auf dem Zähltiſch; ſie warf mir ſechs Geldſtücke zu, worunter auch ein falſches. Ich ſuchte es unter den übrigen heraus, legte die Pfote auf das falſche Geldſtück und ſah ſie dabei an, als wollte ich fragen, ob dies nicht das rechte ſey.

„Ja," ſagte die Frau, indem ſie mich ebenfalls anſah, „es iſt das falſche; du haſt dich nicht geirrt." Sie betrachtete mich dann fortwährend mit großer Bewunderung, und ich ſah ſie ebenfalls an. Endlich bezahlte ſie das Brod, das ſie gekauft hatte, und bevor ſie fortging, gab ſie mir, ohne daß der Bäcker es merkte, einen Wink, mitzukommen.

Ich hatte ſtets auf Mittel gedacht, eine ſo ſeltſame Verwandlung, wie die meinige, wieder loszuwerden; auch war mir die Aufmerkſamkeit nicht entgangen, womit mich dieſe Frau betrachtete. Deßhalb dachte ich, ſie habe vielleicht etwas von meinem Mißgeſchick und unglücklichen Zuſtande gemerkt, und darin täuſchte ich mich nicht. Gleichwohl ließ ich ſie fortgehen und begnügte mich, ſie anzuſehen. Nachdem ſie indeß zwei oder drei Schritte gegangen war, drehte ſie ſich um, und da ſie ſah, daß ich ihr beſtändig

nachblickte, ohne mich von der Stelle zu rühren, winkte ſie mir zum zweiten Male, ihr zu folgen.

Jetzt ſchwankte ich nicht länger, und da ich bemerkte, daß der Bäcker eben damit beſchäftigt war, ſeinen Backofen für ein neues Gebäck zu reinigen, und daß er nicht auf mich achtete, ſo ſprang ich vom Zähltiſch herab und lief hinter der Frau drein, die darüber ſehr erfreut zu ſeyn ſchien.

Nachdem ſie eine Strecke gegangen war, kam ſie bei ihrem Hauſe an, öffnete die Thüre deſſelben, ging hinein und ſagte, indem ſie die Thüre noch immer offen ſtehen ließ, zu mir: „Komm nur herein, es wird dich nicht gereuen, daß du mir gefolgt biſt.“ Als ich drin war, und ſie die Thüre wieder verſchloſſen hatte, führte ſie mich auf ihr Zimmer, wo ich ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit daſitzen und ſticken ſah. Es war die Tochter der mitdthätigen Frau, die mich mitgenommen hatte, und wie ich bald merkte, in der Zauberkunſt ſehr geſchickt und erfahren.

„Meine Tochter,“ ſagte die Mutter zu ihr, „ich bringe dir hier den berühmten Hund des Bäckers, der das falſche Geld ſo gut von dem echten zu unterſcheiden weiß. Du wirſt dich erinnern, welche Anſicht ich gleich im Anfang, als das Gerücht ſich verbreitete, ausſprach, daß es nämlich vielleicht ein Menſch ſey, der durch irgend eine Bosheit in einen Hund verwandelt worden. Heute fiel es mir ein, zu dem Bäcker zu gehen und Brod bei ihm zu kaufen. Ich überzeugte mich von der Wahrheit des Gerüchts, und es gelang mir, dieſen ſeltenen Hund, den Gegenſtand der Bewunderung von ganz Bagdad, hierher zu locken. Was ſagſt du dazu, liebe Tochter? Sollte ich mich in meiner Vermuthung etwa getäuſcht haben?“ — „Du haſt dich nicht getäuſcht, liebe Mutter,“ antwortete die Tochter, „und ich werde es dir ſogleich beweiſen.“

Das Mädchen ſtand auf, nahm ein Waſſergefäß, tauchte die Hand hinein, beſprützte mich mit dem Waſſer und ſagte: „Wenn du von Geburt ein Hund biſt, ſo bleibe Hund; biſt du aber von Geburt ein Menſch, ſo nimm kraft dieſes Waſſers wieder menſchliche Geſtalt an.“ Augenblicklich war nun der Zauber gelöst, ich verlor die Geſtalt eines Hundes und wurde wieder Menſch wie zuvor.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und ſechsundſechzigſte Nacht.

Durchdrungen von der Größe dieſer Wohlthat, warf ich mich dem Mädchen zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und ſagte dann zu ihr: „Meine theure Befreierin, ich fühle in der tiefſten Tiefe meines Herzens deine unendliche und beiſpielloſe Güte gegen einen Unbekannten, wie ich, und bitte dich nun, mir ſelbſt zu ſagen, was ich für dich thun kann, um meine Dankbarkeit auf eine würdige Weiſe an den Tag zu legen; oder vielmehr verfüge über mich wie über einen Sklaven, der dir von Rechtswegen zugehört. Ich gehöre nicht mehr mir an, ſondern dir, und damit du Denjenigen, den du dir zum Eigenthum erworben, näher kennen lernſt, will ich dir mit wenigen Worten meine Geſchichte erzählen.“

Ich ſagte ihr hierauf, wer ich ſey, erzählte von meiner Vermählung mit Aminen, von meiner Gefälligkeit und Geduld, womit ich ihre Launen ertragen, von ihrer ſeltſamen Lebensweiſe und von der Schändlichkeit, womit ſie mich aus unbegreiflicher Bosheit

mißhandelt habe. Zu guter Letzt dankte ich auch ihrer Mutter für das unaussprechliche Glück, das sie mir verschafft habe.

„Sidi Numan," sagte die Tochter zu mir, „laß uns nicht mehr von der Verbindlichkeit sprechen, die du gegen mich zu haben glaubst. Das Bewußtseyn, einem anständigen Manne, wie du bist, einen Dienst erwiesen zu haben, ist mir lieber als alle Danksagungen. Laß uns lieber jetzt von Aminen, deiner Frau, sprechen. Ich habe sie noch vor deiner Vermählung mit ihr gekannt, und wie ich wußte, daß sie eine Zauberin war, so war auch ihr nicht unbekannt, daß ich ebenfalls etwas von dieser Kunst verstand; denn wir hatten bei einer und derselben Lehrerin Unterricht genommen. Wir trafen uns oft im Bade; da aber unsere Gemüthsarten nicht zusammenpaßten, so vermied ich geflissentlich jede Gelegenheit, mit ihr in Berührung zu kommen, was mir um so leichter gelang, da sie aus demselben Grunde nichts mit mir zu thun haben wollte; auch wundere ich mich gar nicht über ihre Bosheit. Um indeß wieder auf dich zurückzukommen, so ist das, was ich so eben für dich gethan habe, noch lange nicht genug: ich will auch vollenden, was ich angefangen. Ich begnüge mich keineswegs damit, den Zauber, wodurch sie dich auf eine so garstige Art aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen hat, zu brechen: du mußt ihr auch die verdiente Züchtigung auflegen, indem du in dein Haus zurückkehrst und die dir gebührende Würde wieder geltend machst, wozu ich dir Mittel und Weg an die Hand geben will. Unterhalte dich jetzt einen Augenblick mit meiner Mutter, ich bin sogleich wieder da."

Meine Befreierin ging jetzt in ein Nebengemach, und so lange sie darin verweilte, hatte ich Zeit, der Mutter nochmals meine unendliche Verpflichtung, sowohl gegen sie als ihre Tochter, auszudrücken. „Meine Tochter," sagte sie zu mir, „ist, wie du siehst, in der Zauberkunst nicht minder erfahren, als Amine; allein sie macht einen so guten Gebrauch davon, daß du dich wundern würdest, wenn du erführest, wie viel Gutes sie vermöge dieser ihrer Wissenschaft schon gethan hat und täglich noch thut. Deßhalb habe ich ihr nie etwas in den Weg gelegt und thue es auch jetzt nicht. Ich würde es übrigens nicht zugeben, wenn ich bemerkte, daß sie ihre Kenntniß im mindesten mißbrauchte."

Die Mutter hatte so eben angefangen, mir eine dieser Wunderthaten, die sie mit eigenen Augen gesehen, zu erzählen, als ihre Tochter mit einer kleinen Flasche in der Hand zurückkam. „Sidi Numan," sagte sie zu mir, „ich habe so eben meine Bücher um Rath gefragt und daraus ersehen, daß Amine in diesem Augenblicke nicht zu Haus ist, aber in Bälde zurückkommen muß. Sie sagen mir ferner, die Heuchlerin stelle sich vor deinen Bedienten, als ob sie über deine Abwesenheit in großer Unruhe wäre, und

ſie habe ihnen weißgemacht, als ſie mit dir zu Mittag ſpeiste, ſey dir plötzlich ein Geſchäft eingefallen, das dich genöthigt habe, unverzüglich auszugehen; du habeſt beim Ausgehen die Thür offen gelaſſen und dann ſey ein Hund hereingekommen und bis in den Speiſeſaal gelaufen, von wo ſie ihn mit Stockſchlägen habe wegjagen müſſen.

„Kehre alſo, ohne Zeit zu verlieren, mit dieſem kleinen Fläſchchen, das ich dir hiermit übergebe, in dein Haus zurück. Wenn man dir geöffnet haben wird, ſo warte in deinem Zimmer, bis Amine zurückkommt; ſie wird nicht lange ausbleiben. Sobald ſie kommt, gehe ihr in den Hof hinab entgegen und ſtelle dich ihr Stirn gegen Stirn gegenüber. Sie wird durch dieſes unerwartete Wiederſehen ſo beſtürzt ſeyn, daß ſie dir den Rücken kehren wird, um die Flucht zu ergreifen. Dann aber ſpritze du einiges Waſſer aus dieſem Fläſchchen, das du in Bereitſchaft halten mußt, auf ſie hin und ſprich dreiſt die Worte: Empfange hiermit die Strafe für deine Bosheit. Mehr brauche ich dir nicht zu ſagen, du wirſt die Wirkung ſchon ſehen.“

Nach dieſen mir unvergeßlichen Worten meiner Wohlthäterin verabſchiedete ich mich, da ich hier nichts mehr zu thun hatte, von ihr und ihrer Mutter mit den Ausdrücken der innigſten Dankbarkeit und mit der aufrichtigen Verſicherung, daß ich meiner Verpflichtung gegen ſie ewig eingedenk ſeyn würde, und kehrte ſodann nach meiner Wohnung zurück.

Alles ging ſo, wie die junge Zauberin mir vorausgeſagt hatte. Amine blieb nicht lange aus, und als ſie im Hofe war, trat ich ihr mit dem Waſſer in der Hand entgegen, um ſie damit zu beſpritzen. Sie ſtieß einen lauten Schrei aus und wollte ſich ſchnell nach der Thür umdrehen, allein ich beſpritzte ſie mit dem Waſſer und ſprach die Worte, welche mich die Zauberin gelehrt hatte, und in dieſem Augenblick ward ſie in eine Stute verwandelt, in dieſelbe, die du geſtern ſahſt.

Ich faßte ſie in ihrem erſten Schrecken ſogleich an der Mähne und zog ſie trotz ihres Sträubens in einen Stall; hier warf ich ihr ein Halfter über, und nachdem ich ſie unter bittern Vorwürfen über ihre abſcheuliche Bosheit angebunden, züchtigte ich ſie mit Peitſchenhieben ſo lange, bis ich vor Müdigkeit aufhören mußte, nahm mir aber dabei vor, tagtäglich dieſe Probe mit ihr zu wiederholen.

Beherrſcher der Gläubigen, fuhr Sidi Numan fort, indem er ſeine Erzählung ſchloß, ich wage zu hoffen, daß du mein Benehmen nicht mißbilligen, ſondern einſehen wirſt, daß eine ſo boshafte und verderbliche Frau immer noch mit weit mehr Nachſicht behandelt worden iſt, als ſie verdient.

Als der Chalif ſah, daß Sidi Numan nichts mehr hinzuzufügen hatte, ſprach er zu ihm: „Deine Geſchichte iſt ſehr ſeltſam und die Bosheit deiner Frau läßt keine Entſchuldigung zu. Auch verdamme ich nicht durchaus die Züchtigung, womit du ſie bis jetzt belegt haſt; indeß wünſche ich, daß du wohl überlegeſt, welche Pein es für ſie iſt, zum Thiere erniedrigt worden zu ſeyn, und daß du dich begnügeſt, ſie in dieſem Zuſtande büßen zu laſſen. Ich würde dir ſogar befehlen, dich an die junge Zauberin, welche dieſe Verwandlung hervorgebracht hat, zu wenden, und ſie zur Löſung dieſes Zaubers zu veranlaſſen, wenn mir nicht die Halsſtarrigkeit und unverbeſſerliche Verſtocktheit ſolcher Zauberer und Zauberinnen, die ihre Kunſt mißbrauchen, bekannt wäre, und ich nicht fürchten müßte, ſie möchte ſich noch grauſamer an dir rächen, als das erſte Mal.“

Der Chalif, der von Natur ſanft und mitleidig gegen die Unglücklichen war, ſelbſt wenn ſie ihr Elend verſchuldet hatten, wandte ſich, nachdem er Sidi Numan ſeine Willensmeinung erklärt, nunmehr an den dritten Mann, den der Großvezier Djafar hatte kommen laſſen. „Cogia Haſſan,“ ſprach er zu ihm, „als ich geſtern an deinem Hauſe vorüberkam, fand ich es ſo prächtig, daß ich neugierig wurde, wem es gehörte. Ich erfuhr, du habeſt es erbauen laſſen, nachdem du zuvor ein Gewerbe getrieben, das dich kaum nothdürftig ernährte. Auch ſagte man mir, du erhebeſt dich der Reichthümer, die dir Gott geſchenkt, nicht, ſondern macheſt einen guten Gebrauch davon, und deine Nachbarn wiſſen ſehr viel Gutes von dir zu erzählen.

„Dies Alles," fuhr der Chalif fort, „hat mir viel Vergnügen gemacht, und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf denen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, ganz außerordentlicher Art seyn müssen. Ich wünschte sie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und habe dich kommen lassen, damit du mir dieses Vergnügen bereiten sollst. Erzähle mir Alles aufrichtig, damit ich mich mit um so mehr Sachkenntniß deines Glückes freuen kann, woran ich von Herzen Theil nehme. Auf daß dir meine Neugierde aber nicht verdächtig sey, und damit du nicht glaubst, es könnten eigennützige Triebfedern mit in's Spiel kommen, so erkläre ich dir hiermit, daß ich durchaus keinen Anspruch auf deine Reichthümer mache, sondern dir vielmehr meinen Schutz bewillige, um sie in ungestörter Sicherheit genießen zu können."

Auf diese Versicherung des Chalifen warf sich Cogia Hassan vor seinem Throne nieder, berührte mit der Stirn den Teppich, der darüber gebreitet war, und begann dann, nachdem er wieder aufgestanden, also: „Beherrscher der Gläubigen, jeder Andere, der sein Gewissen nicht so rein und unbefleckt fühlte, als ich es fühle, hätte beim Empfang des Befehles, vor deinem Throne zu erscheinen, erschrecken können. Da ich aber niemals gegen dich andere Gesinnungen als die der Ehrfurcht und Ehrerbietung gehegt und nie etwas gegen den dir schuldigen Gehorsam, noch gegen die Gesetze begangen habe, was mir deinen Unwillen hätte zuziehen können, so hatte ich bloß die einzige Besorgniß, ich möchte den Glanz deiner Herrlichkeit nicht zu ertragen vermögen. Indessen ist es ja bekannt, daß du selbst den geringsten deiner Unterthanen huldreich und gnädig aufnimmst und anhörst; eben dies beruhigte mich und ich zweifelte nicht, daß du auch mir den Muth und die nöthige Zuversicht einflößen würdest, um dir die verlangte Auskunft zu geben.

„Dieses, o Beherrscher der Gläubigen, hast du so eben gethan, indem du mir deinen mächtigen Schutz zusichertest, ohne daß ich weiß, womit ich ihn verdient habe. Gleichwohl hoffe ich, daß du in deiner günstigen Stimmung gegen mich bestärkt werden wirst, wenn ich, um deinem Befehle zu genügen, dir meine Abenteuer erzählt haben werde."

Nach dieser höflichen Anrede, wodurch er sich des Wohlwollens und der Aufmerksamkeit des Chalifen versichern wollte, und nachdem er sich noch einige Augenblicke das, was er zu sagen hatte, in sein Gedächtniß zurückgerufen, ergriff Cogia Hassan das Wort und sprach folgendermaßen:

Bei dieser Stelle bemerkte Scheherzad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:

Fünfhundert

und

siebenundsechzigste Nacht.

Geschichte des Cogia Hassan Alhabbal.

Beherrscher der Gläubigen — begann er — um dir besser begreiflich zu machen, auf welchen Wegen ich zu dem großen Glücke gelangt bin, dessen ich gegenwärtig genieße, muß ich dir vor allen Dingen von meinen zwei Busenfreunden erzählen, die ebenfalls Bürger der Stadt Bagdad und noch am Leben sind, so daß sie von der Wahrheit meiner Aussage Zeugniß ablegen können. Nächst Gott, dem ersten Urheber alles Guten und alles Glücks, verdanke ich ihnen am meisten.

Diese beiden Freunde heißen, der eine Saadi, der andere Saad. Saadi, der gewaltig reich ist, hatte von jeher den Grundsatz, alles Glück in der Welt beruhe auf dem Besitz großer Reichthümer, wodurch man in den Stand gesetzt werde, von Jedermann unabhängig zu leben.

Anderer Ansicht ist Saad. Er gibt zwar zu, daß man freilich Reichthümer besitzen müsse, insofern sie zum Leben nothwendig sind, behauptet aber, der Mensch müsse sein

Glück auf die Tugend gründen und dürfe sich um die Güter der Welt nur in sofern bekümmern, als sie ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse dienlich seyen und ihn in den Stand setzen, Wohlthaten an Andere zu spenden. Saad lebt auch diesem Grundsatze getreu und ist sehr glücklich und zufrieden mit seinen Verhältnissen. Obgleich Saadi unendlich reicher ist als er, so ist ihre Freundschaft doch dessenungeachtet sehr aufrichtig, und der Reichere bildete sich nicht ein, er verdiene einen Vorzug vor dem Aermern. Sie haben nie einen Streit unter sich gehabt, außer über diesen einzigen Punkt: in allen übrigen Stücken waren sie von jeher ein Herz und eine Seele.

Eines Tages, als sie sich, wie ich von ihnen selbst erfuhr, über einen ähnlichen Gegenstand besprachen, behauptete Saadi, die Armen seyen bloß deßwegen arm, weil sie in der Armuth geboren worden, oder im entgegengesetzten Falle ihre ererbten Reichthümer entweder durch Ausschweifungen oder durch einen jener unvorhergesehenen unglücklichen Zufälle, die nicht so gar selten sind, verloren haben. „Meine Meinung," fuhr er fort, „geht dahin, daß diese Armen nur deßwegen arm sind, weil sie nie eine Geldsumme zusammenbringen können, die groß genug wäre, bei verständiger Anlegung in einem Geschäfte sie aus ihrem Elend zu ziehen; auch glaube ich, wenn sie es je so weit brächten und einen angemessenen Gebrauch von dieser Summe machten, so könnten sie mit der Zeit nicht nur wohlhabend, sondern sogar sehr reich werden."

Saad war mit diesem Satze Saadi's nicht einverstanden. „Das Mittel, das du vorschlägst," sagte er, „einen Armen reich zu machen, scheint mir durchaus nicht so zuverlässig, wie du glaubst. Im Gegentheil ist es höchst zweifelhaft und ich könnte meine Ansicht gegenüber von der deinen mit mehreren guten Gründen unterstützen, die uns aber zu weit führen würden. Jedenfalls ist es eben so wahrscheinlich, daß ein Armer durch jedes andere Mittel reich werden kann, als gerade durch eine Summe Geldes. Man macht oft durch Zufall ein weit größeres und überraschenderes Glück, als mit einer solchen Geldsumme, die du zur Bedingung machst, wenn man auch noch so sparsam und haushälterisch damit umgeht, um sie in einem gut geführten Geschäft zu vervielfältigen."

„Saad," antwortete Saadi, „ich sehe wohl, daß ich nichts ausrichte, wenn ich auch noch so beharrlich meine Meinung gegen die deinige vertheidige. Um dich aber zu überführen, will ich selbst einen Versuch machen und zum Beispiel eine Summe, die ich für hinlänglich halte, einem jener Handwerker schenken, die, von Haus aus arm, von ihrem täglichen Verdienste leben und in derselben Dürftigkeit sterben, wie sie geboren wurden. Wenn es mir damit nicht gelingt, so wollen wir sehen, ob vielleicht du mit deiner Art glücklicher bist."

Einige Tage nach diesem Wortwechsel traf es sich, daß die beiden Freunde auf einem Spaziergange in das Stadtviertel kamen, wo ich auf meinem Handwerk als Seiler arbeitete, das ich von meinem Vater erlernt hatte, und dieser wiederum von dem seinigen und so weiter hinauf. Meine Kleidung und mein ganzer Aufzug ließ sie leicht schließen, daß ich sehr arm seyn mußte.

Saad, der sich an Saadi's Versprechen erinnerte, sagte zu ihm: „Wenn du nicht etwa vergessen hast, wozu du dich gegen mich anheischig machtest, so hast du hier einen Mann, den ich schon lange Zeit sein Seilerhandwerk treiben sehe, und immer in derselben Dürftigkeit. Er ist ein würdiger Gegenstand deiner Freigebigkeit und zu einem Versuche der Art, wie du neulich sagtest, vollkommen geeignet."

„Ich habe es so wenig vergessen," antwortete Saadi, „daß ich seitdem immer so viel Geld bei mir trage, als zu einem solchen Versuche nöthig ist; ich wartete nur auf Gelegenheit, wo du zugegen wärest und Augenzeuge seyn könntest. Wir wollen ihn anreden und zu erfahren suchen, ob er wirklich bedürftig ist."

Die beiden Freunde kamen auf mich zu, und da ich sah, daß sie mit mir sprechen wollten, so hielt ich mit meiner Arbeit inne. Sie begrüßten mich beide mit dem gewöhnlichen Gruße: „Friede sey mit dir!" und Saadi ergriff hierauf das Wort, um mich zu fragen, wie ich heiße.

Ich erwiderte ihren Gruß und antwortete auf Saadi's Frage: „Herr, mein Name ist Hassan, und wegen meines Handwerks bin ich allgemein unter dem Namen Hassan Alhabbal bekannt."

„Hassan," sagte hierauf Saadi, „da es kein Handwerk gibt, das seinen Mann nicht ernährte, so zweifle ich nicht, daß dir das deinige so viel einträgt, um bequem davon leben zu können; ja ich muß mich wundern, daß du es schon so lange treibst, ohne etwas erspart und einen bedeutenden Vorrath von Hanf aufgekauft zu haben; du könntest dann noch weit mehr Arbeit fertigen, sowohl durch eigenen Fleiß, als auch durch angenommene Gesellen, und dir so nach und nach dein Leben etwas bequemer machen."

„Herr," antwortete ich ihm, „du würdest dich nicht mehr wundern, daß ich nichts erspart und den von dir bezeichneten Weg nicht eingeschlagen habe, um reich zu werden, wenn du wüßtest, daß ich mit all meiner Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend kaum so viel verdienen kann, um für mich und meine Familie Brod und einiges Gemüse zu kaufen. Ich habe eine Frau und fünf Kinder, von denen noch keins alt genug ist, um mir unter die Arme greifen zu können. Ich muß sie nähren und kleiden, und wenn eine Haushaltung auch noch so klein ist, so gibt es doch immer tausenderlei Bedürfnisse, die man nicht wohl entbehren kann. Der Hanf ist zwar nicht theuer, aber man muß Geld haben, um einzukaufen, und das ist immer das Erste, was ich von dem Erlös meiner Arbeit bei Seite lege; sonst wäre es mir nicht möglich, die Kosten meiner Haushaltung zu bestreiten.

„Du kannst nun leicht urtheilen, Herr," fuhr ich fort, „daß es mir unmöglich wäre, etwas zu ersparen, um mich und meine Familie auf einen größern und bequemern Fuß einzurichten. Es ist für uns genug, daß wir mit dem Wenigen, was Gott uns gibt, zufrieden sind, und das Andere, was uns fehlt, weder kennen noch begehren. Ja, wir finden nicht einmal, daß uns etwas fehlt, wenn wir nur unser tägliches Auskommen haben und Niemand darum ansprechen müssen."

Als ich auf diese Art Saadi meine Verhältnisse aus einander gesetzt hatte, sprach er zu mir: „Hassan, ich wundere mich jetzt nicht mehr und begreife recht wohl, warum du dich mit deiner gegenwärtigen Lage begnügen mußt. Wenn ich dir aber einen Beutel mit zweihundert Goldstücken schenkte, würdest du nicht einen guten Gebrauch davon machen, und glaubst du nicht, daß du mit dieser Summe bald wenigstens eben so reich werden könntest, als die angesehensten Männer deines Handwerks?"

„Herr," antwortete ich, „du scheinst mir ein so rechtschaffener Mann zu seyn, daß ich überzeugt bin, du willst keinen Scherz mit mir treiben und bietest mir dies Geschenk

in allem Ernst an. Ich wage daher, ohne daß ich mir zu viel einbilde, zu behaupten, daß schon eine weit kleinere Summe hinreichen würde, um mich nicht nur eben so reich zu machen, wie die Vornehmsten meiner Handwerksgenossen, sondern ich wollte sogar in kurzer Zeit für mich allein reicher werden, als alle mit einander, die in dieser großen und wohlbevölkerten Stadt Bagdad wohnen."

Der großmüthige Saadi bewies mir sogleich, daß er in vollem Ernst gesprochen hatte. Er zog den Beutel aus seiner Tasche und überreichte ihn mir mit den Worten: „Da nimm diesen Beutel, du wirst zweihundert Goldstücke darin finden. Ich bitte zu Gott, daß er seinen Segen dazu geben und dir die Gnade verleihen möge, sie so gut anzuwenden, wie ich es wünsche. Auch darfst du überzeugt seyn, daß mein Freund Saad hier und ich uns sehr freuen werden, wenn wir einmal hören, daß sie dazu beigetragen haben, dich glücklicher zu machen als du jetzt bist."

Als ich nun, o Beherrscher der Gläubigen, den Beutel empfangen und in meinen Busen gesteckt hatte, so war ich so entzückt und von Dank durchdrungen, daß die Sprache mir versagte und ich meine Erkenntlichkeit gegen meinen Wohlthäter durch kein anderes Zeichen ausdrücken konnte, als daß ich die Hand nach dem Saume seines Kleides ausstreckte, um es zu küssen. Allein er entfernte sich schnell und ging mit seinem Freunde weiter.

Als ich mich nun wieder zu meiner Arbeit zurückbegab, war mein erster Gedanke der, wo ich wohl den Beutel mit Sicherheit aufbewahren könne. Ich hatte in meinem armseligen kleinen Häuschen weder einen Kasten noch einen Schrank, der verschlossen werden konnte, auch wußte ich sonst keinen Ort, wo ich sicher war, daß mein Schatz nicht entdeckt würde, wenn ich ihn dahin versteckte.

In dieser Verlegenheit wollte ich es machen wie die andern armen Leute meines Standes, die das bischen Geld, das sie haben, in die Falten ihres Turbans stecken, verließ daher meine Arbeit und ging nach Hause unter dem Vorwand, etwas an meinem Turban zurecht zu machen. Ich traf meine Maßregeln so gut, daß ich, ohne daß meine Frau und Kinder es merkten, zehn Goldstücke aus dem Beutel zog, die ich für die dringendsten Ausgaben bei Seite legte; das übrige aber hüllte ich in die Falten der Leinwand, womit ich meine Kopfbedeckung umwickelte.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherfad folgendermaßen fortgesetzt wurde:

Fünfhundert und achtundſechzigſte Nacht.

Die erſte Ausgabe, die ich noch denſelben Tag machte, war für einen bedeutenden Vorrath Hanf; dann aber ging ich, da ſchon ſeit langer Zeit kein Fleiſch mehr auf meinem Tiſche geſehen worden war, zu einem Fleiſcher und kaufte mir einiges zum Abendeſſen.

Als ich ſo mit dem Fleiſche in der Hand nach Hauſe gehen wollte, ſchoß auf einmal ein ausgehungerter Hühnergeier, ohne daß ich mich ſeiner erwehren konnte, auf mich herab und hätte es mir ſicher aus der Hand geriſſen, wenn ich es nicht ſehr feſt gehalten hätte. Aber, ach! es wäre beſſer geweſen, ich hätte es ihn nehmen laſſen, ſo hätte ich doch meinen Geldbeutel nicht eingebüßt. Jemehr er nämlich Widerſtand fand, um ſo hartnäckiger bemühte er ſich, mir das Fleiſch zu entreißen. Er zog mich herüber und hinüber, während er ſelbſt in der Luft ſchwebte, ohne ſeine Beute fahren zu laſſen. Unglücklicherweiſe aber fiel mir während der Anſtrengungen des Kampfes mein Turban zu Boden.

Sogleich ließ der Hühnergeier ſeine Beute fahren, ſtürzte auf meinen Turban los und flog mit ihm davon, noch ehe ich Zeit hatte, ihn von der Erde aufzuraffen. Ich ſtieß ein ſo gellendes Geſchrei aus, daß die ganze Nachbarſchaft darüber erſchrack, und Männer, Weiber und Kinder herbeikamen und ebenfalls ſchrien, um den Hühnergeier dadurch zu bewegen, ſeinen Raub fallen zu laſſen.

Es gelingt bisweilen durch ein recht lärmendes Geſchrei, dieſer Art von Raubvögeln ihre Beute wieder abzujagen. Mein Hühnergeier aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern flog mit meinem Turban ſo weit davon, daß wir ihn aus dem Geſicht verloren, ehe er ihn fallen ließ. Es wäre auch ganz vergeblich geweſen, wenn ich mir die Mühe hätte nehmen wollen, ihm nachzulaufen.

So kehrte ich denn ſehr betrübt über den Verluſt meines Turbans und meines Geldes nach Hauſe zurück. Ich mußte mir nun einen andern kaufen, wodurch die Summe von zehn Goldſtücken, die ich aus dem Beutel genommen, abermals geſchmälert wurde. Den Einkauf des Hauſes hatte ich bereits davon beſtritten, und was mir noch übrig blieb, reichte nicht hin, um die ſchönen Hoffnungen, die ich gefaßt, zu verwirklichen.

Was mich am meiſten peinigte, war der Gedanke, mein Wohlthäter werde vielleicht, wenn er mein Unglück erfahre, es ganz unglaublich finden und für eine leere Entſchuldigung anſehen, und dann werde er ſich darüber ärgern, daß ſein Geſchenk in ſo ſchlechte Hände gerathen ſey.

So lange die wenigen Goldſtücke, die mir übrig geblieben, noch nicht ganz ausgegeben waren, ließ ich es mir mit meiner kleinen Familie davon wohl ſeyn. Bald aber gerieth ich wieder in dieſelbe Lage, und es war mir eben ſo unmöglich, mich aus meinem Elend hervorzuarbeiten, wie vorher; gleichwohl murrte ich nicht darüber. „Gott,“ ſprach ich bei mir ſelbſt, „hat mich prüfen wollen, indem er mir zu einer Zeit, wo ich es am wenigſten erwartete, Geld zufließen ließ; er hat es mir eben ſo ſchnell wieder entzogen, weil es ihm ſo gefallen hat und er ſchalten kann wie er will; ſein Name ſey geprieſen, wie ich ihn ſtets für alles Gute geprieſen habe, das er mir in ſeiner Gnade verliehen hat. Ich unterwerfe mich ſeinem göttlichen Willen.“

Dies war meine Stimmung; meine Frau dagegen, der ich nicht umhin gekonnt hatte, meinen Verluſt und die Veranlaſſung deſſelben zu erzählen, war ganz untröſtlich darüber. In meiner Beſtürzung war mir auch gegen meine Nachbarn die Aeußerung entſchlüpft, daß ich mit meinem Turban zugleich einen Beutel mit hundert und neunzig Goldſtücken verloren habe. Da ihnen indeß meine Armuth bekannt war und ſie nicht begreifen konnten, wie ich mir durch meine Arbeit eine ſo große

Summe Geldes hätte verdienen können, ſo lachten ſie bloß darüber und die Kinder ſpotteten meiner.

Es waren etwa ſechs Monate ſeit meinem Unglück mit dem Hühnergeier vergangen, als die beiden Freunde nicht weit von dem Stadtviertel, wo ich wohnte, vorübergingen. Die Nähe machte, daß Saad ſich meiner erinnerte. Er ſagte zu Saadi: „Wir ſind hier nicht weit von der Straße, wo Haſſan Alhabbal wohnt; laß uns einmal hingehen und ſehen, ob die zweihundert Goldſtücke, die du ihm geſchenkt, ihm vielleicht den Weg zu einer beſſern Lage gebahnt haben, als die war, in der er ſich damals befand.“ — „Recht gern,“ antwortete Saadi; „ich habe ſchon vor einigen Tagen an ihn gedacht, und freute mich zum voraus über das Vergnügen, das ich haben würde, wenn ich dich zum Zeugen des Erfolgs meines Verſuchs und der Wahrheit meines Satzes machen könnte. Du wirſt ſehen, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen iſt; ja ich glaube, wir werden ihn kaum wieder erkennen.“ Während Saadi ſo ſprach, hatten die beiden Freunde bereits in meine Straße eingelenkt. Saad, der mich ſchon von fern und zuerſt bemerkte, ſagte zu ſeinem Freunde: „Es ſcheint mir, du haſt etwas zu voreilig triumphirt. Ich ſehe Haſſan Alhabbal, kann aber an ſeiner Perſon nicht die mindeſte Veränderung entdecken: er iſt noch ſo ſchlecht gekleidet wie damals, als wir mit ihm ſprachen, und der ganze Unterſchied beſteht darin, daß ſein Turban etwas ſauberer ausſieht. Ueberzeuge dich ſelbſt, ob es wahr iſt oder nicht.“

Saadi, der mich ebenfalls bemerkt hatte, ſah, als er näher kam, recht gut, daß Saad Recht hatte, und wußte nicht, was er von der geringen Veränderung denken ſollte, die er an mir wahrnahm. Er war darüber ſo erſtaunt, daß er kein Wort zu mir ſprach; Saad aber begrüßte mich mit dem gewöhnlichen Gruße und ſagte dann: „Nun, Haſſan, wir dürfen wohl nicht erſt fragen, wie es ſeit unſerm letzten Zuſammentreffen mit deinen Angelegenheiten ſteht; ohne Zweifel haben ſie einen beſſern Gang genommen und die zweihundert Goldſtücke haben dir auf die Beine geholfen?“

„Edle Herren,“ antwortete ich, „ich muß euch zu meinem großen Leidweſen geſtehen, daß eure Wünſche und Hoffnungen, wie auch die meinigen, nicht den Erfolg hatten, den ihr davon erwarten durftet, und den ich ſelbſt mir verſprach. Ihr werdet das ſeltſame Abenteuer, das mir zugeſtoßen iſt, kaum glauben wollen; gleichwohl verſichere ich euch, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, daß ich euch die blanke Wahrheit berichten will.“

Ich erzählte ihnen nun mein Abenteuer mit all den Umſtänden, die ich ſo eben meinem Herrn und König mitzutheilen die Ehre hatte.

Saadi verwarf meine Erzählung ganz und gar. „Haſſan,“ ſagte er, „du willſt dich über mich luſtig machen und mich zum Beſten haben; was du da ſagſt, iſt ja ganz unglaublich: die Hühnergeier machen nicht auf Turbane Jagd, ſie begehren nur das, was ihren Heißhunger befriedigen kann. Du haſt indeſſen gethan wie alle Leute deines Gelichters zu thun pflegen. Sobald ſie einen außerordentlichen Gewinn machen, oder ihnen ein unerwartetes Glück zu Theil wird, ſo hängen ſie ihr Geſchäft an den Nagel, gehen den ganzen Tag ihren Vergnügungen nach, ſchmauſen und leben herrlich und in Freuden, ſo lange das Geld währt, und wenn dann Alles verzehrt iſt, ſo befinden ſie ſich wieder in derſelben Noth und Dürftigkeit wie zuvor. Du bleibſt darum in deinem Elende ſtecken, weil du es verdienſt, und dich der Wohlthat, die man dir erweiſt, unwürdig machſt.“

„Herr,“ antwortete ich, „ich muß mir dieſe und noch viel bitterere Vorwürfe von dir gefallen laſſen; ich ertrage ſie mit um ſo größerer Geduld, als ich überzeugt bin, daß ich ſie nicht verdient habe. Die Sache iſt übrigens in dem ganzen Stadtviertel ſo ruchbar, daß Jedermann ſie dir bezeugen wird. Erkundige dich ſelbſt, ſo wirſt du finden, daß ich dich nicht belüge. Ich muß geſtehen, auch ich habe noch nie ſagen gehört, daß Hühnergeier Turbane entführen, allein mir iſt es begegnet, und ſo geſchehen tagtäglich tauſend Sachen, die früher nie vorgekommen ſind.“

Saad ergriff meine Partie und erzählte ſeinem Freunde Saadi ſo viel andere gleich merkwürdige Geſchichten von Hühnergeiern, daß dieſer zuletzt ſeinen Beutel aus dem Buſen zog und mir zweihundert neue Goldſtücke in die Hand zählte, die ich in Ermanglung eines Beutels ebenfalls in meinen Buſen ſteckte.

Als Saadi mir dieſe Summe hingezählt hatte, ſagte er: „Haſſan, ich will dir noch dieſe zweihundert Goldſtücke ſchenken, aber verwahre ſie ja an einem ſichern Orte, damit du nicht wieder ſo unglücklich biſt, ſie zu verlieren, und denke darauf, dir durch ſie diejenigen Vortheile zu verſchaffen, die du eigentlich ſchon aus den erſten hätteſt ziehen ſollen.“ Ich verſicherte ihm, daß ich ihm für dieſe zweite Gnade um ſo innigern Dank wiſſen werde, als ich ſie nach dem oben gedachten Vorfall nicht verdiene, und daß ich Alles aufbieten werde, um ſeinen guten Rath mir zu Nutzen zu machen. Ich wollte noch mehr ſprechen, allein er ließ mir keine Zeit dazu, ſondern ging ſchnell mit ſeinem Freunde weiter.

Als ſie weg waren, ließ ich meine Arbeit liegen und kehrte nach Hauſe zurück, wo ich aber weder Frau noch Kinder antraf. Ich legte nur zehn Goldſtücke von den zweihundert bei Seite und hüllte die übrigen in ein Stück Leinwand, das ich zuknüpfte.

Die Hauptſache war jetzt, daſſelbe an einem ſichern Orte zu verbergen. Nach reiflicher Ueberlegung fiel mir endlich ein, es in ein irdenes mit Kleien angefülltes Gefäß, das in einem Winkel ſtand, zu legen, da ich nicht glauben konnte, daß meine Frau oder Kinder es

hier ſuchen würden. Meine Frau kam bald darauf nach Hauſe, und da ich nur noch ſehr wenig Hanf mehr vorräthig hatte, ſo ſagte ich zu ihr, ich wolle ausgehen und welchen kaufen, erwähnte aber der beiden Freunde mit keinem Worte.

Ich ging alſo fort; aber während ich dieſen Einkauf machte, kam ein Mann, welcher Waſchthon, wie ihn die Frauen beim Baden brauchen, zu verkaufen hatte, durch die Straße gegangen und rief ſeine Waare aus.

Meine Frau, die von dieſem Thone nichts mehr hatte, rief dem Mann, und da ſie nicht bei Gelde war, fragte ſie ihn, ob er ihr wohl etwas von ſeinem Thon gegen Kleie ablaſſen wolle. Der Verkäufer verlangte die Kleie zu ſehen; meine Frau zeigte ihm das Gefäß und ſie wurden Handels einig. Sie empfing den Waſchthon, und der Mann ging mit dem Kleiengefäß fort.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Fünfhundert

und

neunundſechzigſte Nacht.

Bald darauf kam ich mit ſo viel Hanf, als ich nur tragen konnte, zurück, und mit mir fünf Laſtträger, ebenfalls mit dieſer Waare beladen, womit ich nun meinen hölzernen Verſchlag anfüllte, den ich in meinem Hauſe angebracht hatte. Ich bezahlte die Laſtträger für ihre Mühe, und als ſie fort waren, wollte ich mir einige Augenblicke Ruhe gönnen, um mich von meiner Müdigkeit zu erholen. Sodann warf ich meine Blicke nach der Stelle hin, wo ich das Kleiengefäß gelaſſen hatte, und ſah es jetzt nicht mehr.

Beherrſcher der Gläubigen, ich kann dir den Schrecken nicht ſchildern, der ſich in dieſem Augenblicke meiner Sinne bemächtigte. Haſtig fragte ich meine Frau, wo es denn hingekommen ſey? und ſie erzählte mir den Handel, den ſie gemacht, und wobei ſie viel gewonnen zu haben glaubte.

„Unglückliche!“ rief ich, „ach du weißt nicht, in welches Unglück du mich, dich ſelbſt und deine Kinder durch dieſen Handel geſtürzt haſt, der uns rettungslos zu Grunde richtet. Du glaubteſt bloß Kleie zu verkaufen, und haſt mit dieſer Kleie deinen Waſchthonhändler um hundert und neunzig Goldſtücke reicher gemacht, womit Saadi, der heute in Begleitung ſeines Freundes wieder zu mir kam, mich zum zweiten Male beſchenkt hatte.“

Es fehlte wenig, ſo wäre meine Frau in Verzweiflung gerathen, als ſie erfuhr, welch großen Fehler ſie in der Unwiſſenheit begangen hatte. Sie brach in laute Wehklagen aus, zerſchlug ſich die Bruſt, zerraufte ſich die Haare, zerriß ihr Kleid und rief: „Ach, wie unglücklich bin ich! verdiene ich nach dieſem ſchrecklichen Mißgriff noch zu leben! Wo ſoll ich dieſen Waſchthonhändler aufſuchen? Ich kenne ihn ja nicht, er iſt bloß dies einzige Mal durch unſere Straße gekommen und vielleicht werde ich ihn nie wieder ſehen. Ach lieber Mann," fuhr ſie fort, „du haſt ſehr unrecht gehandelt; warum mußteſt du auch bei einer Sache von ſolcher Wichtigkeit ſo zurückhaltend gegen mich ſeyn! Dies Alles wäre nicht geſchehen, wenn du mir dein Geheimniß mitgetheilt hätteſt." — Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich dir Alles wieder ſagen wollte, was der Schmerz ihr damals in den Mund legte; du weißt ja ſelbſt, wie redſelig die Frauen in ihren Trübſalen ſind.

„Liebe Frau," ſagte ich zu ihr, „mäßige dich; bedenkſt du denn nicht, daß du durch dein Weinen und Schreien die ganze Nachbarſchaft herbeilocken wirſt, und dieſe brauchen nicht um unſer Mißgeſchick zu wiſſen. Statt Antheil daran zu nehmen oder uns zu tröſten, würden ſie ſich nur über unſere Einfalt luſtig machen.

„Das Beſte alſo iſt, wir ſagen keinem Menſchen von dieſem Verluſt und ſchicken uns geduldig drein, ſo daß Niemand etwas davon merkt; denn wir müſſen uns dem Willen Gottes unterwerfen. Ja, laß uns ihn preiſen, daß er von den zweihundert Goldſtücken,

die er uns gegeben, nur hundertundneunzig zurückgenommen und uns in ſeiner Güte noch zehn gelaſſen hat, die uns immerhin einige Unterſtützung gewähren werden."

So triftig auch meine Gründe waren, ſo ward es mir doch ſehr ſchwer, ihnen bei meiner Frau Eingang zu verſchaffen. Doch die Zeit, welche die größten und ſcheinbar unerträglichſten Leiden mildert, tröſtete endlich auch ſie.

„Wir leben freilich arm," ſagte ich zu ihr, „jedoch was haben denn die Reichen, das wir nicht auch hätten? Athmen wir nicht dieſelbe Luft? Genießen wir nicht deſſelben Sonnenlichts und derſelben Sonnenwärme? Einige Bequemlichkeiten, die ſie vor uns voraus haben, könnten uns ihr Glück beneidenswerth erſcheinen laſſen, allein ſie müſſen ja auch ſterben wie wir. Genau genommen iſt der Vorzug, den ſie vor uns haben, ſo unbedeutend, daß wir ihn gar nicht in Betracht ziehen ſollten, wenn wir nur immer die Furcht Gottes vor Augen und im Herzen haben."

Ich will dich nicht länger mit den Betrachtungen langweilen, womit ich meiner Frau und mir ſelbſt Troſt einzuſprechen ſuchte. Endlich wurden wir wieder ruhig, und ich ging wieder ſo munter an mein Geſchäft, daß Niemand ſich hätte einfallen laſſen, welch bedeutendes Unglück ich in ſo kurzer Zeit zweimal hinter einander gehabt habe.

Das Einzige, was ich nicht verſchmerzen konnte, und was mich oft und viel beſchäftigte, war, wenn ich mich fragte, wie ich wohl vor Saadi beſtehen würde, wenn er käme, um über ſeine zweihundert Goldſtücke und die Verbeſſerung meiner Lage in Folge ſeiner Freigebigkeit Rechenſchaft zu fordern, und ich dann vor Beſchämung zu Boden ſinken müßte, obgleich ich das zweite Mal mein Unglück ſo wenig verſchuldet hatte, als das erſte.

Es dauerte diesmal länger, bis die beiden Freunde wieder kamen, um ſich über meine Lage zu erkundigen. Saad hatte oft mit Saadi darüber geſprochen, aber dieſer hatte es immer hinausgezogen. „Je länger wir warten," ſagte er, „um ſo reicher werden wir Haſſan treffen und um ſo größer wird mein Vergnügen ſeyn."

Saad hatte nicht dieſelbe Anſicht von der Wirkung, die das Geſchenk ſeines Freundes gemacht haben würde. „Glaubſt du denn wirklich," ſagte er, „Haſſan werde dein Geſchenk beſſer angewendet haben, als das erſte Mal? Ich rathe dir, ſchmeichle dir nicht mit ſolchen Hoffnungen, denn dein Verdruß müßte dann nur noch um ſo empfindlicher ſeyn, wenn du das Gegentheil findeſt." — „Doch," erwiderte Saadi, „es kommt ja nicht alle Tage vor, daß ein Hühnergeier einen Turban mit in die Luft nimmt. Haſſan iſt von dieſem Unglück plötzlich überfallen worden, er wird ſich jetzt wohl vorgeſehen haben, daß es nicht wieder ſo ergangen iſt."

„Ich zweifle nicht daran," entgegnete Saad, „allein eben ſo gut kann jeder andere Zufall eingetreten ſeyn, an welchen wir Beide nicht denken konnten. Ich wiederhole es dir, mäßige deine Freude und mache dich eben ſo gut auf Haſſans Unglück gefaßt, als auf ſein Glück. Um dir aufrichtig meine Meinung zu ſagen, die ich von jeher gehabt habe, die dir aber nie gefallen will, eine Ahnung ſagt mir, daß es dir nicht gelungen iſt, und daß ich glücklicher ſeyn werde mit meinem Beweiſe, daß ein Armer auf jedem andern Wege eher reich werden kann, als durch Geld."

Als Saad eines Tages wiederum bei Saadi war und ſie ſich lange mit einander geſtritten hatten, ſagte Letzterer: „Genug, ich will mir heute noch Aufſchluß darüber verſchaffen, wie es mit der Sache ſteht. Es iſt jetzt gerade Zeit zum Spazierengehen; laß uns ſie nicht verſäumen, ſondern uns erkundigen, wer von Beiden die Wette gewonnen hat."

Die Freunde gingen aus und ich ſah ſie ſchon von Weitem kommen. Ich war ſo beſtürzt darüber, daß ich in Verſuchung gerieth, meine Arbeit liegen zu laſſen und mich vor ihnen zu verbergen. Indeß blieb ich dennoch bei meinem Geſchäft und ſtellte mich, als ob ich ſie nicht ſähe; ich ſchlug meine Augen nicht eher zu ihnen auf, als bis ſie mir ſo nahe waren, daß ſie mich grüßten, und ich anſtändigerweiſe den Gruß nicht unerwidert laſſen konnte. Dann aber ſchlug ich meine Augen ſogleich wieder nieder, und indem ich ihnen meinen letzten Unfall ausführlich erzählte, machte ich ihnen begreiflich, warum ſie mich immer noch in derſelben Armuth finden, wie das erſte Mal, da ſie mich geſehen haben.

Als ich mit meiner Erzählung zu Ende war, fügte ich hinzu: „Ihr werdet mir vielleicht einwenden, ich hätte die hundertundneunzig Goldſtücke anderswo verwahren ſollen, als in einem Kleiengefäß, das noch an demſelben Tage aus meinem Hauſe geſchafft wurde. Allein dieſes Gefäß war ſchon ſeit einer Reihe von Jahren immer auf derſelben Stelle geſtanden, es hatte ſeinen beſtimmten Zweck, und ſo oft auch meine Frau, wenn es voll war, die Kleie verkauft hatte, ſo war doch das Gefäß immer ſtehen geblieben. Wie hätte ich mir einfallen laſſen können, daß gerade an dieſem Tage während meiner Abweſenheit ein Waſchthonhändler am Hauſe vorbeigehen, meine Frau ohne Geld ſeyn und dieſen Tauſchhandel mit ihm abſchließen mußte? Ihr könntet mir vielleicht entgegnen, ich hätte meiner Frau etwas davon ſagen ſollen; doch glaube ich nicht, daß ſo verſtändige Männer, wofür ich euch halte, mir dieſen Rath gegeben hätten. Was aber den Punkt betrifft, daß ich ſie nicht anderswo verſteckt habe, ſo bürgt mir Niemand dafür, daß ſie dann ſicherer geweſen wären."

„Herr,“ fuhr ich dann gegen Saadi allein fort, „es hat Gott nicht gefallen, daß ich durch deine Freigebigkeit reich werden ſollte; es iſt dies eines ſeiner undurchdringlichen Geheimniſſe, die wir nicht erforſchen können. Er will mich nun einmal arm und nicht reich. Deßhalb werde ich aber doch nie aufhören, dieſelbe Dankbarkeit gegen dich zu empfinden, wie wenn deine Freigebigkeit den gewünſchten Zweck vollkommen erreicht hätte.“

Ich ſchwieg, und Saadi nahm hierauf das Wort und ſprach: „Haſſan, wenn ich auch glauben wollte, daß Alles das, was du da ſagſt, ſo wahr iſt, als du uns gern überreden möchteſt, und daß du es nicht bloß als Deckmantel brauchſt, um deine Liederlichkeit oder ſchlechte Wirthſchaft zu beſchönigen, was auch wohl ſeyn könnte, ſo würde ich mich dennoch hüten, irgend einen Schritt weiter zu thun und hartnäckig in Verſuchen fortzufahren, die mich am Ende zu Grunde richten müßten. Es iſt mir nicht leid um die vierhundert Goldſtücke, deren ich mich beraubt habe, weil ich einen Verſuch machen wollte, dich aus deiner Armuth zu ziehen. Ich habe dies Gott zu Liebe gethan, ohne von dir einen andern Dank zu erwarten, als bloß das Vergnügen, dir etwas Gutes erwieſen zu haben.“ Hierauf wandte er ſich an ſeinen Freund und fuhr fort: „Saad, du kannſt aus dem, was ich ſo eben geſprochen habe, abnehmen, daß ich das Spiel noch nicht ganz verloren gebe. Gleichwohl ſteht es dir frei, mit deiner Behauptung, die du ſchon ſo oft gegen mich ausgeſprochen haſt, auch einen Verſuch zu machen. Zeige mir, daß es außer dem Gelde noch andere Mittel und Wege gibt, um das Glück eines armen Mannes zu machen in dem Sinne, wie wir Beide es meinen, und ſuche dir keinen Andern dazu aus, als Haſſan. Was du ihm auch immer geben magſt, ich kann mich nicht überzeugen, daß er dadurch reicher werden könnte, als er durch die vierhundert Goldſtücke hätte werden können.“

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Fünfhundert und ſiebenzigſte Nacht.

Saad hielt ein Stück Blei in der Hand und zeigte es Saadi. „Du haſt geſehen,“ ſagte er jetzt zu dieſem, „wie ich dies Stück Blei zu meinen Füßen aufraffte; ich will es Haſſan ſchenken, und du wirſt ſehen, was es ihm mitbringen wird.“

Saadi lachte laut auf und verſpottete Saad. „Ein Stück Blei!“ rief er aus, „nun, was kann dies Haſſan mehr eintragen, als einen Heller, und was für Sprünge kann er mit einem Heller machen?“ Saad überreichte mir indeß das Stück Blei und ſagte: „Nimm es immerhin und laß Saadi lachen; du wirſt uns dereinſt von dem Glück, das es dir in's Haus gebracht, viel zu erzählen haben.“

Ich glaubte, Saad könne dies nicht im Ernſte meinen und wolle nur ſeinen Scherz mit mir treiben. Gleichwohl nahm ich das Stück Blei mit Dank an, und um ihm ſeinen Willen zu thun, ſteckte ich es ziemlich nachläſſig in meine Weſte. Darauf verließen mich die beiden Freunde, um ihren Spaziergang fortzuſetzen, und ich ging wieder an meine Arbeit.

Abends, als ich mich auskleidete, um ſchlafen zu gehen, und eben meinen Gürtel ablegte, fiel das Stück Blei, das Saad mir gegeben, und an das ich ſeither nicht mehr gedacht hatte, auf den Boden; ich hob es auf und legte es an den nächſten beſten Ort.

In derſelben Nacht geſchah es, daß einer meiner Nachbarn, ein Fiſcher, bei Zurechtmachung ſeiner Netze bemerkte, daß es ihm an einem Stück Blei fehle. Er hatte keins mehr im Hauſe, auch waren die Läden alle verſchloſſen und er konnte es alſo nicht kaufen. Gleichwohl mußte er, wenn er und die Seinigen am folgenden Tag etwas eſſen wollten, zwei Stunden vor Tagesanbruch auf den Fiſchfang ausgehen. Er klagte ſeiner Frau dieſe Noth und ſchickte ſie aus, um in der Nachbarſchaft etwas Blei aufzutreiben.

Die Frau gehorchte ihrem Manne, ging von Thür zu Thüre auf beiden Seiten der Straße, fand aber nirgends was ſie ſuchte. Mit dieſer Antwort kam ſie zu ihrem Manne zurück, der ihr mehrere von den Nachbarn mit Namen aufführte und fragte, ob ſie auch bei dieſen allen angeklopft habe. Sie antwortete: „Ja.“ — „Auch bei Haſſan Alhabbal?“ fragte er weiter; „ich wette, bei dieſem biſt du nicht geweſen.“

„Es iſt wahr,“ erwiderte die Frau, „es war mir zu weit an ſein Haus, und wenn ich mich auch die Mühe nicht hätte verdrießen laſſen, glaubſt du denn, daß ich bei ihm etwas gefunden hätte? Zu ihm muß man nur gehen, wenn man ſelbſt Alles im Vollauf hat und nichts begehrt: ich weiß das aus Erfahrung.“

„Gleichviel,“ ſagte der Fiſcher, „du biſt bloß zu faul dazu, und ich verlange, daß du jetzt hingehſt. Du biſt ſchon hundertmal bei ihm geweſen, ohne zu finden, was du ſuchteſt; vielleicht findeſt du gerade heute das Blei, deſſen ich bedarf: noch einmal, ich verlange, daß du hingehſt.“

Die Frau des Fiſchers ging murrend und brummend fort und klopfte an meine Thüre. Ich ſchlief bereits, wachte aber ſogleich auf und fragte, was es gebe. „Haſſan Alhabbal,“ ſagte die Frau mit lauter Stimme, „mein Mann ſollte ein Stück Blei haben, um ſeine Netze zurecht zu machen. Wenn du vielleicht welches haſt, ſo läßt er dich darum bitten.“

Das Stück Blei, das Saad mir gegeben hatte, war mir noch ſo friſch im Gedächtniß, zumal da es mir beim Auskleiden auf den Boden gefallen war, daß ich es nicht vergeſſen haben konnte. Ich antwortete alſo meiner Nachbarin, ich habe welches, ſie ſolle nur einen Augenblick warten, meine Frau werde es ihr bringen.

Meine Frau, die bei dem Lärmen ebenfalls aufgewacht war, ſtand auf und tappte im Finſtern an den Ort, den ich ihr bezeichnete; als ſie nun dort das Blei gefunden hatte, öffnete ſie die Thür ein wenig und gab es der Nachbarin hinaus.

Die Frau des Fiſchers war ganz entzückt, daß ſie nicht vergebens hatte kommen müſſen, und ſagte zu meiner Frau: „Liebe Nachbarin, du thuſt meinem Mann und mir einen ſo großen Gefallen, daß ich dir alle Fiſche verſpreche, die mein Mann beim erſten Wurf fängt, und ich bin überzeugt, daß er dies gern thun wird.“

Der Fiſcher war voll Freude, wider ſein Erwarten das nöthige Blei noch gefunden zu haben, und billigte mit Vergnügen das Verſprechen ſeiner Frau. „Ich danke dir,“ ſagte er zu ihr, „daß du hierin meinen Willen ſo gut getroffen haſt.“ Sodann ſetzte er ſeine Netze vollends in Stand und ging wie gewöhnlich zwei Stunden vor Tag auf den Fiſchfang aus. Beim erſten Wurf zog er bloß einen einzigen Fiſch heraus, der aber mehr als eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war. Auch ſeine andern Würfe fielen ſämmtlich glücklich aus, doch kam unter allen Fiſchen, die er fing, kein einziger dem erſten auch nur von ferne gleich.

Als er nun genug gefiſcht hatte und wieder nach Hauſe kam, ſo war ſein Erſtes, daß er an mich dachte, und ich machte große Augen, als ich bei meiner Arbeit ihn mit dem Fiſche vor mich treten ſah. „Nachbar," ſagte er zu mir, „meine Frau hat dir heute Nacht zum Dank für deine Gefälligkeit die Fiſche verſprochen, die ich beim erſten Wurfe fangen würde, und ich habe ihr Verſprechen gut geheißen. Gott hat mir bloß dieſen einzigen für dich beſcheert, und ich bitte dich, ihn freundlich anzunehmen; hätte er mein Netz ganz mit Fiſchen angefüllt, ſo wären ſie ebenfalls alle dein geweſen. Nimm daher mit dieſem hier und meinem guten Willen vorlieb."

„Nachbar," antwortete ich, „das Stück Blei, das ich dir geſchickt habe, iſt ſo wenig werth, daß du durchaus keinen ſo hohen Preis darauf ſetzen ſollteſt. Nachbarsleute müſſen einander in ihren kleinen Bedürfniſſen aushelfen, und ich habe für dich bloß gethan, was ich in einem ähnlichen Falle von dir hätte erwarten können. Ich würde deßwegen dein Geſchenk ausſchlagen, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du mir es von Herzen gern bieteſt, und daß du es für eine Beleidigung hielteſt, wenn ich es nicht annähme. Ich nehme es alſo an, da du es ſo haben willſt, und ſage dir dafür meinen beſten Dank."

Damit hatten unſere gegenſeitigen Höflichkeiten ein Ende, und ich trug den Fiſch zu meiner Frau. „Da haſt du einen Fiſch," ſagte ich zu ihr; „unſer Nachbar, der Fiſcher, hat ihn mir ſo eben gebracht zum Dank für das Stück Blei, um das er uns in der letzten Nacht bitten ließ. Ich denke, dies iſt Alles, was wir von dem Geſchenke hoffen dürfen, welches mir Saad geſtern gemacht hat, und von dem er behauptete, es werde mir Glück bringen." Zugleich erzählte ich ihr, daß die beiden Freunde wieder gekommen ſeyen und was zwiſchen uns vorgefallen war.

Meine Frau war in Verlegenheit, als ſie dieſen großen und dicken Fiſch ſah. „Was ſollen wir damit anfangen?" ſagte ſie; „unſer Bratroſt iſt nur für kleine Fiſche eingerichtet, und wenn wir ihn mit einer kurzen Brühe ſieden wollen, ſo haben wir keinen Topf, der groß genug wäre." — „Das ſind deine Sachen," ſagte ich: „du kannſt ihn ſieden oder braten, ich bin mit Allem zufrieden." Mit dieſen Worten ging ich zu meiner Arbeit zurück.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und einundſiebenzigſte Nacht.

Als meine Frau den Fiſch geſchlachtet hatte, fand ſie in ſeinen Eingeweiden einen großen Diamant, den ſie rein abſpülte und für bloßes Glas hielt. Sie hatte zwar ſchon von Diamanten ſprechen gehört und vielleicht ſchon welche geſehen oder in der Hand gehabt, war aber zu wenig Kennerin, um ſie gehörig unterſcheiden zu können. Sie gab ihn alſo unſerm jüngſten Kind, auf daß es mit ſeinen Schweſterchen und Brüderchen damit ſpielen ſollte, und die Kinder nahmen ihn alle nach einander in die Hand und freuten ſich über ſeine Schönheit, ſeinen Glanz und ſein Gefunkel.

Abends, als die Lampe angezündet war, bemerkten unſere Kinder, die noch immer mit dem Diamant ſpielten und ihn einander in die Hände gaben, daß er einen Schein von ſich gab, wenn meine Frau, die mit Zubereitung des Abendeſſens beſchäftigt

war, zufällig an der Lampe vorbeikam und Schatten machte, und dies bewog denn die Kinder, ihn einander aus den Händen zu reißen, um Verſuche damit zu machen. Dabei weinten die Kleinen, wenn die Größeren ihnen den Stein nicht lange genug laſſen wollten, und dieſe mußten ihn dann zurückgeben, nur um ſie zu beſchwichtigen.

Da Kinder wegen jeder Kleinigkeit luſtig werden oder Streit anfangen, und dies alle Tage vorkommt, ſo fragte weder meine Frau noch ich um die Urſache des Höllenlärms und Geſchreis, das ſie mit einander verführten. Endlich wurden ſie ruhig, als die Größeren ſich an den Tiſch geſetzt hatten, um mit uns zu Nacht zu ſpeiſen, und meine Frau den Kleineren jedem ſeinen Theil gegeben hatte.

Nach dem Abendeſſen ſpielten die Kinder wieder mit einander, und bald war der Lärm noch größer als vorher. Jetzt wollte ich wiſſen, warum ſie mit einander ſtreiten, rief alſo dem Aelteſten und fragte, was der Lärm zu bedeuten habe. „Lieber Vater," antwortete das Kind, „wir haben hier ein Stück Glas, das einen Schein von ſich gibt, wenn wir der Lampe den Rücken kehren und es ſo anſehen." Ich ließ es mir bringen und machte ſelbſt den Verſuch.

Die Sache ſchien mir ſeltſam und ich fragte meine Frau, was denn das für ein Stück Glas ſey? „Ich weiß nicht," ſagte ſie, „ich habe es im Bauch des Fiſches gefunden, als ich ihn zubereitete."

Ich dachte eben ſo wenig daran, daß es etwas Anderes als Glas ſeyn könnte, doch wollte ich noch mehr Verſuche damit machen und ſagte daher zu meiner Frau, ſie ſollte die Lampe einmal in's Kamin ſtellen. Sie that es, und nun ſah ich, daß die vermeintliche Glasſcherbe einen ſo hellen Schein verbreitete, daß wir die Lampe nicht mehr vonnöthen hatten, um zu Bette zu gehen. Ich ließ ſie daher auslöſchen, und legte das Glas auf den Rand des Kamins, damit es uns leuchtete. „Dies iſt," ſagte ich, „ſchon der zweite Vortheil, den wir von dem Stück Blei haben, das Saadi's Freund mir gab; wir brauchen jetzt kein Oel mehr zu kaufen."

Als meine Kinder ſahen, daß ich die Lampe hatte auslöſchen laſſen, und das Glas ihre Stelle vertrat, ſo erhoben ſie aus Freude und Bewunderung ein ſolches Geſchrei, daß man es weit umher in der Nachbarſchaft hörte. Wir Beide, meine Frau und ich, vermehrten den Lärm noch, indem wir ihnen zuſchrien, ſie ſollen ſchweigen; allein wir konnten ihrer nicht Meiſter werden, bis ſie im Bette lagen und einſchliefen, nachdem ſie ſich zuvor noch lange Zeit, nach ihrer Weiſe, über den wunderbaren Schein des Glaſes unterhalten hatten.

Meine Frau und ich gingen nun zu Bett und am andern Morgen in der Frühe begab ich mich wieder, ohne weiter an das Stück Glas zu denken, an meine Arbeit. Niemand wird ſich darüber verwundern, daß dies einem Mann wie mir begegnet iſt, der in ſeinem Leben bloß Glas, aber niemals Diamanten geſehen, oder wenn er je dergleichen ſah, ſich nie um ihren Werth bekümmert hatte.

Hier muß ich dir bemerken, Beherrſcher der Gläubigen, daß zwiſchen meinem Haus und dem meines nächſten Nachbars ſich bloß eine ſehr dünne Bretterwand befand. Dieſes Haus aber gehörte einem ſehr reichen Juden, der ſeines Zeichens ein Juwelier war, und das Zimmer, wo er und ſeine Frau ſchliefen, ſtieß an die Scheidewand. Sie waren ſchon zu Bette geweſen und eingeſchlafen, als meine Kinder ſo abſcheulich zu lärmen anfingen; der Lärm hatte ſie aufgeweckt und ſie hatten lange nicht mehr einſchlafen können.

Am Morgen kam dann die Frau des Juden, um ſich ſowohl in ihrem eigenen als in ihres Mannes Namen bei meiner Frau zu beſchweren, daß ſie in ihrem erſten Schlafe geſtört worden ſeyen. „Meine liebe Rahel," — ſo hieß nämlich die Jüdin — gab meine Frau zur Antwort, „es thut mir ſehr leid, daß dies vorgefallen iſt, und ich bitte dich um Entſchuldigung. Du weißt ſelbſt, wie die Kinder ſind, ſie können über eine Kleinigkeit lachen und weinen. Komm' herein, ſo will ich dir das Ding zeigen, das deine Klage veranlaßt hat."

Die Jüdin trat herein, und meine Frau nahm den Diamanten — denn es war wirklich einer und zwar ein ſehr ausgezeichneter — vom Kamine herab, zeigte ihr denſelben und ſagte: „Da ſieh, dieſes Stück Glas iſt an dem ganzen Lärm ſchuld, den du geſtern Abend gehört haſt." Indeß nun die Jüdin, die ſich auf alle Arten von Edelſteinen wohl verſtand, den Diamant mit Bewunderung beſichtigte, erzählte ihr meine Frau, wie ſie ihn im Bauche des Fiſches gefunden und wie Alles zugegangen ſey.

Als meine Frau ausgeſprochen hatte, gab ihr die Jüdin den Diamant zurück und ſagte zu ihr: „Aiſcha," — ſie wußte nämlich ihren Namen — „ich halte es ebenfalls für Glas; da es aber weit ſchöner iſt als gewöhnliches Glas, und ich ſchon ein ganz ähnliches Stück Glas zu Hauſe habe, womit ich mich bisweilen ſchmücke und wozu es ſchön paſſen würde, ſo möchte ich es dir gern abkaufen."

Als meine Kinder vom Verkauf ihres Spielwerks reden hörten, ſo unterbrachen ſie das Geſpräch mit lautem Geſchrei, und baten ihre Mutter, es ihnen zu laſſen, ſo daß ſie es ihnen verſprechen mußte, nur um ſie wieder zu beruhigen.

Die Jüdin mußte nach Hauſe zurückgehen und bat meine Frau, die ſie bis an die Hausthüre geleitete, beim Abſchiede noch ganz leiſe, wenn ſie das Stück Glas verkaufen wolle, ſo möchte ſie es ja Niemand zeigen, bevor ſie ihr davon Nachricht gegeben hätte.

Der Jude war ſchon in aller Frühe nach dem Juwelierplatz in ſeinen Laden gegangen. Seine Frau eilte ihm nach und meldete ihm die Entdeckung, die ſie gemacht hatte: ſie beſchrieb ausführlich die Größe, das ungefähre Gewicht, die Schönheit und den Glanz des Diamants, beſonders aber ſeine ausgezeichnete Eigenſchaft, bei Nacht zu leuchten, wie ihr meine Frau in ihrer argloſen und treuherzigen Geſchwätzigkeit erzählt hatte.

Der Jude ſchickte ſeine Frau ſogleich zurück mit dem Auftrage, mit der meinigen zu unterhandeln und ihr anfangs wenig zu bieten, aber je nachdem ſie Schwierigkeiten finde, immer höher zu gehen und endlich den Handel um jeden Preis abzuſchließen.

Die Jüdin kam alſo, nahm meine Frau bei Seite, ohne abzuwarten, bis ſie ſich ſelbſt zum Verkauf des Diamants entſchloſſen hätte, und fragte ſie, ob ſie nicht zwanzig Goldſtücke für dieſes Stück Glas nehmen wollte, denn es ſey doch nichts Anderes. Meine Frau fand die Summe bedeutend, wollte aber weder ja noch nein antworten, ſondern ſagte der Jüdin bloß, ſie könne ſich nicht darauf einlaſſen, bevor ſie mit mir geſprochen hätte.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und zweiundſiebenzigſte Nacht.

Mittlerweile wurde es Zeit zum Mittageſſen, und ich wollte eben in meine Wohnung eintreten, als ſie noch an der Thüre mit einander ſprachen. Meine Frau rief mich und fragte, ob ich es erlaube, wenn ſie das im Bauch des Fiſches gefundene Stück Glas für zwanzig Goldſtücke verkaufen wolle, die unſere Nachbarin, die Jüdin, darauf geboten habe.

Ich gab nicht ſogleich eine entſcheidende Antwort, denn ich erinnerte mich jetzt der zuverſichtlichen Art, wie Saad, als er mir das Stück Blei gab, behauptet hatte, es müſſe mein Glück machen. Die Jüdin aber glaubte, ich antworte deßwegen nicht, weil ich ihr Gebot verſchmähe, und ſagte daher ſchnell: „Nachbar, ich gebe dir fünfzig. Biſt du damit zufrieden?"

Als ich ſah, daß die Jüdin ſo geſchwind von zwanzig Goldſtücken auf fünfzig ſtieg, ſo wurde ich immer zäher und ſagte, das ſey noch lange nicht der Preis, zu dem ich es zu verkaufen gedenke. „Nachbar," erwiderte ſie, „ich gebe hundert Goldſtücke; dies iſt gewiß ſehr viel und ich weiß nicht einmal, ob mein Mann es gut heißen wird." Auf dieſe neue Steigerung ſagte ich, ich verlange hunderttauſend Goldſtücke, obwohl ich recht gut wiſſe, daß der Diamant weit mehr werth ſey. Indeß wolle ich mich als

guter Nachbar, ihr und ihrem Manne zu Gefallen, mit dieſer Summe begnügen, weiter herab aber werde ich nicht gehen, und wenn ſie mit dieſem Preis nicht zufrieden ſey, ſo werden andere Juweliere gewiß noch mehr dafür geben.

Die Jüdin bot mir zu wiederholten Malen fünfzigtauſend Goldſtücke, die ich aber nicht annahm, denn die gierige Art, womit ſie den Handel abſchließen wollte, beſtärkte mich in meinem Entſchluß, bei hunderttauſend zu beharren. „Mehr," ſagte ſie, „kann ich ohne Einwilligung meines Mannes nicht bieten; er wird aber auf den Abend nach Hauſe kommen und ich bitte dich nur um die Gefälligkeit, daß du ſo lange Geduld haſt, bis er mit dir ſprechen und den Diamant ſehen kann." Ich verſprach ihr dies.

Als der Jude am Abend nach Hauſe kam, ſagte ihm ſeine Frau, ſie habe weder mit mir noch meiner Frau etwas ausgerichtet, obgleich ſie mir fünfzigtauſend Goldſtücke geboten, und dann habe ſie nur noch um die Gefälligkeit bitten können, auf ihn zu warten.

Der Jude nahm die Zeit wahr, wo ich von meiner Arbeit nach Hauſe zurückkam. „Nachbar Haſſan," rief er mir zu, „ſey doch ſo gut und zeige mir den Diamant, den deine Frau der meinigen gezeigt hat." Ich hieß ihn in's Haus treten und zeigte ihm denſelben.

Da es bereits dunkel war und die Lampe noch nicht brannte, ſo erkannte er ſogleich aus dem Schein, den der Diamant von ſich ſtrahlte, und aus ſeinem herrlichen Glanz auf meiner Hand, die wie im Feuer zu liegen ſchien, daß ſeine Frau ihm einen getreuen Bericht abgeſtattet hatte. Er nahm ihn in die Hand, beſichtigte ihn lange Zeit und konnte keine Worte für ſeine Bewunderung finden. „Lieber Nachbar," ſagte er endlich, „meine Frau hat dir, wie ſie ſagt, fünfzigtauſend Goldſtücke dafür geboten; damit du nun ganz zufrieden biſt, ſo biete ich noch zwanzigtauſend dazu."

„Nachbar," antwortete ich, „deine Frau hätte dir auch ſagen ſollen, daß ich hunderttauſend dafür verlangt habe; entweder gibſt du mir ſoviel oder der Diamant bleibt mein; ich gehe um keinen Heller herab." Er markte noch lange in der Hoffnung, ich würde ihm etwas nachlaſſen, allein es gelang ihm nicht, und aus Furcht, ich möchte den Diamant auch andern Juwelieren zeigen, wie ich jedenfalls gethan hätte, ſchloß er den Handel endlich um den verlangten Preis ab. Er ſagte, er habe zwar die hunderttauſend Goldſtücke nicht baar daliegen, werde mir aber morgen um dieſelbe Stunde und noch früher die ganze Summe übermachen, und damit der Kauf ganz feſt ſtände, brachte er mir am nämlichen Abend zwei Beutel von je tauſend Goldſtücken.

Ich weiß nicht, ob der Jude das Geld von ſeinen Freunden entlehnte, oder mit andern Juwelieren zuſammenſtand, kurz und gut, am andern Tage zählte er mir auf

die beſtimmte Stunde hunderttauſend Goldſtücke blank auf den Tiſch, und ich übergab ihm den Diamant.

Als ich nun durch dieſen Handel über alle Erwartung reich geworden war, dankte ich Gott für ſeine Güte und Milde, und gern hätte ich mich zu Saads Füßen geworfen, um ihm meine Erkenntlichkeit zu beweiſen, wenn ich nur ſeine Wohnung gewußt hätte. Eben ſo erging es mir mit Saadi, den ich als die erſte Urſache meines Glücks verehren mußte, obſchon ſein guter Plan ihm nicht gelungen war.

Ich dachte nun darauf, wozu ich wohl dieſe bedeutende Summe am beſten verwenden könne. Meine Frau, welcher vor der gewöhnlichen Eitelkeit ihres Geſchlechts bereits der Kopf ſchwindelte, machte mir ſogleich den Vorſchlag, koſtbare Kleider für ſie und die Kinder, dann auch ein Haus zu kaufen und es reich auszuſchmücken. „Liebe Frau,“ erwiderte ich ihr, „mit ſolchen Ausgaben müſſen wir nicht anfangen. Ueberlaß die Sache mir; was du da verlangſt, wird nicht ausbleiben. Obgleich das Geld nur dazu da iſt, um ausgegeben zu werden, ſo müſſen wir es doch ſo einrichten, daß wir ein Kapital anlegen, wovon wir bloß die Zinſen verbrauchen wollen, ohne den Grundſtock anzugreifen. Dies iſt mein Plan und gleich morgen will ich das Kapital anlegen.“

Den folgenden Tag wandte ich ganz dazu an, zu einer Menge meiner Handwerksgenoſſen zu gehen, die in eben ſo ſchlechten Umſtänden waren, wie ich bisher; ich ſchoß ihnen Geld vor und verpflichtete ſie, jeden nach ſeiner Geſchicklichkeit und Fähigkeit, allerlei Arten von Seilerarbeit für mich zu beſorgen. Zugleich verſprach ich ihnen, ſie nicht lange warten zu laſſen, ſondern pünktlich und gut zu bezahlen, ſo wie ſie mir ihre Arbeiten brächten. Den nächſtfolgenden Tag verpflichtete ich auch noch die übrigen Seiler, die in dieſen Umſtänden waren, für mich zu arbeiten, und ſeitdem ſtehen alle Leute von dieſem Handwerk in ganz Bagdad für mich in Arbeit, ſind aber auch ſehr wohl zufrieden mit der Pünktlichkeit, womit ich mein Verſprechen gegen ſie erfülle.

Da dieſe Maſſe von Handwerksleuten eine verhältnißmäßige Menge von Arbeiten fertig machen mußte, ſo miethete ich mir an verſchiedenen Orten Lagerhäuſer und ſtellte in jedem einen Geſchäftsführer auf, der die angefertigte Arbeit in Empfang nehmen und den Verkauf im Ganzen wie im Einzelnen beſorgen mußte: eine Einrichtung, die mir bald bedeutenden Gewinn und eine anſehnliche Einnahme verſchaffte.

In der Folge kaufte ich, um meine vielen zerſtreuten Waarenlager auf einem einzigen Punkte zu vereinigen, ein großes Haus, das zwar ſehr vielen Raum hatte, aber baufällig war, ließ es niederreißen und an ſeiner Stelle dasjenige erbauen, das du, Herr König, geſtern geſehen haſt. So ſtattlich es auch erſcheint, ſo beſteht es doch nur aus den nothwendigen Waarenböden und aus den Wohnzimmern, ſo viel ich für mich und meine Familie brauche.

Es war ſchon einige Zeit, daß ich mein altes Häuschen verlaſſen und mein neues großes bezogen hatte, als Saadi und Saad, die bisher nicht mehr an mich gedacht, ſich auch einmal meiner erinnerten. Sie verabredeten einen Spaziergang, und als ſie durch die Straße kamen, wo ſie mich ſonſt immer geſehen hatten, verwunderten ſie ſich höchlich, da ſie mich nicht mehr wie gewöhnlich an meinem kleinen Seilergeſtell arbeitend antrafen. Sie fragten, was aus mir geworden und ob ich todt oder noch am Leben ſey? Aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie vernahmen, daß der, nach welchem ſie fragten, ein vornehmer Kaufmann geworden ſey und nicht mehr ſchlechthin Haſſan, ſondern Cogia Haſſan Alhabbal, das heißt: Kaufmann Haſſan der Seiler, beiße und ſich in der und der Straße ein Haus habe erbauen laſſen, das ausſehe wie ein Palaſt.

Bei dieſer Stelle bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und dreiundſiebenzigſte Nacht.

Die beiden Freunde ſuchten mich in der ihnen bezeichneten Straße auf, und da Saadi ſich nicht denken konnte, daß das Stück Blei, das Saad mir gegeben, die Urſache ſo großen Glücks für mich geworden ſeyn ſollte, ſo ſagte er unterwegs zu Saad: „Ich freue mich außerordentlich, daß ich Haſſan Alhabbals Glück gegründet habe; nur gefällt es mir nicht, daß er mich zweimal belogen hat, um mir vierhundert Goldſtücke ſtatt zweihundert abzulocken: denn dem Stück Blei, das du ihm ſchenkteſt, kann ich doch ſein Glück nicht zuſchreiben, auch wird ſich Niemand ſonſt dies einfallen laſſen.“

„Das mag deine Meinung ſeyn,“ antwortete Saad: „die meinige iſt es nicht; auch ſehe ich keinen Grund, warum du gegen Cogia Haſſan ſo ungerecht ſeyn willſt, ihn für einen Lügner zu halten. Erlaube mir, zu glauben, daß er uns die Wahrheit berichtet und mit nichts hinterm Berge gehalten hat, und daß das Stück Blei, das ich ihm gab, die einzige Urſache ſeines Glückes iſt. Doch Cogia Haſſan wird uns bald ſelbſt Aufſchluß darüber ertheilen.“

Unter ſolchen Geſprächen kamen die Freunde in die Straße, wo mein Haus liegt. Sie fragten nach demſelben, und man zeigte es ihnen. Als ſie die Vorderſeite betrachteten, konnten ſie kaum glauben, daß es mir gehören ſollte. Gleichwohl klopften ſie an die Thüre und mein Pförtner öffnete ihnen.

Saadi, der eine Unhöflichkeit zu begehen fürchtete, wenn er das Haus, das er ſuchte, mit dem irgend eines bedeutenden Mannes verwechſelte, ſagte zu dem Pförtner: „Man hat uns geſagt, dieſes Haus gehöre dem Cogia Haſſan Alhabbal; ſprich, ob wir uns irren oder nicht.“ — „Nein, Herr, du irrſt dich nicht,“ antwortete der Thürſteher, indem er die Pforte noch weiter öffnete, „du biſt im rechten Hauſe: tritt nur herein, er befindet ſich eben im Saal, und einer von ſeinen Sklaven wird dich anmelden.“

Die beiden Freunde ließen ſich mir anmelden, und ich erkannte ſie auf den erſten Blick. Ich ſtand ſogleich auf, lief ihnen entgegen und wollte den Saum ihres Kleides faſſen, um ihn zu küſſen. Sie ließen es nicht zu, und ich mußte mir wider meinen Willen gefallen laſſen, daß ſie mich umarmten. Ich lud ſie ein, auf eine mit Teppichen belegte Erhöhung zu treten, und bot ihnen da einen Sopha an, der die Ausſicht nach dem Garten hatte. Hier bat ich ſie, ſich zu ſetzen; allein ſie verlangten, ich ſollte den Ehrenplatz einnehmen. „Edle Herren,“ ſagte ich zu ihnen, „ich habe nicht vergeſſen, daß ich der arme Haſſan Alhabbal bin, und wenn ich auch ein ganz Anderer wäre, als ich bin, und nicht die Verpflichtungen gegen euch hätte, die ich wirklich habe, ſo weiß ich doch, was euch gebührt. Ich bitte euch alſo, beſchämt mich nicht länger.“ Sie nahmen jetzt den ihnen gebührenden Platz ein, und ich ſetzte mich ihnen gegenüber.

Nun ergriff Saadi das Wort und ſagte gegen mich gewendet: Cogia Haſſan, ich kann dir nicht ſagen, wie ſehr ich mich freue, dich in der Lage zu ſehen, die ich dir damals wünſchte, als ich dir zweimal hinter einander und ohne Vorwürfe zweihundert Goldſtücke ſchenkte, und ich bin überzeugt, daß dieſe vierhundert Goldſtücke die wunderbare Veränderung deiner Lage bewirkt haben, die ich mit ſo vielem Vergnügen wahrnahm. Nur Eins kann ich nicht begreifen, nämlich aus welchem Grund du mir zweimal die Wahrheit verhehlteſt und Verluſte vorſpiegelteſt, deren Veranlaſſung mir heute noch ſo unglaublich erſcheint, wie damals. Nicht wahr, das letzte Mal, als wir dich ſahen, hatteſt du mit den vierhundert Goldſtücken deine Angelegenheiten noch ſo wenig verbeſſert, daß du dich ſchämteſt, es uns zu geſtehen? Ich will dies wenigſtens zum Voraus annehmen, und erwarte, daß du meine Meinung beſtätigen wirſt.“

Saad hörte dieſe Rede Saadi's mit großer Ungeduld, ich will nicht ſagen mit Unwillen, an, was er auch durch ſeine geſenkten Blicke und durch ſein Kopfſchütteln zu erkennen gab. Gleichwohl ließ er ihn ausſprechen, ohne den Mnnd zu öffnen. Als er aber zu Ende war, ſagte er: „Verzeihe, Saadi, wenn ich vor Cogia Haſſan das Wort ergreife, um dir zu ſagen, daß ich mich über dein Vorurtheil gegen ſeine

Aufrichtigkeit, ſo wie darüber ſehr wundern muß, wie du auf deinem Unglauben an ſeine früheren Verſicherungen beharren magſt. Ich habe es dir ſchon einmal geſagt und wiederhole es jetzt, daß ich gleich im Anfang ſeiner ſchmuckloſen Erzählung von dem doppelten Mißgeſchick, das er hatte, Glauben ſchenkte, und du magſt ſagen was du willſt, ich bin dennoch überzeugt, daß die Sache ſich wirklich ſo verhält. Laſſen wir indeß ihn ſelbſt ſprechen, er wird uns am beſten darüber Auskunft geben können, wer von uns Beiden ihn richtig beurtheilt hat und wer nicht."

Nachdem die beiden Freunde ſo geſprochen, ergriff ich das Wort und ſagte zu Beiden gewendet: „Edle Herren, ich würde mich in Betreff des von euch verlangten Aufſchluſſes zu ewigem Stillſchweigen verdammen, wenn ich nicht zum Voraus überzeugt wäre, daß euer Streit wegen meiner nicht im Stande iſt, das Freundſchaftsband, das eure Herzen verknüpft, zu zerſprengen. Ich werde mich alſo, da ihr es verlangt, erklären, zuvor aber betheure ich, daß es mit derſelben Aufrichtigkeit geſchehen wird, womit ich euch früher erzählte, was mir begegnet war." Ich erzählte ihnen hierauf die ganze Geſchichte Punkt für Punkt, wie ich ſie meinem Herrn König erzählt habe, und vergaß keinen einzigen Umſtand.

Meine Betheurungen machten indeß nicht ſo viel Eindruck auf Saadi, daß er von ſeinem Vorurtheil zurückgekommen wäre. Als ich zu Ende war, ſagte er zu mir: „Cogia Haſſan, das Abenteuer mit dem Fiſch und dem in ſeinem Bauche gefundenen Diamant ſcheint mir eben ſo unglaublich, als die Entführung deines Turbans durch einen Hühnergeier, und der Umtauſch des Kleiengefäßes gegen Waſchthon; dem mag übrigens ſeyn wie ihm wolle, ich habe mich jetzt jedenfalls überzeugt, daß du nicht mehr arm biſt, ſondern reich, was ich gleich anfangs zu bewerkſtelligen beabſichtigte, und ich freue mich von ganzem Herzen darüber."

Da es ſchon ſpät war, ſo ſtand er auf und wollte ſich verabſchieden; Saad mit ihm. Ich ſtand ebenfalls auf, hielt ſie zurück und ſagte zu ihnen: „Edle Herren, erlaubt, daß ich euch um eine Gnade bitte, die ihr mir nicht abſchlagen dürfet. Erzeiget mir die Ehre, eine einfache Abendmahlzeit und ein Nachtlager bei mir anzunehmen, damit ich euch morgen früh zu Waſſer nach einem kleinen Landhauſe führen kann, das ich mir gekauft habe, um daſelbſt von Zeit zu Zeit friſche Luft zu genießen; ich werde euch noch am ſelben Tage mit meinen Pferden zu Lande wieder zurückführen."

„Wenn Saad keine Geſchäfte hat, die ihn anders wohin rufen," ſagte Saadi, „ſo nehme ich es von Herzen gern an." — „Ich habe nie Geſchäfte," antwortetete Saad, „ſobald es ſich davon handelt, deine Geſellſchaft zu genießen; wir müſſen aber," ſetzte

er hinzu, „Beide nach Haus ſchicken und ſagen laſſen, daß man uns nicht erwarten ſoll.“ Ich ließ ihnen einen Sklaven kommen, und während ſie ihm ihren Auftrag ertheilten, benutzte ich die Zeit, um Befehle zur Zubereitung des Mahles zu geben.

Inzwiſchen zeigte ich meinen Wohlthätern mein Haus, und ſie fanden es für mein Geſchäft ſehr zweckmäßig angelegt. Ich nenne ſie Beide ohne Unterſchied meine Wohlthäter, weil ohne Saadi Saad mir das Stück Blei nicht gegeben und ohne Saad Saadi ſich ſchwerlich an mich gewendet haben würde, um mir die vierhundert Goldſtücke zu ſchenken, von denen ich den Anfang meines Glücks herſchreibe. Sodann führte ich ſie in den Saal zurück, wo ſie über die Einzelheiten meines Geſchäfts allerlei Fragen an mich richteten, die ich zu ihrer Zufriedenheit beantwortete.

Endlich meldete man mir, das Abendeſſen ſey aufgetragen. Da die Tafel in einem andern Saale gedeckt war, ſo lud ich ſie ein, ſich dahin zu bemühen. Sie wunderten ſich höchlich über die glänzende Beleuchtung und die Niedlichkeit des Saales und auch das Getränke, ſo wie die Speiſen fanden ſie ganz nach ihrem Geſchmack. Während der Mahlzeit unterhielt ich ſie mit einem Conzert, und als abgetragen war, ließ ich einen Trupp Tänzer und Tänzerinnen ihre Künſte zeigen und ſorgte für alle mögliche Ergötzlichkeiten, nur um ihnen zu zeigen, wie ſehr ich von Dank gegen ſie durchdrungen ſey.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um ſie in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fortzuſetzen:

Fünfhundert und vierundſiebenzigſte Nacht.

Am andern Morgen hatte ich mit Saadi und Saad verabredet, ſehr frühe aufzubrechen, um die Morgenfriſche zu genießen, und wir begaben uns daher noch vor Sonnenaufgang an das Ufer des Fluſſes; dort trafen wir ein bequemes und mit Teppichen belegtes Fahrzeug, ſtiegen hinein und kamen mit Hülfe ſechs tüchtiger Ruderer und der günſtigen Strömung des Fluſſes nach etwa anderthalbſtündiger Fahrt bei meinem Landhaus an.

Als wir ausſtiegen, blieben beide Freunde ſtehen, nicht ſowohl um das ſchöne Aeußere des Hauſes zu betrachten, als um ſeine vortreffliche Lage und die herrlichen Ausſichten zu bewundern, die weder zu beſchränkt noch zu ausgedehnt und nach allen Seiten hin ſehr lieblich waren. Ich führte ſie in die Zimmer, machte ſie auf den Ausſchmuck derſelben, auf das An- und Zugehör und Alles, was ſonſt zur Bequemlichkeit diente, aufmerkſam, und ſie fanden Alles freundlich und anmuthig.

Sofort gingen wir in den Garten, wo ihnen nichts beſſer gefiel, als ein Wald von Citronen- und Pomeranzenbäumen aller Arten, deren Blüten und Früchte die Luft durchdufteten; ſie waren in regelmäßige Baumgänge gepflanzt und durch ein immer fließendes Bächlein von lebendigem Waſſer aus dem Strome bewäſſert. Der Schatten, die Kühle während der größten Sonnenglut, das ſanfte Gemurmel des Waſſers, der melodiſche Waldgeſang unzähliger Vögel und mehrere andere Annehmlichkeiten machten einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie faſt bei jedem Schritte ſtehen blieben, bald um mir ihren Dank dafür auszudrücken, daß ich ſie an einen ſo anmuthigen Ort geführt, bald um mir zu einem ſolchen Beſitzthume Glück zu wünſchen und andere Artigkeiten zu ſagen.

Ich führte ſie bis an's Ende dieſes Waldes, der ſehr lang und ſehr breit iſt, und machte ſie daſelbſt auf ein Gehölz von großen Bäumen aufmerkſam, womit mein Garten aufhört. Hier führte ich ſie in ein nach allen Seiten hin offenes, von einer Gruppe von Palmbäumen, die aber nach keiner Seite hin die Ausſicht benahmen, überſchattetes Zimmer und lud ſie ein, hineinzutreten und auf einem mit Teppichen und Polſtern verſehenen Sopha auszuruhen.

Zwei meiner Söhne, die ich der guten Luft wegen vor einiger Zeit mit ihrem Lehrer hierher geſchickt hatte, waren tiefer in das Gehölz eingedrungen, um Vogelneſter zu ſuchen. Endlich bemerkten ſie eins zwiſchen den Zweigen eines großen Baumes. Sie verſuchten anfangs hinaufzuklettern, da es ihnen aber ſowohl an Kraft als an Geſchicklichkeit gebrach, ſo zeigten ſie es einem Sklaven, den ich ihnen mitgegeben, und der ſie nicht verlaſſen durfte, und befahlen ihm, die Vögel auszunehmen.

Der Sklave ſtieg auf den Baum, gelangte bis an das Neſt und ſah zu ſeiner großen Verwunderung, daß daſſelbe in einem Turban angebracht war. Er nahm nun das Neſt, wie es war, ſtieg vom Baume herab und zeigte den Turban meinen Kindern. Da er indeß nicht zweifelte, daß ich dies vielleicht ſelbſt gern ſehen würde, ſo machte er ſie darauf aufmerkſam und gab es dem Aelteſten, um es mir zu bringen.

Ich ſah ihn ſchon von Weitem mit großer Freude herbeikommen, wie Kinder, wenn ſie ein Neſt gefunden, ſie gewöhnlich haben. Er überreichte es mir und ſagte: „Sieh, lieber Vater, da iſt ein Neſt in einem Turban."

Saadi und Saad waren über dieſe neue Erſcheinung nicht minder überraſcht als ich; noch größer aber ward mein Erſtaunen, als ich den Turban für denjenigen wieder erkannte, den der Hühnergeier mir entführt hatte. Nachdem ich ihn voll Verwunderung genau beſichtigt und nach allen Seiten gedreht hatte, fragte ich die beiden Freunde:

„Edle Herren, habt ihr wohl ein ſo gutes Gedächtniß, um euch zu erinnern, daß dies der Turban iſt, den ich an dem Tage trug, da ihr mir zum erſten Male die Ehre erwieſet, mich anzureden?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Saad, „daß Saadi beſſer darauf geachtet haben wird als ich; aber weder er noch ich können daran zweifeln, wenn ſich die hundert und neunzig Goldſtücke darin finden.“

„Herr,“ verſetzte ich, „zweifle nicht, es iſt derſelbe Turban: ich erkenne ihn ganz gut und bemerke auch an ſeiner Schwere, daß es kein anderer ſeyn kann; du wirſt es ſelbſt einſehen, wenn du dir die Mühe nimmſt, ihn in die Hand zu nehmen.“ Mit dieſen Worten überreichte ich ihm den Turbgn, zuvor aber nahm ich die Vögel heraus uud gab ſie meinen Kindern. Er nahm ihn in die Hände und überreichte ihn dann Saadi, damit dieſer ſich ebenfalls von ſeiner Schwere überzeugen ſollte.

„Ich will gern glauben, daß es dein Turban iſt,“ ſagte Saadi zu mir, „doch wäre meine Ueberzeugung noch ſtärker, wenn ich die hundert und neunzig Goldſtücke darin ſehen würde.“

Als ich nun den Turban wieder in die Hand genommen hatte, ſagte ich zu ihm: „Ich bitte dich, Herr, bevor ich ihn anrühre, überzeuge dich vorerſt, daß er ſich nicht erſt ſeit heute auf dem Baume befindet, und bedenke, daß der Zuſtand, worin du ihn ſiehſt, ſo wie dieſes hübſche und bequeme Neſt, woran keine Menſchenhand gearbeitet hat, deutliche Beweiſe ſind, daß er ſich ſeit jenem Tage, wo der Hühnergeier mir ihn entführte, hier befindet; ohne Zweifel hat ihn der Vogel auf dieſen Baum gelegt oder fallen laſſen, deſſen Aeſte ihn nicht auf den Boden kommen ließen. Ihr werdet mir dieſe Bemerkung zu gut halten, denn es liegt mir gar zu viel daran, euch jeden Verdacht gegen meine Ehrlichkeit zu benehmen."

Saad unterſtützte mich hierin. „Saadi," ſagte er, „dies geht dich an, nicht mich, denn ich war von jeher überzeugt, daß Cogia Haſſan uns nicht täuſchen will."

Während Saad ſo ſprach, nahm ich das Tuch weg, das mehrfach um die innere Mütze des Turbans gewickelt war, und zog den Beutel heraus. Saadi erkannte ihn ſogleich für denſelben, den er mir gegeben hatte. Ich ſchüttete ihn vor ihren Augen auf den Teppich aus und ſagte zu ihnen: „Seht, ihr Herren, das ſind die Goldſtücke; zählt ſie ſelbſt und überzeugt euch, ob die Zahl richtig iſt. Saadi zählte ſie zehn für zehn, brachte wirklich hundert und neunzig heraus, und da er nun eine ſo offenkundige Wahrheit nicht mehr läugnen konnte, nahm er das Wort und ſprach zu mir: „Cogia Haſſan, ich gebe zu, daß du von dieſen hundert und neunzig Goldſtücken nicht haſt reich werden können; allein die andern hundert und neunzig, die du in ein Kleiengefäß verſteckt haben willſt, haben dir ſicherlich aufgeholfen." — „Herr," antwortete ich, „ich habe dir in Beziehung auf die letzte Summe ſo gut die Wahrheit geſagt wie bei der erſten. Du wirſt doch nicht glauben, daß ich ſchmählich genug handeln könnte, dich zu belügen."

„Cogia Haſſan," ſagte Saad zu mir, „laß Saadi bei ſeinem Glauben. Ich will ihm herzlich gern die Ueberzeugung laſſen, daß du ihm vermöge der letzten Summe die Hälfte deiner Wohlhabenheit verdankeſt; allein er muß dann auch zugeben, daß ich vermöge des Stücks Blei, das ich dir gab, wegen der andern Hälfte ein Verdienſt anſprechen kann, und er darf die Auffindung des koſtbaren Diamants im Bauche des Fiſches nicht mehr in Zweifel ziehen."

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

„Saad,“ antwortete Saadi, „ich bin mit Allem zufrieden, wenn du mir nur meinen Glauben unangefochten läſſeſt, daß man Schätze Geldes nur durch Geld aufhäufen kann.“

„Nein,“ antwortete Saad; „wenn der Zufall wollte, daß ich einen Diamant im Werth von fünfzigtauſend Goldſtücken fände, und auch wirklich die Summe dafür erhielte, hätte ich dann dieſe Summe durch Geld erworben?“

Dabei hatte der Streit ſein Bewenden. Wir ſtanden auf und gingen in das Haus zurück, wo das Mittagsmahl aufgetragen war, und ſetzten uns zu Tiſche. Nach dem Eſſen ließ ich meine Gäſte allein, damit ſie während der größten Hitze nach Belieben Ruhe und Kühlung ſuchen konnten; ich ſelbſt aber ging zu meinem Schloßverwalter und meinem Gärtner, um ihnen die nöthigen Befehle zu geben. Dann kam ich wieder zu ihnen und wir unterhielten uns von allen möglichen gleichgültigen Sachen, bis die größte Hitze vorüber war. Hierauf kehrten wir in den Garten zurück und blieben beinahe bis zum Sonnenuntergang in der Kühlung. Endlich ſtiegen die beiden Freunde

und ich, in Begleitung eines Sklaven, zu Pferde und langten ungefähr um die zweite Stunde der Nacht bei ſchönem Mondſchein in Bagdad an.

Ich weiß nicht, durch welche Nachläſſigkeit meiner Leute es geſchehen war, daß es in meinem Hauſe an Gerſte für die Pferde fehlte. Die Getreideſpeicher aber waren verſchloſſen und auch zu weit entfernt, als daß man ſo ſpät von dorther hätte etwas bekommen können.

Einer meiner Sklaven ſuchte in der Nachbarſchaft umher und fand in einem Laden ein Gefäß mit Kleie. Er kaufte die Kleie und brachte ſie ſammt dem Gefäß, hatte aber verſprechen müſſen, am andern Tage das Gefäß zurückzubringen. Der Sklave ſchüttelte die Kleie in die Krippe aus und als er ſie auseinander breitete, um jedem der Pferde ſeinen Antheil zukommen zu laſſen, fühlte er unter den Händen ein zuſammengebundenes Tuch, das ſchwer war. Er brachte es mir uneröffnet, ganz wie er es gefunden hatte, und ſetzte hinzu, dies ſey vielleicht das Tuch, wovon er mich ſo oft habe ſprechen hören, wenn ich meinen Freunden meine Geſchichte erzählte.

Voll Freude ſagte ich zu meinen Wohlthätern: „Edle Herren, Gott will nicht, daß ihr von mir ſcheidet, ohne von der Wahrheit der Geſchichte, die ich euch immer erzählt habe, vollkommen überzeugt zu ſeyn. Hier," fuhr ich gegen Saadi fort, „hier ſind die hundert und neunzig anderen Goldſtücke, die ich von dir empfangen habe, ich erkenne ſie an dem Tuche." Ich band ſofort das Leintuch auf und zählte die Summe vor ihren Augen. Auch ließ ich mir das Gefäß bringen; ich erkannte es und ſchickte es meiner Frau mit der Frage, ob ſie es kenne? verbot aber, von dem ganzen Vorfall ihr etwas zu ſagen. Sie erkannte es ſogleich und ließ mir ſagen, es ſey daſſelbe Gefäß, das ſie mit Kleie angefüllt gegen Waſchthon ausgetauſcht habe.

Nun gab ſich der ungläubige Saadi endlich überwunden und ſagte zu Saad: „Du haſt geſiegt, ich erkenne jetzt mit dir an, daß das Geld nicht immer ein ſicheres Mittel iſt, um noch mehr Geld aufzuhäufen und reich zu werden."

Als Saadi ausgeſprochen hatte, ſagte ich zu ihm: „Herr, ich kann es nicht wagen, dir die dreihundert und achtzig Goldſtücke wieder anzubieten, die der Himmel in ſeiner Gnade heute wieder zum Vorſcheine gebracht hat, um deine ſchlechte Meinung von meiner Wahrheitsliebe zu berichtigen. Ich bin überzeugt, daß du ſie mir nicht in der Abſicht geſchenkt haſt, ſie dereinſt zurückzubekommen. Ich für meinen Theil bin zufrieden mit dem, was der Himmel mir von anderer Seite her beſchert hat, und mache ebenfalls keinen Anſpruch auf das Geld. Ich hoffe aber, daß du es genehmigen wirſt, wenn

ich es morgen unter die Armen vertheile, damit Gott es dereinſt dir und mir vergelten möge.“

Die beiden Freunde brachten dieſe Nacht noch in meinem Hauſe zu: am andern Morgen aber umarmten ſie mich und kehrten jeder in ſeine Wohnung zurück; ſie waren ſehr vergnügt über die Art, wie ich ſie empfangen und wie ſie mich in dem Glück, das ich nächſt Gott ihnen verdankte, handeln ſahen. Ich habe nicht ermangelt, Beide in ihren Wohnungen aufzuſuchen, um ihnen noch beſonders zu danken. Seitdem ſchätze ich es mir zur großen Ehre, daß ſie mir die Erlaubniß gegeben haben, Freundſchaft mit ihnen zu halten und ſie häufig zu ſehen und zu ſprechen.“

Der Chalif Harun Arraſchid hörte die Geſchichte Cogia Haſſans mit großer Aufmerkſamkeit an, und erſt als der Erzähler ſchwieg, merkte er, daß ſie zu Ende war. „Cogia Haſſan,“ ſprach er darauf zu ihm, „ich habe ſeit langer Zeit nichts gehört, was mir ſo viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, auf denen es dem Himmel gefallen hat, dich auf dieſer Welt glücklich zu machen. Du mußt ihm durch guten Gebrauch ſeiner Wohlthaten fortwährend deine Dankbarkeit bezeigen. Es freut mich, dir ſagen zu können, daß der Diamant, der dein Glück gemacht hat, ſich in meiner Schatzkammer befindet, und es iſt mir lieb zu wiſſen, wie er dahin gekommen iſt. Da indeſſen in Saadi's Herzen vielleicht noch ein Zweifel über die ausgezeichnete Vorzüglichkeit dieſes Diamants obwalten könnte, den ich für das Koſtbarſte und

Bewundernswürdigſte aller meiner Beſitzthümer halte, ſo wünſche ich, daß du ihn nebſt Saadi herbringſt; mein Schatzmeiſter ſoll ihm dann den Diamant zeigen, damit er ſich, wenn er von ſeinem Unglauben noch nicht ganz geheilt iſt, hier überzeuge, daß das Geld nicht immer ein ſicheres Mittel iſt, wodurch ſich ein armer Mann in kurzer Zeit und ohne viele Mühe Reichthümer erwerben könne. Ich wünſche auch, daß du die Geſchichte meinem Schatzmeiſter erzähleſt, auf daß er ſie zu Papier bringen laſſe und neben dem Diamant in meinem Schatze aufbewahre."

Nach dieſen Worten gab der Chalif durch Kopfnicken Cogia Haſſan, Sidi Numan und Baba Abdallah zu verſtehen, daß er mit ihnen zufrieden ſey; ſie verabſchiedeten ſich daher, indem ſie ſich vor ſeinem Throne niederwarfen, und gingen dann nach Hauſe.

Die Sultanin Scheherſad wollte noch eine andere Erzählung beginnen, allein der Sultan von Indien, der die Morgenröthe anbrechen ſah, verſchob die Anhörung derſelben auf die nächſte Nacht.

Fünfhundert und ſechsundſiebenzigſte Nacht.

Geſchichte des Ali Baba und der vierzig Räuber, die durch eine Sklavin um's Leben kamen.

Sobald die Sultanin Scheherſad von ihrer wachſamen Schweſter Dinarſad geweckt worden war, erzählte ſie ihrem Gemahl, dem Sultan von Indien, folgende Geſchichte, worauf er ſich ſchon Rechnung gemacht hatte.

„Mächtiger Sultan!“ begann ſie; „in einer Stadt Perſiens an den Grenzen deines Reichs lebten zwei Brüder, von denen der eine Caſſim, der andere Ali Baba hieß. Da ihr Vater ihnen nur wenig Vermögen hinterlaſſen und ſie dieſes Wenige gleichmäßig unter ſich vertheilt hatten, ſo ſollte man denken, ihre äußeren Umſtände müſſen ziemlich gleich geweſen ſeyn; allein der Zufall wollte es anders.

Caſſim heirathete eine Frau, die bald nach ihrer Hochzeit eine wohlausgeſtattete Bude, ein reich angefülltes Waarenlager und eine Menge liegender Güter erbte, ſo daß er auf einmal ein wohlhabender Mann und einer der reichſten Leute in der Stadt wurde.

Ali Baba dagegen heirathete eine Frau, die eben ſo arm war als er ſelbſt, wohnte ſehr ärmlich und hatte keinen andern Erwerb, um ſich und den Seinigen den Lebensunterhalt zu verſchaffen, als daß er in einem nahen Walde Holz fällte, das er dann auf drei Eſeln, ſeinem einzigen Beſitzthum, in die Stadt brachte und verkaufte.

Eines Tags, als Ali Baba wieder im Walde war und eben Holz genug gefällt hatte, um ſeine Eſel damit zu beladen, ſah er auf einmal in der Ferne eine gewaltige Staubwolke aufſteigen, die ſich in gerader Richtung dem Orte näherte, wo er war. Er blickte ſehr aufmerkſam nach ihr hin und erkannte bald, daß es eine zahreiche Reiterſchaar war, die raſchen Schrittes herankam.

Obgleich man in der Gegend nichts von Räubern ſprach, ſo kam Ali Baba doch auf den Gedanken, dieſe Reiter könnten dergleichen ſeyn, und beſchloß daher, ſeine Eſel ihrem Schickſale zu überlaſſen und nur ſeine eigene Perſon zu retten. Er ſtieg alſo auf einen Baum, deſſen Aeſte zwar nicht hoch, aber außerordentlich dicht belaubt waren, und nahm darauf mit um ſo größerer Zuverſicht ſeinen Poſten ein, als er von da aus Alles ſehen konnte, was unten vorging, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Der Baum ſtand am Fuße eines von allen Seiten vereinzelten Felſen, der viel höher als der Baum und ſo ſteil war, daß man auf keine Weiſe hinaufſteigen konnte.

Die Reiter, ſämmtlich große und ſtattliche Leute, und ſowohl mit Waffen als Pferden ſehr gut verſehen, ſtiegen an dem Felſen ab, und Ali Baba, der ihrer vierzig zählte, konnte nach ihren Geſichtern und ihrem ganzen Aufzuge nicht mehr zweifeln, daß es Räuber ſeyen. Er täuſchte ſich auch nicht: es waren wirklich Räuber, die aber die Umgegend nicht im Mindeſten beunruhigten, ſondern ihr Geſchäft in weiter Ferne trieben und hier bloß ihren Sammelplatz hatten. Er wurde in ſeiner Meinung beſtärkt, als er ſie weiter beobachtete.

Jeder von den Reitern zäumte ſein Pferd ab, band es an, warf ihm einen Sack voll Gerſte, den er hinter ſich gehabt hatte, über den Kopf, und packte dann ſein Felleiſen ab. Die Meiſten derſelben ſchienen Ali Baba ſo ſchwer, daß er ſchloß, ſie müſſen voll Gold und Silber ſeyn.

Der ſtattlichſte der Räuber, den Ali Baba für ihren Hauptmann hielt, näherte ſich ebenfalls mit ſeinem Felleiſen auf der Schulter dem Felſen, der dicht an dem großen

Baume war, wohin Ali Baba ſich geflüchtet hatte, und nachdem er ſich durch einige Sträuche den Weg gebahnt, ſprach er die Worte: „Seſam, öffne dich!“ ſo laut und deutlich, daß Ali Baba ſie hörte. Kaum hatte der Räuberhauptmann dieſe Worte ausgeſprochen, ſo öffnete ſich eine Thüre, durch die er alle ſeine Leute vor ſich her eintreten ließ; er ſelbſt ging zuletzt hinein und die Thüre ſchloß ſich wieder.

Die Räuber blieben lange in dem Felſen, und Ali Baba mußte geduldig auf dem Baume bleiben und warten; denn er fürchtete, es möchten einzelne, oder auch alle zuſammen in dem Augenblick, wo er ſeinen Poſten verlaſſen und fliehen wollte, herauskommen. Gleichwohl gerieth er in Verſuchung, herabzuſteigen, ſich zweier Pferde zu bemächtigen, auf das eine zu ſitzen, das andere am Zügel nebenher zu führen, und ſo, indem er ſeine drei Eſel vor ſich hertriebe, in die Stadt zu reiten; doch war dieſes Unternehmen zu gewagt, und er beſchloß daher, den ſicheren Theil zu ergreifen.

Endlich öffnete ſich die Thüre wieder, die vierzig Räuber traten heraus und der Hauptmann, der zuletzt hineingegangen war, war jetzt der Erſte, der herauskam und die übrigen Alle an ſich vorbeiziehen ließ. Ali Baba hörte, daß auf ſeine Worte: „Seſam, ſchließe dich!“ die Thüre ſich wieder ſchloß. Jeder kehrte zu ſeinem Pferde zurück, zäumte es, band ſein Felleiſen hinter den Sattel und ſchwang ſich wieder hinauf. Als der Hauptmann endlich ſah, daß ſie Alle zum Ritte gerüſtet waren, ſo ſtellte er ſich an ihre Spitze und ſchlug wieder denſelben Weg ein, auf dem ſie gekommen waren.

Ali Baba ſtieg nicht ſogleich vom Baume herab. „Sie könnten,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „Etwas vergeſſen haben, das ſie wieder umzukehren nöthigte, und dann würden ſie mich ertappen.“ Er verfolgte ſie mit den Augen, bis er ſie aus dem Geſichte verloren hatte, und ſtieg zur größeren Sicherheit erſt lange nachher herab. Da er die Worte, kraft deren der Räuberhauptmann die Thüre geöffnet und wieder geſchloſſen, wohl in ſeinem Gedächtniſſe behalten hatte, ſo wandelte ihn die Luſt an, einen Verſuch zu machen, ob ſie vielleicht dieſelbe Wirkung haben würden, wenn er ſie ausſpräche. Er drängte ſich daher durch das Geſträuch, fand die Thüre, die von demſelben verdeckt war, ſtellte ſich vor ſie hin, ſprach die Worte: „Seſam, öffne dich!“ und ſiehe da, im Augenblick ſprang die Thüre angelweit auf.

Ali Baba hatte einen dunkeln und finſtern Ort erwartet, aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er das Innere des Felſen ſehr hell, weit und geräumig und von Menſchenhänden zu einem hohen Gewölbe ausgehöhlt ſah, das von oben herab durch eine künſtlich angebrachte Oeffnung ſein Licht empfing. Er erblickte hier große

III. Band. Seite 396.

Digitized by Google

Mundvorräthe, Ballen von köſtlichen Kaufmannswaaren, Seideſtoffen und Brokat, beſonders auch werthvolle Teppiche haufenweiſe aufgetürmt; was ihn aber am meiſten anzog, war eine Maſſe geprägtes Gold und Silber, das theils in Haufen aufgeſchüttet, theils in ledernen Säcken oder Beuteln immer einer über dem andern dalag. Bei dieſem Anblick kam es ihm vor, als ob dieſe Felſenhöhle nicht erſt ſeit einer Reihe von Jahren, ſondern ſchon ſeit Jahrhunderten fortwährend Räubern zum Zufluchtsort gedient haben müſſe.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzuſetzen:

Fünfhundert und siebenundsiebenzigste Nacht.

Ali Baba besann sich nicht lange, was er hier thun sollte; er trat in die Höhle und sobald er darin war, schloß sich die Thüre wieder: doch beunruhigte ihn das nicht, denn er wußte ja das Geheimniß, sie zu öffnen. Mit dem Silbergelde gab er sich nicht lange ab, sondern machte sich nur an das gemünzte Gold und besonders an das, das in den Säcken war. Von diesem nahm er zu wiederholten Malen so viel, als er tragen und seinen drei Eseln, die sich indeß zerstreut hatten, aufladen konnte. Als er sie wieder an den Felsen zusammengetrieben hatte, bepackte er sie mit den Säcken, und um diese zu verbergen, legte er Holz oben drauf, so daß Niemand Etwas davon merken konnte. Als er fertig war, stellte er sich vor die Thüre, und kaum hatte er die Worte: „Sesam, schließe dich!" ausgesprochen, so schloß sie sich auch wieder; sie hatte sich nämlich jedesmal, wenn er hineingegangen war, von selbst geschlossen und war jedesmal, wenn er herauskam, offen geblieben.

Ali Baba nahm nun seinen Weg nach der Stadt zurück und als er vor seinem Hause anlangte, trieb er seine Esel in einen kleinen Hof, dessen Thüre er sorgfältig hinter sich zuschloß. Hierauf lud er das wenige Holz, das seinen Schatz bedeckte, ab,

trug die Säcke in sein Haus und legte sie vor seiner Frau, die auf einem Sopha saß, auf den Tisch.

Seine Frau nahm die Säcke in die Hand, und als sie merkte, daß sie voll Geld waren, meinte sie, ihr Mann habe sie gestohlen. Wie er nun alle hereingebracht hatte, konnte sie nicht umhin, zu ihm zu sagen: „Ali Baba, solltest du so gottverlassen seyn, um ....“ Ali Baba unterbrach sie mit den Worten: „Sey ruhig, liebes Weib, und mach' dir keine Sorgen darob, ich bin kein Dieb, denn ich habe dies Alles nur Dieben genommen. Du wirst deine schlechte Meinung von mir bald aufgeben, wenn ich dir mein Glück erzählt haben werde.“ Er schüttete die Säcke aus, die einen großen Haufen Golds ausmachten, so daß seine Frau ganz geblendet wurde; hierauf erzählte er ihr die Geschichte vom Anfang bis zum Ende und empfahl ihr dann vor allen Dingen, die Sache geheim zu halten.

Als die Frau sich von ihrem Erstaunen und Schrecken wieder erholt hatte, freute sie sich mit ihrem Manne über das Glück, das ihnen widerfahren, und wollte den ganzen Goldhaufen, der vor ihr lag, Stück für Stück zählen. „Liebe Frau,“ sagte Ali Baba zu ihr: „du bist nicht gescheit. Was fällt dir da ein? du würdest nie mit dem Zählen fertig werden. Ich will eine Grube machen und es dahinein vergraben; wir haben keine Zeit zu verlieren.“ — „Es wäre doch gut,“ antwortete die Frau, „wenn wir wenigstens ungefähr wüßten, wieviel es ist. Ich will in der Nachbarschaft ein kleines Maß borgen und es damit messen, während du die Grube machst.“ — „Liebe Frau,“ sagte Ali Baba darauf, „dies würde uns zu nichts nützen und ich rathe dir, laß davon ab. Du kannst übrigens thun, was du willst, aber vergiß nur nicht, die Sache verschwiegen zu halten.“

Um ihr Gelüste zu befriedigen ging Ali Baba's Frau fort und zu ihrem Schwager Cassim, der nicht weit von ihr wohnte. Cassim war nicht zu Hause, und sie wandte sich daher an seine Frau mit der Bitte, ihr doch auf einige Augenblicke ein Maß zu leihen. Die Schwägerin fragte sie, ob sie ein großes oder ein kleines wolle, und Ali Baba's Frau bat sich ein kleines aus. „Recht gern,“ antwortete die Schwägerin, „warte nur ein wenig, ich will es dir sogleich bringen.“

Die Schwägerin holte das Maß; da sie aber Ali Baba's Armuth kannte, so war sie neugierig zu erfahren, was für Getreide seine Frau damit messen wolle, und kam daher auf den Gedanken, unten an das Maß unvermerkt etwas Teig zu kleben. Darauf kam sie zurück, überreichte Ali Baba's Frau das Maß und entschuldigte sich wegen ihres Ausbleibens, indem sie es lange habe suchen müssen.

Als Ali Baba's Frau nach Hauſe zurückkam, ſtellte ſie das Maß auf den Goldhaufen, füllte es an und leerte es in einiger Entfernung davon auf den Sopha. Als ſie nun Alles gemeſſen hatte, war ſie ſehr zufrieden mit der anſehnlichen Zahl der Maße und theilte es ihrem Manne mit, der ſo eben die Grube vollendet hatte.

Während Ali Baba das Geld vergrub, trug ſeine Frau, um ihrer Schwägerin ihre Pünktlichkeit und Ordnungsliebe zu zeigen, das Maß zurück, hatte aber nicht bemerkt, daß ein Goldſtück unten noch daran klebte. „Liebe Schwägerin," ſagte ſie zu ihr, als ſie es zurückgab, „du ſiehſt, daß ich dein Maß nicht zu lange behalten habe; ich bin dir ſehr verbunden dafür; hier haſt du es wieder."

Kaum hatte Ali Baba's Frau ihr den Rücken gekehrt, als Caſſims Frau das Maß von unten beſah, und man kann ihr Erſtaunen denken, als ſie das am Boden klebende Goldſtück fand. Alsbald fuhr der Satan des Neides in ihr Herz. „Wie!" ſagte ſie, „Ali Baba hat das Gold maßweiſe, woher mag es wohl der Elende genommen haben?" Caſſim, ihr Mann, war, wie geſagt, nicht zu Hauſe, ſondern in ſeiner Bude, von wo er erſt auf den Abend zurückerwartet wurde. Die Zeit bis zu ſeiner Heimkehr dünkte ihr eine Ewigkeit, denn ſie brannte vor Ungeduld, ihm die große Nachricht mitzutheilen, die für ihn eben ſo überraſchend ſeyn mußte, wie für ſie.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie alſo fort:

Fünfhundert und achtundſiebenzigſte Nacht.

Als Caſſim nach Hauſe kam, ſagte ſeine Frau zu ihm: „Du glaubſt ein reicher Mann zu ſeyn, Caſſim, allein du täuſcheſt dich: Ali Baba iſt tauſendmal reicher als du; er kann ſein Gold nicht zählen, ſondern muß es meſſen.“ Caſſim verlangte eine Erklärung dieſes Räthſels und ſie erzählte ihm, wie ſchlau ſie auf die Entdeckung gekommen ſey; zugleich zeigte ſie ihm das Goldſtück, das unten am Boden kleben geblieben war; es war ſo alt, daß der Name des Fürſten, der es hatte prägen laſſen, ihnen unbekannt war.

Statt ſich über das Glück des bisher ſo armen Bruders herzlich zu freuen, empfand Caſſim eine Eiferſucht, die ihm keine Ruhe mehr ließ. Er konnte beinahe die ganze Nacht darüber nicht ſchlafen, und am andern Morgen ging er noch vor Sonnenaufgang

zu ihm. Da er ſeit ſeiner Verheirathung mit der reichen Wittwe ihn nicht mehr als ſeinen Bruder anſah und dieſen Namen ganz vergeſſen hatte, ſo redete er ihn auch jetzt alſo an: „Ali Baba, du biſt ſehr zurückhaltend in deinen Angelegenheiten. Du ſpielſt den Armen, den Nothleidenden, den Bettler, und miſſeſt das Gold in Maßen.“

„Lieber Bruder,“ antwortete Ali Baba, „ich weiß nicht, was du da ſagen willſt; erkläre dich deutlicher.“ — „Verſtelle dich nur nicht ſo,“ antwortete Caſſim, und indem er ihm das Gold zeigte, das ſeine Frau ihm gegeben hatte, fügte er hinzu: „Wieviel haſt du ſolche Goldſtücke? Meine Frau hat dieſes hier unten an dem Maße gefunden, das die deinige geſtern von ihr borgte.“

Aus dieſer Rede erkannte Ali Baba, daß in Folge des Eigenſinns ſeiner Frau Caſſim und deſſen Weib bereits die Sache wußten, deren Geheimhaltung ihm ſo wichtig war. Allein der Fehler war einmal gemacht, und man konnte ihm nicht abhelfen. Ohne ſich ſeinen Verdruß im Mindeſten anmerken zu laſſen, geſtand er daher ſeinem Bruder die ganze Sache und erzählte ihm, durch welchen Zufall und an welchem Ort er den Schlupfwinkel der Räuber entdeckt hatte; zugleich erbot er ſich, den Schatz mit ihm zu theilen, wenn er nur das Geheimniß bewahren wolle.

„Ja, das verlange ich ohnehin,“ verſetzte Caſſim mit ſtolzem Tone; „aber,“ fügte er hinzu, „ich will auch noch ganz genau wiſſen, wo der Schatz iſt, an welchen näheren Merkmalen ich ihn erkennen und wie ich wohl ſelbſt hineinkommen kann, wenn es mich gelüſtet; ſonſt zeige ich dich bei dem Gerichte an. Weigerſt du dich deß, ſo haſt du nicht nur nichts mehr zu hoffen, ſondern wirſt auch das noch verlieren, was du ſchon haſt; ich aber werde für dieſe Angabe meinen Antheil erhalten.“

Mehr aus Gutmüthigkeit, als durch die unverſchämten Drohungen ſeines rohen Bruders eingeſchüchtert, gab Ali Baba ihm vollſtändige Auskunft über Alles, was er wünſchte, und theilte ihm auch die Worte mit, die er ſprechen mußte, um in die Höhle hinein und wieder heraus zu gelangen.

Mehr verlangte Caſſim nicht zu wiſſen. Er verließ ſeinen Bruder mit dem feſten Vorſatz, ihm zuvorzukommen, und in der Hoffnung, ſich des Schatzes allein zu bemächtigen. Am andern Morgen brach er ſchon vor Tagesanbruch mit zehn Maulthieren auf, die er mit großen Kiſten beladen hatte; dieſe wollte er alle anfüllen und nahm ſich vor, bei einer zweiten Fahrt nach dem Schatze noch weit mehr ſolche Kiſten mitzunehmen, im Falle er noch ſo viele Ladungen darin vorfände, daß dies nöthig wäre. Er ſchlug den Weg ein, den Ali Baba ihm bezeichnet hatte, gelangte an den Felſen und erkannte die Merkmale, ſowie den Baum, auf dem Ali Baba ſich verſteckt hatte. Er ſuchte die

Thüre, fand ſie und ſprach die Worte: „Seſam, öffne dich!“ die Thüre ging auf, er trat hinein und ſogleich ſchloß ſie ſich wieder. Bei Beſichtigung der Höhle gerieth er in große Verwunderung, da er darin weit mehr Reichthümer antraf, als er nach Ali Baba's Erzählung vermuthet hatte, und ſein Erſtaunen wurde immer größer, je mehr er Alles einzeln betrachtete. Als ein geizigter Mann, dem die Reichthümer über Alles gingen, hätte er gerne den ganzen Tag lang ſeine Augen an dem Anblicke ſo vielen Goldes geweidet, wenn es ihm nicht eingefallen wäre, daß er eigentlich dazu gekommen ſey, um das Geld zu holen und ſeine zehn Mauleſel damit zu beladen. Er nahm daher eine Anzahl von Säcken, ſoviel er tragen konnte, ging damit auf die Thüre zu, und da er an alles Andere mehr dachte, als an das, was jetzt für ihn am wichtigſten war, ſo geſchah es, daß er ſich des nothwendigen Wortes nicht mehr erinnerte und ſtatt Seſam ſagte: „Gerſte, öffne dich!“ Aber wie groß war ſeine Beſtürzung, als er ſah, daß die Thüre ſich nicht öffnete, ſondern verſchloſſen blieb. Nun nannte er noch mehrere andere Namen von Getreidearten, aber nur den rechten nicht, und die Thüre blieb immer verſchloſſen.

Auf dieſen Zufall hatte ſich Caſſim nicht gefaßt gemacht. Schrecken und Angſt bemächtigten ſich ſeiner, als er ſich nun in ſo großer Gefahr erblickte, und je mehr er ſich anſtrengte, um das Wort Seſam in ſein Gedächtniß zurückzurufen, um ſo verwirrter wurde er, und bald war dies Wort für ihn, als ob er es nie hätte nennen hören. Verzweiflungsvoll warf er jetzt die Säcke, womit er ſich beladen hatte, zu Boden, ging mit großen Schritten in der Höhle auf und nieder, und alle die Reichthümer, von denen er ſich umgeben ſah, hatten jetzt keinen Reiz mehr für ihn. Doch laſſen wir Caſſim ſein Schickſal beweinen, er verdient unſer Mitleid nicht.

Die Räuber kehrten gegen Mittag zu ihrer Höhle zurück, und als ſie in die Nähe kamen und die mit Kiſten beladenen Mauleſel Caſſims erblickten, ſo wurden ſie über dieſe neue Erſcheinung unruhig, ſprengten mit verhängtem Zügel heran und jagten die zehn Mauleſel, die Caſſim anzubinden vergeſſen hatte, und die ruhig weideten, auseinander, ſo daß ſie ſich da und dorthin im Walde zerſtreuten und ihnen bald aus dem Geſichte entſchwanden.

Die Räuber nahmen ſich nicht die Mühe, den Mauleſeln nachzureiten: es war ihnen weit wichtiger, ihren Beſitzer aufzufinden. Während nun einige um den Felſen herum die Runde machten, um ihn zu ſuchen, ſtieg der Hauptmann nebſt den übrigen ab, ging mit blankem Säbel gerade auf die Thüre zu, ſprach die Worte, und die Thüre öffnete ſich.

Caſſim, der mitten in der Höhle das Stampfen von Pferden hörte, zweifelte jetzt nicht mehr, daß die Räuber angekommen und er ſelbſt verloren ſey. Gleichwohl beſchloß er, einen Verſuch zu machen, um aus ihren Händen zu entrinnen und ſich zu retten; daher ſtellte er ſich dicht vor die Thüre, um hinauszuſtürzen, ſobald ſie ſich öffnen würde. Kaum hörte er das Wort Seſam, das ſeinem Gedächtniß entfallen war, ausſprechen, und ſah die Thüre aufgehen, ſo ſtürmte er ſo ungeſtüm hinaus, daß er den Hauptmann zu Boden warf. Allein den andern Räubern vermochte er nicht zu entgehen; dieſe hielten ebenfalls den blanken Säbel in der Hand und nahmen ihm auf der Stelle das Leben.

Jetzt war die erſte Sorge der Räuber, in die Grotte hineinzugehen. Sie fanden nahe bei der Thüre die Säcke, die Caſſim bis dahin gebracht hatte, um ſeine Mauleſel damit zu bepacken, und legten dieſelben wieder auf den vorigen Platz, bemerkten aber nicht, daß diejenigen, die Ali Baba fortgeſchafft hatte, fehlten. Indem ſie ſich nun über dieſe Begebenheit gemeinſchaftlich beriethen, begriffen ſie wohl, wie Caſſim nicht habe aus der Grotte herauskommen können, allein wie er hineingekommen ſey, das konnten ſie nicht verſtehen. Sie kamen auf den Gedanken, er ſeye vielleicht von oben herabgeſtiegen; allein die Oeffnung, durch welche das Licht hereinfiel, war ſo hoch, und der Gipfel des Felſen ſo unzugänglich, daß ſie einſtimmig erklärten, dieſes Räthſel können ſie nicht auflöſen. Daß er durch die Thüre hereingekommen ſey, konnten ſie nicht annehmen, denn dazu mußte er doch das Geheimniß wiſſen, ſie zu öffnen, und in deſſen

Beſitz, glaubten ſie, ſey Niemand außer ihnen ſelbſt. Sie konnten nämlich nicht wiſſen, daß Ali Baba ſie belauſcht und es gehört hatte.

Wie nun auch die Sache gekommen ſeyn mochte, es handelte ſich jetzt darum, ihre gemeinſchaftlichen Reichthümer in Sicherheit zu bringen, und ſo kamen ſie denn dahin überein, den Leichnam Caſſims in vier Theile zu theilen und innerhalb der Grotte nicht weit von der Thüre zwei zur Rechten und zwei zur Linken aufzuhängen, zum abſchreckenden Beiſpiel für Jeden, der die Frechheit haben würde, etwas Aehnliches zu wagen; ſie ſelbſt aber beſchloſſen, erſt nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Leichengeruch ſich verloren haben würde, in ihre Höhle zurückzukehren. Geſagt, gethan; da ſie nichts weiter zurückhielt, ſo verließen ſie ihren Zufluchtsort, nachdem ſie ihn wohl verſchloſſen, ſtiegen wieder zu Pferde und durchſtreiften die Ebene in der Richtung hin, wo die Straßen am meiſten von den Karawanen beſucht waren, um wie gewöhnlich Jagd auf dieſelben zu machen und ſie auszuplündern.

Indeß war Caſſims Frau in großer Unruhe, als die finſtere Nacht anbrach und ihr Mann immer noch nicht zurückkam. Voll Bekümmerniß ging ſie zu Ali Baba und ſagte zu ihm: „Lieber Schwager, du weißt gewiß, daß dein Bruder Caſſim in den Wald gegangen iſt und zu welchem Zweck. Er iſt immer noch nicht zurückgekommen und doch iſt es bereits tiefe Nacht; ich fürchte, es möchte ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſeyn.“

Ali Baba hatte nach der oben angeführten Unterredung mit ſeinem Bruder ſeine Reiſe vermuthet und war deßhalb an dieſem Tage nicht ſelbſt in den Wald gegangen, um ihm keinen Anlaß zu Argwohn zu geben. Ohne ihr irgend einen Vorwurf zu machen, der ſie oder ihren Mann, wenn er noch am Leben geweſen wäre, hätte beleidigen können, ſagte er zu ihr, ſie ſolle ſich deßwegen noch nicht bekümmern, denn ohne Zweifel habe Caſſim es für zweckmäßig gefunden, erſt ſpäter in die Stadt zurückzukehren.

Scheherſad ſchwieg, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:

Fünfhundert

und

neunundſiebenzigſte Nacht.

Caſſims Frau glaubte dies um ſo leichter, da ſie bedachte, wie ſehr ihrem Manne daran liegen mußte, die Sache geheim zu halten. Sie kehrte alſo nach Hauſe zurück und wartete geduldig bis um Mitternacht. Nun aber verdoppelte ſich ihre Bekümmerniß und ihr Herzeleid um ſo mehr, da ſie ihrem geängſtigten Herzen nicht durch Schreien und Weinen Luft ſchaffen konnte, weil ſie wohl einſah, daß die wahre Urſache davon vor der Nachbarſchaft ein Geheimniß bleiben mußte. Jetzt, da ihr Fehler nicht wieder gut zu machen war, bereuete ſie ihre närriſche Neugierde und ihr ſträfliches Begehren, die häuslichen Angelegenheiten ihres Schwagers und ihrer Schwägerin durchſchauen zu wollen. Sie weinte die ganze Nacht durch und bei Tagesanbruch eilte ſie wieder zu ihm, indem ſie mehr durch Thränen als durch Worte zu verſtehen gab, warum ſie komme.

Ali Baba wartete nicht, bis ſeine Schwägerin ihn bat, er möchte ſich die Mühe nehmen und nachſehen, was aus Caſſim geworden ſey. Er machte ſich auf der Stelle mit ſeinen drei Eſeln auf und ging in den Wald, nachdem er ihr zuvor empfohlen hatte, ihre Betrübniß zu mäßigen. Als er ſich dem Felſen näherte, ohne auf dem ganzen Wege weder ſeinen Bruder noch die Maulеſel angetroffen zu haben, verwunderte er ſich ſehr über das Blut, das er am Eingange der Höhle bemerkte, und dies erſchien ihm als eine üble Vorbedeutung. Er trat vor die Thüre, ſprach die Worte, ſie öffnete ſich und das Erſte, was ihm in die Augen fiel, war der Leichnam ſeines geviertheilten

Bruders. Bei dieſem traurigen Anblick beſann er ſich nicht lange, was er thun ſolle, ſondern beſchloß alsbald, ſeinem Bruder die letzte Ehre zu erweiſen, denn er gedachte nicht mehr, wie wenig brüderliche Liebe dieſer ſtets für ihn gehegt hatte. Er fand in der Höhle allerlei Zeug, um darein die vier Theile ſeines Bruders in verſchiedene Ballen zu packen, womit er einen ſeiner Eſel belud; oben darüber legte er Holz, damit Niemand es merken möchte. Die beiden andern Eſel bepackte er ohne weitern Aufſchub mit vollen Goldſäcken, über die er wie das erſte Mal Holz legte, und nachdem er dies vollendet und der Thüre befohlen hatte, ſich wieder zu ſchließen, zog er nach der Stadt zurück. Er war jedoch vorſichtig genug, am Ausgange des Waldes ſo lange zu warten, daß er erſt mit Anbruch der Nacht dieſelbe erreichte. Zu Hauſe angekommen, trieb er nur die zwei mit Gold beladenen Eſel in den Hof, überließ ſeiner Frau das Geſchäft, ſie abzuladen, und nachdem er ihr mit wenigen Worten das Schickſal Caſſims mitgetheilt hatte, führte er den dritten Eſel zu ſeiner Schwägerin.

Ali Baba klopfte an die Thüre und ſie wurde ihm von einer gewiſſen Morgiane geöffnet. Dieſe Morgiane war eine geſchickte, kluge und erfinderiſche Sklavin, welche die größten Schwierigkeiten zu überwinden mußte, und Ali Baba kannte ſie als ſolche. Als er daher in den Hof getreten war, und dem Eſel das Holz nebſt den beiden Päcken

abgenommen hatte, zog er Morgiane bei Seite und ſagte zu ihr: „Morgiane, das Erſte, was ich von dir verlange, iſt unverbrüchliche Verſchwiegenheit: du wirſt bald ſehen, wieviel deiner Gebieterin und mir daran liegen muß. Dieſe zwei Päcke enthalten

den Leichnam deines Herrn; wir müſſen jetzt darauf denken, ihn ſo zu beerdigen, als ob er eines natürlichen Todes geſtorben wäre. Führe mich zu deiner Gebieterin und achte auf das, was ich ihr ſagen werde."

Morgiane meldete es ihrer Gebieterin, und Ali Baba, der ihr auf dem Fuße folgte, trat in's Zimmer. „Nun, mein Schwager!" rief ihm die Wittwe mit großer Ungeduld entgegen, „was für Nachricht bringſt du mir von meinem Manne? dein Geſicht verkündet nichts Tröſtliches."

„Schwägerin," antwortete Ali Baba, „ich kann dir nichts ſagen, bevor du mir gelobſt, daß du mich vom Anfang bis zum Ende anhören willſt, ohne den Mund zu öffnen. Nach dem Vorfall, den ich dir zu erzählen habe, iſt es für dein eigenes Wohl und deine Ruhe gleich wichtig, wie für mich, daß die Sache verſchwiegen bleibt."

„Ach!" rief die Schwägerin halblaut aus, „dieſe Einleitung läßt mich erkennen, daß mein Mann nicht mehr am Leben iſt; zugleich aber ſehe ich ein, wie nothwendig die Verſchwiegenheit iſt, die du von mir forderſt. Ich muß mir freilich viel Gewalt anthun, aber ſprich nur, ich höre dich."

Ali Baba erzählte hierauf ſeiner Schwägerin den ganzen Erfolg ſeiner Reiſe bis zu ſeiner Heimkehr mit Caſſims Leichnam. „Schwägerin," fügte er hinzu, „du haſt nun freilich große Urſache, betrübt zu ſeyn, um ſo mehr, je weniger du es erwarten konnteſt. Dieſes Unglück läßt ſich nicht mehr ändern; wenn aber irgend Etwas im Stande iſt, dich zu tröſten, ſo erbiete ich mich, die wenigen Güter, die mir Gott beſchert, mit den deinigen zu vereinigen und dich zu heirathen; zugleich gebe ich dir die Verſicherung, daß meine Frau nicht eiferſüchtig ſeyn und ihr euch gewiß recht gut mit einander vertragen werdet. Gefällt dir mein Vorſchlag, ſo müſſen wir vor Allem darauf denken, die Sache ſo einzuleiten, daß Jedermann glaubt, mein Bruder ſey eines natürlichen Todes geſtorben, und hierin denke ich, kannſt du dich ganz auf Morgiane verlaſſen; auch ich werde meinerſeits Alles beitragen, was in meiner Macht ſteht."

Was konnte Caſſims Wittwe Beſſeres thun, als Ali Baba's Vorſchlag annehmen? Neben dem Vermögen, das ihr durch den Tod ihres erſten Mannes zufiel, bekam ſie einen zweiten Mann, der reicher war als ſie ſelbſt und in Folge der Entdeckung des Schatzes noch reicher werden konnte. Sie lehnte alſo den Antrag nicht ab, ſondern betrachtete ihn im Gegentheil als einen ſehr triftigen Grund, ſich zu tröſten. Indem ſie daher ihre Thränen trocknete, die bereits reichlich zu fließen begonnen hatten, und jenes durchdringende Klagegeſchrei, das Frauen bei dem Verluſte ihrer Männer zu erheben pflegen, unterließ, bewies ſie Ali Baba genugſam, daß ſie ſein Anerbieten annahm.

In dieſer Stimmung verließ Ali Baba die Wittwe Caſſims, und nachdem er Morgianen anempfohlen, ihre Rolle gut zu ſpielen, kehrte er mit ſeinem Eſel nach Hauſe zurück.

Morgiane that, was man von ihr erwartete; ſie ging in demſelben Augenblicke, wie Ali Baba, aus dem Hauſe und zu einem Apotheker, der in der Nähe wohnte. Sie klopfte an ſeinen Laden, und als man ihr geöffnet, verlangte ſie eine gewiſſe Art von Arzneitäfelchen, die in den gefährlichſten Krankheiten von ſehr großem Nutzen ſind. Der Apotheker gab ihr einige für das Geld, das ſie auf den Tiſch gelegt hatte, und fragte, wer denn im Hauſe ihres Herrn krank ſey? „Ach!“ erwiderte ſie mit einem tiefen Seufzer, „Caſſim, mein guter Herr, iſt es ſelbſt. Man kann aus ſeiner Krankheit nicht klug werden, er ſpricht nichts und kann nichts eſſen.“ Mit dieſen Worten nahm ſie die Arzneitäfelchen fort, von denen Caſſim wahrhaftig keinen Gebrauch mehr machen konnte.

Am andern Morgen kam Morgiane wieder zu demſelben Apotheker und verlangte mit Thränen in den Augen einen Saft, den man Kranken nur in der äußerſten Gefahr einzugeben pflegt; wenn dieſer Saft ſie nicht geſund machte, ſo gab man alle Hoffnung auf ihre Geneſung auf. „Ach!“ ſagte ſie mit großer Betrübniß, als ſie ihn aus den Händen des Apothekers empfing, „ich fürchte ſehr, dies Mittel wird eben ſo wenig anſchlagen, wie die Arzneitäfelchen. Ach, was war er für ein guter Herr und jetzt ſoll ich ihn verlieren!“

Da man nun auch von der andern Seite Ali Baba und ſeine Frau den ganzen Tag mit betrübtem Geſichte nach Caſſims Hauſe hin und her gehen ſah, ſo wunderte ſich Niemand über das Jammergeſchrei, das Caſſims Frau und beſonders Morgiane am Abend erhoben, um Caſſims Tod zu verkündigen.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht mit folgenden Worten wieder fort:

Fünfhundert und achtzigste Nacht.

Am andern Morgen ging Morgiane, die auf dem Marktplatze einen alten ehrlichen Schuhflicker kannte, der seine Bude immer zuerst und lange vor den andern öffnete, in aller Frühe aus, um ihn aufzusuchen. Sie begrüßte ihn mit dem gewöhnlichen Gruß und drückte ihm sogleich ein Goldstück in die Hand.

Der Schuhflicker, der in der ganzen Stadt unter dem Namen Baba Mustapha bekannt und ein sehr lustiger Kamerad voll heiterer Einfälle war, besah das Stück genau, weil es noch nicht recht Tag war, und als er sich überzeugt, daß er Gold bekommen, sagte er: „Ein schönes Handgeld! was steht zu Befehl? ich bin bereit, Alles zu thun."

„Baba Mustapha," sagte Morgiane zu ihm, „nimm all dein Handwerkszeug, das zum Flicken nöthig ist, und komm schnell mit mir; du mußt dir aber, wenn wir an dem und dem Orte angekommen sind, die Augen verbinden lassen."

Bei diesen Worten machte Baba Mustapha Schwierigkeiten. „Nein, nein," antwortete er, „du verlangst gewiß Etwas von mir, was gegen mein Gewissen oder

gegen meine Ehre iſt." — „Gott behüte," erwiderte Morgiane, indem ſie ihm ein zweites Goldſtück in die Hand drückte, „ich fordere Nichts von dir, was du nicht in allen Ehren thun könnteſt. Komm nur und mache dir keine unnöthige Angſt."

Baba Muſtapha folgte und Morgiane führte ihn, nachdem ſie ihm an der bezeichneten Stelle ein Tuch vor die Augen gebunden, in das Haus ihres verſtorbenen Herrn und nahm ihm das Tuch erſt in dem Zimmer ab, wohin ſie den Leichnam gebracht und ſeine vier Theile gehörig zuſammengeſetzt hatte. „Baba Muſtapha," ſagte ſie jetzt zu ihm: „ich habe dich hierher gebracht, damit du dieſe vier Stücke da zuſammennähen ſollſt. Verliere keine Zeit, und wenn du fertig biſt, bekommſt du noch ein Goldſtück."

Als Baba Muſtapha fertig war, verband ihm die Morgiane in demſelben Zimmer wieder die Augen, und nachdem ſie ihm das verſprochene dritte Goldſtück eingehändigt und Verſchwiegenheit empfohlen, führte ſie ihn an den Ort zurück, wo ſie ihm auf dem Herweg die Augen verbunden hatte. Hier nahm ſie ihm das Tuch wieder ab und ließ ihn nach Hauſe gehen; ſie verfolgte ihn mit den Blicken ſo weit ſie konnte, damit er keine Luſt bekommen ſollte, zurückzukehren und ſie ſelbſt zu beobachten.

Morgiane hatte heißes Waſſer bereiten laſſen, um Caſſims Leichnam zu waſchen, und Ali Baba, der zugleich mit ihr in's Haus zurückgekehrt war, wuſch ihn, beräucherte ihn mit Weihrauch und hüllte ihn mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten und Gebräuchen in's Leichentuch. Bald brachte auch der Schreiner den Sarg, den Ali Baba bei ihm beſtellt hatte.

Damit nun der Schreiner nichts merken möchte, nahm Morgiane den Sarg an der Thüre in Empfang, und nachdem ſie ihn bezahlt und weggeſchickt hatte, half ſie Ali Baba die Leiche hineinlegen. Sobald dieſer den Deckel daraufgenagelt hatte, ging ſie nach der Moſchee und meldete, daß Alles zu der Beerdigung bereit ſey. Die Leute der Moſchee, deren Geſchäft es iſt, die Leichen zu waſchen, boten ihre Dienſte an, um ihre Verrichtung zu erfüllen, allein ſie ſagte ihnen, dies ſey ſchon geſchehen.

Kaum war Morgiane wieder zu Hauſe, als der Imam nebſt den übrigen Dienern der Moſchee ankam. Vier von Caſſims Nachbarn nahmen den Sarg auf die Schultern und trugen ihn hinter dem Imam, der fortwährend Gebete ſprach, her auf den Begräbnißplatz. Morgiane, als die Sklavin des Verſtorbenen, folgte unter Thränen und mit entblößtem Haupte, indem ſie ein lautes Klagegeſchrei erhob, ſich heftig die Bruſt zerſchlug und die Haare ausraufte. Hinter ihr ging Ali Baba, begleitet von

den Nachbarn, die von Zeit zu Zeit und nach der Reihe die andern Nachbarn, welche den Sarg trugen, ablöſten, bis man allmälig den Begräbnißplatz erreicht hatte.

Was nun Caſſims Frau betrifft, ſo blieb dieſe zu Hauſe, um ihrer Betrübniß nachzuhängen und ein lautes Klagegeſchrei zu erheben, mit ihren Nachbarinnen, die der beſtehenden Sitte zufolge während der Begräbnißfeierlichkeit zu ihr gekommen waren, um ihre Wehklagen mit denen der Wittwe zu vereinigen, und das ganze Stadtviertel weit und breit mit Trauer erfüllten.

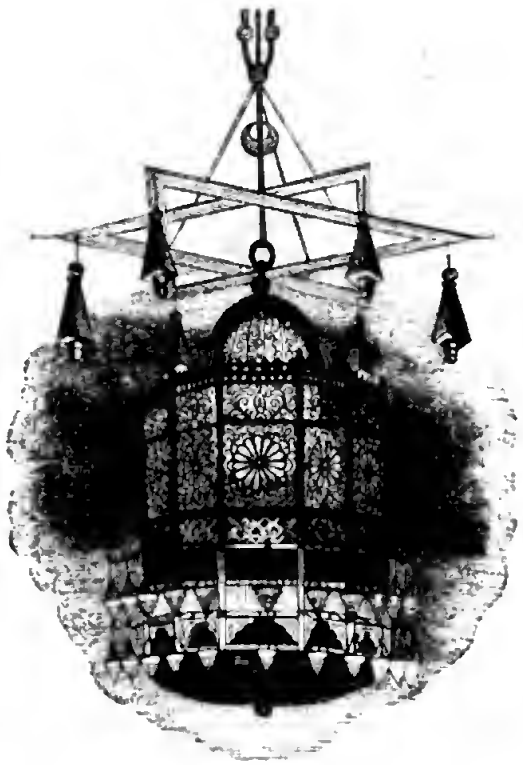
Auf dieſe Art blieb Caſſims unglückſeliger Tod ein Geheimniß zwiſchen Ali Baba, deſſen Frau, Caſſims Wittwe und Morgiane, und dieſe vier Perſonen bewahrten es ſo behutſam, daß kein Menſch in der Stadt nur im Mindeſten Etwas argwöhnte, geſchweige denn erfuhr.

Drei oder vier Tage nach Caſſims Beerdigung ſchaffte Ali Baba die wenigen Geräthſchaften, die er beſaß, ſammt dem aus der Schatzhöhle der Räuber geholten Gelde, letzteres aber bloß bei Nacht, in das Haus der Wittwe ſeines Bruders, um fortan da zu wohnen. Dadurch brachte er zugleich ſeine Verheirathung mit ſeiner Schwägerin zur öffentlichen Kunde und da Heirathen dieſer Art bei unſerer Religion durchaus nichts Ungewöhnliches ſind, ſo wunderte ſich auch Niemand darüber.

Was Caſſims Laden betrifft, ſo hatte Ali Baba einen Sohn, der ſeit einiger Zeit ſeine Lehrjahre bei einem bedeutenden Kaufmann vollendet und von ihm immer

gute Zeugniſſe erhalten hatte. Dieſem übergab er ihn mit dem Verſprechen, wenn er fortfahre, ſich gut aufzuführen, ſo werde er ihn mit der Zeit ſeinem Stande gemäß vortheilhaft verheirathen.

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und Scheherſad war gezwungen, ihre Erzählung zu unterbrechen. In der nächſten Nacht begann ſie dieſelbe mit folgenden Worten:



Fünfhundert und einundachtzigste Nacht.

Wir wollen indeß Ali Baba sein neues Glück genießen lassen und uns wieder ein wenig nach den vierzig Räubern umsehen. Sie kehrten nach der bestimmten Frist in ihren Schlupfwinkel im Walde zurück und erstaunten über die Maßen, als sie Cassims Leichnam nicht mehr vorfanden; noch höher aber stieg ihre Verwunderung, da sie an ihren Goldsäcken eine bedeutende Verminderung bemerkten. „Wir sind verrathen und verloren," sprach der Hauptmann, „wenn wir uns nicht sehr in Acht nehmen und sogleich die nöthigen Gegenmaßregeln ergreifen; sonst würden wir allmälig alle unsere Reichthümer einbüßen, die unsere Vorfahren und wir selbst mit so vieler Mühe und Beschwerde erworben haben. Aus dem Schaden, der uns angerichtet worden ist, geht soviel hervor, daß der Dieb, den wir ertappten, das Geheimniß wußte, die Thüre zu öffnen, und wir zum guten Glück gerade in dem Augenblicke dazukamen, als er wieder hinausgehen wollte. Er war jedoch nicht allein, sondern ein Anderer muß ebenfalls darum wissen. Was bedürfen wir weiter Zeugniß, als daß seine Leiche fortgeschafft worden ist und

unſer Schatz bedeutend abgenommen hat. Da es nun nicht ſcheint, daß mehr als zwei Perſonen um das Geheimniß wiſſen, ſo müſſen wir, nachdem wir den erſten umgebracht, auch den zweiten aus dem Wege räumen. Was ſagt ihr dazu, brave Leute, ſeyd ihr nicht auch meiner Meinung?"

Der Vorſchlag des Räuberhauptmanns leuchtete der ganzen Bande vollkommen ein; ſie billigten ihn Alle und vereinigten ſich dahin, daß man vor der Hand jede andere Unternehmung bei Seite ſetzen und die vereinigten Kräfte bloß dieſer allein widmen ſolle; ja man ſolle nicht eher davon abgehen, bis der Zweck erreicht ſey.

„Eben das," fuhr der Hauptmann fort, „habe ich von euerm Muth und eurer Tapferkeit erwartet; vor Allem aber muß ein kühner, gewandter und unternehmender Mann aus eurer Mitte ohne Waffen, in der Tracht eines fremden Reiſenden, in die Stadt gehen und ſeine ganze Geſchicklichkeit aufbieten, um zu erkunden, ob man da nicht von dem auffallenden Tode deſſen ſpricht, den wir, wie er verdiente, umgebracht haben, wer er war und in welchem Hauſe er wohnte. Dies iſt für jetzt das Wichtigſte, damit wir nichts thun, das wir jemals zu bereuen Urſache hätten, und uns nicht in einem Lande verrathen, wo wir ſo lange unbekannt waren, und es ſo wichtig für uns iſt, auch fernerhin unbekannt zu bleiben. Um indeß denjenigen, der ſich zu dieſer Sendung erbieten wird, anzufeuern, und damit er uns nicht einen falſchen Bericht hinterbringe, der unſer aller Verderben nach ſich ziehen könnte, ſo frage ich euch, ob ihr es nicht für angemeſſen haltet, daß er ſich in dieſem Falle der Todesſtrafe unterwerfe?"

Ohne erſt die Abſtimmung der Andern abzuwarten, ſagte einer der Räuber: „Ich unterwerfe mich der Bedingung und mache mir eine Ehre daraus, bei dieſem Geſchäfte mein Leben in die Schanze zu ſchlagen. Gelingt es mir nicht, ſo werdet ihr euch wenigſtens erinnern, daß es mir weder an gutem Willen, noch an Muth gefehlt hat, um das Wohl der Geſellſchaft zu befördern."

Der Räuber erhielt große Lobſprüche vom Hauptmann und ſeinen Kameraden und verkleidete ſich dann ſo vollſtändig, daß Niemand ihn für das halten konnte, was er wirklich war. Er ging Nachts ab und traf ſeine Maßregeln ſo, daß er gerade um die Zeit, wo der Tag zu grauen anfing, in die Stadt kam. Auf dem Marktplatz angelangt ſah er nur einen einzigen Laden offen, nämlich den des Baba Muſtapha.

Baba Muſtapha ſaß mit dem Pfriemen in der Hand auf ſeinem Stuhle und wollte eben ſein Geſchäft beginnen. Der Räuber trat auf ihn zu, wünſchte ihm guten Morgen und da er ſein hohes Alter bemerkte, ſagte er zu ihm: „Guter Mann, du fängſt ſehr frühe an zu arbeiten; du kannſt bei deinen Jahren unmöglich jetzt ſchon gut

ſehen. Auch wenn es noch heller wäre, ſo zweifle ich doch, daß deine Augen noch ſcharf genug ſind zum Flicken."

„Wer du auch ſeyn magſt," antwortete Baba Muſtapha, „ſo ſcheinſt du mich nicht zu kennen. Ich bin zwar allerdings ſchon ſehr alt, habe aber dennoch treffliche Augen, und zum Beweis dafür will ich dir nur ſagen, daß ich vor noch nicht langer Zeit einen Todten an einem Orte zuſammengeflickt habe, wo es nicht viel heller war, als es jetzt hier iſt."

Der Räuber war hocherfreut, ſogleich einen Mann angetroffen zu haben, der ihm, wie er hoffte, von ſelbſt und ungefragt über das Auskunft geben würde, weßwegen er hierher gekommen war. „Einen Todten?" fragte er ganz verwundert, und um ihn zum Sprechen zu bringen, fügte er hinzu: „Warum denn einen Todten zuſammennähen? Du wollteſt offenbar ſagen, das Leichentuch, worin er eingehüllt war!"

„Nein, nein," antwortete Baba Muſtapha, „ich weiß recht gut, was ich ſagen will. Du möchteſt mich gerne zum Sprechen bringen, allein ich werde dir nichts mehr davon erzählen."

Der Räuber bedurfte keiner weitern Erklärungen, um überzeugt zu ſeyn, daß er gefunden habe, was zu ſuchen er gekommen war. Er zog ein Goldſtück aus der Taſche, drückte es Baba Muſtapha in die Hand und ſagte zu ihm: „Ich habe durchaus nicht die Abſicht, in dein Geheimniß eindringen zu wollen, obwohl ich dich verſichern kann, daß ich es nicht weiter verbreiten würde, wenn du mir es anvertrauteſt. Das Einzige, um was ich dich bitte, iſt, daß du ſo gefällig ſeyn mögeſt, mir das Haus zu beſchreiben oder zu zeigen, wo du den Leichnam zuſammengenäht haſt."

„Wenn ich dies auch gerne thun wollte," antwortete Baba Muſtapha, indem er Miene machte, ihm das Gold zurückzugeben, „ſo verſichere ich dich doch, daß es mir unmöglich wäre, und du kannſt mir dies auf mein Wort glauben. Man hat mich nämlich an einen gewiſſen Ort geführt, wo mir die Augen verbunden wurden, und von da nach dem Hauſe, von wo aus man mich nach Vollendung meines Geſchäfts auf dieſelbe Weiſe an denſelben Ort zurückführte. Du ſiehſt alſo ein, daß ich dir unmöglich deinen Wunſch gewähren kann."

„So wirſt du dich doch," fragte der Räuber weiter, „wenigſtens einigermaßen noch des Wegs erinnern, den man dich mit verbundenen Augen geführt hat. Ich bitte dich, komme jetzt mit mir, ich will dir an derſelben Stelle die Augen verbinden und dann wollen wir mit einander dieſelbe Straße und dieſelben Kreuz- und Querwege gehen, die du dich damals gegangen zu ſeyn erinnerſt. Da aber jeder Arbeiter ſeines Lohnes

werth iſt, ſo gebe ich dir hiemit ein zweites Goldſtück. Komm und thu' mir dieſen Gefallen."

Die beiden Goldſtücke lockten Baba Muſtapha. Er betrachtete ſie eine Zeitlang in ſeiner Hand, ohne ein Wort zu ſprechen, und ging mit ſich zu Rathe, was er thun ſolle. Endlich zog er ſeinen Geldbeutel, ſteckte ſie hinein und ſagte dann zum Räuber: „Ich kann zwar nicht verſichern, daß ich mich des Wegs, den man mich damals führte, genau erinnere; da du es aber ſo haben willſt, ſo komm, ich will mein Möglichſtes thun, um mich darauf zu beſinnen."

Baba Muſtapha machte ſich nun zur großen Freude des Räubers auf, und ohne ſeinen Laden zu verſchließen, worin er nichts Bedeutendes zu verlieren hatte, führte er ihn an den Ort, wo Morgiane ihm die Augen verbunden hatte. Als ſie dort angekommen waren, ſagte Baba Muſtapha: „Hier hat man mich verbunden und ich ſah gerade nach derſelben Seite wie jetzt." Der Räuber, der ſchon ſein Schnupftuch in Bereitſchaft hatte, verband ihm nun gleichfalls die Augen und ging neben ihm her, indem er ihn theils führte, theils ſich von ihm führen ließ, bis er ſtehen blieb.

„Weiter," ſagte Baba Muſtapha, „bin ich, ſo viel ich weiß, nicht gekommen," und er befand ſich wirklich vor Caſſims Hauſe, wo jetzt Ali Baba wohnte. Der Räuber

machte, bevor er ihm das Tuch von den Augen nahm, schnell mit einem Stück Kreide ein Zeichen vor die Thüre, und als er es ihm abgebunden hatte, fragte er ihn, ob er wisse, wem das Haus gehöre? Baba Mustapha antwortete, er wohne nicht in diesem Stadtviertel und könne ihm auch nichts Weiteres davon sagen.

Als der Räuber sah, daß er von Baba Mustapha nichts mehr erfahren konnte, dankte er ihm für seine Bemühung und ließ ihn nach seinem Laden zurückgehen; er selbst aber ging wieder in den Wald, in der festen Ueberzeugung, dorten eine gute Aufnahme zu finden.

Bald nachdem der Räuber und Baba Mustapha sich getrennt hatten, ging Morgiane eines Geschäftes wegen aus dem Hause Ali Baba's, und als sie zurückkam, bemerkte sie das Zeichen, das der Räuber an die Thüre gemacht hatte. Sie blieb stehen und betrachtete es aufmerksam. „Was mag wohl dieses Zeichen bedeuten?" sagte sie bei sich selbst; „sollte Jemand Böses gegen meinen Herrn im Schilde führen, oder ist es bloß zum Scherze gemacht worden? dem sey übrigens wie ihm wolle, es kann nichts schaden, wenn man sich für jeden Fall sicher stellt." Sie nahm sofort ebenfalls Kreide, und da die zwei oder drei vorhergehenden und dahinterfolgenden Thüren fast ganz eben so aussahen, wie ihre Hausthüre, so bezeichnete sie dieselben an der nämlichen Stelle und ging sodann in das Haus zurück, ohne weder ihrem Herrn noch dessen Frau etwas davon zu sagen.

Scheherfad schwieg, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:

Fünfhundert

und

zweiundachtzigste Nacht.

Der Räuber ſetzte indeß ſeinen Weg nach dem Walde fort und kam ſehr bald zur übrigen Geſellſchaft zurück. Er ſtattete ſogleich Bericht vom Erfolg ſeiner Reiſe ab und pries über die Maßen ſein Glück, daß er gleich anfangs einen Mann gefunden, der ihm das, was ihn in die Stadt geführt, erzählt habe, denn er hätte es ſonſt von Niemand erfahren können. Alle bezeigten große Freude darüber, der Hauptmann aber nahm das Wort, und nachdem er ſeinen Eifer gelobt, ſprach er folgendermaßen zu der ganzen Geſellſchaft: „Kameraden, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren; laßt uns wohl bewaffnet, aber ohne daß man es uns anſieht, aufbrechen und, um keinen Verdacht zu erregen, einzeln, Einer nach dem Andern, in die Stadt gehen; dort kommt von verſchiedenen Seiten her auf dem Marktplatze zuſammen, während ich mit unſerm Kameraden, der uns eben dieſe gute Nachricht gebracht hat, das Haus auskundſchaften werde, um darnach die zweckmäßigſten Maßregeln treffen zu können.“

Die Rede des Räuberhauptmanns wurde mit großem Beifall aufgenommen, und ſie waren bald reiſefertig. Sie zogen nun zu Zwei und Drei von dannen, und da ſie immer in angemeſſener Entfernung von einander gingen, ſo gelangten ſie ohne Verdacht zu erregen in die Stadt. Der Hauptmann und der Räuber, der Morgens

hier gewesen war, trafen zuletzt daselbst ein. Dieser führte den Hauptmann in die Straße, wo er Ali Baba's Haus bezeichnet hatte, und als er an die erste, von Morgiane bezeichnete Hausthür kam, machte er ihn darauf aufmerksam und sagte, das sey die rechte. Als sie aber, um sich nicht verdächtig zu machen, weiter gingen, bemerkte der Hauptmann, daß die nächstfolgende Thür ebenfalls dasselbe Zeichen und an derselben Stelle hatte; er zeigte es daher seinem Führer und fragte ihn, ob es dies Haus sey oder das vorige. Der Räuber kam in Verlegenheit und wußte nichts zu

antworten, besonders als er und der Hauptmann sahen, daß die vier oder fünf folgenden Thüren ebenfalls dasselbe Zeichen hatten. Er versicherte dem Hauptmann mit einem Schwur, daß er bloß eine einzige bezeichnet habe, und setzte dann hinzu: „Es ist mir unbegreiflich, wer die übrigen so ähnlich bezeichnet haben mag, aber ich muß in dieser Verwirrung gestehen, daß ich dasjenige, das ich selbst bezeichnet habe, nicht mehr herausfinden kann."

Als nun der Hauptmann seinen Plan vereitelt sah, begab er sich nach dem Marktplatze und ließ seinen Leuten durch den ersten besten, der ihm begegnete, sagen,

sie haben sich diesmal eine vergebliche Mühe gemacht und es bleibe nichts Anderes übrig, als den Rückweg nach ihrem gemeinschaftlichen Zufluchtsorte anzutreten. Er selbst ging voran und sie folgten ihm alle in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren.

Nachdem die Bande sich im Walde wieder versammelt hatte, erklärte ihr der Hauptmann, warum er sie habe wieder umkehren lassen. Sogleich wurde der Führer einstimmig des Todes schuldig erklärt, auch gestand er selbst zu, daß er es verdient habe, weil er bessere Vorsichtsmaßregeln hätte ergreifen sollen, und ohne Zittern bot er demjenigen den Hals hin, der den Auftrag erhielt, ihm den Kopf abzuschlagen.

Da es für das Wohl der Bande sehr wichtig war, den Schaden, den man ihr zugefügt, nicht ungerächt zu lassen, so trat ein anderer Räuber auf, versprach, es solle ihm besser gelingen als seinem Vorgänger, und bat sich die Uebertragung dieses Geschäfts als eine Gunst aus. Es wurde ihm genehmigt; er ging nach der Stadt, bestach Baba Mustapha, wie sein Vorgänger gethan, und Baba Mustapha führte ihn mit verbundenen Augen vor Ali Baba's Haus. Der Räuber bezeichnete dasselbe an einer weniger bemerkbaren Stelle mit Röthel, in der Hoffnung, er werde es auf diese Art gewiß von den weißbezeichneten unterscheiden können.

Aber bald darauf ging Morgiane aus dem Hause, wie am vorigen Tag, und als sie zurückkam, entging das rothe Zeichen ihren scharfblickenden Augen nicht. Sie dachte sich dabei das Nämliche, wie bei dem weißen Zeichen, und machte sogleich an die Thüren der Nachbarhäuser und zwar an die nämliche Stelle dasselbe Zeichen mit Röthel.

Inzwischen kehrte der Räuber zu seiner Bande in den Wald zurück, erzählte, welche Maßregel er genommen, und sagte, es wäre ihm jetzt unmöglich, das bezeichnete Haus mit den andern zu verwechseln. Der Hauptmann und seine Leute glaubten mit ihm, die Sache müsse jetzt gelingen. Sie begaben sich daher in derselben Ordnung und mit derselben Vorsicht wie Tags zuvor, auch ganz ebenso bewaffnet, nach der Stadt, um den Plan auszuführen, den sie ersonnen hatten. Der Hauptmann und der Räuber gingen sogleich in die Straße Ali Baba's, fanden aber dieselbe Schwierigkeit wie das erste Mal. Der Hauptmann ward darüber erzürnt, und der Räuber gerieth in dieselbe Bestürzung, wie derjenige, der vor ihm diesen Auftrag gehabt hatte.

So sah sich denn der Hauptmann genöthigt, eben so unbefriedigt wie das erste Mal noch an demselben Tage mit seinen Leuten den Rückzug anzutreten. Der Räuber, der an dem Mißlingen des Planes Schuld war, erlitt gleicherweise die Strafe, der er sich freiwillig unterworfen hatte.

Da nun der Hauptmann ſeine Bande um zwei wackere Leute vermindert ſah, fürchtete er, ſie möchte noch mehr abnehmen, wenn er ſich bei Erforſchung von Ali Baba's Haus auch fernerhin auf Andere verlaſſen wollte. Ihr Beiſpiel zeigte ihm, daß ſie mehr zu kühnen Waffenthaten geeignet waren, als zu ſolchen Unternehmungen, wo man klug und liſtig zu Werke gehen mußte. Er übernahm daher die Sache ſelbſt und ging nach der Stadt, wo ihm Baba Muſtapha denſelben Dienſt leiſtete, wie den beiden Abgeſandten ſeiner Bande; er machte jedoch kein Merkzeichen an Ali Baba's Haus, ſondern ging mehrere Male vorüber und betrachtete es ſo genau, daß er es durchaus nicht mehr verfehlen konnte.

Nachdem er ſich nun von Allem, was er wünſchte, unterrichtet hatte, ging der Räuberhauptmann, wohl zufrieden mit ſeiner Reiſe, nach dem Walde zurück, und als er in die Felſenhöhle kam, wo die ganze Bande ihn erwartete, ſagte er zu ihnen: „Kameraden, jetzt kann uns nichts mehr hindern, volle Rache für die Bosheit zu nehmen, die an uns verübt worden iſt. Ich kenne das Haus des Schurken, den ſie treffen ſoll, ganz genau und habe unterwegs auf Mittel gedacht, die Sache ſo ſchlau anzugreifen, daß Niemand weder von unſerer Höhle, noch von unſerm Schatze etwas ahnen ſoll; denn dies iſt der Hauptzweck, den wir bei unſerm Unternehmen vor Augen haben müſſen, ſonſt würde es uns in's Verderben ſtürzen.

„Hört einmal an,“ fuhr der Hauptmann fort, „was ich ausgeſonnen habe, um dieſen Zweck zu erreichen. Wenn ich euch meinen Plan auseinander geſetzt haben werde und einer von euch ein beſſeres Mittel weiß, ſo mag er es uns dann mittheilen.“ Sofort erklärte er ihnen, wie er die Sache anzugreifen gedenke, und als ihm Alle ihren Beifall zu erkennen gaben, befahl er ihnen, ſich in die umliegenden Dörfer und Flecken und auch in die Stadt zu zerſtreuen, und neunzehn Mauleſel zu kaufen, nebſt achtunddreißig großen ledernen Oelſchläuchen, den einen voll, die andern aber leer.

Binnen zwei bis drei Tagen hatten die Räuber Alles beiſammen. Da die leeren Schläuche an der Mündung für ſeinen Zweck etwas zu eng waren, ſo ließ der Hauptmann ſie ein wenig erweitern, und nachdem er in jeden Schlauch einen ſeiner Leute mit den nöthigen Waffen hatte hineinkriechen laſſen, wobei jedoch eine aufgetrennte Ritze offen blieb, damit ſie frei Athem ſchöpfen konnten, ſo verſchloß er die Schläuche ſo, daß man glauben mußte, es ſey Oel darin; um aber die Täuſchung zu vollenden, befeuchtete er ſie von Außen mit Oel, das er aus dem vollen Schlauche nahm.“

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, fuhr aber in der nächſten Nacht alſo fort:

Fünfhundert und dreiundachtzigſte Nacht.

Nachdem er dieſe Anordnung getroffen und die ſiebenunddreißig Räuber, jeden in einem Schlauche ſteckend, nebſt dem mit Oel angefüllten Schlauche auf die Maulthiere geladen hatte, nahm der Hauptmann um die feſtgeſetzte Stunde mit denſelben ſeinen Weg nach der Stadt und kam in der Abenddämmerung, etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang, vor derſelben an. Er ging zum Thore hinein und gerades Weges auf Ali Baba's Haus zu, in der Abſicht, bei ihm anzuklopfen und von der Gefälligkeit des Hausherrn für ſich und ſeine Maulthiere ein Nachtlager zu erbitten. Er brauchte nicht anzuklopfen, denn Ali Baba ſaß vor der Thüre, um nach dem Abendeſſen friſche Luft zu ſchöpfen. Er ließ daher ſeine Mauleſel Halt machen, wandte ſich an Ali Baba und ſagte zu ihm: „Herr, ich bringe das Oel, das du hier ſiehſt, aus weiter Ferne her, um es morgen auf dem Markte zu verkaufen, aber da es ſchon ſo ſpät iſt, ſo weiß ich nicht, wo ich ein Unterkommen finden ſoll. Wenn es dir nicht zu läſtig wäre, ſo würde ich dich um die Gefälligkeit bitten, mich

für dieſe Nacht in deinem Hauſe aufzunehmen; ich würde dir großen Dank dafür wiſſen."

Obgleich Ali Baba den Mann, der jetzt mit ihm ſprach, bereits im Walde geſehen und auch reden gehört hatte, ſo konnte er ihn doch in ſeinem Oelhändlersaufzuge unmöglich als den Hauptmann jener vierzig Räuber wieder erkennen. „Sey mir willkommen," ſagte er zu ihm, „und tritt herein!" Mit dieſen Worten machte er ihm Platz, daß er ſammt ſeinen Maulthieren hineingehen konnte.

Ali Baba rief nun ſeinen Sklaven und befahl ihm, ſobald die Maulthiere abgepackt ſeyn würden, ſie nicht bloß in den Stall zu führen, ſondern ihnen auch Gerſte und Heu zu bringen. Auch nahm er ſich die Mühe, in die Küche zu gehen und Morgianen zu befehlen, ſie ſolle für den neuangekommenen Gaſt ſchnell ein gutes Abendbrod bereiten und in einem Zimmer ein Bett für ihn aufſchlagen.

Ali Baba that noch mehr, um ſeinem Gaſte viele Ehre zu bezeigen. Als er nämlich ſah, daß der Räuberhauptmann ſeine Mauleſel abgepackt hatte, und dieſe, wie er befohlen, in den Stall gebracht worden waren, ſo nahm er den Fremden, der die Nacht unter freiem Himmel zubringen wollte, bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo er ſeine Beſuche zu empfangen pflegte, mit der Erklärung, er werde es nicht zugeben, daß er im Hofe übernachte. Der Räuberhauptmann verbat ſich dieſe Ehre, indem er ſagte, er wolle ihm durchaus nicht zur Laſt fallen; der wahre Grund aber war, damit er ſeinen Plan um ſo ungeſtörter ausführen könnte. Indeß bat ihn Ali Baba ſo höflich und ſo dringend, daß er ihm nicht länger widerſtehen konnte.

Ali Baba leiſtete demjenigen, der ihm nach dem Leben trachtete, nicht bloß ſo lange Geſellſchaft, bis Morgiane das Abendbrod auftrug, ſondern unterhielt ſich mit ihm auch noch fortwährend über allerlei Dinge, von denen er glaubte, ſie können ihm Vergnügen machen, und verließ ihn nicht eher, als bis er ſein Mahl vollendet hatte. „Ich laſſe dich jetzt allein," ſagte er dann zu ihm; „wenn du irgend etwas wünſcheſt, ſo darfſt du es nur ſagen: Alles, was in meinem Hauſe iſt, ſteht zu deinen Dienſten."

Der Räuberhauptmann ſtand zugleich mit Ali Baba auf und begleitete ihn bis an die Thüre. Während nun Ali Baba in die Küche ging, um mit Morgiane zu ſprechen, begab er ſich in den Hof unter dem Vorwand, er wolle im Stall nachſehen, ob es ſeinen Maulthieren an nichts fehle.

Nachdem Ali Baba Morgianen von Neuem empfohlen hatte, für ſeinen Gaſt auf's beſte zu ſorgen und ihm nichts abgehen zu laſſen, fügte er hinzu: „Morgiane,

ich will dir jetzt nur noch sagen, daß ich morgen vor Tag in's Bad gehe; mache meine Badetücher zurecht und gib sie Abdallah — so hieß nämlich sein Sklave, — sodann besorge mir eine gute Fleischbrühe, bis ich nach Hause komme." Nachdem er ihr diese Befehle gegeben hatte, ging er zu Bette.

Indeß gab der Räuberhauptmann, als er aus dem Stalle herauskam, seinen Leuten Befehl, was sie thun sollen. Vom ersten Schlauche an bis zum letzten sagte er zu jedem: „Wenn ich von meinem Schlafgemach kleine Steinchen herabwerfe, so schneide mit dem Messer, das du bei dir hast, den Schlauch von oben bis unten auf und krieche aus der Oeffnung heraus; ich werde dann bald bei euch seyn." Das Messer, von dem er sprach, war für diesen Zweck eigens gespitzt und geschliffen.

Nachdem dies geschehen war, kehrte er zurück, und sobald er sich an der Küchenthüre zeigte, nahm Morgiane ein Licht, führte ihn nach dem für ihn eingerichteten Zimmer und ließ ihn dort allein, nachdem sie ihn zuvor gefragt hatte, ob er nichts weiter zu wünschen habe. Um keinen Argwohn zu erregen, löschte er bald darauf das Licht aus und legte sich ganz angekleidet nieder, damit er gleich nach dem ersten Schlafe wieder aufstehen könnte.

Morgiane vergaß Ali Baba's Befehl nicht. Sie legte seine Badetücher zurecht, übergab sie an Abdallah, der noch nicht schlafen gegangen war, und stellte den Topf zur Fleischbrühe an's Feuer. Während sie nun den Topf abschöpfte, löschte plötzlich die Lampe aus. Im ganzen Hause war kein Oel mehr und zufällig auch keine Lichter vorräthig. Was sollte sie nun anfangen? Um ihren Topf abzuschöpfen, mußte sie nothwendig hell sehen. Sie entdeckte ihre Verlegenheit Abdallah, der ihr zur Antwort gab: „Da gibt es freilich keinen andern Rath, als daß du dir aus einem der Schläuche unten im Hofe etwas Oel holst!"

Morgiane dankte Abdallah für diesen Rath, und während er neben Ali Baba's Zimmer sich niederlegte, um ihn dann in's Bad zu begleiten, nahm sie den Oelkrug und ging in den Hof. Als sie sich dem ersten besten Schlauch näherte, fragte der Räuber, der darin steckte, ganz leise: „Ist es Zeit?"

Obwohl nun der Räuber leise gesprochen hatte, so wurde Morgiane doch über diese Stimme um so mehr stutzig, weil der Räuberhauptmann, nachdem er seine Maulesel abgeladen, nicht bloß diesen Schlauch, sondern auch alle übrigen geöffnet hatte, um seinen Leuten frische Luft zu verschaffen. Diese hatten ohnehin eine sehr üble Lage darin, obschon sie Athem holen konnten.

Jede andere Sklavin, als Morgiane, obwohl ſie freilich nicht wenig überraſcht war, ſtatt des geſuchten Oels einen Mann in dem Schlauche zu finden, hätte darüber wahrſcheinlich Lärmen gemacht und vielleicht großes Unglück angerichtet. Morgiane aber war weit verſtändiger als Ihresgleichen. Sie begriff ſogleich, wie wichtig es war, die Sache geheim zu halten, in welch dringender Gefahr Ali Baba nebſt ſeiner Familie und ſie ſelbſt ſchwebte, und daß ſie jetzt nothwendig ſo ſchnell als möglich und ohne allen Lärm ihre Maßregeln ergreifen mußte. Gott der Herr hatte ſie mit Verſtand geſegnet, ſo daß ſie die Mittel dazu bald erkannte. Sie faßte ſich im Augenblicke wieder, und ohne im Mindeſten Schrecken zu verrathen, antwortete ſie, als ob ſie der Räuberhauptmann wäre: „Noch nicht, aber bald.“ Darauf näherte ſie ſich dem folgenden Schlauch, wo ſie dieſelbe Frage hörte und ſofort bis zum letzten kam, der voll Oel war; ſie gab auf jede Frage immer dieſelbe Antwort.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad mit folgenden Worten fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert und vierundachtzigſte Nacht.

Morgiane erkannte daraus, daß ihr Herr Ali Baba nicht, wie er glaubte, einen Oelhändler, ſondern ſiebenunddreißig Räuber nebſt ihrem Hauptmann, dem verkleideten Kaufmann, in ſeinem Hauſe beherbergte. Sie füllte daher in aller Eile ihren Krug mit Oel, das ſie aus dem letzten Schlauche nahm, kehrte ſodann in die Küche zurück, und nachdem ſie Oel in die Lampe gegoſſen und ſie wieder angezündet hatte, nahm ſie einen großen Keſſel, ging wieder in den Hof und füllte ihn mit Oel aus dem Schlauche. Sodann ging ſie wieder in die Küche und ſetzte ihn über ein gewaltiges Feuer, in das ſie immer neues Holz zuſchob, denn je eher das Oel in's Sieden kam, deſto eher konnte ſie auch den Plan ausführen, den ſie zum gemeinſamen Wohl des Hauſes entworfen hatte und der keinen Aufſchub zuließ. Als endlich das

Oel kochte, nahm sie den Kessel und goß in jeden Schlauch vom ersten bis zum letzten so viel siedendes Oel, als hinreichend war, um die Räuber zu ersticken und zu tödten.

Nachdem Morgiane diese That, die ihrem Muth alle Ehre machte, eben so geräuschlos ausgeführt als ausgedacht hatte, kehrte sie mit dem leeren Kessel in die Küche zurück und verschloß sie. Sodann löschte sie das große Feuer, das sie angezündet hatte, aus und ließ bloß so viel übrig, als nöthig war, um die Fleischbrühe für Ali Baba vollends zu kochen. Zuletzt blies sie auch die Lampe aus und verhielt sich ganz still, denn sie hatte beschlossen, nicht eher zu Bette zu gehen, als bis sie durch ein Küchenfenster, das nach dem Hofe hinaus sah, soweit die Dunkelheit der Nacht es gestatte, Alles beobachtet hätte, was etwa vorging. Morgiane hatte noch keine Viertelstunde gewartet, als der Räuberhauptmann erwachte. Er stand auf, öffnete das Fenster, sah hinaus und da er nirgends mehr Licht gewahrte, sondern überall im Hause die tiefste Ruhe und Stille herrschen sah, so gab er das verabredete Zeichen, indem er kleine Steine hinabwarf. Mehrere davon fielen, wie er sich durch den Schall überzeugen konnte, auf die ledernen Schläuche. Er horchte begierig, hörte und merkte aber nichts, woraus er hätte schließen können, daß seine Leute sich in Bewegung setzten. Dies beunruhigte ihn und er warf zum zweiten und dritten Mal kleine Steinchen hinab. Sie fielen auf die Schläuche, aber keiner von den Räubern gab das geringste Lebenszeichen von sich. Da er dies nicht begreifen konnte, ging er in der höchsten Bestürzung und so leise als möglich in den Hof hinab und näherte sich dem ersten Schlauche; als er aber den darin befindlichen Räuber fragen wollte, ob er schlafe, so stieg ihm ein Geruch von heißem Oel und von etwas Verbranntem aus dem Schlauch entgegen und er erkannte daraus, daß sein Plan gegen Ali Baba, ihn zu ermorden, auszuplündern und das seiner Gesellschaft geraubte Gold wieder mitzunehmen, gänzlich fehlgeschlagen hatte. Er ging nun zum folgenden Schlauch und so fort bis zum letzten und fand, daß alle seine Leute auf dieselbe Weise umgekommen waren. Die Abnahme des Oels in dem vollen Oelschlauche zeigte ihm, welcher Mittel und Wege man sich bedient hatte, um seinen Plan zu vereiteln. Jetzt, da er alle seine Hoffnungen zertrümmert sah, brach er, Verzweiflung im Herzen, durch die Thüre, die aus dem Hofe in Ali Baba's Garten führte, und flüchtete sich, indem er über eine Gartenmauer nach der andern sprang.

Als Morgiane kein Geräusch mehr hörte und nach geraumem Warten den Räuberhauptmann nicht zurückkommen sah, so zweifelte sie nicht mehr daran, daß er durch den Garten geflohen sey; denn durch die Hausthüre konnte er nicht zu entrinnen

hoffen, da ſie doppelt geſchloſſen war. Hocherfreut, daß es ihr ſo gut gelungen war, das ganze Haus zu retten, ging ſie endlich zu Bette und ſchlief ein.

Ali Baba indeß ſtand vor Tage auf und ging, von ſeinem Sklaven begleitet, in's Bad. Er hatte nicht die geringſte Ahnung von der gräßlichen Begebenheit, die ſich, während er ſchlief, in ſeinem Hauſe zugetragen hatte, denn Morgiane hatte nicht für nöthig gefunden, ihn aufzuwecken, weil ſie im Augenblicke der Gefahr keine Zeit zu verlieren hatte und nach Abwendung derſelben ihn nicht in ſeiner Ruhe ſtören wollte.

Als Ali Baba aus dem Bade in ſein Zimmer zurückkam und die Sonne ſchon hell am Himmel glänzte, wunderte er ſich ſehr, die Oelſchlänche noch am alten Platze ſtehen zu ſehen, und es war ihm unbegreiflich, daß der Kaufmann mit ſeinen Eſeln nicht auf den Markt gegangen ſeyn ſolle. Er fragte deßhalb Morgiane, die ihm die Thüre öffnete und Alles ſo ſtehen und liegen gelaſſen hatte, damit er es ſelbſt ſehen möchte, und ſie ihm recht deutlich machen könnte, was ſie zu ſeiner Rettung gethan habe.

Ali Baba ſah in die andern Schläuche nach der Reihe hinein, vom erſten bis zum letzten, worin Oel war, das ſichtbarlich abgenommen hatte. Als er nun alle geſehen hatte, blieb er wie angewurzelt ſtehen, indem er ſeine Augen bald auf die Schläuche, bald auf Morgiane heftete, und ſo groß war ſein Erſtaunen, daß er lange kein Wort ſprechen konnte. Endlich erholte er ſich wieder und fragte dann: „Aber was iſt denn aus dem Kaufmann geworden?"

„Der Kaufmann," antwortete Morgiane, „iſt ſo wenig ein Kaufmann, als ich eine Kaufmännin bin. Ich will dir ſagen, was er iſt und wohin er ſich geflüchtet hat. Doch wirſt du dieſe Geſchichte viel bequemer auf deinem Zimmer anhören, denn deine Geſundheit erfordert, daß du jetzt, nachdem du aus dem Bade gekommen, etwas Fleiſchbrühe genießeſt."

Während Ali Baba ſich auf ſein Zimmer begab, holte Morgiane die Fleiſchbrühe aus der Küche und überbrachte ſie ihm; Ali Baba ſagte aber, ehe er ſie zu ſich nahm: „Fange immerhin an, meine Ungeduld zu befriedigen, und erzähle mir dieſe ſeltſame Geſchichte mit allen einzelnen Umſtänden."

Morgiane erfüllte den Willen ihres Herrn und ſprach alſo: „Herr, geſtern Abend, als du bereits zu Bette gegangen warſt, legte ich, wie du mir befohlen, deine Badetücher zurecht und übergab ſie an Abdallah. Sodann ſtellte ich den Topf mit der Fleiſchbrühe an's Feuer und während ich dieſe ſchäumte, erloſch auf einmal die Lampe, weil kein Oel mehr darin war. Im Kruge war kein Tröpfchen mehr zu finden und eben ſo wenig konnte ich ein Stümpfchen Licht bekommen. Abdallah, der meine Verlegenheit bemerkte, erinnerte mich an die vollen Oelſchläuche im Hofe, denn er zweifelte eben ſo wenig als ich und du ſelbſt, daß es ſolche wären. Ich nahm alſo meinen Oelkrug und lief zu dem nächſten beſten Schlauche. Als ich nahe daran war, kam eine Stimme aus demſelben, die mich fragte: „Iſt es Zeit?" Ich erſchrack nicht, ſondern erkannte ſogleich die Bosheit des falſchen Kaufmanns und antwortete ohne Zögern: „Noch nicht, aber bald." Ich trat zum folgenden Schlauche und eine andere Stimme that dieſelbe Frage an mich, worauf ich dieſelbe Antwort wiedergab. So ging ich denn von einem Schlauche zum andern: immer dieſelbe Frage und dieſelbe Antwort, und erſt im letzten Schlauche fand ich Oel, womit ich den Krug füllte.

„Als ich nun überlegte, daß ſich mitten in deinem Hofe ſiebenunddreißig Räuber befanden, welche nur auf ein Zeichen oder den Befehl ihres Anführers, den du für einen Kaufmann hielteſt und ſo gut aufgenommen hatteſt, warteten, um das ganze Haus in Brand zu ſtecken, ſo glaubte ich, jetzt ſey keine Zeit mehr zu verlieren. Ich trug

daher den Krug zurück, zündete die Lampe an, nahm den größten Kessel in der ganzen Küche und füllte ihn mit Oel. Sodann stellte ich ihn über das Feuer, und als das Oel recht kochte, so goß ich in jeden Schlauch, worin ein Räuber steckte, soviel hinein, als hinlänglich war, um sie an der Ausführung des verderblichen Planes zu verhindern, der sie hierher geführt hatte.

„Nachdem nun die Sache ein solches Ende genommen, wie ich es mir gedacht hatte, kehrte ich in die Küche zurück, löschte die Lampe aus, und bevor ich zu Bette ging, fing ich an durch's Fenster ruhig zu beobachten, was der falsche Oelhändler wohl jetzt thun würde.

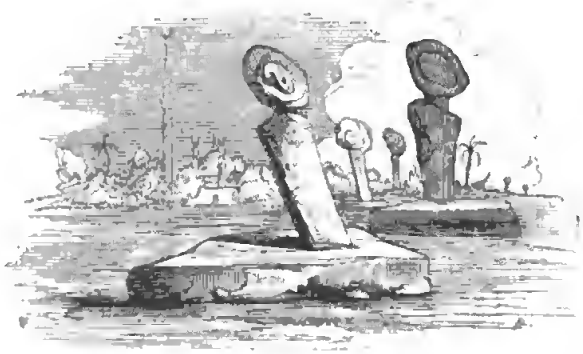
„Nach einer Weile hörte ich, daß er zum Zeichen für seine Leute kleine Steinchen aus dem Fenster und auf die Schläuche warf. Er wiederholte dies mehrere Male; als er aber nichts sich regen sah oder hörte, so ging er hinab und ich sah ihn von einem Schlauche zum andern gehen, bis ich ihn in der Dunkelheit der Nacht aus dem Auge verlor. Doch gab ich noch einige Zeit Acht, und da ich ihn nicht zurückkommen sah, so zweifelte ich nicht, er werde in der Verzweiflung über seinen mißlungenen Plan durch den Garten entflohen seyn. Nachdem ich mich nun überzeugt hatte, daß das Haus in Sicherheit sey, ging ich zu Bette.

„Dies ist nun," setzte Morgiane zum Schlusse hinzu, „die Geschichte, nach der du gefragt hast, und ich bin überzeugt, daß sie mit einer Bemerkung zusammenhängt, die ich vor einigen Tagen gemacht habe, aber dir nicht mittheilen zu müssen glaubte. Als ich nämlich einmal sehr früh Morgens von meinem Gang in die Stadt zurückkam, bemerkte ich, daß die Hausthüre weiß bezeichnet war, und den Tag darauf bemerkte ich ein rothes Zeichen. Da ich nun aber nicht wußte, zu welchem Zweck dies geschehen war, so bezeichnete ich jedesmal zwei bis drei Nachbarhäuser sowohl vor als hinter uns in der Reihe eben so und an derselben Stelle. Wenn du nun dies mit der Geschichte der letzten Nacht zusammenhältst, so wirst du finden, daß Alles von den Räubern im Walde angezettelt worden ist, deren Bande sich indeß, ich weiß nicht warum, um zwei Köpfe verringert hat. Wie dem aber auch seyn mag, es sind ihrer im höchsten Falle nur noch drei am Leben. Dies Alles beweist, daß sie dir den Untergang geschworen haben, und daß du sehr auf deiner Hut seyn mußt, so lange man weiß, daß noch einer davon am Leben ist. Ich für meine Person werde nichts unterlassen, um meiner Pflicht gemäß für deine Erhaltung zu sorgen."

Als Morgiane ausgesprochen hatte, erkannte Ali Baba wohl, welch wichtigen Dienst sie ihm geleistet, und sprach voll Dankbarkeit also zu ihr: „Ich will nicht sterben,

bevor ich dich nach Verdienſt belohnt habe. Dir habe ich mein Leben zu verdanken und um dir gleich jetzt einen Beweis von Erkenntlichkeit zu geben, ſchenke ich dir von Stund an die Freiheit, behalte mir aber vor, noch weiter an dich zu denken. Auch ich bin überzeugt, daß die vierzig Räuber mir dieſe Falle gelegt haben. Gott, der Allmächtige und Allbarmherzige, hat mich durch deine Hand befreit; ich hoffe, daß er mich auch ferner vor ihrer Bosheit beſchützen, daß er ſie vollends ganz von meinem Haupte abwenden und die Welt von den Verfolgungen dieſer verfluchten Otternbrut befreien wird. Doch müſſen wir jetzt vor Allem die Leichen von dieſen Auswürflingen des Menſchengeſchlechts beerdigen, aber in aller Stille, ſo daß Niemand Etwas von ihrem Schickſal ahnen kann; das will ich mit Abdallah jetzt beſorgen."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung folgendermaßen fort:



Fünfhundert und sechsundachtzigste Nacht.

Ali Baba's Garten war sehr lang und hinten von hohen Bäumen begrenzt. Ohne zu säumen ging er mit seinem Sklaven unter diese Bäume, um eine lange und breite Grube zu machen, wie für die Leichname, welche hineingelegt werden sollten, nothwendig war. Der Boden war leicht aufzulockern und sie brauchten nicht viel Zeit zu diesem Geschäfte. Sie zogen nun die Leichname aus den Lederschläuchen heraus, legten die Waffen, womit die Räuber sich versehen hatten, bei Seite, und schleppten dann die Todten an das Ende des Gartens; dort legten sie dieselben der Reihe nach in die Grube hinein, schütteten die aufgegrabene Erde über sie hin und zerstreuten nachher die übrige Erde in die Runde umher, so daß der Boden wieder so eben wurde, wie zuvor. Die Oelschläuche und die Waffen ließ Ali Baba sorgfältig verstecken, die Maulesel aber, die er zu nichts brauchen konnte, schickte er zu verschiedenen Malen auf den Markt und ließ sie durch seinen Sklaven verkaufen.

Während nun Ali Baba alle diese Maßregeln ergriff, um die Art, wie er in so kurzer Zeit so reich geworden, der Kunde der Leute zu entziehen, war der Hauptmann

der vierzig Räuber mit bitterem Herzeleid in den Wald zurückgekehrt. Dieſer unglückliche und ſeinen Hoffnungen ſo ganz zuwiderlaufende Ausgang der Sache kränkte ihn dermaßen und machte ihn ſo beſtürzt, daß er unterwegs keinen Entſchluß faſſen konnte, was er gegen Ali Baba nunmehr unternehmen ſollte, ſondern, ohne zu wiſſen wie, in die Höhle zurückkam.

Gräßlich war es ihm, als er ſich in dieſem düſtern Aufenthalt nun allein ſah. „Ihr wackern Leute alle," rief er, „Gefährten meiner Nachtwachen, meiner Streifereien und meiner Anſtrengungen, wo ſeyd ihr? Was kann ich ohne euch thun? Alſo bloß darum habe ich euch zuſammengebracht und auserleſen, um euch auf einmal durch ein ſo unſeliges und euers Muthes ſo unwürdiges Schickſal umkommen zu ſehen? Ich würde euch weniger beklagen, wenn ihr mit dem Säbel in der Fauſt als tapfere Männer geſtorben wäret. Wann werde ich je wieder eine ſolche Schaar von braven Leuten, wie ihr waret, zuſammenbringen können? Und wenn ich es auch wollte, könnte ich es wohl unternehmen, ohne all dieſes Gold und Silber, alle dieſe Schätze demjenigen als Beute überlaſſen zu müſſen, der ſich bereits mit einem Theile derſelben bereichert hat? Ich kann und darf nicht daran denken, bevor ich ihm das Leben genommen habe. Was ich mit euerm mächtigen Beiſtande nicht auszuführen vermochte, muß ich jetzt ganz allein thun, und wenn ich nun den Schatz vor Plünderung bewahrt haben werde, ſo will ich auch dafür ſorgen, daß es ihm nach mir nicht an einem wackern Herrn fehle, auf daß er ſich bis auf die ſpäteſten Nachkommen erhalte und vermehre." Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt hatte, war er über die Mittel, ihn auszuführen, nicht verlegen; ſein Herz wurde wieder ruhig, er überließ ſich auf's Neue ſchönen Hoffnungen und verſank in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen wachte der Räuberhauptmann früh auf, legte, ſeinem Plane gemäß, ein ſehr ſtattliches Kleid an, ging in die Stadt und nahm eine Wohnung in einem Khan. Da er erwartete, das, was bei Ali Baba vorgegangen war, müßte Aufſehen erregt haben, ſo fragte er den Aufſeher des Khans gelegentlich im Geſpräch, ob es nichts Neues in der Stadt gebe, und dieſer erzählte ihm verſchiedene Sachen, aber nur nicht das, was er zu wiſſen wünſchte. Er ſchloß daraus, Ali Baba werde bloß darum ein Geheimniß aus der Sache machen, weil er nicht bekannt werden laſſen wolle, daß er Etwas von dem Schatze wiſſe und das Geheimniß ihn zu öffnen beſitze, auch ſey ihm wahrſcheinlich nicht unbewußt, daß man ihm bloß deßhalb nach dem Leben trachte. Dies beſtärkte ihn in dem Vorſatz, Alles zu thun, um ihn auf eine eben ſo geheime Art aus dem Wege zu ſchaffen.

Der Räuberhauptmann versah sich mit einem Pferde, mit dem er mehrere Reisen in den Wald machte, um verschiedene Arten reicher Seidenstoffe und feiner Schleiertücher in seine Wohnung zu bringen; dabei traf er die nöthigen Maßregeln, um den Ort, wo er dieselben holte, geheim zu halten. Als er nun so viele Waaren, als er zweckdienlich glaubte, beisammen hatte, suchte er sich einen Laden, um sie zu verkaufen, und fand auch einen; er miethete ihn von seinem Eigenthümer, stattete ihn aus und bezog ihn. Ihm gegenüber befand sich der Laden, der früher Cassim gehört hatte, aber seit einiger Zeit von Ali Baba's Sohne in Besitz genommen war.

Der Räuberhauptmann, der den Namen Cogia Hussein angenommen hatte, ermangelte nicht, als neuer Ankömmling, der Sitte gemäß, den Kaufleuten, die seine Nachbarn waren, seine Aufwartung zu machen. Da Ali Baba's Sohn noch jung, wohlgebildet und sehr verständig war, und er mit ihm öfter als mit andern Kaufleuten zu sprechen Gelegenheit hatte, so schloß er bald Freundschaft mit ihm. Er suchte seinen Umgang um so angelegentlicher, als er drei bis vier Tage nach Errichtung seines Ladens Ali Baba wiedererkannte, der seinen Sohn besuchte und, wie er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte, sich längere Zeit mit ihm unterhielt. Als er vollends von dem Jüngling erfuhr, daß Ali Baba sein Vater sey, so verdoppelte er seine Gefälligkeit gegen ihn, liebkoste ihn, machte ihm kleine Geschenke und lud ihn mehrere Male zu Tische.

Ali Baba's Sohn glaubte Cogia Hussein diese Höflichkeit erwidern zu müssen; da er aber sehr eng wohnte und nicht so bequem eingerichtet war, um ihn, wie er wünschte, bewirthen zu können, so sprach er darüber mit seinem Vater Ali Baba und bemerkte ihm, es würde wohl nicht schicklich seyn, wenn er die Höflichkeiten Cogia Husseins noch länger unerwidert ließe.

Ali Baba nahm es mit Vergnügen auf sich, den Fremden zu bewirthen. „Mein Sohn," sagte er, „morgen ist Freitag, und da die großen Kaufleute, wie Cogia Hussein und du, an diesem Tage ihre Läden geschlossen halten, so mache Nachmittags einen Spaziergang mit ihm und richte es auf dem Rückwege so ein, daß du ihn an meinem Hause vorbeiführst und hereinzutreten nöthigst. Es ist besser, die Sache macht sich so, als daß du ihn förmlich einladest. Ich werde Morgianen Befehl geben, daß sie ein Abendessen zurichtet und in Bereitschaft hält."

Am Freitag Nachmittag fanden sich Ali Baba's Sohn und Cogia Hussein wirklich an dem Orte ein, wohin sie sich bestellt hatten, und machten ihren Spaziergang miteinander. Auf dem Rückwege führte Ali Baba's Sohn seinen Freund absichtlich durch die Straße, wo sein Vater wohnte, und als sie vor der Hausthüre waren, blieb

er ſtehen, klopfte an und ſagte zu ihm: „Hier iſt das Haus meines Vaters: da ich ihm ſchon viel erzählt habe von der freundſchaftlichen Art, wie du mir überall entgegenkommſt, ſo hat er mich beauftragt, ihm die Ehre deiner Bekanntſchaft zu verſchaffen. Ich erſuche dich nun, die Zahl deiner Gefälligkeiten gegen mich durch dieſe noch zu vermehren.“

Obgleich nun Cogia Huſſein zu dem Ziele gelangt war, nach dem er ſtrebte, nämlich Eintritt in Ali Baba's Haus zu erhalten, um ihn ohne eigene Gefahr und ohne großen Lärm zu tödten, ſo brachte er dennoch allerhand Entſchuldigungen hervor und ſtellte ſich, als wollte er von dem Sohne Abſchied nehmen; da aber in dieſem Augenblicke Ali Baba's Sklave öffnete, ſo nahm ihn der Sohn artig bei der Hand, ging voran und zwang ihn gewiſſermaßen, mit ihm hereinzukommen.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Fünfhundert

und

ſiebenundachtzigſte Nacht.

Ali Baba empfing Cogia Huſſein mit freundlichem Geſichte und ſo gut, als er es nur wünſchen konnte. Er dankte ihm für die Güte, die er gegen ſeinen Sohn bewieſen, und ſagte dann: „Wir Beide ſind dir dafür zu um ſo größerem Danke verpflichtet, weil er noch ein junger in der Welt unerfahrener Menſch iſt und du es nicht unter deiner Würde erachteſt, zu ſeiner Bildung mitzuwirken.“

Cogia Huſſein erwiderte Ali Baba's Höflichkeiten durch andere und verſicherte ihm zugleich, wenn ſeinem Sohne auch die Erfahrung von Greiſen abgehe, ſo habe er doch einen geſunden Verſtand, der ſo viel werth ſey, als die Erfahrung von tauſend Andern.

Nachdem ſie ſich eine Zeitlang über verſchiedene gleichgültige Gegenſtände unterhalten hatten, wollte Cogia Huſſein ſich verabſchieden; Ali Baba ließ es aber nicht zu. „Herr,“ ſagte er zu ihm, „wohin willſt du gehen? Ich bitte dich, erweiſe mir die Ehre, ein Abendbrod bei mir einzunehmen. Das Mahl, das ich dir geben will, iſt freilich

bei Weitem nicht ſo glänzend, als du verdienteſt; aber ich hoffe, du werdeſt es, ſo wie es iſt, mit eben ſo gutem Herzen annehmen, wie ich es dir biete."

„Herr," antwortete Cogia Huſſein, „ich bin von deiner guten Geſinnung vollkommen überzeugt, und wenn ich dich bitte, es mir nicht übel zu nehmen, daß ich dein höfliches Anerbieten ausſchlage, ſo bitte ich dich zugleich zu glauben, daß dies weder aus Verachtung noch aus Unhöflichkeit geſchieht, ſondern weil ich einen beſondern Grund dazu habe, den du ſelbſt billigen würdeſt, wenn er dir bekannt wäre."

„Und was mag dies für ein Grund ſeyn, Herr?" verſetzte Ali Baba; „darf ich dich wohl darum fragen?" — „Ich kann es dir wohl ſagen," antwortete Cogia Huſſein: „ich eſſe nämlich weder Fleiſch noch andere Gerichte, wobei Salz iſt; du kannſt hieraus ſelbſt ſchließen, welche Rolle ich an deinem Tiſche ſpielen würde." — „Wenn du ſonſt keinen Grund haſt," fuhr Ali Baba dringender fort, „ſo ſoll dieſer mich gewiß nicht der Ehre berauben, dich heute Abend an meinem Tiſche zu beſitzen, außer du müßteſt etwas Anderes vorhaben. Erſtens iſt in dem Brode, das man bei mir ißt, kein Salz, und was das Fleiſch und die Brühen betrifft, ſo verſpreche ich dir, daß in dem, was dir vorgeſetzt werden wird, ebenfalls keines ſeyn ſoll. Ich will ſogleich die nöthigen Befehle geben; erweiſe mir daher die Gefälligkeit, bei mir zu bleiben; ich komme im Augenblick wieder zurück."

Ali Baba ging in die Küche und befahl Morgianen, das Fleiſch, das ſie heute auftragen würde, nicht zu ſalzen, und außer den Gerichten, die er ſchon früher bei ihr beſtellt hatte, ſchnell noch zwei bis drei andere zu bereiten, worin kein Salz ſey.

Morgiane, die ſo eben im Begriff war, aufzutragen, konnte nicht umhin, ihre Unzufriedenheit über dieſen neuen Befehl zu äußern und ſich darüber gegen Ali Baba zu erklären. „Wer iſt denn," fragte ſie, „dieſer eigenſinnige Mann, der kein Salz eſſen will? Deine Mahlzeit wird nicht mehr gut ſeyn, wenn ich ſie ſpäter auftrage." — „Werde nur nicht böſe, Morgiane," antwortete Ali Baba; „es iſt ein rechtſchaffener Mann, deßwegen thu', was ich dir ſage."

Morgiane gehorchte, aber mit Widerwillen, und es ergriff ſie große Neugierde, den Mann kennen zu lernen, der kein Salz eſſen wollte. Als ſie das Mahl bereitet und Abdallah den Tiſch gedeckt hatte, half ſie ihm die Speiſen hineintragen. Indem ſie nun Cogia Huſſein anſah, erkannte ſie ihn ſogleich trotz ſeiner Verkleidung als den Räuberhauptmann, und bei längerer aufmerkſamer Betrachtung bemerkte ſie, daß er unter ſeinem Kleide einen Dolch verſteckt trug. „Jetzt wundere ich mich nicht mehr,"

sagte sie in ihrem Herzen, „daß dieser Gottlose mit meinem Herrn kein Salz essen will:[1] er ist sein hartnäckigster Feind und will ihn ermorden; aber ich will ihn schon daran verhindern."

Sobald Morgiane mit Abdallah das Auftragen besorgt hatte, benutzte sie die Zeit, während die Herren aßen, um die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung eines Planes zu treffen, der von mehr als gewöhnlichem Muthe zeugte, und sie war eben fertig damit, als Abdallah ihr meldete, es sey Zeit, die Früchte aufzutragen. Sie brachte dieselben und trug sie auf, sobald Abdallah den Tisch abgeräumt hatte. Hierauf stellte sie neben Ali Baba ein kleines Tischchen und auf dasselbe den Wein nebst drei Schalen; dann ging sie mit Abdallah hinaus, als wollte sie mit ihm zu Nacht speisen, und um Ali Baba nicht zu stören, damit er sich mit seinem Gaste angenehm unterhalten und ihm, nach seiner Gewohnheit, zusprechen könnte, sich den Wein schmecken zu lassen.

Jetzt glaubte der falsche Cogia Hussein oder vielmehr der Hauptmann der vierzig Räuber, der günstige Augenblick sey gekommen, um Ali Baba das Leben zu nehmen. „Ich will," sprach er bei sich selbst, „Vater und Sohn betrunken machen, und der Sohn, dem ich gerne das Leben schenke, soll mich nicht hindern, seinem Vater den Dolch in's Herz zu stoßen; sodann will ich mich, wie das erste Mal, durch den Garten flüchten, während die Köchin und der Sklave noch mit ihrem Abendessen beschäftigt oder in der Küche eingeschlafen sind."

Morgiane aber hatte die Absicht des falschen Cogia Hussein durchschaut und ließ ihm nicht Zeit, seinen boshaften Plan auszuführen. Statt ihr Abendbrod einzunehmen, zog sie ein sehr anmuthiges Tanzkleid an, wählte einen passenden Kopfputz dazu, legte

[1] Das Salz war bei den Alten das Sinnbild der Freundschaft und Treue, sie brauchten es bei allen ihren Opfern und Bündnissen. Die Beduinen oder die Araber der Wüste betrachten es als das Symbol und Pfand der Treue und Unverletzlichkeit ihrer Verträge. Sie hegen — sagt Don Raphael — vor nichts so tiefe Ehrfurcht, als vor dem Brod und dem Salz. Haben sie einmal mit einem Menschen Brod und Salz gegessen, so wäre es ein fluchwürdiges Verbrechen, ihn auszuplündern oder sein Gepäck und seine Waaren, womit er durch die Wüste zieht, auch nur anzurühren. Für gleich schändlich gilt die geringste Beleidigung gegen seine Person; der Araber, der sich mit einem Verbrechen dieser Art befleckte, würde überall für einen niederträchtigen Schurken angesehen und fiele der tiefsten und allgemeinsten Verachtung anheim; ja er würde in seinen eigenen Augen verächtlich werden und könnte seine Schande niemals abwaschen. Es ist beinahe unerhört, daß Araber dieses schmachvolle Verbrechen begangen hätten; Bande, die mit Brod und Salz besiegelt wurden, sind ihnen unauflöslich. Wenn ein Fremder ihrer Habsucht diesen Damm entgegensetzen kann, so darf er mitten in der Wüste für sein Gepäck und sein Leben weit ruhiger seyn, als wenn ihm der Stamm, in dessen Gebiet er kommt, zwanzig Geißel gestellt hätte; der Araber, mit dem er einmal Salz und Brod gegessen hat, und alle seine Stammgenossen betrachten ihn als Landsmann und Bruder. Man erweist ihm alle nur erdenklichen Ehrenbezeigungen und gibt ihm auf jede mögliche Art aufrichtige Bruderliebe zu erkennen

ſich einen Gürtel von vergoldetem Silber um, und befeſtigte daran einen Dolch, deſſen Scheide und Griff von demſelben Metall waren; vor ihr Geſicht hing ſie eine ſehr ſchöne Maske. Nachdem ſie ſich nun ſo verkleidet hatte, ſagte ſie zu Abdallah: „Abdallah, nimm deine Schellentrommel und laß uns hineingehen, um vor dem Gaſte unſers Herrn, dem Freunde ſeines Sohnes, die luſtigen Spiele aufzuführen, die wir ihm manchmal Abends zum Beſten geben.“

Abdallah nahm die Schellentrommel, ging darauf ſpielend vor Morgianen her und trat ſo in den Saal. Hinter ihm kam Morgiane, die ſich auf eine höchſt ungezwungene und anmuthsvolle Weiſe tief verneigte, gleich als bäte ſie um Erlaubniß, ihre Geſchicklichkeit zu zeigen.

Da Abdallah ſah, daß Ali Baba ſprechen wollte, hörte er auf zu trommeln. „Komm nur herbei, Morgiane,“ ſagte Ali Baba; „Cogia Huſſein mag urtheilen, ob du Etwas verſtehſt, und uns dann ſeine Meinung darüber ſagen.“ Sodann ſagte er zu Cogia Huſſein gewendet: „Du darfſt nicht glauben, Herr, daß ich mich in große Unkoſten verſetzt habe, um dir dieſes Vergnügen zu bereiten. Ich finde es in meinem eigenen Hauſe, und du ſiehſt, daß es Niemand als ein Sklave und meine Köchin iſt, die mich auf ſolche Art beluſtigen. Ich hoffe, es werde dir nicht mißfallen.“

Cogia Huſſein war nicht darauf gefaßt, daß Ali Baba auf das Mahl noch dieſe Beluſtigung folgen laſſen würde. Er fing nun an zu fürchten, er möchte die Gelegenheit, die er gefunden zu haben glaubte, nicht benutzen können. Doch tröſtete er ſich für dieſen Fall mit der Hoffnung, bei fortgeſetztem freundlichen Umgang mit Vater und Sohn werde ſich bald eine neue zeigen. Obgleich es ihm nun weit angenehmer geweſen wäre, wenn Ali Baba ihn mit dieſem Spiele verſchont hätte, ſo ſtellte er ſich dennoch, als wüßte er ihm vielen Dank dafür, und war zugleich höflich genug, ihm zu erklären: Alles, was ſeinem verehrten Gaſtfreunde Vergnügen mache, müſſe notwendig auch ihm eine Quelle großer Freude ſeyn.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Fünfhundert

und

achtundachtzigſte Nacht.

Als nun Abdallah ſah, daß Ali Baba und Cogia Huſſein aufgehört hatten zu ſprechen, ſo fing er auf's Neue an, ſeine Schellentrommel zu ſchlagen, und ſang ein Tanzlied dazu. Morgiane aber, die den geübteſten Tänzern und Tänzerinnen vom Fach an Geſchicklichkeit nichts nachgab, tanzte auf eine Weiſe, die bei jeder andern, als gerade bei der hier anweſenden Geſellſchaft Bewunderung hätte erregen müſſen; am wenigſten Aufmerkſamkeit ſchenkte der falſche Cogia Huſſein ihrer Kunſt.

Nachdem ſie nun mit gleicher Kraft und Anmuth mehrere Tänze aufgeführt hatte, zog ſie endlich den Dolch, ſchwang ihn in der Hand und tanzte einen neuen Tanz, worin ſie ſich ſelbſt übertraf. Die mannigfaltigen Figuren, die ſie bildete, ihre leichten Bewegungen, ihre kühnen Sprünge und die wunderbaren Wendungen und Stellungen, die ſie dabei vornahm, indem ſie den Dolch bald wie zum Stoße ausſtreckte, bald ſich ſtellte, als bohrte ſie ihn in ihre eigene Bruſt, waren höchſt anmuthig anzuſchauen.

Endlich ſchien ſie ſich außer Athem getanzt zu haben; ſie riß mit der linken Hand Abdallah die Schellentrommel aus den Händen und indem ſie mit der rechten den Dolch hielt, bot ſie die Trommel von der hohlen Seite Ali Baba hin, wie Tänzer und Tänzerinnen, die ein Gewerbe aus ihrer Kunſt machen, zu thun pflegen, um die Freigebigkeit ihrer Zuſchauer anzuſprechen.

Ali Baba warf Morgianen ein Goldstück auf die Trommel; hierauf wandte sie sich an Ali Baba's Sohn, der dem Beispiel seines Vatees folgte. Cogia Hussein, der sie auch zu sich kommen sah, hatte bereits seinen Geldbeutel gezogen, um ihe gleichfalls ein Geschenk zu machen, und griff eben hinein, als Morgiane mit einem Muthe, der ihrer Festigkeit und Entschlossenheit alle Ehre machte, ihm den Dolch mitten durch's Herz bohrte, so daß er leblos zurücksank.

Ali Baba und sein Sohn entsetzten sich über die Maßen ob dieser Handlung und erhoben ein lautes Geschrei. „Unglückselige!" rief Ali Baba, „was hast du gethan! Willst du durchaus mich und meine ganze Familie verderben?"

„Nein, mein Herr," antwortete Morgiane, „ich habe es im Gegentheil zu deiner Rettung gethan." Hierauf öffnete sie Cogia Hussein's Kleid, zeigte Ali Baba den Dolch, womit er bewaffnet war, und sagte dann zu ihm: „Da sieh, mit welchem kühnen Feind du zu thun hattest, und blicke ihm mit scharfem Auge in's Angesicht: du wirst gewiß den falschen Oelhändler und den Hauptmann der vierzig Räubee erkennen. Ist es dir denn nicht aufgefallen, daß er kein Salz mit dir essen wollte? Bedarf es wohl noch weiterer Zeugnisse für seinen verdeeblichen Plan? Noch ehe ich ihn sah, hatte ich schon Argwohn geschöpft, als du mir sagtest, daß du einen solchen Gast habest. Ich sah ihn darauf von Angesicht, und nun liegt der Beweis vor dir, daß mein Veedacht nicht ungegründet war."

Ali Baba fühlte in seinem innersten Herzen, welchen Dank er Morgianen schuldig war, die ihm nun zum zweiten Male das Leben gerettet hatte. Er umarmte sie und sagte zu ihr: „Morgiane, ich habe dir die Freiheit geschenkt und dabei versprochen, daß mein Dank es nicht dabei bewenden lassen werde und ich bald noch mehr für dich thun wolle. Diese Zeit ist gekommen: ich mache dich hiemit zu meiner Schwiegertochter."

Hierauf wandte er sich an seinen Sohn und sagte zu ihm: „Mein Sohn, du bist ein guter Sohn, und ich glaube, du wirst es nicht unbillig finden, daß ich dir Morgiane zur Frau gebe, ohne zuvor deine Stimme zu hören. Du bist ihr eben so großen Dank schuldig, wie ich selbst; denn es ist klar, daß Cogia Hussein deine Freundschaft bloß dazu gesucht hat, um mir desto leichter meuchlerischerweise das Leben zu nehmen, und du darfst nicht zweifeln, daß er, wenn ihm dies gelungen wäre, auch dich seiner Rache geopfert haben würde. Bedenke überdies, daß du in Morgianen, wenn du sie heiratheſt, die Stütze meiner Familie, so lange ich leben werde, und die Stütze der deinigen bis an's Ende deiner Tage besitzen wirst."

Der Sohn gab nicht den geringsten Widerwillen zu erkennen, sondern erklärte im Gegentheil, er willige in diese Heirath nicht bloß aus Gehorsam gegen seinen Vater, sondern auch aus eigener Neigung.

Hierauf traf man in Ali Baba's Hause Anstalten, den Leichnam des Hauptmanns neben die übrigen Räuber zu begraben, und dies geschah so geheim und in aller Stille, daß es erst nach langen Jahren bekannt wurde, als Niemand mehr lebte, der bei dieser denkwürdigen Geschichte persönlich betheiligt war.

Wenige Tage nachher feierte Ali Baba die Hochzeit seines Sohnes und Morgianens mit großem Glanze und durch ein prachtvolles Festmahl, das mit Tänzen, Schauspielen und den gewöhnlichen Lustbarkeiten gewürzt war. Auch hatte er das Vergnügen zu sehen, daß seine Freunde und Nachbarn, die er eingeladen hatte, und die zwar die wahren Beweggründe zu dieser Hochzeit nicht wissen konnten, aber sonst die schönen und guten Eigenschaften Morgianens kannten, ihn laut wegen seiner Großmuth und seiner Herzensgüte lobten.

Ali Baba war nicht mehr in die Räuberhöhle zurückgekehrt, seitdem er die Leiche seines Bruders Cassim dort angetroffen und auf einem seiner drei Esel nebst vielem Golde zurückgebracht hatte, denn er fürchtete, er möchte die Räuber dort antreffen oder von ihnen überrascht werden; aber auch nach dem Tode der achtunddreißig Räuber, den Hauptmann mit eingerechnet, hütete er sich lange Zeit, dahin zurückzukehren, weil er

beſorgte, die zwei andern, deren Schickſal ihm nicht bekannt war, möchten noch am Leben ſeyn.

Endlich nach Verlauf eines Jahres, als er ſah, daß nichts mehr gegen ſeine Ruhe unternommen wurde, wandelte ihn die Neugierde an, abermals eine Reiſe dahin zu unternehmen; doch ergriff er dabei die nöthigen Vorſichtsmaßregeln zu ſeiner Sicherheit. Er ſtieg zu Pferde, und als er bei der Grotte anlangte, nahm er es als ein gutes Vorzeichen, daß er weder Spuren von Menſchen, noch von Pferden bemerkte. Er ſtieg ab, band ſein Pferd an, trat vor die Thüre und ſprach die Worte: „Seſam, öffne dich!“ die er noch nicht vergeſſen hatte. Die Thüre öffnete ſich, er ging hinein und aus dem Zuſtand, worin er Alles in der Grotte antraf, konnte er erſehen, daß ungefähr ſeit der Zeit, da der angebliche Cogia Huſſein einen Laden in der Stadt errichtet hatte, Niemand darin geweſen war, und die ganze Bande der vierzig Räuber ausgerottet ſeyn mußte. Auch zweifelte er nicht mehr daran, daß er der Einzige in der Welt ſey, der um das Geheimniß, die Höhle zu öffnen, wiſſe, und daß der darin verſchloſſene Schatz gänzlich zu ſeiner Verfügung ſtehe. Er hatte ein Felleiſen mitgenommen; dieſes füllte er mit ſoviel Gold an, als er glaubte, daß ein Pferd tragen könnte, und kehrte dann zur Stadt zurück.

Seit dieſer Zeit lebten Ali Baba und ſein Sohn, den er nach der Felſenhöhle führte und in das Geheimniß, ſie zu öffnen, einweihte, deßgleichen ihre Nachkommen, auf die ſie das Geheimniß vererbten, und die ihr Glück mit weiſer Mäßigung genoſſen, in hohem Glanze und geſchmückt mit den höchſten Ehrenſtellen der Stadt.

Nachdem Scheherſad dem Sultan Scheherban dieſe Geſchichte erzählt hatte, begann ſie in der nächſten Nacht mit folgender

Fünfhundert und neunundachtzigſte Nacht.

Geſchichte des Ali Kodjah, Kaufmanns von Bagdad.

Unter der Regierung des Chalifen Harun Arraſchid lebte in Bagdad ein Kaufmann, Namens Ali Kodjah, der zwar nicht zu den reichſten, aber auch nicht zu den ärmſten gehörte, im Hauſe ſeiner Väter wohnte und weder Weib noch Kinder hatte. In der Zeit, da er, ganz ſein eigener Herr, zufrieden vom Ertrag ſeines Handels lebte, hatte er drei Nächte hinter einander einen Traum, worin ihm ein ehrwürdiger Greis mit ſtrengem Blick erſchien und einen heftigen Verweis gab, weil er die vom Geſetz vorgeſchriebene Wallfahrt nach Mekka noch nicht gemacht habe.

Dieſer Traum beunruhigte Ali Kodjah und ſetzte ihn in große Verlegenheit. Als guter Muſelmann wußte er wohl, daß er zu der Wallfahrt verpflichtet war, aber da er ein Haus, eine Menge Geräthſchaften und einen Laden beſaß, ſo hatte er immer geglaubt, dies ſeyen hinlängliche Gründe, ſie zu unterlaſſen und dagegen lieber Almoſen und andere gute Werke zu ſtiften. Doch ſeit dem Traume peinigte ihn ſein

Gewiſſen ſo ſehr, daß er aus Furcht, es möchte ihm irgend ein Unglück zuſtoßen, ſich entſchloß, mit der Erfüllung dieſer Pflicht nicht länger zu zögern.

Um ſeinen Plan noch im laufenden Jahre ausführen zu können, verkaufte Ali Kodjah zuerſt ſeine Geräthſchaften, ſodann ſeinen Laden nebſt dem größten Theil der darin enthaltenen Waaren, und behielt nur diejenigen, für die er in Mekka Abſatz hoffen konnte; ſein Haus fand er Gelegenheit zu verpachten. Nachdem er Alles ſo angeordnet hatte, war er auf die Zeit, wo die Karavane von Bagdad nach Mekka aufbrechen wollte, reiſefertig. Nur wollte er noch eine Summe von tauſend Goldſtücken, die ihn unterwegs bloß beläſtigt haben würde, in Sicherheit bringen: denn das Geld, das er für die Reiſekoſten und andere Bedürfniſſe nöthig glaubte, hatte er bereits zur Seite gelegt.

Ali Kodjah wählte ein Gefäß von paſſender Größe aus, legte die tauſend Goldſtücke hinein und füllte es dann mit Oliven auf. Nachdem er es zuletzt wohl verſchloſſen hatte, brachte er es zu einem Kaufmann, der ſein guter Freund war, und ſagte zu ihm: „Bruder, du weißt, daß ich in einigen Tagen mit der Karavane die Wallfahrt nach Mekka antrete. Wollteſt du nicht die Gefälligkeit haben, dieſes Olivengefäß hier bis zu meiner Wiederkehr in Verwahrung zu nehmen?“ Der Kaufmann antwortete darauf ſehr verbindlich: „Da haſt du den Schlüſſel zu meinem Speicher, trage dein Gefäß ſelbſt dahin und ſetze es nieder, wo du willſt; ich verſpreche dir, daß du es unverſehrt dort wieder antreffen wirſt.“

Als der Tag zum Abgang der Karavane von Bagdad gekommen war, ſchloß ſich Ali Kodjah mit einem Kameele, das er mit auserleſenen Waaren bepackt hatte und zugleich zum Reiten benutzte, an dieſelbe an und kam glücklich nach Mekka. Daſelbſt beſuchte er mit den andern Wallfahrern jenen weltberühmten Tempel, zu dem jedes Jahr ſo viele Muſelmänner von allen Nationen und allen Enden der Erde pilgern, um die von dem Geſetz ihnen vorgeſchriebenen Ceremonien zu erfüllen. Nachdem er ſeinen Pflichten als Wallfahrer Genüge gethan, ſtellte er ſeine Waaren aus, um ſie zu verkaufen oder umzutauſchen.

Zwei Kaufleute, welche vorübergingen und Ali Kodjah's Waaren erblickten, fanden dieſelben ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben und ſie genauer in Augenſchein nahmen, obſchon ſie ihrer nicht benöthigt waren. Als ſie ihre Neugierde befriedigt hatten, ſagte der Eine zum Andern beim Weggehen: „Wenn dieſer Kaufmann wüßte, wie viel er mit ſeinen Waaren in Kahira gewinnen könnte, ſo würde er ſie dorthin führen und nicht hier verkaufen, wo ſie ſo wenig gelten.“

Ali Kodjah hörte dieſe Worte, und da man ihm ſchon tauſendmal die Schönheiten Egyptens gerühmt hatte, ſo beſchloß er alsbald, dieſe Gelegenheit zu benutzen und dahin zu reiſen. Er packte daher ſeine Waaren wieder ein, und ſtatt nach Bagdad zurückzukehren, ſchloß er ſich der Karavane von Kahira an und nahm ſeinen Weg nach Egypten. In Kahira angelangt hatte er keine Urſache, dieſen Entſchluß zu bereuen, denn er fand daſelbſt ſeine Rechnung ſehr gut und hatte binnen wenigen Tagen alle ſeine Waaren mit weit größerm Vortheil, als er hoffen konnte, verkauft. Er kaufte nun andere dafür ein, um damit nach Damaskus zu gehen, und während er, der größern Bequemlichkeit wegen, auf den Abgang einer Karavane wartete, die in ſechs Wochen dahin aufbrechen ſollte, beſichtigte er nicht bloß alle Merkwürdigkeiten von Kahira, ſondern beſuchte auch die Pyramiden, fuhr eine anſehnliche Strecke den Nil hinauf und beſah die berühmteſten Städte, die an den Ufern dieſes Stromes lagen.

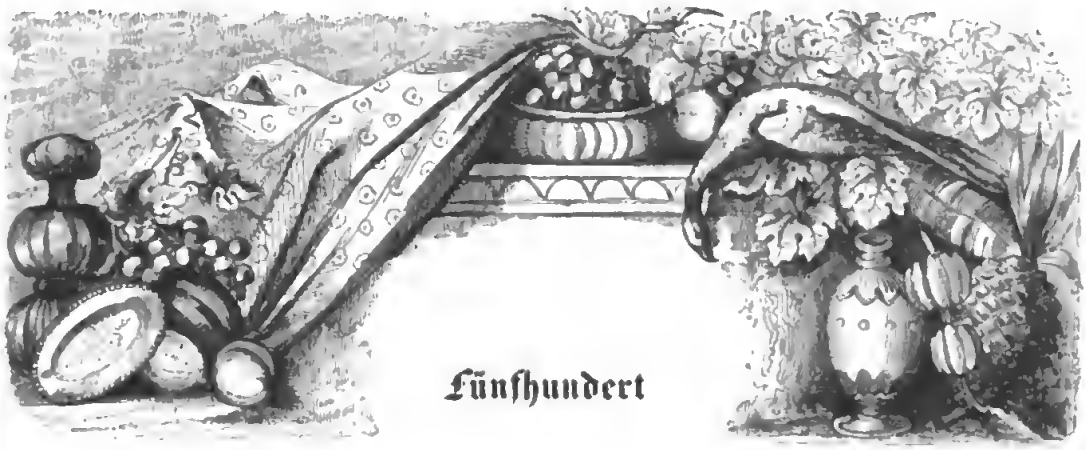
Da die Karavane auf ihrer Reiſe nach Damaskus den Weg über Jeruſalem nahm, ſo benutzte unſer Bagdader Kaufmann auch die Gelegenheit, den dortigen Tempel zu beſuchen, der nächſt dem in Mekka von allen Muſelmännern für den heiligſten angeſehen wird, daher die Stadt ſelbſt den Namen „die heilige Stadt“ erhalten hat.

Ali Kodjah fand die Stadt Damaskus wegen ihres Reichthums an Waſſern, ihrer ſchönen Wieſen und herrlichen Gärten ſo unendlich angenehm, daß Alles, was er bisher in unſern Geſchichtbüchern von der Schönheit und den Reizen derſelben geleſen

hatte, ihm tief unter der Wahrheit zu ſtehen ſchien und er ſich lange daſelbſt aufhielt. Da er demungeachtet nicht vergeſſen konnte, daß er aus Bagdad war, ſo reiste er endlich wieder ab und gelangte nach Haley, wo er ebenfalls einige Zeit verweilte; von da ſetzte er über den Euphrat und ſchlug die Straße nach Muſſul ein in der Abſicht, zur Beſchleunigung ſeiner Abreiſe den Tigris hinabzufahren.

Als Ali Kodjah aber nach Muſſul gekommen war, ſo hatten unterdeſſen die perſiſchen Kaufleute, mit denen er von Haley gereist und in ſehr freundſchaftliche Verhältniſſe getreten war, durch ihre Höflichkeiten und angenehmen Unterhaltungen ſo großen Einfluß über ihn gewonnen, daß ſie ihn ohne Mühe überredeten, ihnen noch bis nach Schiras Geſellſchaft zu leiſten, von wo er dann leicht und mit bedeutendem Gewinn nach Bagdad zurückkehren könnte. So begleitete er ſie denn nach den Städten Sultanieh, Rei, Koam, Jspahan und Schiras; aus Gefälligkeit ging er auch noch nach Jndien mit ihnen und dann wieder zurück nach Schiras.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung folgendermaßen fort:



Fünfhundert

und

neunzigſte Nacht.

Auf dieſe Weiſe waren mit Inbegriff des Aufenthalts in jeder der genannten Städte ſeit Ali's Abreiſe von Bagdad bald ſieben Jahre verfloſſen, als er ſich endlich entſchloß, dahin zurückzukehren. Der Freund, dem er das Olivengefäß anvertraut, hatte bisher weder an ihn, noch an das Gefäß mehr gedacht. Gerade um die Zeit aber, da Ali mit einer Karavane von Schiras her unterwegs war, ſpeiſte dieſer Kaufmann, ſein Freund, eines Abends im Kreiſe der Seinigen; das Geſpräch kam unter Anderm auf Oliven und ſeine Frau äußerte großes Verlangen, welche zu eſſen, denn ſie ſagte, es ſeyen ſchon lange Zeit keine mehr auf den Tiſch gekommen.

„Ei," ſagte der Kaufmann, „bei dem Wort Oliven fällt mir ein, daß Ali Kodjah mir vor ſieben Jahren bei ſeiner Abreiſe nach Mekka ein damit angefülltes Gefäß übergeben und ſelbſt in meinen Speicher getragen hat, um es bei ſeiner Rückkehr wieder in Empfang zu nehmen. Wo mag Ali Kodjah wohl geblieben ſeyn? Freilich ſagte mir Einer, als die Karavane zurückkam, er ſey nach Egypten abgereiſt; ohne Zweifel iſt er dort geſtorben, da er ſich ſeit ſo vielen Jahren nimmer gezeigt hat, und wir können jetzt wohl die Oliven eſſen, wenn ſie noch gut ſind. Gebt mir eine Schüſſel und ein Licht, ich will ſogleich einige davon holen, damit wir ſie koſten."

„Lieber Mann," verſetzte hierauf die Frau, „ich beſchwöre dich beim Barte des Propheten, begehe dieſe ſchändliche Handlung nicht. Du weißt ja, daß nichts heiliger iſt, als ein anvertrautes Gut. Freilich ſagſt du, es ſeyen ſchon ſieben Jahre her, daß Ali Kodjah nach Mekka gegangen und nicht zurückgekehrt iſt; man hat dir aber auch geſagt, daß er nach Egypten gereist ſey, und du kannſt nicht wiſſen, ob er von da nicht noch weiter gezogen iſt. Jedenfalls haſt du noch keine Nachricht von ſeinem Tode erhalten, und ſomit kann er ſchon morgen oder übermorgen zurückkommen. Welche Schande für dich und deine ganze Familie, wenn er wiederkäme und du ihm ſein Gefäß nicht in demſelben Zuſtande zurückgeben könnteſt, wie er es dir anvertraut hat! Ich erkläre dir, daß ich nach dieſen Oliven durchaus kein Verlangen habe und nicht davon eſſen werde. Wenn ich davon geſprochen habe, ſo geſchah es nur geſprächsweiſe. Glaubſt du denn überhaupt, daß die Oliven nach ſo langer Zeit noch gut ſeyn werden? Gewiß ſind ſie alle ſchon verfault und verdorben. Und wenn nun Ali, wie eine dunkle Ahnung mir ſagt, zurückkommt und bemerkt, daß du ſie angerührt haſt, was wird er dann von deiner Freundſchaft und Treue ſchließen können? Deßhalb bitte ich dich bei Gott, gib dein Vorhaben auf."

Die Frau hielt bloß deßwegen eine ſo lange Rede an ihren Mann, weil ſie ihm ſeine Hartnäckigkeit auf dem Geſichte anſah. Er hörte auch wirklich nicht auf ihren guten Rath, ſondern ſtand auf, nahm ein Licht und eine Schüſſel und ging damit in ſeinen Speicher. „Nun ſo vergiß wenigſtens nicht," rief ihm die Frau nach, „daß ich an dem, was du jetzt thuſt, durchaus keinen Theil habe, damit du mir nicht einſtens die Schuld beimiſſeſt, wenn du je Urſache haben ſollteſt, es zu bereuen."

Der Kaufmann blieb indeß auch gegen dieſe Worte taub und beharrte auf ſeinem Vorſatz. Als er in dem Speicher war, nahm er das Gefäß, hob den Deckel ab und fand die Oliven alle verfault. Um ſich nun zu überzeugen, ob die untern eben ſo verdorben ſeyen wie die oberen, ſchüttete er einige davon in die Schüſſel aus, und bei dieſer Bewegung fielen etliche Goldſtücke klingend mit hinein.

Beim Anblick der Goldſtücke ſah ſich der Kaufmann, der von Natur habſüchtig und ſehr neugierig war, das Gefäß genauer an und bemerkte, daß er faſt alle Oliven in die Schüſſel ausgeſchüttet hatte und der übrige Inhalt eitel Gold vom ſchönſten Gepräge war. Er ſchüttete nun die Oliven wieder in's Gefäß hinein, deckte es zu und kehrte zu ſeiner Familie zurück.

„Weib," ſagte, er als er zurückkam, „du haſt Recht gehabt; die Oliven ſind verfault und ich habe das Gefäß wieder ſo verſchloſſen, daß Ali Kodjah, wenn er

je zurückkommt, nicht merken kann, daß ich es angerührt habe." — „Du hätteſt beſſer gethan, auf mich zu hören," antwortete die Frau, „und es gar nicht zu berühren. Gott gebe, daß uns kein Unheil daraus erwachſe."

Auf den Kaufmann machten die letzten Worte ſeiner Frau ſo wenig Eindruck, als ihre frühern Ermahnungen. Er ſann faſt die ganze Nacht hindurch auf Mittel, ſich Ali Kodſah's Gold anzueignen und die Sache ſo einzurichten, daß es ihm auch für den Fall bleiben müßte, wenn jener zurückkäme und ſein Gefäß verlangte. Am andern Morgen ging er in aller Frühe aus, kaufte Oliven vom laufenden Jahr und trug ſie in ſeinen Speicher. Nun warf er die alten Oliven aus Ali's Gefäß heraus, ſteckte das Gold zu ſich, und brachte es in Sicherheit. Hierauf füllte er das Gefäß mit den friſchgekauften Oliven bis oben an, deckte es mit demſelben Deckel wieder zu und ſtellte es wieder an den alten Platz.

Etwa einen Monat, nachdem der Kaufmann dieſe niederträchtige Handlung begangen hatte, die ihm ſo übel bekommen ſollte, traf Ali Kodſah von ſeiner langen Reiſe wieder in Bagdad ein. Da er vor ſeiner Abreiſe ſein Haus vermiethet hatte, ſo ſtieg

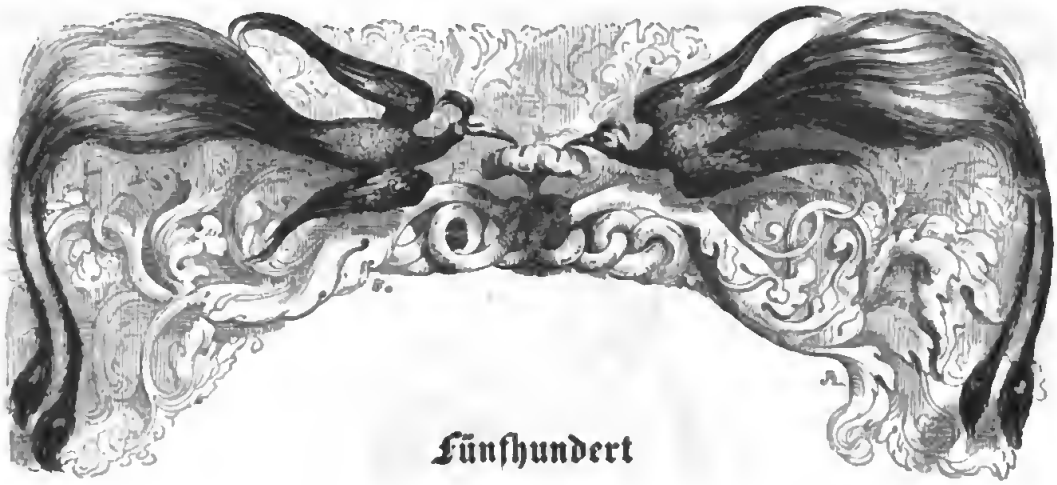
er in einem Khan ab, wo er auf ſo lange eine Wohnung bezog, bis er ſeinem Miethsmann ſeine Ankunft angezeigt und dieſer ſich eine andere Wohnung beſorgt haben würde.

Am andern Tag ſuchte Ali Kodjah ſeinen Freund, den Kaufmann, auf, der ihn mit einer Umarmung bewillkommte und große Freude über ſeine endliche Rückkehr nach ſo langer Abweſenheit bezeigte; denn, ſagte er, er habe beinahe ſchon alle Hoffnung verloren gehabt, ihn je wieder zu ſehen.

Nach den bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Begrüßungen bat Ali Kodjah den Kaufmann, er möchte ihm jetzt das Olivengefäß zurückgeben, das er bei ihm zur Verwahrung niedergelegt, und entſchuldigen, daß er ihn damit beläſtigt habe.

„Mein theurer Freund Ali," antwortete der Kaufmann, „du haſt durchaus keinen Grund, dich zu entſchuldigen, denn dein Gefäß war mir nicht im geringſten läſtig; auch hätte ich in einem ähnlichen Falle dich um die ganz gleiche Gefälligkeit gebeten. Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Speicher, hole es ſelbſt, du wirſt es noch an demſelben Platze finden, wohin du es damals geſtellt haſt."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad mit folgenden Worten fortgeſetzt wurde:



Fünfhundert

und

einundneunzigſte Nacht.

Ali Kodſah ging in den Speicher des Kaufmanns, holte ſein Gefäß ab und nachdem er ihm den Schlüſſel zurückgegeben und nochmals für ſeine Gefälligkeit gedankt hatte, kehrte er nach dem Khan zurück, wo er wohnte. Hier machte er das Gefäß auf, ſteckte ſeine Hand ſo tief hinein, als die tauſend Goldſtücke liegen mußten, und verwunderte ſich höchlich, ſie nicht zu finden. Er glaubte, dies ſey Täuſchung, und um ſchnell allem Zweifel ein Ende zu machen, nahm er eine Anzahl von Schüſſeln und andern Geſchirren aus ſeiner Reiſeküche, ſchüttete ſämmtliche Oliven hinein, ſah aber nicht ein einziges Goldſtück. Darüber entſetzte er ſich ſo ſehr, daß er eine Weile wie angewurzelt ſtehen blieb; dann aber hob er ſeine Hände und Augen gen Himmel und rief: „Iſt's möglich? Kann ein Mann, den ich für meinen beſten Freund hielt, eine ſo ſchändliche Untreue an mir begangen haben?“

Voll Beſorgniß, einen ſo bedeutenden Verluſt erlitten zu haben, ging Ali Kodſah hierauf zu dem Kaufmann zurück. „Lieber Freund,“ ſagte er zu ihm, „wundere dich nicht, daß ich ſo ſchnell wiederkomme. Ich geſtehe, daß ich das Olivengefäß, das ich aus deinem Speicher abgeholt, als das meinige wieder erkannt habe; allein außer den Oliven hatte ich noch tauſend Goldſtücke hineingelegt, und dieſe finde ich nicht mehr

darin. Vielleicht warſt du ihrer bedürftig und haſt ſie in deinem Geſchäft angelegt? Wenn dies der Fall iſt, ſo ſtehen ſie dir auch ferner noch zu Dienſte; nur bitte ich dich, daß du mich von meiner Unruhe befreiſt und mir einen Schuldſchein ausſtellſt; du magſt ſie dann nach Bequemlichkeit wieder beimbezahlen."

Der Kaufmann, der auf dieſe Anrede ſchon gefaßt war, hatte ſich auch ſchon eine Antwort darauf ausgeſonnen. „Lieber Freund Ali," antwortete er, „habe ich denn damals, als du mir dein Olivengefäß brachteſt, es auch nur angerührt? Habe ich dir nicht den Schlüſſel zu meinem Speicher gegeben? Haſt du es nicht ſelbſt dahin getragen und haſt du es nicht an demſelben Platze, wohin du es geſtellt, und zwar noch ganz in demſelben Zuſtande und ganz eben ſo zugedeckt, wieder gefunden? Wenn du Gold hineingelegt haſt, ſo muß es wohl noch darinnen ſeyn; du ſagteſt mir bloß, es ſeyen Oliven darin, und ich glaubte es. Mehr weiß ich nicht von der Sache; du kannſt übrigens davon halten, was du willſt: ich habe nichts angerührt."

Ali Kodjah wandte alle möglichen Mittel an, um den Kaufmann zum Eingeſtändniß ſeines Unrechts zu vermögen. „Ich halte gern mit Jedermann Frieden," ſagte er, „und es würde mir ſehr wehe thun, wenn ich zu den äußerſten Maßregeln ſchreiten müßte, die dir wenig Ehre vor der Welt machen würden. Bedenke doch, daß Kaufleute, wie wir, eher alles Andere fahren laſſen müſſen, als ihren guten Ruf. Ich ſage dir noch einmal, es wäre mir im höchſten Grade unangenehm, wenn deine

Hartnäckigkeit mich nöthigen ſollte, den Weg Rechtens einzuſchlagen; denn ich habe von jeher lieber etwas von meinem Recht aufgeopfert, als meine Zuflucht zu den Gerichten genommen."

„Ali," erwiderte der Kaufmann, „du geſtehſt doch ſelbſt ein, daß du ein Olivengefäß mir in Verwahrung gegeben haſt; du haſt es wieder geholt, haſt es ſelbſt weggetragen, und jetzt kommſt du und forderſt tauſend Goldſtücke von mir! Haſt du mir denn geſagt, daß ſie in dem Gefäß ſeyen? Ich weiß ja nicht einmal, ob Oliven darin waren, denn du haſt ſie mir nicht gezeigt. Warum forderſt du nicht auch Perlen oder Diamanten? Laß dir einen Rath geben: gehe jetzt nach Hauſe, damit nicht alles Volk vor meinem Laden zuſammenläuft."

Wirklich waren ſchon einige Leute ſtehen geblieben, und die letzten Worte des Kaufmanns, die in einem Tone geſprochen waren, der ſich nicht mehr innerhalb der Grenzen der Mäßigung bewegte, hatten zur Folge, daß ſich nicht bloß eine größere Anzahl von Menſchen hier verſammelte, ſondern ſogar die benachbarten Kaufleute aus ihren Läden herbeikamen, um ſich nach der Urſache des Streites zu erkundigen und beide Männer wieder mit einander zu verſöhnen. Als Ali Kodjah ihnen die Sache auseinander geſetzt hatte, fragten die Angeſehenſten den Kaufmann, was er darauf zu antworten habe?

Der Kaufmann geſtand, daß er Ali's Gefäß in ſeinem Speicher aufbewahrt, läugnete aber, es jemals berührt zu haben, und ſchwor, er wiſſe bloß daher, daß Oliven darin geweſen ſeyen, weil Ali Kodjah es ihm geſagt; zugleich nehme er ſie alle zu Zeugen des Schimpfs und der Beleidigung, die jener ihm in ſeinem eigenen Hauſe angethan habe.

„Du ziehſt dir den Schimpf ſelbſt zu," ſagte hierauf Ali, indem er den Kaufmann beim Arm nahm; „aber da du ſo ſchändlich handelſt, ſo fordere ich dich vor das Geſetz Gottes. Wir wollen ſehen, ob du die Frechheit haſt, vor dem Kadi daſſelbe zu behaupten."

Bei dieſer Vorladung, welcher jeder gute Muſelmann Folge leiſten muß, wofern er nicht gegen die Religion widerſpenſtig erſcheinen will, wagte es der Kaufmann nicht, ſich zu ſträuben. „Ganz recht," ſagte er, „eben das verlange ich; wir werden bald ſehen, wer von uns Beiden Unrecht hat."

Ali Kodjah führte den Kaufmann vor den Richterſtuhl des Kadi und klagte ihn an, ihm eine anvertraute Summe von tauſend Goldſtücken geſtohlen zu haben; zugleich ſetzte er die ganze Sache ſo auseinander, wie wir bereits wiſſen. Der Kadi fragte

ihn, ob er Zeugen habe. Er antwortete, er habe dieſe Vorſichtsmaßregel nicht nöthig geglaubt, weil er denjenigen, dem er das Geld anvertraut, für ſeinen Freund gehalten und bisher als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann führte zu ſeiner Vertheidigung weiter nichts an, als was er Ali Kodjah ſchon in Gegenwart der Nachbarn geſagt hatte, und ſchloß mit der Erklärung, er ſey bereit, durch einen Eid zu bekräftigen, daß nicht nur die Anklage wegen des Diebſtahls von tauſend Goldſtücken falſch ſey, ſondern auch, daß er nicht einmal das Geringſte davon gewußt habe. Der Kadi forderte ihm den Eid ab und entließ ihn ſodann völlig freigeſprochen.

Ali Kodjah, im Innerſten ergrimmt, zu einer ſo bedeutenden Einbuße verurtheilt zu ſeyn, erklärte dem Kadi, daß er ſich mit dieſem Ausſpruch nicht zufrieden gebe, ſondern ſeine Klage bis vor den Chalifen Harun Arraſchid bringen wolle, der ihm ſchon zu ſeinem Rechte verhelfen werde; der Kadi aber wunderte ſich nicht über dieſe Widerſetzlichkeit, ſondern betrachtete ſie bloß als die Wirkung der gewöhnlichen Erbitterung aller derer, die ihren Rechtshandel verloren haben. Er glaubte ſeine Pflicht vollkommen erfüllt zu haben, indem er einen Angeklagten, gegen den man keine Zeugen hatte aufſtellen können, freiſprach.

Während nun der Kaufmann voll Freude, über Ali Kodjah geſiegt und auf ſo leichte Art tauſend Goldſtücke bekommen zu haben, nach Hauſe ging, verfaßte dieſer eine Bittſchrift und nahm gleich den folgenden Tag die Zeit wahr, wo der Chalif nach dem Mittagsgebet aus der Moſchee zurückkehren mußte. Er ſtellte ſich in einer Straße ihm auf den Weg, und in dem Augenblick, wo er vorüberkam, erhob er den Arm und hielt die Bittſchrift hoch empor, worauf ein Beamter, der dies Geſchäft hatte und dicht vor dem Chalifen herging, ſogleich aus dem Zuge heraustrat und ihm ſein Schreiben abnahm, um es zu übergeben.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht folgendermaßen fort:

Fünfhundert

und

zweiundneunzigſte Nacht.

Da Ali Kodjah wußte, daß der Chalif Harun Arraſchid die Gewohnheit hatte, gleich nach ſeiner Rückkehr in den Palaſt die Bittſchriften, die ihm auf dieſe Weiſe übergeben wurden, ſelbſt zu leſen, ſo folgte er dem Zuge, trat in den Palaſt hinein und wartete, bis der Beamte, der ihm ſein Schreiben abgenommen hatte, aus den Zimmern des Chalifen wieder herauskam. Beim Heraustreten ſagte dieſer Beamte zu ihm: der Chalif habe ſeine Bittſchrift geleſen, und bezeichnete ihm zugleich die Stunde, da er ihn am andern Tage anhören wolle; ſodann fragte er ihn nach der Wohnung des Kaufmanns und ließ dieſem melden, er ſolle ſich am andern Tag um dieſelbe Stunde einfinden.

Am Abend deſſelben Tages machte der Chalif mit dem Großvezier Djafar und Maſrur, dem Oberhaupt der Verſchnittenen, alle Drei verkleidet, wieder ſeine gewöhnliche Runde durch die Stadt, wie ich meinem Herrn und König bereits geſagt habe, daß er von Zeit zu Zeit zu thun pflegte.

Indem er nun durch eine Straße ging, hörte er Lärm; er beſchleunigte ſeine Schritte und kam an eine Thür, die in einen Hof ging, worin zehn bis zwölf Kinder im Mondſchein noch ſpielten, wie er durch eine Ritze hindurch bemerken konnte.

Der Chalif war neugierig, welches Spiel die Kinder ſpielten, und ſetzte ſich daher auf eine ſteinerne Bank, die ſich gerade neben der Thüre befand. Da er nun

fortwährend durch die Ritze ſchaute, hörte er, wie eines der Kinder, welches das lebhafteſte und aufgeweckteſte von allen war, zu den andern ſagte: „Wir wollen den Kadi ſpielen. Ich bin der Kadi und ihr müßt mir den Ali Kodjah und den Kaufmann, der ihm die tauſend Goldſtücke geſtohlen hat, vorführen.“

Bei dieſen Worten des Kindes erinnerte ſich der Chalif an die Bittſchrift, die ihm an demſelben Tag überreicht worden war und die er noch nicht lange geleſen hatte. Er verdoppelte daher ſeine Aufmerkſamkeit, um zu hören, wie der Urtheilsſpruch ausfallen würde.

Da der Streit zwiſchen Ali Kodjah und dem Kaufmann etwas ganz Neues war und in der ganzen Stadt Bagdad ſogar unter den Kindern viel Aufſehen machte, ſo nahmen die übrigen Kinder den Vorſchlag mit Freuden an und theilten die Rollen aus, die jedes ſpielen ſollte. Niemand verwehrte es dem Knaben, der ſich zu der Rolle des Kadi erboten, dieſelbe zu übernehmen. Als er ſich nun mit dem wichtigen Amtsgeſicht eines Kadi geſetzt hatte, führte ein anderer, der einen Gerichtsdiener vorſtellte, ihm zwei Knaben vor, von denen er den einen als Ali Kodjah, und den andern als den Kaufmann bezeichnete, gegen welchen Ali Klage führte.

Jetzt nahm der Kadi das Wort und fragte in gewichtigem Tone Ali Kodjah: „Ali Kodjah, was begehrſt du von dieſem Kaufmann?“

Der angebliche Ali Kodjah verbeugte ſich tief und trug dann die Sache Punkt für Punkt dem Kadi vor; zuletzt bat er ihn demüthiglich, daß es ihm gefallen möge, mit ſeinem richterlichen Anſehen dazwiſchen zu treten, damit er nicht eine ſo bedeutende Summe einbüßen müſſe.

Als der kleine Kadi den Kläger angehört hatte, wandte er ſich nach dem Kaufmann und fragte ihn: warum er dem Ali Kodjah die Summe nicht zurückgebe, die er von ihm verlange?

Der angebliche Kaufmann brachte dieſelben Gründe vor, die der wirkliche vor dem Kadi von Bagdad angeführt hatte, und verlangte gleichfalls, die Wahrheit ſeiner Ausſage durch einen Eid bekräftigen zu dürfen.

„Wir wollen uns nicht übereilen,“ verſetzte der Kadi; „bevor du ſchwörſt, wünſchte ich das Olivengefäß zu ſehen. Ali Kodjah,“ fuhr er dann gegen den Knaben fort, der dieſe Rolle übernommen hatte, „haſt du das Gefäß mitgebracht?“ Als dieſer antwortete, er habe es nicht bei ſich, ſo ſagte er zu ihm: „Nun ſo gehe hin und hole es.“

Ali Kodjah verſchwand auf einen Augenblick, kam dann wieder und that, als ob er vor den Kadi ein Gefäß hinſtellte; zugleich erklärte er, dies ſey daſſelbe Gefäß, das er dem Beklagten zur Aufbewahrung gegeben und bei ihm wieder abgeholt habe. Um nichts, was zur herkömmlichen Form gehört, zu unterlaſſen, fragte der angebliche Kadi den angeblichen Kaufmann, ob er es ebenfalls für daſſelbe erkenne, und da dieſer durch ſein Schweigen zu verſtehen gab, daß er es nicht läugnen könne, ſo befahl er, es zu öffnen. Ali Kodjah that, als nähme er den Deckel ab, und der Kadi, als ſähe er in das Gefäß hinein. „Recht ſchöne Oliven,“ ſagte er dann, „ich will ſie doch koſten.“ Darauf that er, als nähme er eine und koſte ſie, und fuhr nun fort: „Sie ſind wirklich ganz vortrefflich. Indeß glaube ich doch, daß Oliven, die man ſieben Jahre lang aufgehoben hat, nicht mehr ſo gut ſeyn können. Man führe mir einmal einige Olivenhändler vor, um die Sache zu unterſuchen.“ Zwei Kinder wurden ſofort als Olivenhändler vorgeführt. Der Kadi fragte ſie: „Seyd ihr Olivenhändler?“ und als ſie geantwortet hatten: „Ja, dies iſt unſer Gewerbe,“ ſo fuhr er fort: „Sagt einmal, wiſſet ihr wohl, wie lange Oliven, wenn ſie von ſachverſtändigen Leuten eingelegt ſind, ſich gut und genießbar erhalten können?“

„Herr,“ antworteten die angeblichen Olivenhändler, „wenn man ſie auch noch ſo ſorgfältig einlegt und aufbewahrt, ſo taugen ſie doch ſchon im dritten Jahre nimmer;

ſie haben dann weder Geſchmack noch Farbe mehr und man kann ſie bloß wegwerfen." — „Wenn das der Fall iſt," ſprach der Kadi, „ſo ſehet einmal dies Gefäß an und ſagt mir, wie lange wohl die Oliven da eingelegt ſeyn können."

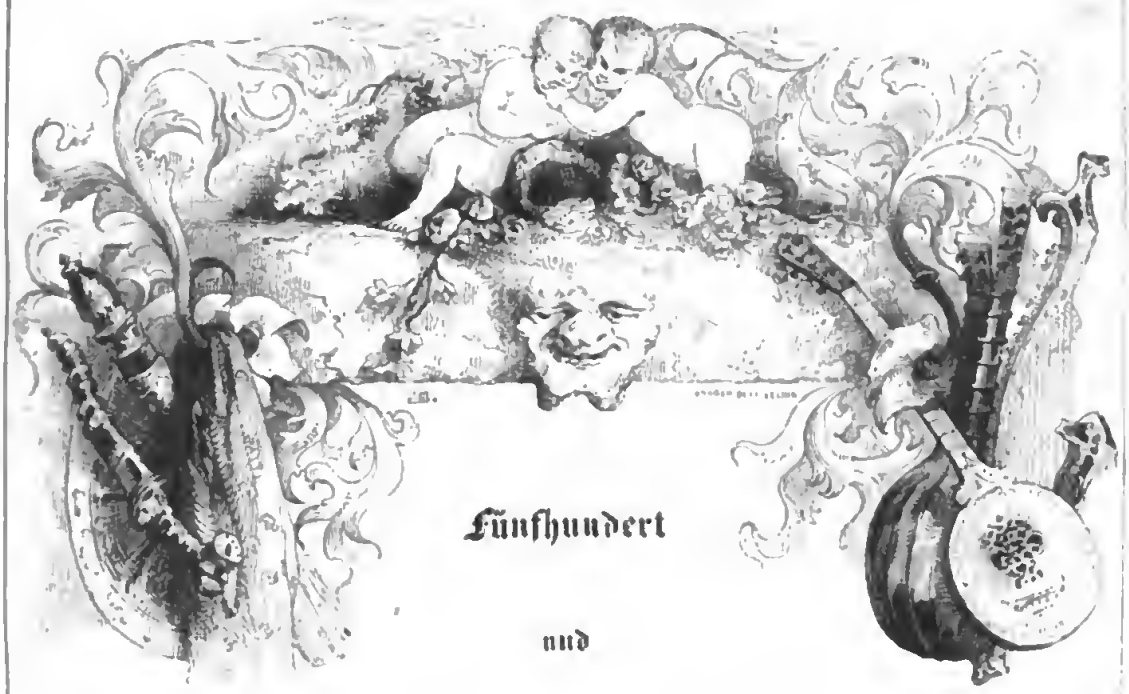
Die Kaufleute thaten, als ob ſie die Oliven unterſuchten und koſteten, worauf ſie dem Kadi erklärten, ſie ſeyen noch ganz friſch und gut. „Da irrt ihr euch," erwiderte der Kadi, „dieſer Ali Kodjah hier behauptet, er habe ſie ſchon vor ſieben Jahren in das Gefäß gelegt."

„Herr," antworteten die Sachverſtändigen, „wir können verſichern, daß es Oliven von dieſem Jahre ſind, und wir behaupten zugleich, daß unter allen Olivenhändlern in Bagdad kein einziger ſeyn wird, der nicht daſſelbe Zeugniß ablegte, wie wir."

Der Beklagte wollte gegen dieſes Zeugniß der ſachverſtändigen Kaufleute den Mund aufthun, allein der Kadi ließ ihm keine Zeit dazu, ſondern ſagte: „Schweig,

du biſt ein Dieb; man hänge ihn auf!" So endigten denn die Kinder mit großer Freude ihr Spiel, indem ſie in die Hände klatſchten und auf den angeblichen Verbrecher losſtürzten, als wollten ſie ihn zum Galgen führen.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:



Fünfhundert

und

dreiundneunzigſte Nacht.

Es läßt ſich nicht beſchreiben, wie ſehr der Chalif Harun Arraſchid die Weisheit und den Verſtand des Knaben bewunderte, der ein ſo richtiges Urtheil über eine Sache gefällt hatte, die am andern Tag vor ihm ſelbſt verhandelt werden ſollte. Als er nun genug durch die Ritze geſchaut hatte, ſtand er auf und fragte ſeinen Großvezier, der auf den Vorgang ebenfalls aufmerkſam geweſen war, ob er das von dem Kinde geſprochene Urtheil gehört habe, und was er davon denke? „Beherrſcher der Gläubigen," antwortete der Großvezier Djafar: „es kann Niemand über eine ſo ſeltene Klugheit in ſo zartem Alter mehr verwundert ſeyn, als ich."

„Aber," fuhr der Chalif fort, „weißt du auch, daß ich morgen über dieſelbe Sache zu entſcheiden habe, und daß der wirkliche Ali Kodjah mir heute ſeine Bittſchrift eingereicht hat?" — „Ich erfahre es eben erſt aus dem Munde meines Herrn," antwortete der Großvezier. „Glaubſt du wohl," fragte der Chalif weiter, „daß ich darüber ein anderes Urtheil fällen könnte, als das, welches wir ſo eben gehört haben?" — „Wenn der Fall derſelbe iſt," antwortete der Großvezier, „ſo glaube ich, daß mein Herr nicht anders verfahren und keinen andern Ausſpruch thun kann." — „Merk' dir dieſes Haus wohl," ſagte der Chalif weiter, „und führe das Kind morgen

zu mir, auf daß es dieſelbe Angelegenheit in meiner Gegenwart wiederum entſcheide. Melde auch dem Kadi, der den Dieb freigeſprochen hat, er ſolle ſich dabei einfinden, damit er aus dem Beiſpiele des Kindes ſehe, was ſeine Pflicht ſey, und ſich in Zukunft beſſere. Ferner will ich, daß du dem Ali Kodjah Wink geben läſſeſt, er ſolle ſein Olivengefäß mitbringen, und daß zwei Olivenhändler bei der Verhandlung zugegen ſind." Während der Chalif dieſe Befehle gab, ſetzte er ſeine Runde fort, wobei ihm diesmal nichts Bemerkenswerthes mehr aufſtieß.

Am andern Tag ging der Großvezier Djafar in das Haus, wo der Chalif Zeuge von dem Spiel der Kinder geweſen war, und verlangte mit dem Herrn des Hauſes zu ſprechen. Da dieſer ausgegangen war, ſo wies man ihn an die Frau. Er fragte ſie, ob ſie Kinder habe; ſie antwortete: drei, und ließ ſie alle vor ihn hintreten. „Ihr lieben Kinder," ſagte der Großvezier zu ihnen, „wer von euch hat denn geſtern Abend den Kadi geſpielt?" Der größte von den Knaben, der zugleich der älteſte war, antwortete: er ſey es geweſen, änderte aber die Farbe, da er nicht wußte, warum dieſe Frage geſtellt wurde. „Mein Sohn," ſagte der Großvezier, „komm' mit mir, der Beherrſcher der Gläubigen wünſcht dich zu ſehen."

Die Mutter erſchrack gewaltig, als ſie ſah, daß der Großvezier ihren Sohn mitnehmen wollte. Sie fragte ihn: „Herr, will der Beherrſcher der Gläubigen mir meinen Sohn entreißen?“ Der Großvezier beruhigte ſie, indem er ihr verſprach, ſie werde ihren Sohn ſpäteſtens binnen einer Stunde wieder erhalten, und dann zu ihrem Vergnügen erfahren, warum er berufen worden ſey. „Wenn dies wirklich ſo iſt, Herr,“ erwiderte die Mutter, „ſo erlaube mir wenigſtens, daß ich ihm zuvor ein ſchöneres Kleid anziehe, damit er auf anſtändigere Weiſe vor dem Beherrſcher der Gläubigen erſcheinen kann.“ Zugleich legte ſie ihm ohne Säumen ein ſchöneres Kleid an.

Der Großvezier führte nun das Kind fort und ſtellte es dem Chalifen auf dieſelbe Stunde vor, auf die er Ali Kodjah und den Kaufmann beſchieden hatte.

Der Chalif bemerkte, daß das Kind etwas beſtürzt war, und ſagte daher, um es auf das, was er von ihm erwartete, vorzubereiten: „Komm' her, mein Sohn, tritt näher; alſo du haſt geſtern den Streit zwiſchen Ali Kodjah und dem Kaufmann, der ihm ſein Geld geſtohlen, entſchieden? Ich habe dich geſehen, dir zugehört, und bin wohl zufrieden mit dir.“ Der Knabe beruhigte ſich jetzt und antwortete beſcheiden, er ſey es geweſen. „Mein Sohn,“ fuhr der Chalif fort, „ich werde dir heute den wahren Ali Kodjah und den wahren Kaufmann zeigen. Komm' her, ſetze dich zu mir.“

Mit dieſen Worten nahm der Chalif den Knaben bei der Hand, ſetzte ſich auf ſeinen Thron und das Kind zu ſeiner Seite; ſodann fragte er, wo die ſtreitenden Parteien ſeyen. Man ließ ſie vortreten und nannte ihm ihre Namen, während ſie ſich niederwarfen und mit ihrer Stirne den Teppich berührten, welcher den Thron bedeckte. Als ſie wieder aufgeſtanden waren, ſagte der Chalif zu ihnen: „Jetzt trage Jeder ſeine Sache vor. Dies Kind hier wird euch anhören und Recht ſprechen; ſollte es ſich in irgend einem Punkte verfehlen, ſo werde ich in's Mittel treten.“

Ali Kodjah und der Kaufmann ſprachen nach einander; als aber der Kaufmann wieder denſelben Eid abzulegen verlangte, den er ſchon vor dem Kadi geſchworen hatte, ſo ſagte das Kind, es ſey noch nicht ſo weit, man müſſe nothwendig vorher das Olivengefäß ſehen.

Bei dieſen Worten brachte Ali Kodjah das Gefäß, ſetzte es zu den Füßen des Chalifen und nahm den Deckel ab. Der Chalif beſah die Oliven, nahm eine und koſtete ſie. Hierauf wurde das Gefäß den ſachverſtändigen Kaufleuten, die man dazu berufen hatte, zur Unterſuchung übergeben, und dieſe gaben den Beſcheid, die Oliven ſeyen gut und vom laufenden Jahre. Das Kind ſagte ihnen, Ali Kodjah behaupte, ſie ſeyen ſchon vor ſieben Jahren hineingelegt worden, worauf

ſie dieſelbe Antwort gaben, wie die Kinder, welche die Rolle ſachverſtändiger Kaufleute geſpielt hatten.

Obwohl nun der Beklagte einſah, daß die beiden ſachverſtändigen Kaufleute ſein Verdammungsurtheil ausgeſprochen hatten, ſo wollte er gleichwohl noch allerlei zu ſeiner Vertheidigung anführen; das Kind hütete ſich indeß wohl, ihn zum Aufhängen zu verurtheilen, ſondern ſah den Chalifen an und ſagte: „Beherrſcher der Gläubigen, dies iſt kein Spiel mehr, ſondern es kommt meinem Herrn zu, im Ernſt zum Tode zu verurtheilen, nicht aber mir, der ich es geſtern bloß zum Scherze that.“

Der Chalif, der nun vollkommen von der Unredlichkeit des Kaufmanns überzeugt war, ließ ihn ſofort den Gerichtsdienern überantworten, um ihn zu hängen. Dies geſchah auch, nachdem er zuvor angezeigt, wohin er die tauſend Goldſtücke verſteckt hatte, die nun dem Ali Kodjah zurückgegeben wurden. Zuletzt aber gab dieſer gerechte und billige Fürſt dem Kadi, welcher den früheren Urtheilsſpruch gefällt hatte und auch zugegen war, die Mahnung, daß er von einem Kinde lernen ſolle, ſein Amt pünktlicher zu verwalten; dann küßte er das Kind und ſchickte es mit einem Beutel von hundert Goldſtücken, die er ihm zum Zeichen ſeiner Freigebigkeit einhändigen ließ, zu ſeiner Mutter zurück.

Die Sultanin Scheherſad erzählte hierauf die Geſchichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu. Sie begann dieſelbe folgendermaßen:

Fünfhundert und vierundneunzigſte Nacht.

Geſchichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu. [1]

Herr, es war einmal ein Sultan, und zwar einer der Vorfahren meines Königs, der viele Jahre lang friedlich über Indien herrſchte und noch in ſeinem hohen Alter die Freude hatte, an drei Prinzen, ſeinen Söhnen und würdigen Nachahmern ſeiner Tugenden, ſo wie an einer Prinzeſſin, die ſeine Nichte war, die Zierde ſeines Hofes zu beſitzen. Der älteſte von den Prinzen hieß Huſſain, der zweite Ali, der jüngſte Achmed, und die Prinzeſſin, ſeine Nichte, Nurunnihar. [2]

Die Prinzeſſin Nurunnihar war die Tochter des jüngſten Bruders vom Sultan, der vom Sultan einen bedeutenden Jahrsgehalt bezogen, aber ſchon wenige Jahre nach ſeiner Vermählung geſtorben war, und ſie als zartes Kind hinterlaſſen hatte. In

[1] Zwei perſiſche Worte, welche beide eine und dieſelbe Bedeutung haben, nämlich weiblicher Geiſt oder Fee.

[2] Ein arabiſches Wort, mit der Bedeutung: Licht des Tages.

Rückſicht auf die brüderliche Freundſchaft und treue Anhänglichkeit, die ſein Bruder ihm ſtets bewieſen, hatte der Sultan die Tochter deſſelben in ſeinen eigenen Palaſt aufgenommen, um ſie mit den drei Prinzen erziehen zu laſſen. Mit einer ausnehmenden Schönheit und allen nur erdenklichen Vollkommenheiten des Körpers vereinigte dieſe Prinzeſſin einen außerordentlichen Verſtand, und ihre fleckenloſe Tugend zeichnete ſie vor allen Prinzeſſinnen ihrer Zeit aus.

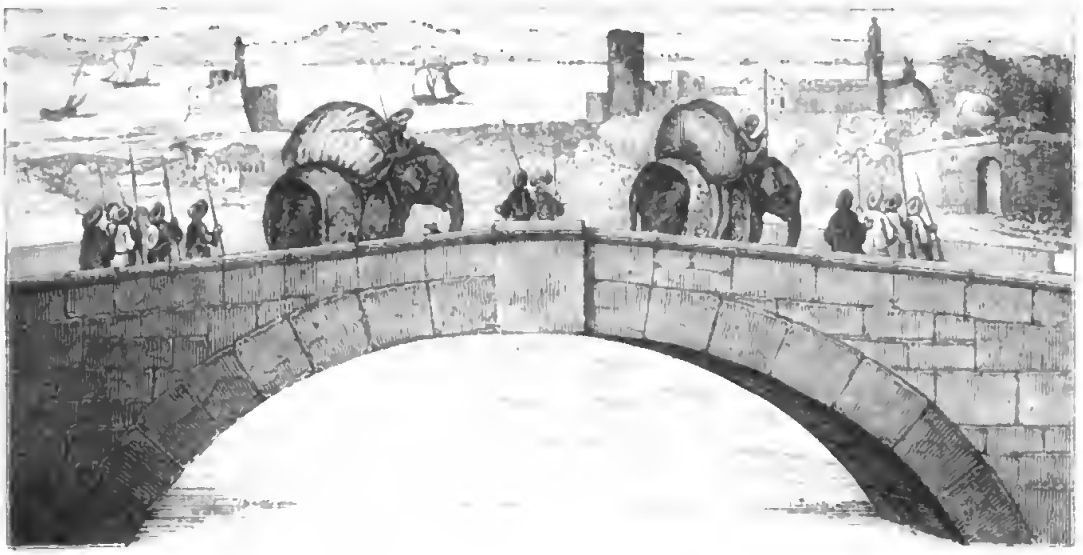
Der Sultan, als Oheim der Prinzeſſin, der ſich längſt vorgenommen hatte, ſie, wenn ſie einmal mannbar geworden ſeyn würde, zu verheirathen und durch ihre Vermählung mit irgend einem benachbarten Fürſten ein Freundſchaftsbündniß anzuknüpfen, dachte jetzt um ſo ernſtlicher darauf, als er bemerkte, daß ſeine Söhne alle drei in leidenſchaftlicher Liebe zu ihr entbrannten. Dies machte ihm viel Herzeleid, nicht ſowohl, weil er dadurch verhindert wurde, das beabſichtigte Bündniß abzuſchließen, ſondern vielmehr, weil er die Schwierigkeit vorausſah, ſie über dieſen Punkt zu vereinigen, und wenigſtens die zwei Jüngeren zu bewegen, daß ſie die Prinzeſſin dem Aelteſten überlaſſen ſollten. Er ſprach mit jedem von ihnen insbeſondere, und nachdem er ihnen die Unmöglichkeit vorgeſtellt hatte, daß die Prinzeſſin alle drei zugleich heirathen könne, ſowie die Unruhen, die aus ihrem hartnäckigen Beharren entſtehen würden, ſo bot er Alles auf, um ſie zu überreden, daß ſie entweder der Prinzeſſin die entſcheidende Wahl unter ihnen überlaſſen, oder alle drei von ihren Anſprüchen abſtehen und zugeben ſollten, daß ſie mit einem auswärtigen Fürſten vermählt würde; ſie ſelbſt könnten ja auf andere Verbindungen denken, bei denen er ihnen durchaus Nichts in den Weg legen wolle. Da er aber eine unüberwindliche Hartnäckigkeit bei ihnen fand, ſo ließ er ſie alle drei vor ſich kommen und ſprach alſo zu ihnen: „Meine Söhne, da es mir nicht gelungen iſt, euch zu euerm eigenen Wohl und zu eurer Ruhe zu überreden, daß ihr von euren Anſprüchen auf die Prinzeſſin, meine Nichte, abſtehen möchtet, und da ich von meiner väterlichen Gewalt keinen Gebrauch machen, und ſie nicht Einem, mit Hintanſetzung der beiden Andern, geben will, ſo glaube ich nunmehr, ein paſſendes Mittel gefunden zu haben, um euch zufrieden zu ſtellen und die pflichtſchuldige Einigkeit unter euch zu bewahren, wenn ihr anders auf meine Worte hören und das ausführen wollt, was ich euch ſagen werde. Ich halte es nämlich für angemeſſen, daß ihr auf Reiſen gehet, und zwar jeder allein und in ein anderes Land, ſo daß ihr nicht mit einander zuſammentreffen könnt, und da ihr wiſſet, wie neugierig ich auf Alles bin, was für ſelten und einzig in ſeiner Art gelten kann, ſo verſpreche ich meine Nichte demjenigen, der mir die außerordentlichſte und merkwürdigſte Seltenheit mitbringen wird. Auf dieſe Weiſe kann

es der Zufall mit ſich bringen, daß ihr ſelbſt über die Vortrefflichkeit der von euch mitgebrachten Sachen durch Vergleichung derſelben urtheilen werdet, und dann werdet ihr hoffentlich ſo billig ſeyn, demjenigen den Vorzug zu überlaſſen, der ihn verdient. Zur Beſtreitung der Reiſekoſten und zum Ankauf der Seltenheiten, die ihr mitbringen wollet, werde ich jedem von euch eine euerm Stande angemeſſene Summe mitgeben, die ihr aber nicht auf Reiſegefolge oder Reiſegeräthſchaften verwenden dürfet; denn ihr würdet dadurch eure Abkunft verrathen, und könntet leicht die Freiheit einbüßen, deren ihr nicht nur zur Ausführung euers Planes, ſondern auch dazu bedürfet, um Alles, was eure Aufmerkſamkeit verdient, beobachten und einen um ſo größeren Nutzen aus eurer Reiſe ziehen zu können."

Da die drei Prinzen ſich immer willig in die Wünſche des Sultans, ihres Vaters, gefügt hatten, und jeder ſich ſchmeichelte, das Glück werde ihm günſtig ſeyn und zum Beſitz der Prinzeſſin Nurunnihar verhelfen, ſo gaben ſie zur Antwort, ſie ſeyen bereit, zu gehorchen. Der Sultan ließ ihnen ohne Aufſchub die verſprochene Summe ausbezahlen, und ſie gaben noch an demſelben Tage ihre Befehle, daß die Vorkehrungen zu ihrer Reiſe getroffen wurden; ſodann nahmen ſie Abſchied von ihrem Vater, um ſich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg machen zu können. Sie zogen alle Drei wohl beritten, mit allem Nöthigen verſehen, als Kaufleute verkleidet, und

Jeder nur mit einem einzigen vertrauten Diener in Sklavenkleidern, zu demſelben Thore hinaus und gelangten mit einander in die erſte Nachtherberge, von wo ſich dann der Weg nach drei Richtungen theilte. Als ſie hier die Abendmahlzeit verzehrten, die ſie ſich hatten bereiten laſſen, ſo verabredeten ſie unter einander, daß ihre Reiſe ein Jahr dauern ſollte, und beſtellten ſich wieder in dieſelbe Herberge, mit der Bedingung, wer zuerſt eintreffe, ſolle auf den Andern warten, und die Beiden dann auf den Dritten, ſo daß ſie alle Drei, wie ſie zugleich miteinander von ihrem Vater, dem Sultan, Abſchied genommen hatten, ebenſo bei ihrer Rückkehr wieder vor ihn treten könnten. Am andern Morgen ſtiegen ſie mit Tagesanbruch, nachdem ſie einander umarmt und ſich gegenſeitig glückliche Reiſe gewünſcht hatten, zu Pferde und ſchlugen nun Jeder einen von den drei Wegen ein, ohne wegen der Wahl Streit zu bekommen.

Scheherſad, welche bei dieſen Worten vom Tag überraſcht wurde, hielt inne, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren.



Fünfhundert und fünfundneunzigſte Nacht.

Der Prinz Huſſain, der älteſte von den drei Brüdern, der viel von der wundervollen Größe und Macht, dem Reichthum und dem Glanze des Königreichs Bisnagar [1] gehört hatte, nahm ſeine Richtung nach dem indiſchen Meere, und nach einer Reiſe von etwa drei Monaten, wobei er ſich an verſchiedene Karavanen anſchloß und bald öde Wüſten und ſteile Berge durchzog, bald aber auch ſehr bevölkerte, wohlbebaute und fruchtbare Gegenden, wie man ſie nicht leicht an andern Theilen der Erde trifft,

[1] Das indiſche Königreich Bisnagar, auf der indiſchen Halbinſel, hatte eine ſehr glänzende Periode während des fünfzehnten Jahrhunderts, und die Fürſten dieſes Staats ſcheinen mittelbar oder unmittelbar faſt ganz Südindien, wenigſtens den im Süden vom Fluſſe Kiſtna gelegenen Theil, in ihrer Gewalt gehabt zu haben. Die portugieſiſchen Schriftſteller bezeichnen es bisweilen mit dem Namen Königreich Narſinga, dem Namen eines der mächtigſten Fürſten dieſes Reichs. Die Hauptſtadt Bisnagar wurde um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an den Ufern des Tongbudra von zwei Brüdern gegründet, die ihr den Namen Vidjayanagara (Siegesſtadt) gaben, woraus nachher Bidnagar entſtand. Das Königreich wurde im Jahr 1564 durch eine Coalition der vier muſelmänniſchen Sultane von Bijapur, Golkonda, Ahmednagar und Berar zerſtört. Nach einer Schlacht, in welcher der indiſche Fürſt beſiegt und getödtet wurde, fiel ſeine Hauptſtadt in die Gewalt der Muſelmänner, welche das ganze Reich verheerten und unter ſich theilten.

kam er nach Bisnagar, der Hauptſtadt des gleichnamigen Königreichs und dem gewöhnlichen Wohnſitze ſeiner Könige. Er kehrte in einem Khan ein, wo die fremden Kaufleute abzuſteigen pflegten, und da er hörte, daß es hauptſächlich vier Orte in der Stadt gebe, wo die Kaufleute und Verkäufer aller Arten von Handelswaaren ihre Läden haben, ſo begab er ſich gleich am folgenden Tage nach einem dieſer Stadtviertel. In der Mitte deſſelben lag das Schloß oder vielmehr der Palaſt der Könige, der einen ſehr bedeutenden Raum einnahm, und gleichſam den Mittelpunkt der Stadt bildete. Die Stadt aber hatte drei Ringmauern, und ihre Thore waren zwei volle Stunden Wegs von einander entfernt.

Der Prinz Huſſain konnte das Stadtviertel, worin er ſich befand, nicht ohne Verwunderung betrachten: es war ſehr geräumig und in die Kreuz und Quer von mehreren Straßen durchſchnitten, welche ſämmtlich zum Schutz gegen die Sonnenhitze oben überwölbt, aber gleichwohl ſehr hell waren. Die Kaufläden waren alle gleich

groß und hatten ganz die gleiche Form; die Läden derjenigen Kaufleute, welche die gleichen Artikel führten, waren nicht zerstreut, sondern in einer und derselben Straße beisammen; ebenso verhielt es sich auch mit den Buden der Handwerker.

Die Menge der Läden, die mit einer und derselben Art von Waaren angefüllt waren, wie z. B. mit den feinsten Schleiertüchern aus den verschiedenen Gegenden Indiens, mit buntbemalten Linnentüchern, worauf in den lebhaftesten Farben Menschen, Landschaften, Bäume und Blumen dargestellt waren, mit Seide- und Brokatstoffen aus Persien, China und andern Orten, mit Porcellan aus Japan und China, mit Fußteppichen von allen Größen — dies Alles überraschte ihn so sehr, daß er nicht wußte, ob er seinen eigenen Augen trauen durfte. Als er aber vollends zu den Läden der Goldschmiede und Juweliere kam (beide Gewerbe wurden nämlich von einer und derselben Klasse von Kaufleuten betrieben), da war er beim Anblick der ungeheuren Menge ausgezeichneter Gold- und Silberarbeiten ganz außer sich und wie geblendet vom Glanze der Perlen, Diamante, Smaragde, Rubine, Saphire und anderer Edelsteine, welche die Hülle und Fülle zum Verkauf ausgesetzt waren. Wenn er nun schon über die Aufhäufung so vieler Reichthümer an einem einzigen Orte verwundert war, so wuchs sein Erstaunen noch weit mehr, wenn er an den Reichthum des ganzen Königreichs dachte, denn er bemerkte, daß außer den Braminen und Tempeldienern, die es zu ihrem Berufe machten, fern von den Eitelkeiten der Welt zurückgezogen zu leben, im ganzen Reiche nicht leicht ein Indier oder eine Indierin zu sehen war, die nicht Hals- und Armbänder, ja sogar an den Schenkeln und Füßen Schmuck von Perlen und Edelsteinen gehabt hätten, deren Glanz um so mehr hervorleuchtete, als die Einwohner alle schwarz waren.

Eine andere Eigenthümlichkeit, die der Prinz Hussain bewunderte, war die große Menge von Rosenverkäufern, von denen alle Straßen wimmelten. Er dachte, die Indier müssen große Liebhaber von dieser Blume seyn, denn er sah auch nicht Einen, der nicht einen Rosenstock in der Hand oder einen Rosenkranz auf dem Kopf gehabt hätte, und namentlich standen in jedem Kaufladen mehrere Vasen mit diesen Blumen zu sehen, so daß das Stadtviertel trotz seines gewaltigen Umfangs ganz davon durchduftet war.

Als nun der Prinz Hussain voll Gedanken über die vielen Reichthümer, die sich seinen Augen darboten, sämmtliche Straßen dieses Stadtviertels durchwandelt hatte, fühlte er endlich das Bedürfniß, auszuruhen. Er gab dies einem Kaufmann zu erkennen, und der Kaufmann lud ihn sehr höflich ein, in seinen Laden zu treten und sich bei ihm zu setzen, was er denn auch annahm. Er war noch nicht lange da gesessen,

als er einen Ausrufer vorübergehen ſah mit einem Teppich von etwa ſechs Fuß in's Gevierte, den er zum Preiſe von dreißig Beuteln [1] im Aufſtreiche ausbot. Dieſen Ausrufer beſchied er zu ſich und verlangte den Teppich zu ſehen, der ihm nicht bloß

wegen ſeiner Kleinheit, ſondern auch wegen ſeines ſonſtigen geringen Ausſehens viel zu theuer ausgeboten ſchien. Als er ihn lange genug betrachtet hatte, ſagte er zu dem Ausrufer, er könne nicht begreifen, wie man einen ſo kleinen und ſo unſcheinbaren Teppich zu einem ſo hohen Preiſe feilbieten möge.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der folgenden Nacht aber fuhr ſie alſo fort:

[1] Ein Beutel gilt etwa fünfzehnhundert Francs.

Fünfhundert

und

sechsundneunzigste Nacht.

Der Ausrufer, der den Prinzen Huſſain für einen Kaufmann hielt, gab ihm zur Antwort: „Edler Herr, da dir dieſer Preis ſchon übermäßig hoch vorkommt, ſo wirſt du dich noch weit mehr wundern, wenn ich dir ſage, daß ich Befehl habe, ihn bis auf vierzig Beutel zu ſteigern und bloß für dieſen Preis und zwar gegen baares Geld abzulaſſen.“ — „Demnach,“ verſetzte der Prinz Huſſain, „muß er irgend eine mir unbekannte Eigenſchaft haben, die ihm ſo viel Werth verleiht.“ — „Du haſt es errathen, edler Herr,“ antwortete der Ausrufer, „und du wirſt es mir ſelbſt zugeben, wenn ich dir ſage, daß man ſich auf dieſen Teppich nur zu ſetzen braucht, um überallhin, wo man nur wünſcht, verſetzt zu werden, und daß man augenblicklich an dem gewünſchten Orte iſt, ohne daß irgend ein Hinderniß in den Weg kommen kann.“

Bei dieſen Worten dachte der indiſche Prinz, da der Hauptgrund ſeiner Reiſe doch nur ſey, dem Sultan, ſeinem Vater, irgend eine außerordentliche und unerhörte Seltenheit zu bringen, ſo werde er nicht leicht etwas habhaft werden können, das dem Sultan größere Freude machen könne. „Wenn dieſer Teppich,“ ſagte er zu dem Ausrufer, „wirklich die Eigenſchaft hätte, die du rühmſt, ſo würde ich den dafür verlangten Preis von vierzig Beuteln keineswegs zu hoch finden und könnte mich wohl

entſchließen, dieſe Summe dafür zu bezahlen; außerdem würde ich dir noch ein Geſchenk machen, mit dem du gewiß zufrieden ſeyn könnteſt." — „Edler Herr," antwortete der Ausrufer, „ich habe dir die Wahrheit geſagt und werde dich leicht davon überzeugen können, ſobald du unter der Bedingung, daß ich dich eine Probe ſehen laſſe, den Handel eingegangen haben wirſt. Da du die vierzig Beutel nicht hier haſt, und ich dich doch, um ſie in Empfang zu nehmen, nach dem Khan begleiten muß, wo du als Fremder abgeſtiegen ſeyn wirſt, ſo laß uns mit Erlaubniß des Herrn vom Laden in den Hinterladen treten; dort will ich den Teppich ausbreiten, und wenn wir Beide, du und ich, darauf ſitzen und du den Wunſch ausgeſprochen haben wirſt, mit mir nach deinem Zimmer im Khan verſetzt zu werden, und dies nicht auf der Stelle in Erfüllung geht, ſo ſoll der Handel null und nichtig und du zu nichts verpflichtet ſeyn. Was das Geſchenk betrifft, ſo werde ich es, da meine Mühe mir von dem Verkäufer bezahlt werden muß, als eine Gnade annehmen, die du mir erzeigſt, und wofür ich dir immer verpflichtet ſeyn werde."

Der Prinz vertraute auf die Redlichkeit des Ausrufers, ging den Vorſchlag ein und ſchloß unter der eben erwähnten Bedingung den Handel ab. Hierauf trat er mit Erlaubniß des Kaufmanns in den Hintergrund des Ladens, wo der Ausrufer den Teppich ausbreitete. Sie ſetzten ſich Beide darauf und kaum hatte der Prinz den Wunſch ausgeſprochen, nach ſeinem Zimmer im Khan verſetzt zu werden, ſo befanden ſich Beide dort und zwar ohne im Mindeſten aus ihrer Lage gekommen zu ſeyn. Da er nun keiner weitern Zeugniſſe für die Wunderkraft des Teppichs mehr bedurfte, ſo bezahlte er dem Ausrufer die Summe von vierzig Beuteln in Gold aus und fügte für ihn noch ein Geſchenk von zwanzig Goldſtücken hinzu.

So war denn nun der Prinz Huſſain Beſitzer des Teppichs und ungemein erfreut, gleich bei ſeiner Ankunft in Bisnagar ein ſo ſeltenes Stück an ſich gebracht zu haben, das ihm, wie er nicht zweifelte, die Hand der Prinzeſſin Nurunnihar verſchaffen mußte. Er hielt es in der That für unmöglich, daß ſeine beiden jüngeren Brüder etwas von ihrer Reiſe mitbringen könnten, was mit ſeinem glücklichen Funde nur entfernt in Vergleichung kommen dürfte. Auch hätte er ſich jetzt ſogleich auf ſeinen Teppich ſetzen und nach dem verabredeten Zuſammenkunftsorte verfügen können; allein er hätte dann zu lange auf ſie warten müſſen, und da er ohnehin neugierig war, den König von Bisnagar und ſeinen Hof zu ſehen, zugleich aber auch die Streitkräfte, Geſetze, Gewohnheiten, Religion und den Zuſtand des ganzen Reiches kennen zu lernen, ſo beſchloß er, einige Monate auf Befriedigung ſeiner Neugierde zu verwenden.

Der König von Bisnagar hatte die Gewohnheit, den fremden Kaufleuten jede Woche einmal Zutritt zu ſeiner Perſon zu geſtatten. Unter dieſem Namen ſah ihn der Prinz Huſſain, der durchaus nicht für das gelten wollte, was er war, mehrere Male, und da er nicht nur ſehr hübſch von Geſtalt war, ſondern auch ungemein viel Verſtand und feine Geiſtesbildung beſaß, wodurch er ſich vor den andern Kaufleuten, die mit ihm vor dem König erſchienen, auszeichnete, ſo wandte ſich dieſer vorzugsweiſe an ihn, wenn er über die Perſon des Sultans von Indien, über die Streitkräfte, den Reichthum und die Verwaltung ſeines Reichs Erkundigung einziehen wollte.

Die übrigen Tage verwandte der Prinz dazu, die Merkwürdigkeiten der Stadt und Umgegend zu beſichtigen. Unter andern bewundernswürdigen Dingen ſah er auch einen Götzentempel, der einzig in ſeiner Art und ganz aus Erz erbaut war. Seine Grundfläche betrug zehn Ellen in's Gevierte, ſeine Höhe fünfzehn Ellen: die größte Schönheit darin aber war ein Götzenbild in menſchlicher Größe aus gediegenem Gold, das als Augen

zwei Rubine hatte und zwar ſo künſtlich angebracht, daß Jeder, der es betrachtete, gleichviel von welcher Seite, der Meinung war, es richte die Augen auf ihn. Dann ſah er noch einen, der nicht minder Bewunderung verdiente, in einem Dorfe. Es war da nämlich eine Ebene von etwa zehn Morgen Landes, die aus einem einzigen köſtlichen, mit Roſen und andern anmuthigen Blumen überſäeten Garten beſtand, und dieſer ganze

Raum war mit einer kleinen Mauer von der Höhe eines Geländers umgeben, um die Thiere des Feldes abzuwehren. Mitten in der Ebene erhob ſich eine mannshohe Terraſſe, die ſo kunſtreich und ſorgfältig mit in einander gefügten Steinen bedeckt war, daß Jedermann glaubte, es ſey nur ein einziger Stein. Der Tempel, der mitten auf der Terraſſe ſtand und eine Kuppelform hatte, war fünfzig Ellen hoch, ſo daß man ihn mehrere Meilen in der Umgegend ſehen konnte. Seine Länge betrug dreißig, die Breite zwanzig Ellen, und der rothe Marmor, woraus er erbaut war, war außerordentlich fein und glänzend. Das Kuppelgewölbe war mit drei Reihen ſehr anmuthiger und geſchmackvoller Gemälde geſchmückt und der ganze Tempel von oben bis unten mit einer Menge anderer Gemälde, halberhabenem Bildwerk und Götzenbildern angefüllt.

Morgens und Abends wurden in dieſem Tempel abergläubiſche Ceremonien begangen, auf welche Spiele, muſikaliſche Vergnügungen, Geſänge, Tänze und Feſtſchmäuſe folgten. Die Diener des Tempels und die Bewohner des Orts leben bloß von den Opfergaben, welche die zahlloſen Pilger aus den entfernteſten Gegenden des Reichs unaufhörlich dahin bringen, um ihre Gelübde zu erfüllen.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Fünfhundert und ſiebenundneunzigſte Nacht.

Der Prinz Huſſain war auch noch Zuſchauer eines feierlichen Feſtes, das alle Jahre am Hof von Bisnagar begangen wird, und wobei die Statthalter der Provinzen, die Befehlshaber der feſten Plätze, die Vorſteher und Richter der Städte, ſowie die durch ihre Gelehrſamkeit berühmteſten Braminen ſich einfinden müſſen. Einige von ihnen kommen aus ſo weiter Ferne, daß ſie nicht weniger als vier Monate zu ihrer Reiſe brauchen. Die Verſammlung beſteht aus einer unzähligen Menge von Indiern und findet ſich auf einer ungeheuren Ebene ein, wo ſie einen überraſchenden Anblick darbietet, ſo weit das Auge reicht. Mitten in der Ebene befand ſich ein ſehr langer und breiter Platz, auf einer Seite durch ein prächtiges Gebäude begrenzt in Form eines Gerüſtes, das neun Stockwerke hatte, von vierzig Säulen getragen wurde und für den König, den Hof und diejenigen Fremden beſtimmt war, denen er wöchentlich einmal die Ehre erwies, ſie vorzulaſſen. Im Innern war es prächtig geſchmückt und mit Geräthſchaften verſehen, von Außen mit Landſchaften bemalt, worin man alle Arten von Thieren, Vögeln, Inſekten, ſelbſt Fliegen und Mücken, ganz nach der Natur abgebildet ſah. Die drei übrigen Seiten des Platzes waren von andern Gerüſten eingefaßt, die wenigſtens vier bis fünf Stockwerke hatten, und eines beinahe wie das

andere bemalt waren. Auch hatten dieſe Gerüſte das Eigenthümliche, daß man ſie von Stunde zu Stunde herumdrehen und dadurch ihr ganzes Anſehen, ſowie ihre Verzierungen verändern konnte.

Auf allen Seiten des Platzes ſtanden in kurzen Zwiſchenräumen von einander tauſend Elephanten mit den prachtvollſten Harniſchen, jeder mit einem viereckigen Thurm von vergoldetem Holz auf dem Rücken, worin ſich Tonſpieler oder Tänzer befanden. Rüſſel, Ohren und die übrigen Theile dieſer Elephanten waren mit Zinnober und andern Farben bemalt, ſo daß ſie ein gar ſeltſames Ausſehen darboten.

Was bei dieſem ganzen Schauſpiel dem Prinzen am meiſten Bewunderung einflößte für die Betriebſamkeit, Geſchicklichkeit und den Erfindungsgeiſt der Indier, war ein überaus großer und gewaltiger Elephant, der mit ſeinen vier Füßen oben auf einem ſenkrecht aufgerichteten, zwei Fuß hohen Ständer ſtand, und nach dem Tact der Muſik mit ſeinem Rüſſel in der Luft herumfocht. Nicht minder bewunderte er einen andern eben ſo gewaltigen Elephanten, der auf dem einen Ende eines quer über einen zehn Fuß hohen Ständer gelegten Balkens ſtand, an deſſen anderem Ende ein ungeheurer

Stein als Gegengewicht befeſtigt war, ſo daß er vermittelſt deſſelben bald höher, bald tiefer vor dem Könige und dem ganzen Hofe durch die Bewegungen ſeines Körpers und Rüſſels, gleich wie der andere Elephant, den Tact der Muſik angab. Die Indier hatten nämlich zuerſt den Stein als Gegengewicht angebunden, ſodann das gegenüberſtehende Ende zur Erde hinabgebogen und den Elephanten hinauftreten laſſen.

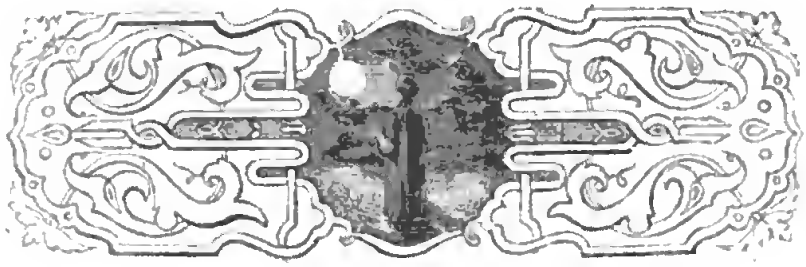
Der Prinz Huſſain hätte ſich noch länger am Hof und im Reich Bisnagar aufhalten können; eine Unzahl anderer Wunderdinge hätte ihn gewiß bis zum letzten Tage des Jahres, auf welchen er und ſeine Brüder ſich beſchieden hatten, angenehm unterhalten; allein da er durch das, was er geſehen hatte, vollkommen befriedigt, überdies beſtändig mit dem Gegenſtand ſeiner Liebe beſchäftigt war, und da ſeit der neuen Erwerbung, welche er gemacht, die Schönheit und die Reize der Prinzeſſin Nurunnihar die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft von Tag zu Tag ſteigerten, ſo glaubte er, ſein Gemüth würde ruhiger werden und er ſelbſt ſeinem Glücke näher ſeyn, wenn er durch eine geringere Entfernung von ihr getrennt wäre. Er bezahlte daher dem Wirth des Khans den Miethzins für ſein Zimmer, bezeichnete ihm die Stunde, wo er den Schlüſſel dazu an der Thüre abholen könne, und ohne ſich über ſeine weiteren Vorbereitungen zur Abreiſe auszuſprechen, ging er auf ſein Zimmer zurück, ſchloß es hinter ſich zu und ließ den Schlüſſel ſtecken. Hierauf breitete er den Teppich aus und ſetzte ſich mit ſeinem Begleiter darauf. Sodann ſammelte er ſeine Gedanken, und kaum hatte er recht ernſtlich gewünſcht, in die Herberge verſetzt zu werden, wo er mit ſeinen Brüdern zuſammentreffen ſollte, als er auch ſchon bemerkte, daß er dort war. Er kehrte alſo da ein, gab ſich für einen Kaufmann aus und wartete auf die Andern.

Indeß hatte Huſſains jüngerer Bruder, Prinz Ali, der, um dem Plane des Sultans von Indien zu entſprechen, eine Reiſe nach Perſien machen wollte, ſich ſchon drei Tage nach der Trennung von ſeinen beiden Brüdern einer Karavane angeſchloſſen und war mit derſelben nach dieſem Lande abgegangen. Nachdem er beinahe vier Monate unterwegs geweſen, kam er endlich nach Schiras, welches dazumalen die Hauptſtadt des Königreichs Perſien war. Da er auf der Reiſe mit einer kleinen Anzahl von Kaufleuten Bekanntſchaft und Freundſchaft geſchloſſen hatte, ohne ſich jedoch für etwas Anderes als einen Juwelenhändler auszugeben, ſo ſtieg er auch in einem und demſelben Khan mit ihnen ab.

Am folgenden Tag, während die Kaufleute ihre Waarenballen öffneten, zog der Prinz Ali, der nur zu ſeinem Vergnügen reiste und ſich bloß mit dem zu ſeiner Bequemlichkeit erforderlichen Reiſegepäck verſehen hatte, andere Kleider an und ließ ſich nach dem Stadtviertel führen, wo Edelgeſteine, Gold- und Silberarbeiten, Brokat, Seidenſtoffe, feine Schleiertücher und andere überaus ſeltene und koſtbare Waaren zum Verkauf ausgeſetzt ſtanden. Dieſer ſehr geräumige und auf die Dauer gebaute Ort war oben überwölbt, und das Gewölbe wurde von ſtarken Pfeilern getragen, die Buden aber waren theils um dies herum, theils den Mauern entlang, ſowohl von innen, als

von außen angelegt. Der Ort ſelbſt war in Schiras allgemein unter dem Namen Beſaſtan bekannt. Prinz Ali durchſtreifte alſo den Beſaſtan ſogleich nach allen Seiten, in die Länge und Breite, und aus der erſtaunlichen Menge koſtbarer Waaren, die er da ausgelegt ſah, ſchloß er mit Bewunderung auf die Reichthümer, welche innerhalb der Läden aufgehäuft ſeyn mußten. Unter den vielen Ausrufern, die beſtändig hin und her gingen und verſchiedene Sachen zum Kauf ausboten, ſah er zu ſeiner nicht geringen Verwunderung auch einen, der ein elfenbeinernes Rohr in der Hand hielt, welches etwa einen Fuß lang und etwas dicker als ein Daumen war, und daſſelbe zu dreißig Beuteln ausrief. Im Anfang glaubte er, der Ausrufer ſey nicht recht bei Verſtand. Um ſich nun darüber Auskunft zu verſchaffen, trat er an den Laden eines Kaufmanns und ſagte zu dieſem, indem er auf den Ausrufer deutete: „Herr, ich bitte dich, ſage mir, ob ich mich nicht täuſche: iſt der Mann dort, der ein kleines, elfenbeinernes Rohr zu dreißig Beuteln ausruft, wohl bei gutem Verſtande?“ — „Herr,“ antwortete der Kaufmann, „wenn er ihn nicht anders ſeit geſtern verloren hat, ſo kann ich dich verſichern, daß dies der klügſte und geſuchteſte von allen unſern Ausrufern iſt, und daß er das größte Vertrauen genießt, wenn es ſich um den Verkauf von ſehr werthvollen Gegenſtänden handelt. Was indeß das Rohr betrifft, das er zu dreißig Beuteln ausruft, ſo muß daſſelbe wohl aus irgend einem nicht in die Augen fallenden Grunde dieſen großen, ja vielleicht einen noch größeren Werth haben. Der Mann wird im Augenblick wieder hier vorbeikommen, dann wollen wir ihn hereinrufen, und du magſt dich ſelbſt von der Sache überzeugen. Setze dich einſtweilen auf meinen Sopha und ruhe ein wenig aus.“

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht aber ſetzte ſie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:



Fünfhundert und achtundneunzigſte Nacht.

Der Prinz Ali lehnte das höfliche Anerbieten des Kaufmanns nicht ab, und kaum war er eine Weile dageſeſſen, als der Ausrufer wieder vorbei kam. Der Kaufmann rief ihn bei Namen und er trat herein. Hierauf ſagte der Kaufmann zu ihm, indem er auf den Prinzen wies: „Antworte einmal dieſem Herrn, der mich fragt, ob du wohl bei Sinnen ſeyeſt, daß du ein elfenbeinernes Rohr, das ſo unſcheinbar ausſieht, zu dreißig Beuteln ausbieteſt. Ich ſelbſt würde mich darüber wundern, wenn ich nicht wüßte, daß du ein verſtändiger Mann biſt.“ Der Ausrufer wandte ſich jetzt an den Prinzen und ſagte zu ihm: „Edler Herr, du biſt nicht der Einzige, der mich wegen dieſes Rohres für einen Thoren anſieht; du magſt übrigens ſelbſt urtheilen, ob ich einer bin, wenn ich dir ſeine Eigenſchaft geſagt haben werde, und dann hoffe ich, daß du ein eben ſo hohes Gebot darauf thun wirſt, wie Diejenigen, denen ich es bis jetzt gezeigt, und welche dieſelbe üble Meinung von mir hatten, wie du.

„Vor Allem, Herr,“ fuhr der Ausrufer fort, indem er dem Prinzen das Rohr überreichte, „mußt du wiſſen, daß dieſes Rohr an jedem Ende ein Glas hat und man nur durch eines dieſer Gläſer zu ſehen braucht, um ſogleich Alles zu erblicken, was man nur wünſcht.“ — „Ich bin bereit, dir feierliche Genugthuung zu geben,“ antwortete Prinz Ali, „wenn du mir die Wahrheit deſſen, was du behaupteſt, darthun kannſt.“ Da er nun das Rohr in der Hand hatte, ſo beſah er ſich die beiden Gläſer und fuhr dann fort: „Zeig' mir doch, wo ich hineinſehen muß, um mir darüber Aufklärung zu verſchaffen.“ Der Ausrufer zeigte es ihm; der Prinz ſah hinein, und da es ihn nach

dem Anblick des Sultans von Indien, ſeines Vaters, verlangte, ſo ſah er ihn in vollkommenſter Geſundheit mitten unter ſeinem Reichsrathe auf dem Throne ſitzen. Sodann wünſchte er, da er nächſt dem Sultan nichts Lieberes auf der Welt hatte, als die Prinzeſſin Nurunnihar, auch dieſe zu ſehen, und erblickte ſie ſogleich an ihrem Putztiſche ſitzend, umgeben von ihren Frauen, lachend und in der heiterſten Laune.

Der Prinz Ali verlangte keine andere Probe, um ſich zu überzeugen, daß dieſes Rohr die koſtbarſte Sache nicht nur in der Stadt Schiras, ſondern auf der ganzen Welt ſey, und er glaubte, wenn er es unterließ, daſſelbe zu kaufen, ſo würde er nie mehr weder zu Schiras, und wenn er zehn Jahre da bliebe, noch ſonſtwo eine ähnliche Seltenheit antreffen, die er von ſeiner Reiſe mitbringen könnte. Er ſagte daher zu dem Ausrufer: „Ich nehme meine unvernünftige Anſicht, die ich von deinem Verſtande hatte, zurück, glaube aber, daß es dir hinlängliche Genugthuung ſeyn wird, wenn ich mich erbiete, das Rohr zu kaufen. Da ich es nicht gerne in andere Hände kommen laſſen möchte, ſo ſag' mir den Preis, den der Verkäufer dafür haben will, ganz genau, und gib dir fortan keine Mühe mehr, mit dieſem Rohr deine Füße müde zu gehen und es auszurufen.

Du brauchst nur mit mir zu kommen, so werde ich dir die Summe ausbezahlen.“ Der Ausrufer betheuerte mit einem Eid, er habe Befehl, es um vierzig Beutel zu verkaufen, und im Fall er daran zweifle, so wolle er ihn selbst zum Verkäufer führen. Der indische Prinz glaubte seinem Wort, nahm ihn mit sich nach Hause, und als sie in seiner Wohnung im Khan angelangt waren, bezahlte er ihm die vierzig Beutel in schönen Goldstücken aus und wurde auf diese Art Besitzer des elfenbeinernen Rohres.

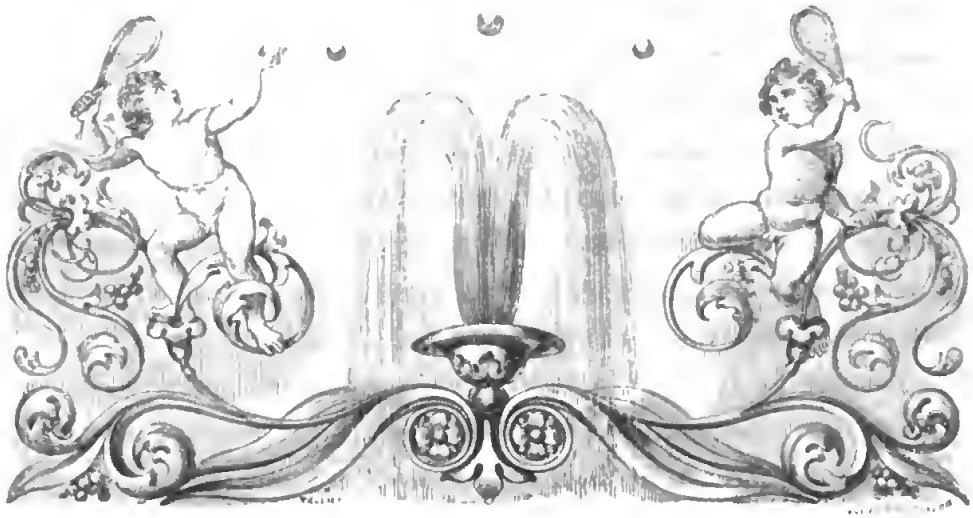
Der Prinz Ali war über diesen Kauf um so mehr erfreut, als er fest überzeugt war, seine Brüder können nichts so Seltenes und Bewundernswürdiges gefunden haben, und folglich werde die Prinzessin Nurunnihar der Lohn für die Beschwerden seiner Reise seyn. Er dachte jetzt bloß noch darauf, unerkannt den Hof von Persien, so wie die Merkwürdigkeiten der Stadt Schiras und ihrer Umgegend, kennen zu lernen, bis die Karavane, mit welcher er gekommen war, nach Indien zurückreisen würde. Er hatte seine Neugierde vollkommen befriedigt, als die Karavane Anstalten zur Abreise traf, und der Prinz ermangelte nicht, sich ihr anzuschließen und mit ihr auf den Weg zu machen. Kein Unfall störte oder unterbrach die Reise, und ohne weitere Unbequemlichkeit, als die Beschwerden eines so langen Weges, kam er glücklich an dem verabredeten Orte an, wo der Prinz Hussain bereits eingetroffen war. Der Prinz Ali traf ihn dort, und sie warteten nun gemeinschaftlich auf ihren Bruder Achmed.

Prinz Achmed hatte den Weg nach Samarkand eingeschlagen, und gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft war er, wie seine beiden Brüder, nach dem Besastan gegangen. Auch hatte er diesen Ort kaum betreten, als sich ein Ausrufer, mit einem künstlichen Apfel in der Hand, ihm nahete und denselben zu fünfunddreißig Beuteln ausrief. Er hielt den Mann an und sagte zu ihm: „Zeig' mir einmal diesen Apfel und sage mir, welche so außerordentliche Kraft oder Eigenschaft er hat, daß er zu so hohem Preise ausgerufen wird.“ Der Ausrufer gab ihm den Apfel in die Hand, daß er ihn untersuchen möchte, und sagte dann zu ihm: „Edler Herr, wenn man diesen Apfel bloß nach seinem Aussehen beurtheilt, so ist er freilich sehr gering; zieht man aber die Eigenschaften, Kräfte und den bewundernswürdigen Gebrauch, den man zum Wohle der Menschheit davon machen kann, in Erwägung, so muß man sagen, daß er eigentlich mit keinem Preis bezahlt werden kann, und gewiß ist, daß sein Besitzer einen wahren Schatz besitzt. In der That gibt es keine tödtliche Krankheit, anhaltendes Fieber, Fleckfieber, Seitenstechen, Pest oder wie sie sonst heißen mögen, welche durch diesen Apfel nicht sogleich geheilt würde; ja, wenn Einer schon in den letzten Zügen liegt, so gibt er ihm die Gesundheit auf der Stelle so vollständig zurück, wie wenn er

nie in ſeinem Leben krank geweſen wäre. Und zwar geſchieht dies auf die allerleichteſte Art von der Welt, denn man darf weiter nichts thun, als den Kranken daran riechen laſſen.“

„Wenn man dir glauben darf,“ antwortete der Prinz Achmed, „ſo iſt dies freilich ein Apfel von wunderbarer Kraft, ja, man darf wohl ſagen, ganz unſchätzbar; aber wie kann ein ehrlicher Mann, wie ich, der ihn gerne kaufen möchte, ſich überzeugen, daß bei deiner Lobpreiſung des Apfels weder Lüge, noch Uebertreibung mitunterläuft?“

Scheherſad ſchwieg, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:



Fünfhundert und neunundneunzigſte Nacht.

„Herr,“ erwiderte der Ausrufer, „die Sache iſt in der ganzen Stadt Samarkand bekannt und bewährt, und du darfſt, ohne weiter zu gehen, nur die hier verſammelten Kaufleute befragen; ſie werden alle darin übereinſtimmen, und mehrere von ihnen werden bekennen, daß ſie ſelbſt nicht mehr leben würden, wenn ſie ſich nicht dieſes vortrefflichen Mittels bedient hätten. Um dir einen Begriff beizubringen, was du davon zu denken haſt, ſo wiſſe, daß es die Frucht der Studien und Nachtwachen eines ſehr berühmten Weltweiſen aus dieſer Stadt iſt, der ſich ſein ganzes Leben hindurch der Erforſchung der Pflanzen und Mineralien widmete, und endlich dieſe zuſammengeſetzte Maſſe hier daraus bereitete, vermittelſt welcher er ſo wundervolle Kuren in dieſer Stadt gemacht hat, daß ſein Andenken hier niemals in Vergeſſenheit kommen wird. Vor Kurzem raffte ihn der Tod ſo ſchnell weg, daß er ſelbſt nicht mehr Zeit hatte, von ſeinem Univerſalmittel Gebrauch zu machen, und ſeine Wittwe, der er nur ein geringes Vermögen, dagegen einen Haufen von kleinen Kindern hinterließ, hat ſich endlich entſchloſſen, den Apfel verkaufen zu laſſen, um ſich mit ihrer Familie etwas bequemer einrichten zu können.“

Während der Ausrufer den Prinzen Achmed von den Wunderkräften des künstlichen Apfels unterrichtete, blieben mehrere Personen bei den Sprechenden stehen. Die Meisten bestätigten das Gute, das der Ausrufer von ihm rühmte, und da Einer hinzusetzte, ein Freund von ihm sey so gefährlich krank, daß man bereits an seinem Aufkommen verzweifle, und somit sey dies eine sehr bequeme Gelegenheit für den Kaufliebhaber, einen Versuch mit dem Apfel zu machen, so nahm der Prinz Achmed das Wort und sagte zu dem Ausrufer, er wolle ihm vierzig Beutel dafür geben, wofern der Kranke durch das bloße Riechen daran geheilt würde.

Der Ausrufer, welcher Befehl hatte, ihn um diesen Preis zu verkaufen, sagte zu dem Prinzen: „Herr, wir wollen einmal diesen Versuch machen, und der Apfel ist somit dein; ich sage dies mit um so größerer Zuversicht, weil gar kein Zweifel vorhanden ist, daß er diesmal eben so gut seine Wirkung thun wird, wie er bisher Kranke, die bereits aufgegeben waren, von den Pforten des Todes zurückgerufen hat."

Der Versuch glückte, Prinz Achmed bezahlte dem Ausrufer vierzig Beutel für den künstlichen Apfel und erwartete nun voll Ungeduld den Abgang der ersten besten Karavane, um nach Indien zurückzukehren. Indeß benützte er die Zwischenzeit, um alle Merkwürdigkeiten Samarkands und seiner Umgebungen zu besichtigen, vornehmlich aber das Thal Sogd, das von dem gleichnamigen Flusse, von welchem es durchströmt wird, seinen Namen hat, und wegen der Schönheit seiner Gefilde, seiner Gärten und Paläste, sowie wegen seines Reichthums an Früchten aller Art und wegen der Annehmlichkeiten, die man während der schönen Jahrezeit dort genießt, von den Arabern für eins der vier Paradiese der Welt gehalten wird.

Der Prinz Achmed versäumte indeß die Gelegenheit nicht, mit der ersten besten Karavane nach Indien abzugehen. Trotz der vielen Unbequemlichkeiten, die unausbleiblich mit einer so langen Reise verbunden sind, gelangte er im besten Wohlseyn in der Herberge an, wo Hussain und Ali ihn erwarteten.

Der Prinz Ali, der etwas früher als Achmed angekommen war und den Prinzen Hussain dort schon antraf, hatte denselben gefragt, wie lange er schon da sey. Als er nun hörte, daß es demnächst drei Monate seyn werden, hatte er zu ihm gesagt: „Demnach mußt du nicht weit gekommen seyn." — „Ich will jetzt," antwortete Hussain, „nichts von dem Orte sagen, wo ich war, doch kann ich dich so viel versichern, daß ich mehr als drei Monate gebraucht habe, um dahin zu gelangen." — „Wenn das der Fall ist," sagte darauf der Prinz Ali, „so kannst du dich nicht lange daselbst aufgehalten haben." — „Lieber Bruder," antwortete Hussain, „du täuschest

dich. Ich war vier bis fünf Monate dort und hätte sehr leicht noch länger bleiben können." — „Wofern du nicht etwa zurückgeflogen bist," erwiderte Ali, „so begreife ich nicht, wie du mich überreden willst, daß du schon drei Monate hier seyest."

„Ich habe dir die Wahrheit gesagt," sagte Prinz Hussain, „aber das Räthsel werde ich erst bei der Ankunft unsers Bruders Achmed lösen, und dann werde ich auch die Seltenheit zeigen, die ich von meiner Reise mitgebracht habe. Was dich betrifft, so weiß ich nicht, was du mitgebracht hast, aber es scheint nichts Bedeutendes zu seyn. Wenigstens sieht man deinem Reisegepäck keinen großen Zuwachs an." — „Und was dich betrifft," erwiderte Ali, „so bemerke ich weiter nichts, als den unscheinbaren Teppich da, womit dein Sopha bedeckt ist, und könnte dir also, wie mir's scheint, deinen Spott zurückgeben. Da du indeß aus deiner Seltenheit ein Geheimniß machen zu wollen scheinst, so wirst du mir nicht übel nehmen, wenn ich in Betreff der meinigen das Gleiche thue."

Darauf erwiderte der Prinz Hussain: „Ich bin so vollkommen überzeugt, daß die Seltenheit, die ich mitgebracht habe, jeder andern, welcher Art sie auch seyn mag, unendlich vorzuziehen ist, daß ich sie dir wohl zeigen könnte; denn sobald ich dir ihre Vortrefflichkeit auseinandersetzen würde, könntest du nicht umhin, mit mir übereinzustimmen, und ich brauche durchaus nicht zu fürchten, daß die deinige ihr vorgezogen werden dürfte. Indeß halte ich es doch für passend, die Ankunft unsers Bruders Achmed abzuwarten; dann können wir einander mit mehr Einsicht und Anstand das Glück mittheilen, das Jedem von uns zu Theil geworden ist."

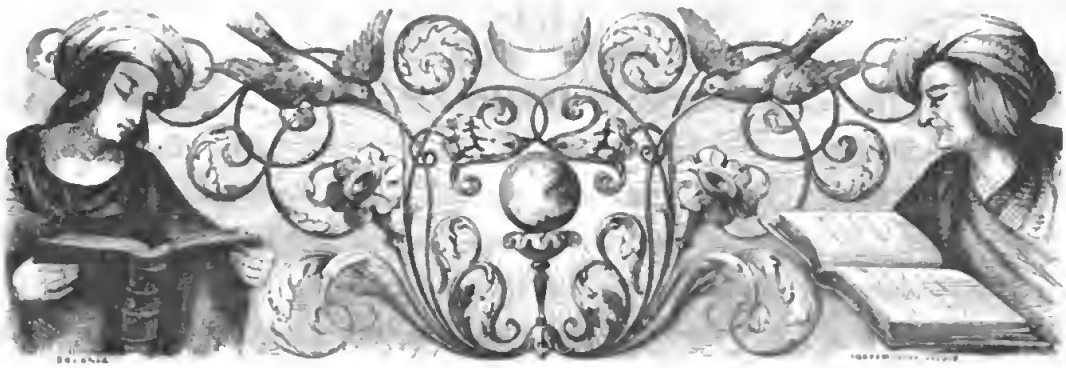
Der Prinz Ali wollte mit seinem Bruder nicht länger wegen der Vortrefflichkeit der von ihm mitgebrachten Seltenheit rechten, sondern begnügte sich mit der Ueberzeugung, daß, wenn das Rohr, welches er vorzuzeigen hatte, auch nicht gerade den Vorzug verdienen sollte, es doch wenigstens nicht zurückstehen könne, und so verabredete er sich denn mit ihm, das Vorzeigen desselben bis zur Ankunft des Prinzen Achmed aufzuschieben.

Als Achmed endlich eingetroffen war und die drei Brüder einander zärtlich umarmt und zu dem fröhlichen Wiedersehen an demselben Orte, wo sie sich getrennt, Glück gewünscht hatten, so nahm der Prinz Hussain, als der Aelteste, das Wort und sprach also: „Liebe Brüder, wir werden noch Zeit genug übrig haben, um uns über die einzelnen Umstände unsrer Reise zu unterhalten. Vor der Hand wollen wir nur davon reden, was zu wissen uns am meisten frommt, und da ihr euch des Hauptbeweggrunds zur Reise gewiß noch so gut erinnern werdet, als ich, so wollen wir einander nicht

verbergen, was wir mitgebracht haben; sondern ein Jeder lasse das Seinige sehen, damit wir schon zum voraus darüber sprechen und urtheilen mögen, wem von uns der Sultan, unser Vater, wohl den Vorzug geben wird.

„Um euch mit gutem Beispiel voranzugehen," fuhr der Prinz Hussain fort, „so wißt, daß die Seltenheit, die ich von meiner Reise in das Königreich Bisnagar mitgebracht habe, in dem Teppich besteht, worauf ich sitze. Er sieht freilich sehr gewöhnlich und unscheinbar aus: wenn ich euch aber seine Eigenschaft auseinandergesetzt haben werde, dann werdet ihr euch gewaltig verwundern und selbst eingestehen müssen, daß ihr nie von etwas Aehnlichem gehört habt. Denn in der That, man darf sich nur, wie wir eben jetzt sind, darauf setzen und an irgend einen, wenn auch noch so entfernten, Ort hinwünschen, so ist man fast im Augenblicke dort. Ich habe es selbst versucht, da ich die vierzig Beutel, die er mich kostet, bezahlte, und ich muß gestehen, daß der Kauf mich nicht reut: denn als ich meine Neugierde am Hofe von Bisnagar befriedigt hatte und zurückzukehren wünschte, so bedurfte ich keines andern Fuhrwerks, als dieses Wunderteppichs, um mich und meinen Bedienten hierherzubringen. Dieser kann euch sagen, wie viel Zeit ich dazu gebraucht habe. Wenn ihr es übrigens wünschet, so will ich euch Beiden ebenfalls eine Probe zeigen. Indeß erwarte ich jetzt, daß ihr mir sagt, ob das, was ihr mitgebracht habt, mit meinem Teppich in Vergleichung kommen kann."

In diesem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherfad, weiter zu erzählen. In der nächsten Nacht fuhr sie also fort:



Sechshundertſte Nacht.

Mit dieſen Worten ſchloß der Prinz Huſſain ſeine Lobrede auf die Vortrefflichkeit des Teppichs, worauf der Prinz Ali folgendermaßen das Wort ergriff: „Lieber Bruder, ich muß geſtehen, daß dein Teppich zu den bewundernswürdigſten Dingen gehört, die man ſich nur denken kann, denn ich zweifle nicht, daß er die Eigenſchaft beſitzt, die du von ihm gerühmt haſt. Uebrigens wirſt du zugeben müſſen, daß es auch noch andere, ich will nicht ſagen bewundernswürdigere, aber doch wenigſtens eben ſo bewundernswürdige Dinge geben kann. Zum Beiſpiel dieſes elfenbeinerne Rohr da erſcheint auf den erſten Anblick auch nicht als eine Seltenheit, die große Aufmerkſamkeit verdiente. Ich habe es indeß eben ſo theuer bezahlt, wie du deinen Teppich, und bin mit meinem Kauf nicht minder zufrieden, als du mit dem deinigen. Bei der Billigkeit deiner Geſinnungen wirſt du mir bald zugeſtehen, daß ich damit nicht betrogen worden bin, wenn du dich durch einen eigenen Verſuch überzeugt haben wirſt, daß man nur oben oder unten hineinzuſehen braucht, um Alles zu erblicken, was man nur irgend wünſcht. Ich verlange nicht, daß du mir auf mein bloßes Wort glaubſt," fügte der Prinz Ali hinzu, indem er ihm das Rohr überreichte; „hier iſt es, überzeuge dich, daß ich nicht gelogen habe."

Der Prinz Huſſain nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand ſeines Bruders, hielt ein Ende davon an ſein Auge und wünſchte die Prinzeſſin Nurunnihar zu ſehen,

um zu erfahren, wie ſie ſich befinde. Seine Brüder Ali und Achmed, welche die Augen auf ihn geheftet hatten, geriethen in das größte Erſtaunen, als ſie ihn auf einmal die Farbe verändern ſahen, und zwar auf eine Weiſe, welche die höchſte Beſtürzung und ſchwere Betrübniß verrieth. Der Prinz Huſſain ließ ihnen keine Zeit, nach der Urſache zu fragen, ſondern rief aus: „Ach, meine Brüder, wir haben alle Drei vergeblich dieſe beſchwerliche Reiſe unternommen, in der Hoffnung, durch den Beſitz der reizenden Nurunnihar dafür belohnt zu werden: die liebenswürdige Prinzeſſin wird in wenigen Augenblicken nicht mehr am Leben ſeyn. Ich ſah ſie ſo eben in ihrem Bette, umgeben von ihren Frauen und Verſchnittenen, welche alle in Thränen ſchwimmen und nur noch ihren letzten Seufzer zu erwarten ſcheinen. Da nehmt, ſehet ſie ſelbſt in dieſem erbarmungswürdigen Zuſtande, und vereinigt eure Thränen mit den meinigen.“

Der Prinz Ali nahm das elfenbeinerne Rohr aus der Hand ſeines Bruders, und nachdem er mit tiefem Herzeleid daſſelbe erblickt hatte, gab er es weiter an den Prinzen Achmed, damit dieſer ebenfalls das traurige und betrübende Schauſpiel, welches Alle gleich nahe anging, betrachten möchte.

Als der Prinz Achmed das Rohr aus den Händen ſeines Bruders Ali empfangen und beim Hineinſehen ebenfalls die Prinzeſſin Nurunnihar am Rande des Todes erblickt hatte, nahm er das Wort und ſagte zu den beiden andern Prinzen: „Brüder, die Prinzeſſin Nurunnihar, der Gegenſtand unſerer gemeinſamen Wünſche, befindet ſich allerdings in einem Zuſtande, der dem Tode ſehr nahe iſt. Indeß glaube ich, daß es wohl noch möglich iſt, den Augenblick des Todes von ihr zu entfernen, wenn wir nur keine Zeit verlieren.“

Zugleich zog der Prinz Achmed den künſtlichen Apfel, den er angekauft, aus ſeinem Buſen, zeigte ihn ſeinen Brüdern und ſagte zu ihnen: „Dieſer Apfel hier hat mich eben ſo viel gekoſtet, wie euch der Teppich oder das elfenbeinerne Rohr, das ihr von der Reiſe mitgebracht habt. Da ſich nun eine ſo günſtige Gelegenheit zeigt, ſeine Wunderkraft euch zu beweiſen, ſo reuen mich die vierzig Beutel, die ich dafür ausgegeben habe, nicht. Um euch nicht länger in geſpannter Erwartung zu erhalten: er hat die Kraft, daß ein Kranker, ſelbſt wenn er ſchon in den letzten Zügen liegt, durch das bloße Riechen daran auf der Stelle ſeine Geſundheit wieder erlangt; der Verſuch, den ich ſelbſt angeſtellt habe, läßt mich nicht daran zweifeln; jetzt aber kann ich euch ſeine Heilkraft an der Prinzeſſin Nurunnihar beweiſen, wenn wir nur die nöthige Eile anwenden, um ihr zu helfen.“

„In dieſem Fall,“ verſetzte der Prinz Huſſain, „können wir nichts Beſſeres thun, als uns vermittelſt meines Teppichs ſogleich in's Zimmer der Prinzeſſin verſetzen laſſen. Laßt uns keine Zeit verlieren; kommt und ſetzt euch mit mir hierher; er iſt groß genug, um uns alle Drei mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Vor allen Dingen aber wollen wir unſern Bedienten befehlen, daß ſie ſogleich mit einander abreiſen und uns im Palaſte aufſuchen ſollen.“

Nachdem ſie dieſen Befehl gegeben hatten, ſetzten ſich die Prinzen Ali und Achmed zu ihrem Bruder Huſſain auf den Teppich, und da ihnen allen Drei nur Eines am Herzen lag, ſo hatten ſie auch den gemeinſchaftlichen Wunſch, in's Zimmer der Prinzeſſin Nurunnihar verſetzt zu werden. Ihr Wunſch ging in Erfüllung, und ſie wurden ſo ſchnell dahin verſetzt, daß ſie ſich an dem erwünſchten Orte ſahen, ohne irgend eine Bewegung bemerkt zu haben.

Die unerwartete Erſcheinung der drei Prinzen erſchreckte die Frauen und die Verſchnittenen der Prinzeſſin, welche nicht begreifen konnten, durch welche Zauberei auf einmal drei Männer ſich in ihrer Mitte befanden. Im Anfang erkannten ſie die

Prinzen nicht einmal, und ſchon waren die Verſchnittenen im Begriff, auf die Fremdlinge, die ſich in einen ihnen durchaus unerlaubten Ort eingedrängt, loszuſtürzen; doch kamen ſie bald von ihrem Irrthum zurück und erkannten ſie für das, was ſie waren.

Der Prinz Achmed hatte nicht ſo bald die ſterbende Nurunnihar erblickt, als er raſch mit ſeinen Brüdern vom Teppich aufſtand, ſich dem Bette näherte und ihr den Wunderapfel unter die Naſe hielt. Einige Augenblicke nachher ſchlug die Prinzeſſin die Augen auf, wandte den Kopf nach beiden Seiten, ſah die Umſtehenden an, ſetzte ſich dann auf und verlangte mit derſelben Unbefangenheit und Klarheit, als ob ſie bloß von einem langen Schlafe erwachte, angekleidet zu werden. Ihre Frauen ſagten ihr nun ſogleich voll Freude, daß ſie den drei Prinzen, ihren Vettern, und hauptſächlich dem Prinzen Achmed, ihre plötzliche Wiederherſtellung verdanke. Sie bezeigte ihnen daher ihre Freude, ſie wieder zu ſehen, und ſtattete ihnen insgeſammt, und dem Prinzen Achmed insbeſondere, ihren Dank ab. Da ſie angekleidet zu werden verlangt hatte, ſo ſagten die Prinzen nur mit wenigen Worten, wie ſehr ſie ſich glücklich ſchätzen, noch zu rechter Zeit angelangt zu ſeyn, um insgeſammt zu ihrer Rettung aus der augenſcheinlichſten Lebensgefahr beitragen zu können, und nachdem ſie noch ihre glühenden Wünſche für die lange Dauer ihres Lebens ausgeſprochen hatten, entfernten ſie ſich.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert

und

erſte Nacht.

Während die Prinzeſſin ſich ankleidete, gingen die Prinzen unmittelbar von den Gemächern derſelben nach den Zimmern des Sultans, ihres Vaters, um ſich ihm zu Füßen zu werfen und ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Als ſie vor ihm erſchienen, fanden ſie, daß der Oberſte der Verſchnittenen der Prinzeſſin ihnen bereits zuvorgekommen war, und ſowohl ihre unvermuthete Ankunft, als auch die durch ſie erfolgte vollſtändige Heilung der Prinzeſſin gemeldet hatte. Der Sultan empfing und umarmte ſie daher um ſo freudiger, als er im Augenblick des Wiederſehens die frohe Kunde erhielt, daß die Prinzeſſin, ſeine Nichte, die er wie ſein eigen Kind liebte, nachdem ſie von den Aerzten bereits aufgegeben worden, auf eine ſo wunderbare Weiſe ihre Geſundheit wieder erlangt habe. Nach den bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen Begrüßungen überreichte jeder der Prinzen die Seltenheit, die er mitgebracht hatte: der Prinz Huſſain ſeinen Teppich, der Prinz Ali das elfenbeinerne Rohr, und Prinz Achmed den künſtlichen Apfel; Jeder pries ſein Stück, und nachdem ſie ihm der Reihe nach alle drei Sachen eingehändigt hatten, baten ſie ihn, zu entſcheiden, welches er für das Vorzüglichſte

halte, und auf dieſe Art zu erklären, wem von ihnen Dreien er ſeinem Verſprechen gemäß die Prinzeſſin Nurunnihar zur Frau gebe.

Nachdem der Sultan von Indien Alles, was die Prinzen zum Lobe ihrer Seltenheiten vorbrachten, ſehr wohlwollend und ohne Unterbrechung angehört, und ſich ſofort nach den näheren Umſtänden bei der Heilung der Prinzeſſin Nurunnihar erkundigt hatte, ſo ſchwieg er eine Weile lang ſtill, als überlegte er, was er antworten ſollte. Endlich brach er dieſes Stillſchweigen und hielt folgende ſehr weiſe Rede an ſie: „Liebe Söhne, ich würde mich ſehr gern für einen von euch entſcheiden, wenn ich es mit Gerechtigkeit thun könnte; aber überlegt ſelbſt, ob es mir möglich iſt. Dir, o Achmed, und deinem künſtlichen Apfel verdankt die Prinzeſſin allerdings ihre

Wiederherſtellung; aber, ich frage dich, ob du dies hätteſt thun können, wenn du nicht durch Ali's elfenbeinernes Rohr die Gefahr, worin ſie ſchwebte, erfahren hätteſt und durch Huſſains Teppich in den Stand geſetzt worden wäreſt, noch zu rechter Zeit zu Hülfe zu kommen? Dein elfenbeinernes Rohr, o Ali, hat ſowohl dir, als deinen Brüdern die Kunde verſchafft, daß ihr auf dem Punkte ſtandet, die Prinzeſſin, eure Muhme, zu verlieren, und man muß geſtehen, daß ſie dir deßwegen zu großem Danke verpflichtet iſt. Auf der andern Seite wirſt du aber auch zugeben, daß dir dieſe Kunde allein, ohne den künſtlichen Apfel und den Teppich, nichts genützt haben würde. Was endlich dich betrifft, Huſſain, ſo würde es ſehr unrecht von der Prinzeſſin ſeyn, wenn

III. Band. Seite 499.

ſie ſich nicht wegen deines Teppichs, der zu ihrer Wiederherſtellung ſo nothwendig war, zu großem Danke gegen dich verpflichtet fühlte; du mußt aber wohl bedenken, daß er dir hiebei durchaus von keinem Nutzen geweſen wäre, wenn du nicht durch Ali's elfenbeinernes Rohr ihre Krankheit erfahren und Achmed ſie nicht durch ſeinen Wunderapfel geheilt hätte. Da nun alſo weder der Teppich, noch das elfenbeinerne Rohr, noch der künſtliche Apfel irgend Einem auch nur den mindeſten Vorzug vor den Andern verliehen, ſondern ihr im Gegentheil dadurch Alle ganz und gar gleich geſtellt ſeyd, und da ich die Prinzeſſin Nurunnihar nur Einem geben kann, ſo ſehet ihr ſelbſt, daß die einzige Frucht eurer Reiſe die Ehre iſt, auf gleiche Weiſe zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit beigetragen zu haben.

„Wenn dies nun ſo iſt," fuhr der Sultan fort, „ſo werdet ihr einſehen, daß ich zu einem andern Mittel greifen muß, um bei der Wahl unter euch Dreien ein entſcheidendes Wort zu reden. Da wir noch mehrere Stunden haben, bis es Nacht wird, ſo will ich es heute noch thun. Gehet, nehmet jeder einen Bogen und einen Pfeil und begebt euch vor die Stadt hinaus auf die große Ebene, wo die Pferde zugeritten werden; ich werde ebenfalls dahinkommen und erkläre, daß ich die Prinzeſſin Nurunnihar demjenigen zur Frau gebe, welcher am weiteſten ſchießen wird.

„Uebrigens kann ich bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, euch insgeſammt und jedem insbeſondere für das Geſchenk zu danken, das ihr mir mitgebracht habet. Ich beſitze mancherlei Seltenheiten in meiner Sammlung, aber keine von allen kommt an Merkwürdigkeit dem Teppich, dem elfenbeinernen Rohr und dem künſtlichen Apfel gleich, womit ich ſie jetzt vermehren und bereichern will. Dieſe drei Stücke werden die erſte Stelle darin einnehmen, und ich werde ſie auf's ſorgfältigſte aufbewahren, nicht bloß wegen ihrer Merkwürdigkeit, ſondern auch um bei Gelegenheit nützlichen Gebrauch davon zu machen."

Die drei Prinzen konnten gegen dieſe Entſcheidung ihres Vaters nichts einwenden. Als ſie ſich von ſeinem Angeſicht entfernt hatten, brachte man jedem von ihnen einen Bogen und einen Pfeil, was ſie ſofort einem von ihren Dienern, die ſich auf die Nachricht von ihrer Rückkehr ſogleich verſammelt hatten, einhändigten; und nun begaben ſie ſich, von einer unzähligen Menge Volks begleitet, auf die Ebene, wo die Pferde zugeritten wurden.

Der Sultan ließ nicht lange auf ſich warten, und ſobald er angekommen war, nahm der Prinz Huſſain, als der Aelteſte, Pfeil und Bogen und ſchoß zuerſt. Darauf ſchoß der Prinz Ali und man ſah ſeinen Pfeil viel weiter fliegen und hinfallen,

als den des Prinzen Huſſain. Zuletzt ſchoß der Prinz Achmed, aber man verlor ſeinen Pfeil aus dem Geſicht und Niemand ſah ihn niederfallen. Man eilte hin und ſuchte, allein ſo viele Sorgfalt auch alle Anweſenden, ſo wie der Prinz Achmed ſelbſt anwandten, der Pfeil war weder in der Nähe noch in der Ferne zu finden. Obwohl man nun glauben mußte, daß er am weiteſten geſchoſſen und ſo die Prinzeſſin Nurunnihar verdient habe, ſo war dennoch, um die Sache augenſcheinlich und gewiß zu machen, die Auffindung des Pfeiles nothwendig, und der Sultan ermangelte nicht, trotz aller Gegenvorſtellungen Achmeds, ſich zu Gunſten des Prinzen Ali zu entſcheiden. Er gab nun ſogleich Befehl, die nöthigen Anſtalten zur Hochzeitfeier zu treffen, und wenige Tage darauf wurde die Vermählung mit vieler Pracht gefeiert.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um dieſelbe in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzuſetzen:

Sechshundert

und

zweite Nacht.

Der Prinz Huſſain beehrte das Feſt nicht mit ſeiner Gegenwart. Da ſeine Liebe zur Prinzeſſin Nurunnihar ſehr feurig und herzlich war, ſo fühlte er ſich nicht ſtark genug, um mit Gleichmuth die Kränkung zu ertragen, ſie in die Arme des Prinzen Ali führen zu ſehen, der, wie er ſagte, ſie nicht beſſer verdiente und in keinem Fall heißer liebte, als er. Ja, die Sache verdroß ihn dermaßen, daß er den Hof verließ, auf ſein Recht der Thronfolge Verzicht leiſtete und Derwiſch wurde. Er ging zu einem ſehr berühmten Scheich in die Lehre, der wegen ſeines muſterhaften Lebenswandels in großem Rufe ſtand und mit ſeinen zahlreichen Schülern in einer anmuthigen Einöde wohnte.

Der Prinz Achmed wohnte aus demſelben Grunde, wie ſein Bruder Huſſain, der Hochzeit des Prinzen Ali und der Prinzeſſin Nurunnihar nicht bei, ohne jedoch, wie Jener, der Welt deßhalb zu entſagen. Da er nicht begreifen konnte, wie ſein Pfeil, ſo zu ſagen, unſichtbar geworden ſeyn ſollte, ſo entfernte er ſich von ſeinen Leuten, mit dem feſten Vorſatz, ihn ſo ſorgfältig aufzuſuchen, daß er ſich keine Vorwürfe

zu machen hätte, und begab ſich an die Orte, wo die Pfeile der Prinzen Huſſain und Ali aufgehoben worden waren. Von da ging er in gerader Richtung vorwärts, immer rechts und links blickend, und ohne zu finden, was er ſuchte, war er endlich ſo weit gekommen, daß er einſah, alle ſeine Mühe ſey vergebens. Indeß fühlte er ſich unwillkürlich weiter gezogen und ſetzte ſeinen Weg fort, bis er zu ſehr hohen Felſen kam, bei denen er ſeitwärts hätte ablenken müſſen, wenn er noch weiter hätte gehen wollen. Die Felſen waren außerordentlich ſteil und lagen in einer unfruchtbaren Gegend, etwa vier Stunden von dem Ort, von wo er ausgegangen war.

Als Achmed näher zu dieſen Felſen hinrat, bemerkte er einen Pfeil, hob ihn auf, betrachtete und erkannte ihn, zu ſeiner großen Verwunderung, als denſelben, welchen er abgeſchoſſen hatte. „Er iſt es wirklich," ſagte er bei ſich ſelbſt, „aber weder ich, noch irgend ein Sterblicher auf der ganzen Welt kann die Kraft haben, einen Pfeil ſo weit zu ſchießen!" Da er ihn auf der Erde liegend und nicht mit der Spitze darin feſtſteckend gefunden hatte, ſo ſchloß er, daß er an den Felſen geflogen und von da zurückgeprallt ſey. „Eine ſeltſame Sache!" dachte er: „da muß irgend ein Geheimniß dahinter ſtecken, und dies Geheimniß kann für mich nur vortheilhaft ſeyn. Nachdem das Schickſal mich ſo ſehr betrübt und desjenigen Gutes beraubt hat, von dem ich hoffte, es werde das Glück meines Lebens werden, ſo hat es mir zu meinem Troſte vielleicht irgend ein anderes vorbehalten."

Da die Außenſeite der Felſen mehrere vorſpringende Spitzen und dann wieder mehrere tief ſich hineinziehende Schluchten hatte, ſo trat der Prinz unter ſolchen Gedanken in eine der Vertiefungen hinein, und indem er ſeine Augen von einem Winkel zum andern gehen ließ, entdeckte er eine eiſerne Thüre, an der aber kein Schloß zu ſehen war. Er fürchtete, ſie möchte wohl verſchloſſen ſeyn; als er aber daran ſtieß, öffnete ſie ſich nach innen zu, und er erblickte einen ſanft abſchüſſigen Weg ohne Stufen, den er ſofort, mit dem Pfeile in der Hand, hinabſtieg. Im Anfang glaubte er in tiefe Finſterniß zu gerathen, allein bald trat an die Stelle des Lichts, das er verließ, ein anderes, weit helleres, und nach fünfzig bis ſechzig Schritten gelangte er auf einen geräumigen Platz, wo er einen prachtvollen Palaſt erblickte, deſſen wunderſamen Bau er aber nicht Zeit hatte genau zu betrachten; denn in demſelben Augenblick trat eine Frau von majeſtätiſcher Geſtalt und Haltung und einer Schönheit, welche durch den Reichthum ihrer Kleider und den Schmuck der funkelnden Edelſteine nicht höher gehoben werden konnte, unter der Vorhalle heraus, begleitet von einer Anzahl von Frauen, unter denen ſie leicht als die Gebieterin zu erkennen war.

Als der Prinz Achmed die schöne Frau bemerkte, so beschleunigte er seine Schritte, um ihr seine Ehrfurcht zu bezeigen, und die Frau, die ihn kommen sah, rief ihm entgegen: „Tritt näher, Prinz Achmed, du bist willkommen.“

Die Ueberraschung des Prinzen war nicht gering, als er seinen Namen in einer Gegend nennen hörte, von welcher er noch nie das Geringste vernommen hatte, obwohl diese Gegend so nahe an der Hauptstadt des Sultans, seines Vaters, war, und er konnte nicht begreifen, wie er einer Frau bekannt seyn solle, die er selbst durchaus nicht kannte. Endlich warf er sich ihr zu Füßen, und als er wieder aufgestanden war, redete er sie folgendermaßen an: „Edle Frau, bei meiner Ankunft an einem Ort, wo ich fürchten mußte, durch unüberlegten Vorwitz zu weit gelockt worden zu seyn, danke ich dir tausendmal für deine Versicherung, daß ich willkommen sey. Aber, edle Frau, wirst du es nicht für unhöflich halten, wenn ich dich frage, durch welchen seltsamen Zufall es kommt, daß ich dir nicht unbekannt bin, während ich selbst bis auf diesen Augenblick nie etwas von dir erfahren hatte, obgleich du so ganz in unserer Nachbarschaft wohnst?“ — „Prinz,“ antwortete die schöne Frau, „laß uns in den Saal treten; dort werde ich deine Fragen mit größerer Bequemlichkeit für dich und mich beantworten.“

Mit dieſen Worten führte die ſchöne Frau den Prinzen Achmed in einen Saal von wundervollem Bau. Das Gold und das Himmelblau, womit das kuppelförmige Gewölbe geſchmückt war, ſowie die unſchätzbare Pracht der Geräthſchaften, erſchien ihm ſo ganz neu, daß er ſeine Verwunderung darüber nicht verbergen konnte und laut ausrief, er habe noch nie etwas der Art geſehen und glaube nicht, daß irgend etwas auf der Welt dieſem nur entfernt gleichkommen könne. „Und dennoch," erwiderte die ſchöne Frau, „verſichere ich dich, daß dies das geringſte Zimmer in meinem Palaſte iſt; du wirſt es ſelbſt zugeſtehen, wenn ich dir die übrigen Gemächer gezeigt haben werde." Sie ſtieg ſofort einige Stufen hinauf und ſetzte ſich auf einen Sopha, und als der Prinz auf ihre Bitten neben ihr Platz genommen hatte, ſagte ſie zu ihm: „Prinz, du wunderſt dich, wie du ſagſt, daß ich dich kenne, und du mich nicht; deine Verwunderung wird jedoch bald aufhören, wenn ich dir ſage, wer ich bin. Es iſt dir ohne Zweifel nicht unbekannt, was ja ſchon eure Religion euch lehrt, daß die Welt ſowohl von Geiſtern, als von Menſchen bewohnt wird. Ich bin die Tochter eines dieſer Geiſter, und zwar eines der mächtigſten und ausgezeichnetſten, und mein Name iſt Pari Banu. Du darfſt dich alſo nicht wundern, daß ich dich, deinen Vater, den Sultan, deine beiden Brüder und die Prinzeſſin Nurunnihar kenne. Ich weiß auch von deiner Liebe und deiner Reiſe und könnte dir alle einzelnen Umſtände derſelben wieder erzählen, denn ich war es, die zu Samarkand den künſtlichen Apfel, den du gekauft, ausbieten ließ, desgleichen in Bisnagar den Teppich, den der Prinz Huſſain bekam, und in Schiras das elfenbeinerne Rohr, welches der Prinz Ali mitgebracht hat. Daran magſt du zur Genüge erkennen, daß mir nichts von all dem, was dich betrifft, unbekannt iſt. Ich will nur noch dies Eine hinzufügen, daß du mir ein glücklicheres Loos zu verdienen ſchieneſt, als den Beſitz der Prinzeſſin Nurunnihar, und daß ich dir den Weg dazu gebahnt habe. Da ich nämlich gerade zugegen war, als du den Pfeil, den du in der Hand haſt, abſchoſſeſt, und da ich vorausſah, daß er nicht einmal weiter fliegen würde, als der des Prinzen Huſſain, ſo faßte ich ihn in der Luft und gab ihm den erforderlichen Schwung, ſo daß er an die Felſen anprallen mußte, neben denen du ihn gefunden haſt. Es wird jetzt bloß noch von dir abhängen, die Gelegenheit, die ſich dir darbietet, zu benützen und noch glücklicher zu werden."

Scheherſad verſchob die Fortſetzung ihrer Erzählung auf die nächſte Nacht, in welcher ſie mit folgenden Worten begann:

Sechshundert

und

dritte Nacht.

Da die Fee Pari Banu dieſe letzten Worte in einem ganz andern Tone ausſprach, indem ſie den Prinzen Achmed gar zärtlich anblickte und dann ſogleich ſittſam erröthend die Augen niederſchlug, ſo errieth der Prinz ſehr leicht, welches Glück ſie damit meinte. Er überlegte ſchnell, daß Nurunnihar nicht mehr die Seinige werden konnte, und daß die Fee Pari Banu ſie an Schönheit, Anmuth und Holdſeligkeit, ſo wie durch hervorragenden Verſtand und unermeßliche Reichthümer, ſo weit er nämlich aus der Pracht des Palaſtes darauf ſchließen konnte, unendlich weit übertraf, und ſo ſegnete er den Augenblick, da ihm der Gedanke gekommen war, ſeinen Pfeil zum zweiten Mal zu ſuchen. Indem er ſich daher ganz der Neigung hingab, die ihn zu dem neuen Gegenſtand ſeines Herzens hinzog, antwortete er ihr alſo: „Edle Frau, wenn ich mein ganzes Leben lang nur das Glück hätte, dein Sklave und der Bewunderer all dieſer Reize zu ſeyn, die mich mir ſelbſt entrücken, ſo würde ich mich für den glückſeligſten aller Sterblichen halten. Verzeih mir meine Kühnheit, wenn ich es wage, dich um dieſe Gunſt zu bitten, und verſchmähe es nicht, an deinem Hofe einen Prinzen zuzulaſſen, der ſich ganz deinem Dienſte widmen will.“

„Prinz,“ erwiderte die Fee, „da ich ſchon lange Zeit ſchalten und walten kann, wie ich will, und von der Vormundſchaft meiner Eltern frei bin, ſo will ich dich nicht

als Sklaven an meinem Hofe aufnehmen, ſondern als Herrn meiner Perſon und alles deſſen, was mir gehört, wofern du mir nämlich Treue geloben und mich zu deiner Gemahlin annehmen willſt. Ich hoffe, du wirſt es mir nicht übel deuten, daß ich dir mit dieſem Anerbieten zuvorkomme. Wie geſagt, ich hänge von Niemandes Willen ab und füge bloß noch hinzu, daß es bei den Feen nicht iſt, wie bei den Frauen unter den Menſchen, welche dergleichen Anerbietungen nicht zu machen pflegen und ſie ſogar für unverträglich mit ihrer Ehre halten würden. Wir dagegen thun es und denken, daß man uns Dank dafür wiſſen muß."

Der Prinz Achmed antwortete nichts mehr auf dieſe Rede der Fee, aber durchdrungen von Dankbarkeit glaubte er dieſe nicht beſſer an den Tag legen zu können, als wenn er ſich näherte, um den Saum ihres Kleides zu küſſen. Sie ließ ihm indeſſen nicht Zeit dazu, ſondern reichte ihm ihre Hand, die er küßte, und indem ſie nun die ſeinige feſthielt und ſie drückte, ſagte ſie zu ihm: „Prinz Achmed, willſt du mir nicht Treue

geloben, wie ich dir gelobt habe?" — „Ach, edle Frau," erwiderte der Prinz voll Freude und Entzücken, „was könnte ich wohl Beſſeres und Angenehmeres thun! Ja, meine Sultanin, meine Königin, ich weihe dir mein Herz und meine Hand zu ewigem Dienſte." — „Wenn das iſt," antwortete die Fee, „ſo biſt du mein Gemahl und ich bin deine Gemahlin. Die Ehen werden bei uns ohne weitere Ceremonien geſchloſſen, ſind aber weit feſter und unauflöslicher, als die der Menſchen, ungeachtet dieſe eine

Menge Förmlichkeiten dabei haben. Während man nun," fuhr sie fort, „für heute Abend die Anſtalten zu unſerm Hochzeitmahle trifft, will ich dir, da du offenbar heute noch nichts zu dir genommen haſt, vorerſt einen leichten Imbiß vorſetzen laſſen, und dann werde ich dir die Zimmer meines Palaſtes zeigen, damit du ſelbſt entſcheiden magſt, ob es nicht wahr iſt, was ich dir ſagte, daß nämlich dieſer Saal gerade das ſchlechteſte Zimmer iſt."

Einige von den Frauen der Fee, die bei ihr im Saale waren, hatten kaum ihre Abſicht vernommen, ſo gingen ſie hinaus und kamen bald darauf mit mehreren Speiſen und trefflichem Weine zurück.

Als der Prinz Achmed zur Genüge getrunken und gegeſſen hatte, führte ihn die Fee Pari Banu von einem Zimmer in's andere, und er ſah darin Diamante, Rubine, Smaragde und alle Arten der feinſten Edelſteine, nebſt Perlen, Achat, Jaspis, Porphyr und dem koſtbarſten Marmor von allen Gattungen angebracht, ohne von den Zimmergeräthſchaften zu ſprechen, die einen unſchätzbaren Werth hatten. Ueberdies war Alles in ſo erſtaunlichem Ueberfluß vorhanden, daß der Prinz erklärte, er habe in ſeinem Leben nie etwas Aehnliches geſehen, und es könne auf der ganzen Welt nichts der Art mehr geben. „Prinz," ſagte hierauf die Fee, „da du meinen Palaſt, der allerdings große Schönheiten hat, ſo ſehr bewunderſt, was würdeſt du erſt von den Paläſten unſerer Geiſterfürſten ſagen, die alle noch weit ſchöner, geräumiger und prachtvoller ſind! Ich könnte dich auch noch meinen Garten bewundern laſſen, allein das kann ja auch ein andermal geſchehen. Die Nacht iſt im Anzug, und es iſt Zeit, daß wir uns zu Tiſche ſetzen."

Der Saal, in welchen die Fee nunmehr den Prinzen führte und wo ſie die Tafel hatte decken laſſen, war das letzte Zimmer im Palaſte und zugleich das einzige, das der Prinz noch nicht geſehen hatte: es ſtand indeß hinter keinem von allen zurück, die er bereits in Augenſchein genommen. Gleich beim Hineintreten bewunderte er den Lichtglanz unzähliger von Ambra duftender Kerzen, die in ſo ſchöner und zierlicher Ordnung aufgeſtellt waren, daß man ſie nicht ohne Vergnügen ſehen konnte. Ebenſo fiel ihm ein großer Schenktiſch in die Augen, der mit goldenen Gefäßen beſetzt war, die durch ihre kunſtreiche Arbeit noch mehr Werth hatten, als durch ihren Stoff: ferner mehrere Frauenchöre von bezaubernder Schönheit und in den prachtvollſten Kleidern, welche ſo lieblich ſangen und ſo melodiſch auf allen möglichen Inſtrumenten dazu ſpielten, daß er in ſeinem Leben nie etwas Schöneres gehört hatte. Sie ſetzten ſich zu Tiſche; Pari Banu ließ es ſich ganz beſonders angelegen ſeyn, dem Prinzen Achmed die köſtlichſten

Speiſen vorzulegen, und nannte ihm dieſelben jedesmal, ſo oft ſie ihn aufforderte, zuzugreifen, mit Namen, und da der Prinz nie etwas davon gehört hatte und immer ein Gericht wohlſchmeckender fand, als das andere, ſo lobte er Alles über die Maßen und rief aus, die gute Mahlzeit, womit ſie ihn bewirthe, übertreffe bei weitem Alles, was man bei den Menſchen finde. Ebenſo war er ganz entzückt über die Vortrefflichkeit des Weins, welcher aufgetragen wurde, wovon er und die Fee jedoch erſt beim Nachtiſch, der aus Früchten, Kuchen und anderen dazu paſſenden Speiſen beſtand, zu trinken anfingen.

Nach dem Nachtiſch ſtanden die Fee Pari Banu und der Prinz Achmed von der Tafel auf, die ſogleich weggetragen wurde, und ſetzten ſich dann ſehr bequem auf den Sopha, indem ſie den Rücken an ſeidene Polſter lehnten, die mit großem, vielfarbigem Blumenwerk, alles von der feinſten Stickerei, bedeckt waren. Sofort trat eine große Anzahl von Geiſtern und Feen in den Saal und begannen einen reizenden Tanz, der ſo lange dauerte, bis die Fee und der Prinz Achmed aufſtanden. Dann tanzten die Geiſter und Feen zum Saale hinaus und zogen ſo vor den Neuvermählten her bis an die Thüre des Zimmers, wo das hochzeitliche Lager bereitet war. Als ſie da angekommen waren, ſtellten ſie ſich in Reihen auf, um das Paar hindurch gehen zu laſſen, worauf ſie ſich entfernten und die Beiden allein zu Bette gehen ließen.

Scheherſad hielt inne, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert und vierte Nacht.

Das Hochzeitfeſt dauerte auch am andern Tage noch fort, oder vielmehr die nächſtfolgenden Tage waren ein ununterbrochenes Feſt, in welches die erfinderiſche und hochverſtändige Fee Pari Banu die größte Mannigfaltigkeit zu bringen wußte, durch neue Speiſen und Gerichte bei den Mahlzeiten, durch neue muſikaliſche Vergnügungen, neue Tänze, Schauſpiele und eine Menge anderer Ergötzlichkeiten, die alle ſo außerordentlich waren, daß der Prinz Achmed, und hätte er auch tauſend Jahre unter den Menſchen gelebt, nie dergleichen hätte erdenken können.

Die Abſicht der Fee war nicht bloß, dem Prinzen die deutlichſten Beweiſe von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe und herzlichen Zuneigung zu geben, ſondern ſie wollte ihm dadurch auch recht fühlbar machen, daß er, da er am Hofe des Sultans, ſeines Vaters, keine Anſprüche mehr zu machen hatte, und an keinem Orte der Welt, um von ihrer Schönheit und ihren Reizen zu ſchweigen, irgend etwas hätte finden können, was mit dem Glück, das er bei ihr genoß, vergleichbar wäre, — ſich nun gänzlich an ſie anſchließen und nie mehr von ihr trennen ſolle. Dies gelang ihr auch vollkommen: die Liebe des Prinzen Achmed wurde durch ihren vollſtändigen Beſitz nicht nur nicht

vermindert, ſondern ſtieg vielmehr bis zu einem ſo hohen Grade, daß es nicht mehr in ſeiner Macht ſtand, von ſeiner Liebe zu ihr abzulaſſen, ſelbſt wenn ſie ſich jemals hätte entſchließen können, gleichgültig gegen ihn zu werden.

Endlich nach Verlauf von ſechs Monaten ergriff den Prinzen Achmed, welcher den Sultan, ſeinen Vater, immer geliebt und geehrt hatte, gewaltiges Verlangen, Etwas von ihm zu erfahren, und da er dieſen Wunſch nicht anders befriedigen konnte, als wenn er ſich auf einige Zeit entfernte, um in eigener Perſon Nachrichten einzuziehen, ſo ſprach er eines Tags gelegenheitlich mit Pari Banu darüber und bat ſie, es ihm zu erlauben. Dieſe Worte beunruhigten die Fee, denn ſie fürchtete, es ſey bloß ein Vorwand, um ſie zu verlaſſen. Deßhalb ſprach ſie alſo zu ihm: „Durch was kann ich dir Urſache zur Unzufriedenheit mit mir gegeben haben, daß du dich gedrungen fühlſt, mich um dieſe Erlaubniß zu bitten? Wär's möglich? könnteſt du dein mir gegebenes Wort vergeſſen haben und mich nicht mehr lieben, während ich dich ſo zärtlich und von ganzem Herzen liebe? Wenigſtens ſollteſt du davon überzeugt ſeyn, da ich dir unaufhörlich ſo viele Beweiſe gebe."

„Königin meines Herzens!" erwiderte der Prinz Achmed, „ich bin von deiner Liebe vollkommen überzeugt, und würde mich ihrer unwürdig machen, wenn ich nicht durch die innigſte Gegenliebe meine Dankbarkeit bewieſe. Wenn meine Bitte dich beleidigt hat, ſo bitte ich dich tauſendmal um Verzeihung und bin bereit, dir jede Genugthuung zu geben, die du verlangen kannſt. Ich that ſie nicht, um dich zu kränken, ſondern einzig und allein aus Ehrfurcht gegen den Sultan, meinen Vater, den ich von der Betrübniß zu befreien wünſchte, in welche ihn meine lange Abweſenheit verſetzt haben wird: denn ich glaube, daß er um ſo größeres Herzeleid darüber empfindet, weil er ohne Zweifel annimmt, ich ſey nicht mehr am Leben. Da es dir indeß nicht lieb iſt, wenn ich hingehe, um ihm dieſen Troſt zu bereiten, ſo will ich daſſelbe, was du willſt, und es gibt Nichts auf der Welt, was ich nicht zu thun bereit wäre, wenn es ſich darum handelt, dir einen Gefallen zu erweiſen."

Der Prinz Achmed war kein Heuchler: er liebte die Fee in ſeinem Herzen wirklich ſo heiß, als er es ſie verſichert hatte, und drang daher nicht weiter in ſie, um die gewünſchte Erlaubniß zu erhalten, ſo daß ſie über ſeine Nachgiebigkeit höchlich erfreut war. Da er indeß ſeinen Plan doch nicht ganz aufgeben konnte, ſo erzählte er ihr gefliſſentlich von Zeit zu Zeit von den Eigenſchaften des Sultans von Indien und hauptſächlich von den Beweiſen ſeiner Zärtlichkeit, die er ihm insbeſondere gegeben: denn er hoffte immer, ſie werde ſich dadurch endlich erweichen laſſen.

Die Vermuthungen des Prinzen waren gegründet: der Sultan von Indien hatte sich mitten unter den Lustbarkeiten wegen der Vermählung des Prinzen Ali mit der Prinzessin Nurunnihar über die Entfernung seiner beiden andern Söhne tief bekümmert. Er erfuhr bald, daß der Prinz Hussain den Entschluß gefaßt hatte, die Welt zu verlassen, und auch den Ort, den er sich zu seinem künftigen Aufenthalte ausgewählt. Als guter Vater, der einen großen Theil seines Glücks darein setzt, die Kinder, die aus seinen Lenden hervorgegangen sind, recht oft um sich zu haben, zumal wenn sie sich seiner Zärtlichkeit würdig zeigen, hätte er es freilich lieber gesehen, wenn er am Hof und in seiner Nähe geblieben wäre; da er indeß nicht mißbilligen konnte, daß er diesen Stand gewählt hatte, wodurch er sich zu immer höherer Vervollkommnung verpflichtete, so schickte er sich mit Geduld in seine Abwesenheit. Dagegen gab er sich alle mögliche Mühe, um Nachrichten von dem Prinzen Achmed zu erhalten: er schickte in alle Provinzen seines Reichs Boten ab und ließ den Statthaltern befehlen, ihn anzuhalten und zur Rückkehr an seinen Hof zu nöthigen; allein alle Bemühungen blieben vergebens, und sein Kummer wurde von Tag zu Tag größer. Oft besprach er sich darüber mit seinem Großvezier. „Vezier," sagte er zu ihm, „du weißt, daß Achmed derjenige von meinen Söhnen ist, den ich immer am zärtlichsten liebte; auch ist dir nicht unbekannt, welche Mittel ich aufgewendet habe, um ihn wieder zu finden, aber ach! Alles umsonst. Dies bereitet mir so großes Herzeleid, daß ich ihm am Ende erliegen muß, wenn du nicht Mitleid mit mir hast. Wofern dir meine längere Erhaltung am Herzen liegt, so beschwöre ich dich, leihe mir deinen Rath und deinen Beistand."

Der Großvezier, der ebensowohl der Person des Sultans ergeben, als in Verwaltung der Staatsangelegenheiten eifrig war, sann auf Mittel, ihm einige Beruhigung zu verschaffen, und da fiel ihm eine Zauberin ein, von der man Wunderdinge erzählte. Er machte den Vorschlag, sie kommen zu lassen und um Rath zu fragen. Dem Sultan gefiel dies, und der Großvezier beschickte die Frau und führte sie zu ihm.

Der Sultan sagte zur Zauberin: „Der Kummer, worein mich seit der Vermählung meines Sohnes Ali mit der Prinzessin Nurunnihar, meiner Nichte, die Abwesenheit des Prinzen Achmed versetzt hat, ist so stadt- und landkundig, daß du ohne Zweifel davon wissen wirst. Könntest du mir nicht vermöge deiner Kunst und Geschicklichkeit sagen, was aus ihm geworden ist? Lebt er noch? wo ist er? wie geht es ihm und darf ich hoffen, ihn je wiederzusehen?"

Darauf erwiderte die Zauberin: „Herr, so viel ich auch Geschicklichkeit in meinem Fache haben mag, so ist es mir doch nicht möglich, die Frage meines Herrn und Königs

ſogleich zu beantworten. Wenn du mir aber bis morgen Zeit vergönnen willſt, ſo werde ich dir wohl Beſcheid geben können.“ Der Sultan geſtattete ihr dieſe Friſt und entließ ſie mit der Zuſicherung, ſie gut zu belohnen, wenn die Antwort ſeinen Wünſchen entſprechen würde.

Die Zauberin kam am folgenden Tag wieder, und der Großvezier ſtellte ſie zum zweiten Male vor. Sie ſagte zum Sultan: „Herr, ſo eifrig und gewiſſenhaft ich auch alle Regeln meiner Kunſt befolgt habe, um in Erfahrung zu bringen, was du zu wiſſen verlangſt, ſo habe ich doch nur ſo viel ausmitteln können, daß der Prinz Achmet noch nicht todt iſt. Dies iſt ganz gewiß; mein Herr und König kann ſich darauf verlaſſen. Was aber den Ort betrifft, wo er ſeyn mag, ſo war es mir unmöglich, dieſen zu entdecken.“

Mit dieſer Antwort mußte ſich der Sultan von Indien zufrieden geben, obgleich ſie ihn über das Schickſal ſeines Sohnes beinahe in derſelben Unruhe ließ, worin er ſchon lange ſchwebte.

Scheherſad hielt inne, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert und fünfte Nacht.

Um nun auf den Prinzen Achmed zurückzukommen, ſo erzählte dieſer der Fee Pari Banu ſo oft und ſo viel von dem Sultan, ſeinem Vater, ohne jedoch ſeinen Wunſch in Betreff eines Beſuchs bei ihm auf's Neue zu erwähnen, daß ſie gerade dadurch ſeine wahre Geſinnung errieth. Da ſie nun ſeine Zurückhaltung und Aengſtlichkeit, nach jener abſchlägigen Antwort abermals ihr Mißfallen zu erregen, bemerkte, ſo ſchloß ſie daraus erſtens, daß ſeine Liebe zu ihr, wovon er auch bei jeder Gelegenheit unabläſſig Beweiſe gab, aufrichtig ſey; zweitens bedachte ſie in ihrem Innern, wie ungerecht es ſeyn würde, der Zärtlichkeit eines Sohnes gegen ſeinen Vater Zwang anzuthun, wenn ſie ihn nöthigen wollte, der natürlichen Neigung, die ihn zu jenem hinzog, zu entſagen, und ſo beſchloß ſie denn, ihm das zu geſtatten, was er offenbar noch immer auf's feurigſte wünſchte. „Prinz," ſagte ſie eines Tags zu ihm, „die Erlaubniß, um die du mich bateſt, den Sultan, deinen Vater, zu beſuchen, hatte mir gerechte Beſorgniß eingeflößt, ſie möchte für dich bloß ein Vorwand ſeyn, um deine Unbeſtändigkeit zu beweiſen und mich zu verlaſſen, und ich hatte ſonſt keinen andern Grund, ſie dir abzuſchlagen. Heute aber, da ich mich ſowohl durch dein Benehmen als durch deine Reden vollkommen überzeugt habe, daß ich mich auf deine Feſtigkeit, ſo wie auf die

Dauer deiner Liebe verlaſſen kann, bin ich anderer Anſicht geworden und gewähre dir dieſe Erlaubniß, jedoch nur unter Einer Bedingung: du mußt mir nämlich zuvor ſchwören, daß deine Abweſenheit nicht lange währen und du bald zu mir zurückkehren willſt. Du darfſt dich über dieſe Bedingung nicht ärgern, denn ich mache ſie nicht aus Mißtrauen, ſondern nur, weil ich zum Voraus weiß, daß ſie dir nach der Ueberzeugung, die ich ſo eben von der Aufrichtigkeit deiner Liebe ausgeſprochen habe, nicht läſtig ſeyn wird."

Der Prinz Achmed wollte ſich der Fee zu Füßen werfen, um ihr ſeinen innigen Dank zu bezeigen, allein ſie ließ es nicht zu. „Königin meines Herzens," ſagte er zu ihr, „ich erkenne den Werth der Gnade, welche du mir erweiſeſt, in ſeiner vollen Größe, allein es fehlt mir an Worten, um dir nach Gebühr dafür zu danken. Ich beſchwöre dich, ergänze in Gedanken, was ich nicht auszudrücken vermag, und ſey überzeugt, daß Alles, was du dir ſelbſt darüber ſagen magſt, weit hinter dem zurückſteht, was ich in meinem Herzen empfinde. Du haſt ſehr recht, wenn du glaubſt, daß der Schwur, den du von mir verlangſt, mir nicht ſchwer fallen werde; ich leiſte ihn dir um ſo bereitwilliger, als es mir fortan unmöglich wäre, ohne dich zu leben. Ich will alſo abreiſen; aber die Eilfertigkeit, womit ich zurückkehren werde, ſoll dir beweiſen, daß ich es nicht ſowohl aus Furcht vor einem Meineid thue, ſondern weil es die innerſte Neigung meines Herzens iſt, mein ganzes Leben an deiner Seite zuzubringen, und wenn ich mich manchmal mit deiner Genehmigung entferne, ſo werde ich ſtets durch ſchnelle Rückkehr dem Kummer zu begegnen wiſſen, den eine allzu lange Abweſenheit mir verurſachen müßte."

Pari Banu war im Innerſten erfreut über dieſe Verſicherung des Prinzen, weil ſie dadurch von allem Verdacht gegen ihn und der Furcht befreit wurde, daß ſein heftiges Verlangen, den Sultan von Indien zu ſehen, nur ein ſcheinbarer Vorwand ſeyn möchte, das ihr gegebene Wort zu brechen. „Prinz," ſagte ſie zu ihm, „du kannſt abreiſen, ſobald es dir beliebt; nimm mir aber nicht übel, wenn ich dir zuvor einige Winke über die Art und Weiſe gebe, wie du dich auf dieſer Reiſe am beſten benehmen kannſt. Für's erſte halte ich es nicht für angemeſſen, daß du dem Sultan, deinem Vater, von unſerer Verbindung oder von meinem Stande, ſo wie von dem Orte erzähleſt, wo du dich niedergelaſſen und ſeit der Trennung von ihm deinen Aufenthalt genommen haſt. Bitte ihn, er möge ſich mit der Verſicherung begnügen, daß du glücklich ſeyeſt und dir nichts mehr wünſcheſt, ſo wie daß der einzige Grund deiner Reiſe zu ihm die Abſicht geweſen ſey, ihn von ſeiner unruhigen Beſorgniß über dein

Schickſal zu befreien.“ Hierauf gab die Fee dem Prinzen zu ſeiner Begleitung zwanzig wohlgerüſtete und ſtattliche Reiter. Als Alles bereit war, umarmte ſie der Prinz Achmed zum Abſchied und erneuerte ſein Verſprechen, in Bälde zurückzukehren. Man führte ihm das Pferd vor, das ſie für ihn hatte ſatteln laſſen, und es war nicht nur auf's koſtbarſte angeſchirrt, ſondern auch weit ſchöner und werthvoller, als irgend eines in den Marſtällen des Sultans von Indien. Er beſtieg es zur großen Freude der Fee mit vielem edlen Anſtande, winkte ihr ſein letztes Lebewohl zu und ſprengte von dannen.

Da der Weg nach der Hauptſtadt nicht lang war, ſo war der Prinz Achmed bald daſelbſt. Als er zum Thore einzog, empfing ihn das Volk, voll Freude über ſeinen Anblick, mit lautem Jubelruf, und eine Menge Leute zogen ihm nach bis vor den Palaſt des Sultans. Der Sultan empfing und umarmte ihn ebenfalls mit großer Freude, machte ihm aber väterlich liebevolle Vorwürfe wegen des Kummers, in welchen ihn ſeine lange Abweſenheit verſetzt habe. „Dieſe Abweſenheit,“ fuhr er fort, „war für mich um ſo ſchmerzlicher, weil ich ſeit dem Tage, da der Zufall zu deinem Nachtheil und zu Gunſten deines Bruders Ali entſchied, immer fürchtete, du habeſt dich vielleicht zu irgend einem verzweifelten Schritte hinreißen laſſen.“

„Herr,“ erwiderte der Prinz Achmed, „ich überlaſſe es dir ſelbſt, zu überlegen, ob ich nach dem Verluſte Nurunnihars, welche der einzige Gegenſtand meiner Wünſche

geweſen war, mich entſchließen konnte, Zeuge von meines Bruders Glück zu ſeyn. Wenn ich eines ſo unwürdigen Betragens fähig geweſen wäre, was würde man bei Hof und in der Stadt, und was würde mein Herr ſelbſt von meiner Liebe gedacht haben? Die Liebe iſt eine Leidenſchaft, die man nicht von ſich abſchütteln kann, ſobald man will. Sie beherrſcht und bemeiſtert uns; ja, ein wahrhaft Liebender hat nicht einmal Zeit, von ſeiner Vernunft Gebrauch zu machen. Mein Herr weiß, daß mir mit dem Pfeile, den ich abſchoß, etwas ſo Außerordentliches begegnete, wie wohl nicht leicht einem Andern, daß nämlich dieſer Pfeil auf dem ganz ebenen und freien Platze, wo die Pferde zugeritten werden, durchaus nicht mehr aufzufinden war, wodurch ich denn eine Sache verlor, in der meine Liebe ſo gut Recht verdient hätte, als jeder von meinen beiden Brüdern. Beſiegt durch die Laune des Zufalls, verſchwendete ich meine Zeit nicht mit unnützen Klagen. Um mein Gemüth über dieſe ſonderbare und unbegreifliche Begebenheit zu beruhigen, entfernte ich mich unbemerkt von meinen Leuten und ging allein nach dem Schießplatz zurück, um meinen Pfeil zu ſuchen. Ich ſuchte ihn dieſſeits und jenſeits, rechts und links von der Stelle, wo, wie ich wußte, Huſſains und Ali's Pfeile aufgehoben worden waren, und wohin nach meiner Anſicht auch der meinige gefallen ſeyn mußte; allein vergebens waren alle meine Bemühungen. Dies ſchreckte mich indeß nicht ab, und ich ſetzte meine Nachforſchungen fort, indem ich in gerader Linie nach der Richtung, wo er hingefallen ſeyn mußte, immer weiter vorwärts ging. Schon war ich über eine Stunde lang immerfort rechts und links hinblickend und mich von Zeit zu Zeit auch noch umdrehend fortgegangen, ſo daß mir nicht das Geringſte, was nur irgend Aehnlichkeit mit einem Pfeile hatte, entgehen konnte, als ich überlegte, mein Pfeil könne unmöglich ſo weit geflogen ſeyn. Ich blieb ſtehen und fragte mich ſelbſt, ob ich denn den Verſtand verloren und ſo ganz von Sinnen gekommen ſey, daß ich mir Kraft genug zutraue, einen Pfeil nach einer ſolchen Weite abzuſchießen, wie niemals einer unſerer älteſten und durch ſeine Stärke berühmteſten Helden im Stand geweſen. Bei ſolchen Betrachtungen hatte ich gute Luſt, mein Unternehmen aufzugeben; als ich aber dieſen Entſchluß ausführen wollte, fühlte ich mich unwillkürlich weiter fortgezogen, und nachdem ich vier Stunden weit gegangen und an den Ort gekommen war, wo die Ebene von Felſen begrenzt wird, bemerkte ich einen Pfeil. Ich eilte hin, hob ihn auf und erkannte ihn für den, welchen ich abgeſchoſſen hatte, der aber weder am rechten Ort, noch zu rechter Zeit aufgefunden worden war. Statt nun die Entſcheidung, die mein Herr zu Gunſten des Prinzen Ali gethan, als eine Ungerechtigkeit gegen mich zu betrachten, legte ich das, was mir hier zuſtieß, ganz anders aus, und

zweifelte nicht daran, es werde irgend ein für mich vortheilhaftes Geheimniß dahinter ſtecken, und ich müſſe Alles aufbieten, mir darüber Aufklärung zu verſchaffen; dieſe Aufklärung fand ich auch, ohne mich zu weit von dem Orte zu entfernen. Indeß iſt dies ein neues Geheimniß, und ich muß meinen Herrn und König bitten, es nicht übel zu nehmen, wenn ich darüber ſtillſchweige, und ſich mit der Verſicherung zu begnügen, daß ich glücklich und mit meinem Schickſal vollkommen zufrieden bin. Da mich in meinem Glücke nichts zu beunruhigen und zu ſtören vermochte, als der Gedanke, daß mein Herr ſich über mein Verſchwinden vom Hofe und über mein Schickſal bekümmern werde, ſo hielt ich es für meine Pflicht, hierher zu kommen, um dich von dieſer Unruhe zu befreien. Dies iſt der einzige Grund, der mich zu dir führt, und die einzige Gnade, die ich von meinem Herrn erbitte, iſt, daß du mir erlauben mögeſt, von Zeit zu Zeit zu kommen, um dir meine Ehrfurcht zu bezeigen und mich nach deinem Befinden zu erkundigen."

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der nächſten Nacht folgendermaßen fort:

Sechshundert und sechste Nacht.

„Mein Sohn," antwortete der Sultan von Indien, „ich kann dir diese Erlaubniß nicht verweigern; obwohl es mir weit lieber gewesen wäre, wenn du dich hättest entschließen können, bei mir zu bleiben. Indeß sage mir wenigstens, wo ich Nachrichten von dir erhalten kann, so oft du selbst mir keine zukommen lässest, oder wenn deine Gegenwart einmal nöthig seyn sollte." — „Herr," erwiderte der Prinz Achmed, „das, worüber du mich fragst, ist ein wichtiger Theil des Geheimnisses, von dem ich bereits gesagt habe. Ich bitte daher meinen Herrn, mir gnädigst zu erlauben, daß ich über diesen Punkt stillschweige; ich werde mich so häufig zur Erfüllung meiner Pflicht einstellen, daß ich eher lästig zu werden fürchte, als dir Veranlassung zu geben, mich der Gleichgültigkeit anzuklagen, im Fall meine Gegenwart einmal nöthig werden sollte."

Der Sultan von Indien drang jetzt nicht weiter in den Prinzen Achmed, sondern sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich verlange nicht, in dein Geheimniß eingeweiht zu

werden, und sage dir bloß, daß du mir kein größeres Vergnügen hättest machen können, als indem du mich besuchtest und mir dadurch wieder einige heitere Stunden bereitetest, wie ich sie lange nicht gehabt habe; auch wirst du jedesmal sehr willkommen seyn, so oft du unbeschadet deiner Geschäfte oder Vergnügungen mich besuchen willst."

Der Prinz Achmed blieb bloß drei Tage am Hofe des Sultans, seines Vaters, und reiste am vierten in aller Frühe wieder ab. Die Fee Pari Banu war um so erfreuter, ihn wieder zu sehen, als sie diese baldige Rückkehr durchaus nicht erwartet hatte, und sie machte sich jetzt in ihrem Innern Vorwürfe, daß sie ihn für fähig gehalten, die Treue, die er ihr schuldete und so feierlich gelobt hatte, zu brechen. Sie verhehlte dies auch dem Prinzen nicht, sondern gestand ihm frei und offen ihre Schwachheit und bat ihn um Verzeihung. Von nun an war die Eintracht der beiden Liebenden so vollkommen, daß, was der eine Theil wollte, sicher auch dem andern angenehm war.

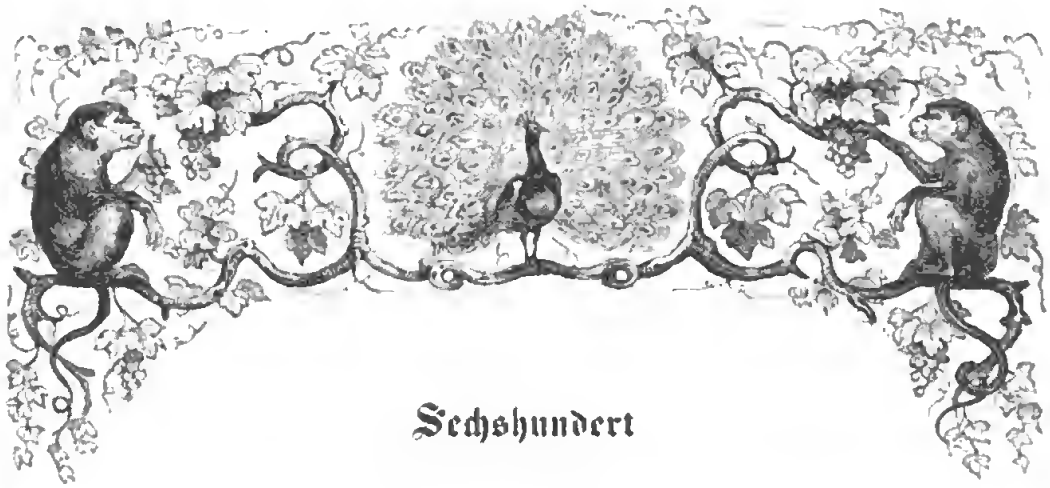
Einen Monat nach der Rückkehr des Prinzen Achmed fiel es der Fee Pari Banu auf, daß der Prinz, der ihr einen ausführlichen Bericht über seine Reise und seine Gespräche mit dem Sultan, seinem Vater, abgestattet, und somit auch erzählt hatte, daß er ihn um Erlaubniß gebeten, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen — daß, sage ich, der Prinz seither mit keiner Sylbe mehr des Sultans erwähnte, gleich als ob er nicht mehr auf der Welt wäre, und doch hatte er vorher so oft von ihm gesprochen. Sie dachte nun, er unterlasse es ohne Zweifel aus Rücksicht für sie, und nahm daher eines Tags Gelegenheit, also zu ihm zu sprechen: „Prinz," fing sie an, „sag' einmal, hast du denn den Sultan, deinen Vater, ganz vergessen? Erinnerst du dich nicht mehr, daß du ihm versprochen hast, ihn von Zeit zu Zeit zu besuchen? Ich für meinen Theil habe nicht vergessen, was du mir bei deiner Rückkehr sagtest, und bringe es dir hiermit in Erinnerung, auf daß du nicht länger säumest, dein Versprechen zum ersten Male zu erfüllen."

„Geliebteste meines Herzens," antwortete der Prinz Achmed in demselben heitern Tone, wie die Fee, „ich fühle mich einer solchen Vergeßlichkeit durchaus nicht fähig, will aber lieber den unverdienten Vorwurf von dir ertragen, als mich einer abschlägigen Antwort aussetzen, wenn ich zu unrechter Zeit eine Sehnsucht nach etwas blicken ließe, was du vielleicht nicht gerne bewilligtest." — „Prinz," sagte die Fee, „ich verlange durchaus nicht, daß du solche Rücksichten gegen mich nimmst, und damit dergleichen nicht wieder vorkomme, so denke ich, da du den Sultan von Indien, deinen Vater, bereits seit einem Monate nicht mehr gesehen hast, du solltest deine Besuche bei ihm nie

länger als einen Monat ausſetzen. Fange morgen damit an und fahre ſo von Monat zu Monat fort, ohne daß du mir etwas davon ſageſt oder eine Aeußerung von mir erwarteſt. Ich genehmige es ſehr gern.“

Der Prinz Achmed reiste ſchon am folgenden Tag mit demſelben Gefolge wieder ab, das aber weit geſchmackvoller gekleidet war, und auch er ſelbſt war viel prächtiger ausgerüſtet, als das erſte Mäl. Der Sultan empfing ihn abermals mit großer Freude und Vergnügen. So ſetzte er denn ſeine Beſuche mehrere Monate lang fort, und immer erſchien er in einem reichern und glänzenderen Aufzuge.

Scheberſad, welche bei dieſen Worten vom Tag überraſcht wurde, hielt inne, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren.



Sechshundert

und

siebente Nacht.

Endlich mißbrauchten einige Veziere, welche die Lieblinge des Sultans waren und aus dem Aufwand des Prinzen auf seine Macht und Größe schlossen, die Freiheit, die ihnen gestattet war, mit ihrem Fürsten zu reden, dazu, daß sie ihn gegen seinen Sohn einzunehmen suchten. Sie stellten ihm vor, die Klugheit erfordere es, daß er in Erfahrung bringe, wo der Prinz seinen gewöhnlichen Aufenthalt habe, und womit er seinen großen Aufwand bestreite; denn es sey ihm doch weder eine Leibrente, noch ein bestimmter Jahrsgehalt angewiesen worden, und er scheine bloß deßwegen an den Hof zu kommen, um dem Sultan zu trotzen und zu zeigen, daß er auch ohne seine Geschenke als Prinz leben könne; überhaupt sey zu befürchten, er möchte das Volk aufwiegeln, um ihn frevlerischer Weise zu entthronen.

Der Sultan von Indien, der eine zu gute Meinung von dem Prinzen Achmed hatte, als daß er ihn eines so verbrecherischen Planes, wie seine Günstlinge ihm unterschoben, fähig geglaubt hätte, anwortete ihnen: „Ihr scherzet wohl nur; mein Sohn liebt mich, und ich bin seiner Zärtlichkeit und Treue um so gewisser, da ich mich nicht erinnern kann, ihm jemals den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben.“

Auf dieſe letzten Worte bemerkte einer der Günſtlinge: „Herr, obgleich du nach dem Urtheil aller Verſtändigen nichts Beſſeres thun konnteſt, um die drei Prinzen in ihrer Angelegenheit wegen der Prinzeſſin Nurunnihar zufrieden zu ſtellen, als du wirklich gethan haſt, ſo kann man doch nicht wiſſen, ob der Prinz Achmed ſich in die Entſcheidung des Zufalls mit derſelben Entſagung fügt, als der Prinz Huſſain. Wie leicht könnte er es ſich in den Kopf ſetzen, er allein verdiene die Prinzeſſin, und mein Herr habe dadurch, daß er ihm nicht den Vorzug vor den älteren Prinzen gab und die Entſcheidung darüber dem Zufall überließ, eine Ungerechtigkeit begangen.

„Mein Herr wird vielleicht ſagen," fügte der boshafte Günſtling hinzu, „der Prinz Achmed verrathe ja durch nichts eine Spur von Unzufriedenheit, unſere Furcht ſey ungegründet und voreilig, und es ſeye unrecht von uns, ihm einen ohne Zweifel grundloſen Verdacht dieſer Art gegen einen Prinzen ſeines Geblütes einflößen zu wollen. Aber, mein Herr und König, vielleicht iſt dieſer Verdacht auch gut gegründet. Du weißt gar wohl, daß man bei einer ſo zarten und ſo wichtigen Angelegenheit immer das ſicherſte Mittel wählen muß. Bedenke nur, daß der Prinz dich durch ſeine Verſtellung gar leicht ergötzen und hinter's Licht führen kann, und daß die Gefahr um ſo bedenklicher iſt, da Achmed ſeinen Aufenthalt ganz in der Nähe deiner Hauptſtadt zu haben ſcheint. Denn wenn du eben ſo aufmerkſam geweſen biſt, wie wir, ſo haſt du bemerken können, daß jedesmal, ſo oft er kommt, ſowohl er, als ſeine Leute, ganz friſch und munter, und ihre Kleider, ſo wie die Decken der Pferde nebſt dem übrigen Schmuck, ſo blank ausſehen, als kämen ſie eben erſt von dem Handwerksmann, der ſie verfertigt. Auch ihre Pferde ſind ſo wenig müde, wie wenn ſie von einem bloßen Spazierritte kämen. Dies iſt ein augenſcheinlicher Beweis, daß der Prinz Achmed ganz in der Nähe wohnt, und wir würden unſere Pflicht nicht zu erfüllen glauben, wenn wir es dir nicht unterthänig vorſtellten, damit du zu deiner eigenen Erhaltung und zum Wohl deiner Völker die angemeſſene Rückſicht darauf nehmen mögeſt."

Als der Günſtling ſeine lange Rede geendet hatte, brach der Sultan dies Geſpräch mit den Worten ab: „Dem mag ſeyn, wie ihm wolle, ich glaube nicht, daß mein Sohn Achmed ſo ſchlecht iſt, wie ihr mich gerne überreden möchtet; gleichwohl danke ich euch für euern Rath und bin überzeugt, daß ihr ihn mir aus der beſten Abſicht gegeben habt."

So ſprach der Sultan von Indien zu ſeinen Günſtlingen und gab ihnen nicht zu erkennen, daß ihre Aeußerungen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatten. Dennoch beunruhigte er ſich darüber und beſchloß, die Schritte des Prinzen Achmed beobachten

zu lassen, ohne jedoch seinem Großvezier ein Wort davon zu sagen. Er beschied die Zauberin zu sich, die durch eine geheime Thüre in seinen Palast eingelassen und in sein Zimmer geführt wurde. „Du hast mir," sagte er zu ihr, „die Wahrheit berichtet, als du mich versichertest, daß mein Sohn Achmed nicht todt sey, und ich danke dir dafür; jetzt mußt du mir aber noch einen Gefallen thun. Seitdem ich ihn nämlich wieder gefunden habe und er jeden Monat einmal an meinen Hof kommt, war es mir unmöglich, seinen Aufenthalt von ihm zu erfahren, und ich wollte ihm sein Geheimniß auch nicht mit Gewalt ablocken. Indessen halte ich dich für geschickt genug, meiner Neugierde Befriedigung zu verschaffen, ohne daß er selbst oder irgend Jemand am Hofe etwas davon erfährt. Du weißt, daß er hier ist, und da er gewöhnlich wieder abreist, ohne Abschied von mir oder sonst von Jemanden zu nehmen, so verliere keine Zeit, begib dich noch heute auf seinen Weg und beobachte ihn so gut, daß du erfährst, wo er jedesmal hingeht, und mir darüber Bescheid bringen kannst."

Die Zauberin entfernte sich aus dem Palast, und da man sie belehrt, an welchem Ort der Prinz Achmed seinen Pfeil gefunden hatte, so begab sie sich augenblicklich dahin und versteckte sich in der Nähe der Felsen, so daß sie nicht bemerkt werden konnte.

Am andern Morgen reiste der Prinz Achmed in aller Frühe ab, ohne weder beim Sultan, noch irgend einem Andern bei Hof Abschied genommen zu haben, denn dies war so seine Gewohnheit. Die Zauberin sah ihn kommen und begleitete ihn mit den Augen so weit, bis sie ihn sammt seinem Gefolge aus dem Gesichte verlor.

Da die Felsen so steil waren, daß kein Sterblicher weder zu Fuß, noch zu Roß sie hätte übersteigen können, so schloß die Zauberin, hier können nur zwei Sachen möglich seyn: entweder müsse sich der Prinz in irgend eine Höhle zurückziehen oder an einen unterirdischen Ort, wo Geister und Feen wohnen. Sobald sie nun vermuthen konnte, daß der Prinz mit seinen Leuten verschwunden und in die Höhle, oder den unterirdischen Ort, den sie sich dachte, eingegangen seyn müsse, so verließ sie ihr Versteck und ging gerades Wegs auf die Schlucht zu, wo sie dieselben hineinreiten gesehen hatte. Sie ging nun selbst hinein und schritt so weit vor, bis die Schlucht sich in allerlei Krümmungen endigte; hier sah sie sich nach allen Seiten um und ging mehrere Male auf und ab. Allein trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit konnte sie weder eine Höhlenöffnung entdecken, noch die eiserne Thüre, die dem Prinzen Achmed sogleich aufgefallen war. Diese Thüre war nämlich bloß für Männer sichtbar, und zwar nur für solche, deren Gegenwart der Fee Pari Banu angenehm seyn konnte, nicht aber für Frauen.

Da die Zauberin sah, daß sie sich vergeblich abmühte, so beschloß sie endlich, sich mit dieser Entdeckung zu begnügen. Sie ging also wieder nach Hause, um dem Sultan Bericht abzustatten, und nachdem sie ihm umständlich Alles erzählt, was sie gethan hatte, fügte sie hinzu: „Mein Herr wird aus dem, was ich eben zu erzählen die Ehre hatte, deutlich ersehen, daß es mir nicht schwer fallen wird, ihm über das Betragen des Prinzen Achmed den befriedigendsten Aufschluß zu geben, den er nur wünschen kann. Ich will für jetzt noch nicht sagen, was ich davon halte: ich ziehe es vor, dir eine so genaue Kenntniß davon zu verschaffen, daß du gar nicht mehr zweifeln kannst. Um dies aber möglich zu machen, erbitte ich mir Zeit und Geduld, nebst der Erlaubniß, mich nach eigenem Gutdünken schalten zu lassen, ohne nach den Mitteln zu fragen, deren ich mich dabei zu bedienen gedenke."

Der Sultan genehmigte zum Voraus alle Maßregeln, welche die Zauberin ergreifen würde. „Du kannst thun, was du willst," sagte er zu ihr, „um die Sache zum Ende zu führen; ich will dir nichts dreinreden und mit Geduld erwarten, bis du deine Versprechungen erfüllst." Dann schenkte er ihr noch zur Aufmunterung einen sehr kostbaren Diamant mit der Bemerkung, dies bekomme sie bloß vorläufig, die vollständige Belohnung werde nachfolgen, sobald sie ihm den wichtigen Dienst, wobei er sich ganz auf ihre Geschicklichkeit verlasse, geleistet haben würde.

Da der Prinz Achmed, seit er von der Fee Pari Banu die Erlaubniß erhalten hatte, dem Sultan von Indien seine Aufwartung zu machen, regelmäßig jeden Monat einmal erschienen war, so wartete die Zauberin, die dies recht gut wußte, bis der laufende Monat zu Ende ging. Einen oder zwei Tage vorher aber begab sie sich an den Fuß der Felsen, und zwar an die Stelle, wo sie den Prinzen und seine Leute aus den Augen verloren hatte, und wartete dort, um den Plan, welchen sie entworfen, auszuführen.

Gleich am andern Tag ritt der Prinz Achmed, wie gewöhnlich, mit demselben Gefolge, das ihn jedesmal zu begleiten pflegte, zur eisernen Thüre heraus und kam ganz in die Nähe der Zauberin, die er nicht für das erkannte, was sie wirklich war. Da er bemerkte, daß sie den Kopf auf den Felsen gelehnt da lag und gar jämmerlich klagte, wie wenn sie von heftiger Krankheit geplagt wäre, so bewog ihn das Mitleid, seitwärts abzulenken, sich ihr zu nähern und sie zu fragen, was für einen Schmerz sie habe und was er zu ihrer Linderung thun könne?

Die arglistige Zauberin sah den Prinzen, ohne den Kopf empor zu heben, so jammervoll an, daß sein bereits rege gemachtes Mitleid noch dadurch vermehrt wurde,

und antwortete bloß mit abgebrochenen Worten, als ob es ihr sehr schwer würde, zu athmen, sie sey vom Hause weggegangen, um sich in die Stadt zu begeben, aber unterwegs habe sie ein so heftiges Fieber befallen, daß ihr die Kräfte geschwunden und sie genöthigt worden sey, anzuhalten und in dieser unbewohnten Gegend ganz ohne alle Aussicht auf Beistand in dem Zustande zu bleiben, worin er sie gefunden.

„Gute Frau," antwortete der Prinz Achmed, „du bist nicht so weit von der dir nöthigen Hülfe entfernt, als du glaubst. Ich bin bereit, es dir zu beweisen und dich ganz in der Nähe von da an einen Ort hinzubringen, wo man dich nicht nur auf's sorgfältigste verpflegen, sondern auch in Bälde vollkommen wieder herstellen wird. Du darfst bloß aufstehen und erlauben, daß einer meiner Leute dich hinter sich auf's Pferd nimmt."

Scheherfad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:

Sechshundert

und

achte Nacht.

Die Zauberin, die ſich bloß deßhalb krank ſtellte, um zu erfahren, wo der Prinz Achmed wohne, was er treibe und überhaupt, wie es ihm ergehe, lehnte dieſes freundliche Anerbieten nicht ab, und um ihm mehr durch die That, als durch die Worte zu beweiſen, daß ſie es ſehr gerne annehme, ſtellte ſie ſich, als gebe ſie ſich ſehr große Mühe, um aufzuſtehen, werde aber durch die Heftigkeit ihrer angeblichen Krankheit daran verhindert. Indeß ſtiegen ſogleich zwei von den Reitern ab, halfen ihr auf die Beine und ſetzten ſie hinter einen andern Reiter auf's Pferd. Während ſie ſelbſt wieder aufſtiegen, ſprengte der Prinz an der Spitze ſeiner Reiterſchaar den Weg zurück und gelangte bald an die eiſerne Thüre, die ein vorausgeſchickter Reiter geöffnet hatte. Er ritt hinein, und als er in den Hof des Feenpalaſtes gelangt war, ſtieg er nicht ab, ſondern ließ der Fee durch einen ſeiner Leute melden, daß er ſie zu ſprechen wünſche.

Die Fee Pari Banu eilte um ſo ſchneller herbei, weil ſie nicht begreifen konnte, warum der Prinz Achmed wohl ſo ſchnell wieder umgekehrt ſey. Dieſer ließ ihr indeß keine Zeit, nach dem Grunde zu fragen, ſondern ſagte zu ihr, indem er auf die Zauberin deutete, welche zwei ſeiner Leute vom Pferde herabgehoben hatten und unter den Armen hielten: „Liebe Prinzeſſin, ich bitte dich, ſchenke dieſer Frau ebenſoviel Mitleid, wie ich. In dem Zuſtande, worin du ſie jetzt ſieheſt, habe ich ſie ſo eben

angetroffen und ihr den nöthigen Beiſtand verſprochen. Ich empfehle ſie dir nun in der Ueberzeugung, daß du ſie ſowohl aus eigenem Antrieb, als auch aus Rückſicht auf meine Bitte nicht hülflos laſſen wirſt.“

Die Fee Pari Banu, welche während der Rede des Prinzen Achmed ihre Augen auf die angebliche Kranke gehefte̊t hatte, befahl zweien ihrer Frauen, die ihr gefolgt waren, dieſelbe aus den Händen der beiden Reiter zu übernehmen, in ein Zimmer des Palaſtes zu führen und eben ſo ſorgfältig zu verpflegen, wie wenn ſie es ſelbſt wäre.

Während aber die beiden Frauen den empfangenen Befehl vollzogen, trat Pari Banu zu dem Prinzen Achmed und ſagte leiſe zu ihm: „Prinz, ich lobe dein Mitleid, es iſt deiner und deines Ranges würdig, und mit großem Vergnügen werde ich deinen guten Abſichten entſprechen; erlaube mir indeß, dir zu ſagen, daß ich ſehr fürchte, dieſe gute Abſicht könnte uns ſchlecht belohnt werden. Es ſcheint mir durchaus nicht, als ob die Frau ſo krank wäre, wie ſie vorgibt, und mich müßte Alles täuſchen, wenn ſie nicht ausdrücklich ausgeſandt iſt, um dir Unannehmlichkeiten zu bereiten. Laß dich indeß dies

nicht kümmern; was man auch anzetteln mag, ſo kannſt du überzeugt ſeyn, daß ich dich aus allen Schlingen befreien werde, welche man dir legt. So gehe denn hin und ſetze deine Reiſe fort."

Der Prinz Achmed ließ ſich durch dieſe Worte nicht beunruhigen und antwortete ſeiner Gemahlin: „Prinzeſſin, da ich mich nicht erinnern kann, irgend Jemanden etwas zu Leide gethan zu haben, und da ich auch gegen Niemanden eine böſe Abſicht hege, ſo kann ich mir durchaus nicht denken, wer wohl im Sinne haben ſollte, mir ein Leid zuzufügen. Dem mag übrigens ſeyn wie ihm will, ich werde nie aufhören, Gutes zu thun, ſo oft ſich mir Gelegenheit darbietet." Hierauf nahm er Abſchied von der Fee, trennte ſich von ihr und ſetzte ſeine Reiſe, die er wegen der Zauberin unterbrochen hatte, wieder fort. Nach wenigen Stunden langte er am Hofe des Sultans von Indien an, der ihn faſt ganz wie gewöhnlich empfing, da er ſich ſo viel als möglich Gewalt anthat, um ſeine Unruhe nicht blicken zu laſſen: denn die Einflüſterungen ſeiner Günſtlinge hatten ihm doch einigen Verdacht eingeflößt.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert

und

neunte Nacht.

Indeß hatten die beiden Frauen, welchen die Fee Pari Banu die Sache aufgetragen, die Zauberin in ein ſehr ſchönes und reich geſchmücktes Zimmer geführt. Sie ließen ſie zuerſt auf ein Sopha ſitzen, wo ſie ſich auf ein Kiſſen von Goldbrocat lehnte, und bereiteten ihr dann auf demſelben Sopha eine Lagerſtätte, deren Unterdecken aus Atlas und mit Seideſtickereien verziert waren; das Betttuch beſtand aus der feinſten Leinwand und die Oberdecke war von Goldſtoff. Als ſie ihr nun in's Bett geholfen hatten, — denn die Zauberin ſtellte ſich fortwährend wie wenn ihr Fieberanfall ſie ſo quälte, daß ſie ſich kaum rühren könnte, — ging eine von den Frauen hinaus und kam bald darauf mit einem überaus feinen Porzellangefäße zurück, worin ſich eine Flüſſigkeit befand. Sie reichte es der Zauberin, während die andere Frau ihr aufſitzen half, und ſagte zu ihr: „Da nimm dieſen Saft, es iſt Waſſer aus der Löwenquelle und ein unfehlbares Mittel für alle und jede Fieber. Du wirſt in weniger als einer Stunde die Wirkung verſpüren.“

Die Zauberin ließ ſich, um ihre Rolle beſſer durchzuführen, lange bitten, wie wenn ſie eine unüberwindliche Abneigung gegen dieſen Trank gehabt hätte. Endlich jedoch nahm ſie die Schale und ſchluckte den Saft hinunter, ſchüttelte aber dabei den Kopf,

gleich als ob es ſie große Ueberwindung koſtete. Als ſie ſich ſodann wieder gelegt hatte, deckten die beiden Frauen ſie gut zu, und diejenige, die den Trank gebracht, ſagte zu ihr: „Bleib' jetzt ganz ruhig und ſchlafe, wenn du Luſt haſt; wir verlaſſen dich auf ungefähr eine Stunde und hoffen, bei unſrer Wiederkehr dich vollkommen geſund anzutreffen."

Die Zauberin, die nicht gekommen war, um lange die Kranke zu ſpielen, ſondern bloß, um den Aufenthalt des Prinzen Achmed auszuforſchen und zu erfahren, was ihn wohl veranlaſſen möchte, ſich vom Hofe des Sultans, ſeines Vaters, zu entfernen, wußte jetzt ſchon, was ſie wollte, und hätte gern auf der Stelle erklärt, der Trank habe ſeine Wirkung gethan, denn ſie hatte großes Verlangen, nach Hauſe zurückzukehren und den Sultan von der glücklichen Ausführung ſeines Auftrags zu benachrichtigen. Da man ihr aber nicht geſagt hatte, daß der Trank auf der Stelle wirke, ſo mußte ſie, wiewohl ſehr ungern, die Rückkehr der Frauen abwarten.

Dieſe kamen zur beſtimmten Zeit zurück und fanden die Zauberin aufgeſtanden und angekleidet auf dem Sopha. Sie lief ihnen ſogleich entgegen und rief: „O der herrliche Trank! er hat weit ſchneller gewirkt, als ihr ſagtet, und ich wartete ſchon geraume Zeit voll Ungeduld auf euch, denn ich möchte euch bitten, daß ihr mich zu eurer mildthätigen Gebieterin führet, damit ich ihr für ihre Güte, welche ich nie vergeſſen werde, danken und nach dieſer wundervollen Geneſung ohne weitern Aufſchub meine Reiſe fortſetzen kann."

Die beiden Frauen, die ebenfalls Feen waren, bezeigten der Zauberin ihre Theilnahme und Freude über ihre ſchnelle Geneſung, gingen dann vor ihr her, um ihr den Weg zu zeigen, und führten ſie durch mehrere Zimmer, die alle weit prächtiger waren, als das, woraus ſie eben kam, in den glänzendſten und am reichſten geſchmückten Saal im ganzen Palaſte.

In dieſem Saale ſaß Pari Banu auf einem Throne von gediegenem Golde, der mit Diamanten, Rubinen und Perlen von außerordentlicher Größe reich verziert war, und neben ihr ſtanden zur Rechten und Linken eine Menge Feen, ſämmtlich von ausnehmender Schönheit und ſehr koſtbar gekleidet. Beim Anblick all dieſes Glanzes und dieſer Herrlichkeit wurde die Zauberin ganz verblendet und ſo verwirrt, daß ſie, als ſie ſich vor dem Throne niedergeworfen, nicht einmal den Mund zu öffnen vermochte, um der Fee zu danken, wie ſie ſich vorgenommen hatte. Pari Banu erſparte ihr auch die Mühe, indem ſie zu ihr ſagte: „Gute Frau, es freut mich ſehr, daß ſich dieſe Gelegenheit gefunden hat, dir einen Dienſt zu erweiſen, und daß du im Stande biſt, deine Reiſe fortzuſetzen. Ich will dich nicht länger hier aufhalten, doch wird es dir

nicht unangenehm ſeyn, zuvor meinen Palaſt zu beſehen. Geh' mit meinen Frauen, ſie werden dich begleiten und ihn dir zeigen."

Die Zauberin, die noch immer ganz verblüfft war, verneigte ſich abermals mit der Stirn bis an den Teppich, der den Fuß des Thrones bedeckte, und verabſchiedete ſich dann, ohne Kraft oder Muth zu haben, ein einziges Wort vorzubringen. Die beiden Feen, die ſie begleiteten, führten ſie im ganzen Palaſte herum, wo ſie mit Erſtaunen und unter beſtändigen Ausrufen der Verwunderung der Reihe nach dieſelben Zimmer, dieſelben Reichthümer und dieſelbe Pracht erblickte, welche die Fee Pari Banu dem Prinzen Achmed gleich bei ſeiner Ankunft ſelbſt gezeigt hatte. Was ihr aber die größte Bewunderung einflößte, war, daß die beiden Feen, nachdem ſie das ganze Innere des Palaſtes in Augenſchein genommen, zu ihr ſagten, Alles das, was ſie ſo ſehr bewundere, ſey nur eine kleine Probe von der Größe und Macht ihrer Gebieterin, denn ſie beſitze im Umfang ihres Reichs noch unzählige andere Paläſte, die alle von verſchiedener Form und Bauart, aber nicht minder ſtattlich und prachtvoll ſeyen. Indem ſie ſich ſo mit ihr

über allerlei Gegenstände unterhielten, führten sie die Zauberin bis zur eisernen Thüre, zu welcher der Prinz Achmed sie hereingeführt hatte, öffneten dieselbe und wünschten ihr, nachdem sie Abschied von ihnen genommen und für ihre Bemühungen gedankt hatte, glückliche Reise.

Als die Zauberin einige Schritte weit gegangen war, drehte sie sich um, um nach der Thüre zu sehen und sich dieselbe genau zu merken; allein sie suchte vergeblich, denn die Thüre war für sie, wie überhaupt für alle Frauen, was ich ja oben schon erzählt habe, unsichtbar geworden. Sie begab sich nun, abgesehen von diesem einzigen Umstande, ziemlich zufrieden mit sich selbst und der Vollziehung ihres Auftrags zum Sultan zurück. Als sie in der Hauptstadt angelangt war, schlug sie Nebenwege ein und ließ sich wieder durch die geheime Thüre in den Palast führen. Der Sultan ließ sie, sobald ihm ihre Ankunft gemeldet worden war, sogleich vor sich kommen, und da er sie mit sehr traurigem Gesichte erscheinen sah, schloß er daraus, die Sache müsse ihr nicht gelungen seyn, und sagte zu ihr: „Nach deinem Anblick zu urtheilen, ist deine Reise wohl vergeblich gewesen und du vermagst mir den Aufschluß, den ich von deinem Diensteifer erwartete, nicht zu geben?"

Scheherſad schwieg, um in der nächsten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Sechshundert und zehnte Nacht.

„Herr," antwortete die Zauberin, „erlaube mir die Bemerkung, daß du aus meiner Miene nicht ſchließen darfſt, ob ich in der Vollziehung des Auftrags, womit du mich beehrt, glücklich geweſen bin, ſondern nur aus dem getreuen Bericht über Alles, was ich gethan und was mir begegnet iſt; du wirſt ſehen, daß ich nichts verſäumt habe, um mich deines Beifalls würdig zu machen. Der traurige Zug, den du vielleicht auf meinem Geſichte bemerkt haſt, hat einen andern Grund, als das Mißlingen unſers Planes, und ich hoffe, daß mein Herr in dieſer Beziehung mit mir wohl zufrieden ſeyn wird. Ich ſage dir die eigentliche Urſache nicht: der Bericht, den ich dir nun abſtatten werde, wofern du die Geduld haſt, mich anzuhören, muß Alles erklären."

Sofort erzählte die Zauberin dem Sultan von Indien, wie ſie ſich krank geſtellt und die Sache ſo eingerichtet habe, daß der Prinz Achmed, von Mitleid ergriffen, ſie an einen unterirdiſchen Ort habe bringen laſſen und in eigener Perſon einer Fee von unvergleichlicher Schönheit vorgeſtellt, empfohlen und dieſelbe gebeten habe, für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit Sorge zu tragen. Ferner, mit welcher Gefälligkeit die Fee ſogleich zwei andern Feen aus ihrer Umgebung befohlen habe, ſie in ihre Pflege zu nehmen und nicht zu verlaſſen, als bis ſie vollkommen geneſen ſeyn würde: daraus ſey ihr ganz deutlich geworden, daß dieſe Willfährigkeit nur in einem Verhältniß zwiſchen Mann und Frau ihren Grund haben könne. Auch ermangelte die Zauberin nicht, ihr Erſtaunen bei Erblickung des Feenpalaſtes zu ſchildern, von dem ſie behauptete, daß es auf der ganzen Welt nichts Aehnliches geben könne, und in welchem die beiden Feen

ſie wie eine Kranke, die ohne ihren Beiſtand weder geben noch ſtehen könne, herumgeführt haben. Sodann beſchrieb ſie ihm ausführlich, mit welchem Eifer die Feen ſie in einem beſondern Zimmer verpflegt, welchen Trank ſie ihr gereicht haben, und wie ſchnell darauf vollſtändige Heilung erfolgt, die aber, wie auch die Krankheit, nur verſtellt geweſen ſey, obgleich ſie an der Kraft des Trankes durchaus nicht zweifle; ferner von der Majeſtät der Fee, als ſie auf einem ganz von Edelſteinen ſtrahlenden Throne geſeſſen, deſſen Werth alle Reichthümer Indiens überſteige, und endlich von den übrigen unermeßlichen und ſowohl im Allgemeinen als im Beſondern ganz unberechenbaren Schätzen, die in dem weiten Umfange des Palaſtes enthalten ſeyen.

Damit ſchloß die Zauberin ihren Bericht vom Erfolge ihrer Sendung und fuhr dann weiter alſo fort: „Was denkt mein Herr und König wohl von dieſen unerhörten Reichthümern der Fee? Vielleicht wirſt du ſagen, du bewundereſt ſie und freueſt dich über das hohe Glück deines Sohnes Achmed, der dieſelben mit der Fee gemeinſchaftlich genießt. Was indeß mich betrifft, Herr, ſo bitte ich um Verzeihung, wenn ich mir die Freiheit nehme, dir vorzuſtellen, daß ich anders davon denke, ja ſogar, daß der Gedanke an das Unglück, welches dir daraus erwachſen kann, mich in Angſt und Schrecken verſetzt. Gerade das iſt der Grund meiner Unruhe, die ich nicht ſo gut zu verbergen vermochte, daß du ſie nicht hätteſt bemerken können. Ich will gerne glauben, daß der Prinz Achmed bei ſeiner guten Gemüthsart nicht im Stande iſt, gegen meinen Herrn etwas zu unternehmen; aber wer bürgt dafür, daß die Fee ihm nicht durch ihre Reize, ihre Liebkoſungen und die Gewalt, die ſie bereits über ihren Gemahl erlangt hat, den verderblichen Plan eingibt, dich zu verdrängen und ſich der Krone des Reiches Indien zu bemächtigen? Es kommt meinem Herrn zu, dieſer hochwichtigen Angelegenheit all die Aufmerkſamkeit zuzuwenden, welche ſie verdient.“

So feſt nun auch der Sultan von Indien von der guten Gemüthsart des Prinzen Achmed überzeugt war, ſo hinterließen dieſe Vorſtellungen der Zauberin dennoch einigen Eindruck bei ihm. Er entließ ſie mit den Worten: „Ich danke dir für deine Bemühungen und deinen heilſamen Rath. Ich erkenne die hohe Wichtigkeit deſſelben, kann aber in der Sache noch nichts beſchließen, bevor ich meine Rathgeber angehört habe.“

Als man dem Sultan die Ankunft der Zauberin gemeldet hatte, unterhielt er ſich eben mit denſelben Günſtlingen, die ihm, wie ſchon oben erzählt, bereits früher Verdacht gegen den Prinzen Achmed eingeflößt hatten. Er befahl nun der Zauberin, ihm zu folgen, und begab ſich wieder zu den Günſtlingen. Dieſen erzählte er, was er ſo eben

vernommen, und nachdem er ihnen mitgetheilt, warum er befürchte, daß die Fee das Gemüth des Prinzen umstimmen werde, so fragte er sie, welcher Mittel er sich wohl bedienen solle, um so großes Unheil zu verhüten?

Einer der Günstlinge nahm hierauf für alle das Wort und sprach: „Herr, da du Denjenigen kennst, der dieses Unglück veranlassen könnte, da er mitten an deinem Hofe lebt und in deinen Händen ist, so solltest du, um es zu verhüten, ihn sogleich verhaften und wenn auch nicht hinrichten — denn dies würde zu viel Aufsehen erregen — doch wenigstens auf Lebenszeit in einen engen Kerker werfen lassen." Die übrigen Günstlinge gaben dieser Ansicht einstimmig ihren Beifall.

Der Zauberin indeß schien dieser Rath doch zu gewaltsam; sie bat den Sultan um Erlaubniß zu sprechen, und als sie dieselbe erhalten, sagte sie zu ihm: „Herr, ich bin überzeugt, daß bloß der große Eifer für dein Wohlergehen deine Rathgeber bewogen hat, dir die Verhaftung des Prinzen Achmed vorzuschlagen. Sie mögen mir es aber nicht übel nehmen, wenn ich sie zu bedenken bitte, daß man mit dem Prinzen nothwendig zugleich auch seine Begleiter verhaften müßte, und diese sind Geister. Halten sie es wohl für etwas Leichtes, dieselben zu überfallen, Hand an sie zu legen und sich ihrer Personen zu bemächtigen? Würden sie nicht vermöge der ihnen inwohnenden Kraft, sich unsichtbar zu machen, augenblicklich verschwinden und die Fee von der ihrem Gemahl angethanen Beleidigung benachrichtigen? Und würde die Fee diese Beleidigung wohl ungerächt lassen? Könnte sich der Sultan nicht vielleicht durch ein anderes weniger auffallendes Mittel gegen die bösen Anschläge, die der Prinz Achmed haben mag, schützen, ohne daß dadurch der Ruhm meines Herrn im mindesten leiden oder irgend Jemand ihm eine schlimme Absicht beilegen könnte? Wenn mein Herr einiges Vertrauen auf meinen Rath hätte, so würde er, da die Geister und Feen Sachen vermögen, welche alle menschliche Kraft bei weitem übersteigen, den Prinzen Achmed bei seiner Ehre anfassen und verpflichten, ihm durch Vermittlung seiner Fee gewisse Vortheile zu verschaffen, unter dem Vorwande, daß ihm eine große Gefälligkeit damit geschehe. Z. B. so oft mein Herr zu Felde ziehen will, muß er einen ungeheuren Aufwand machen, nicht bloß für Schutzdächer und Zelte für sich und sein Heer, sondern auch für Kameele, Maulesel und andere Lastthiere: könntest du ihn nun nicht verpflichten, daß er dir vermöge des großen Einflusses, den er bei der Fee haben muß, ein Schutzdach verschaffen soll, das in der Hand Platz haben, aber gleichwohl sich über dein ganzes Herr ausbreiten müßte. Mehr brauche ich meinem Herrn nicht zu sagen. Wenn der Prinz das Zelt herbeischafft, so kannst du noch so viele ähnliche Forderungen an ihn machen, daß er am

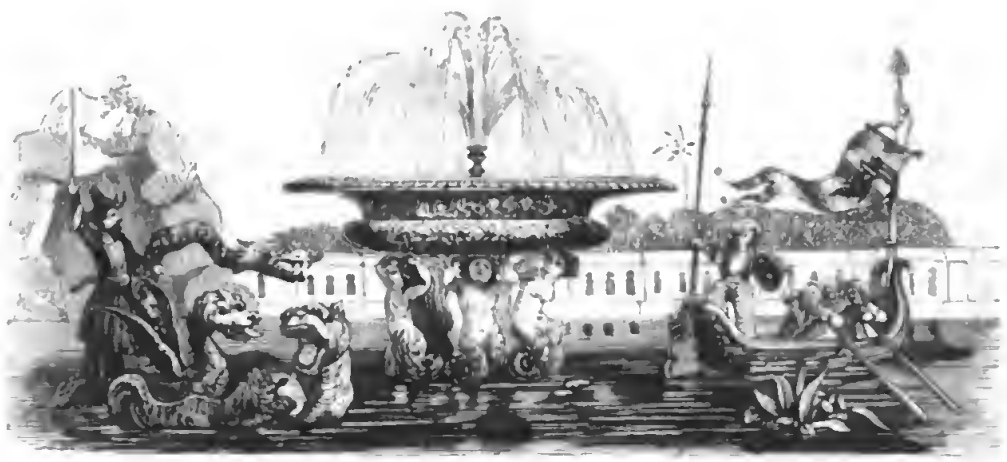
Ende, ſo erfinderiſch und reich an Mitteln auch die Fee, die ihn bezaubert und von dir abwendig gemacht, ſeyn mag, den Schwierigkeiten erliegen und geſtehen muß, es ſey ihm unmöglich, deinen Wunſch zu erfüllen. Aus Scham wird er es dann nicht mehr wagen, ſich ſehen zu laſſen, und genöthigt ſeyn, fern von allem Verkehr mit der Welt ſein Leben mit der Fee zuzubringen; dann wird mein Herr auch nichts mehr von ſeinen Anſchlägen zu befürchten haben, und man wird ihm eine ſo gehäſſige Handlung, wie die Hinrichtung oder lebenslängliche Einkerkerung ſeines eigenen Sohnes wäre, nicht vorwerfen können."

Als die Zauberin ihren Vortrag geendet hatte, fragte der Sultan ſeine Günſtlinge, ob ſie vielleicht etwas Beſſeres wüßten, und da ſie alle ſtill ſchwiegen, beſchloß er, den Rath der Zauberin zu befolgen; denn dieſer ſchien ihm der vernünftigſte und den milden Grundſätzen, nach denen er bis jetzt geherrſcht hatte, angemeſſenſte zu ſeyn.

Als nun der Prinz Achmed am andern Tage vor dem Sultan, ſeinem Vater, der ſich eben mit ſeinen Günſtlingen unterhielt, erſchien und neben ihm Platz genommen

hatte, so ließ dieser sich durch seine Gegenwart nicht abhalten, sein Gespräch über allerlei gleichgültige Gegenstände noch eine Weile fortzusetzen. Hierauf nahm der Sultan das Wort und sprach also zu dem Prinzen Achmed: „Mein Sohn, als du erschienst und mich von dem tiefen Kummer, worein deine lange Abwesenheit mich versetzt hatte, befreitest, machtest du mir ein Geheimniß aus dem Orte, den du zu deinem Aufenthalt gewählt, und in der ersten Freude, dich wieder zu sehen und mit deinem Schicksal zufrieden zu wissen, wollte ich nicht weiter in dein Geheimniß eindringen, sobald ich merkte, daß du es nicht wünschtest. Ich weiß nicht, welchen Grund du haben kannst, so gegen einen Vater zu handeln, der damals, so wie auch jetzt, den größten Antheil an deinem Glücke genommen haben würde. Indeß weiß ich jetzt, worin dieses Glück besteht, ich freue mich mit dir darüber und billige deine Wahl, daß du eine so liebenswürdige, so reiche und so mächtige Fee geheirathet hast, wie ich aus guter Quelle erfahren. Bei all meiner Macht wäre ich nicht im Stande gewesen, dir eine so vortheilhafte Verbindung zu verschaffen. Da du nun zu einem so hohen Rang erhoben bist, um welchen dich jeder Andere, als ein Vater wie ich, beneiden könnte, so bitte ich dich nicht bloß, daß du auch fernerhin wie bisher immer in gutem Einverständniß mit mir bleiben, sondern auch, daß du den ganzen Einfluß, den du bei deiner Fee haben kannst, aufbieten mögest, um mir in Fällen der Noth ihren Beistand zu verschaffen, und du wirst mir erlauben, daß ich diesen deinen Einfluß noch heute auf die Probe stelle. Du weißt, mit welchen ungeheuren Kosten — um nichts von den Schwierigkeiten zu sagen — meine Heerführer, meine Hauptleute und ich selbst, so oft ich in Kriegszeiten zu Felde zu ziehen genöthigt bin, Schutzdächer und Zelte, so wie auch Kameele und andere Lastthiere zur Fortbringung derselben anschaffen müssen. Wenn du nun bedenken wolltest, welchen Gefallen du mir damit erweisen könntest, so bin ich überzeugt, daß es dich nicht viele Mühe kosten wird, von deiner Fee ein Zelt zu bekommen, das in einer Hand Platz hat, unter welchem jedoch mein ganzes Heer ein Obdach finden kann, — zumal wenn du ihr sagst, daß es für mich bestimmt sey. Die Schwierigkeit der Sache wird dir keine abschlägige Antwort zuziehen: alle Welt weiß ja, daß den Feen die Macht gegeben ist, noch weit außerordentlichere Dinge zu bewerkstelligen."

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächsten Nacht von Scheherfad folgendermaßen fortgesetzt wurde:



Sechshundert und elfte Nacht.

Der Prinz Achmed hatte ſich einer ſolchen Forderung von Seiten ſeines Vaters nicht verſehen, und die Sache ſchien ihm gleich im Anfange äußerſt ſchwierig, wo nicht ganz unmöglich. Denn obwohl ihm die Macht der Geiſter und Feen nicht ganz unbekannt war, ſo bezweifelte er doch, daß ſie ſich ſo weit erſtrecke, ihm ein ſolches Zelt verſchaffen zu können, wie verlangt wurde. Ueberdies hatte er bisher ſich noch nie etwas Aehnliches von Pari Banu erbeten, ſondern ſich ſtets mit den Beweiſen ihrer Liebe, die ſie ihm fortwährend gab, begnügt und dabei nichts unterlaſſen, was ſie überzeugen konnte, daß er ihre Zärtlichkeit von ganzem Herzen erwidere und keinen andern Wunſch habe, als ſich in ihrer Gunſt zu erhalten. Er war daher in großer Verlegenheit, was er ſeinem Vater antworten ſollte. „Herr," ſagte er endlich, „wenn ich dir aus dem, was mir nach Auffindung meines Pfeiles begegnet iſt, und wozu ich mich damals entſchloß, ein Geheimniß gemacht habe, ſo geſchah es bloß darum, weil ich dachte, es könne dir an näheren Aufſchlüſſen darüber nichts liegen. Ich weiß nicht, auf welchem Wege dir dieſes Geheimniß eröffnet worden iſt, kann aber nicht verhehlen, daß man dir einen wahren Bericht abgeſtattet hat. Ich bin allerdings Gemahl der Fee, von der man dir geſagt hat; ich liebe ſie und darf überzeugt ſeyn, daß ſie mich ebenfalls liebt. Was indeß den Einfluß

betrifft, den ich nach deiner Anſicht auf ſie haben ſoll, ſo kann ich hievon weiter nichts ſagen. Es iſt mir noch niemals in den Sinn gekommen, einen Verſuch damit zu machen, und ich hätte ſehr gewünſcht, daß mein Herr mich dieſes Verſuches überhoben und mich im Beſitze des Glückes, zu lieben und geliebt zu werden, gelaſſen hätte; denn dieſe Liebe war ſo uneigennützig, daß ich gar nichts anderes mehr wünſchte. Indeß iſt der Wunſch eines Vaters Befehl für einen Sohn, der, wie ich, es ſich zur Pflicht macht, in allen Stücken zu gehorchen. Obwohl höchſt ungern und mit unbeſchreiblichem Widerwillen, werde ich doch nicht ermangeln, meiner Gemahlin den Wunſch meines Herrn vorzutragen, kann aber nicht verſprechen, daß ich ihn erfüllen werde. Sollte ich mir daher die Ehre verſagen müſſen, dir meine Hochachtung zu bezeigen, ſo wird dies ein Zeichen ſeyn, daß ich nichts ausgerichtet habe, und ich bitte zum Voraus, du mögeſt mir dann verzeihen und bedenken, daß du ſelbſt mich in dieſe Nothwendigkeit verſetzt haſt."

Darauf antwortete der Sultan von Indien: „Mein Sohn, es ſollte mir ſehr leid thun, wenn mein Verlangen mich jemals des Vergnügens berauben würde, dich bei mir zu ſehen. Ich merke wohl, daß du die Gewalt nicht kennſt, die ein Mann über ſeine Frau hat, und die deinige würde nur ſehr ſchwache Liebe beweiſen, wenn ſie bei ihrer Macht als Fee die Kleinigkeit abſchlagen wollte, um die ich ſie durch dich bitten laſſe. Lege deine Schüchternheit ab; ſie kommt nur daher, weil du glaubſt, ſie liebe dich nicht eben ſo ſehr, als du ſie liebſt. Geh' hin, bitte ſie nur und du wirſt ſogleich ſehen, daß die Fee dich weit mehr liebt, als du glaubſt; dabei mußt du wohl bedenken, daß man ſich großer Vortheile beraubt, wenn man nie um etwas bittet. Wie du ſie ſo ſehr liebſt, daß du ihr nie eine Bitte abſchlagen würdeſt, ſo wird auch ſie dir deine Bitte nicht abſchlagen, weil ſie dich liebt."

Der Sultan von Indien vermochte ſeinen Sohn durch ſolche Vorſtellungen nicht zu überzeugen. Es wäre dem Prinzen weit lieber geweſen, wenn er irgend etwas anderes von ihm verlangt hätte, als daß er ihn der Gefahr ausſetzte, ſeiner geliebten Pari Banu zu mißfallen. Er war darüber ſo verdrießlich, daß er zwei Tage früher, als er ſonſt zu thun pflegte, vom Hofe wieder abreiste. Als er nach Hauſe kam, fragte ihn die Fee, die ihn bisher immer mit heiterem Geſichte erſcheinen geſehen hatte, ſogleich, was die Veränderung zu bedeuten habe, die ſie an ihm bemerke. Da er aber ſtatt zu antworten ſich nach ihrem Befinden erkundigte und zwar mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, daß er ihre Frage zu umgehen ſuchte, ſo ſagte ſie zu ihm: „Ich werde deine Frage nicht eher beantworten, als bis du die meinige beantwortet haben wirſt." Der Prinz ſträubte ſich lange dagegen und verſicherte, es ſeye weiter nichts; aber je

mehr er ſich ſträubte, um ſo mehr drang ſie in ihn. „Ich kann dich,“ ſagte ſie, „unmöglich in deiner gegenwärtigen Stimmung ſehen, ohne daß du mir die Urſache deiner Bekümmerniß geſtehſt, auf daß ich ſie hebe, ſie mag beſtehen in was ſie wolle. Sie müßte von ganz außerordentlicher Art ſeyn, wenn es mir unmöglich ſeyn ſollte, abzuhelfen, es wäre denn, daß der Sultan, dein Vater, geſtorben wäre. In dieſem Fall müßte dir nebſt dem, was ich dazu beitragen könnte, die Zeit hauptſächlich Troſt gewähren.“

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzuſetzen:

Sechshundert

und

zwölfte Nacht.

Der Prinz Achmed vermochte den inſtändigen Bitten der Fee nicht länger zu widerſtehen und ſagte alſo zu ihr: „Geliebteſte meines Herzens, Gott verlängere das Leben des Sultans, meines Vaters, und ſegne ihn bis an's Ende ſeiner Tage! Ich verließ ihn voll Kraft und in der beſten Geſundheit. Dies iſt es alſo nicht, was mir den Kummer verurſacht, den du an mir gemerkt haſt; nein, der Sultan ſelbſt iſt es, und die Sache betrübt mich um ſo mehr, da ſie mich in die verdrießliche Nothwendigkeit verſetzt, dir läſtig zu fallen. Für's Erſte, geliebte Prinzeſſin, weißt du, wie ſorgfältig ich ihm mit deiner Genehmigung das Glück zu verhehlen geſucht habe, das mir dadurch zu Theil wurde, daß ich dich ſah, dich liebte, dein Wohlwollen und deine Liebe verdiente und von dir das Gelübde der Treue empfing, indem ich dir das meinige gab; gleichwohl iſt es mir unbegreiflich, auf was Art er Alles erfahren hat.“

Bei dieſen Worten unterbrach die Fee Pari Banu den Prinzen Achmed und ſagte zu ihm: „Ich weiß es recht gut. Erinnere dich nur an das, was ich dir in Betreff jener Frau vorausgeſagt habe, die ſich vor dir krank ſtellte und mit der du ſo großes Mitleiden hatteſt; eben dieſe hat dem Sultan, deinem Vater, Alles berichtet, was du ihm verbergen wollteſt. Ich hatte dir ſchon damals geſagt, daß ſie ſo wenig krank ſey, als du und ich, und dies hat ſich auch beſtätigt. Denn kaum hatten die beiden Frauen, denen ich ſie zur Pflege übergeben, ihr einen allgemeinen Trank gegen alle Arten von Fieber, deſſen ſie aber gar nicht bedurfte, überreicht, ſo ſtellte ſie ſich,

als hätte dieser Trank sie sogleich geheilt, und ließ sich zu mir führen, um Abschied zu nehmen und unverzüglich von dem Erfolg ihrer Sendung Bericht abzustatten. Ja, sie hatte so große Eile, daß sie fortgegangen wäre, ohne meinen Palast zu besehen, wenn ich ihr nicht zu verstehen gegeben hätte, daß dies wohl der Mühe werth sey, worauf zwei von meinen Frauen sie auf meinen Befehl überall herumführten. Fahre indeß nur fort und laß sehen, wodurch der Sultan, dein Vater, dich in die Nothwendigkeit versetzt hat, mir lästig zu fallen, was übrigens, wie ich dich zu glauben bitte, niemals vorkommen wird."

„Liebe Gemahlin," fuhr hierauf der Prinz Achmed fort, „es kann dir nicht entgangen seyn, daß ich mich bis jetzt mit deiner Liebe begnügt und dich nie um irgend eine andere Gunstbezeigung gebeten habe. Was könnte ich auch bei dem Besitz einer so liebenswürdigen Gemahlin noch weiter wünschen? Ich wußte recht gut, wie groß deine Macht ist, allein ich hatte mir zur Pflicht gemacht, sie niemals auf die Probe zu stellen. Deßwegen beschwöre ich dich, bedenke wohl, daß nicht ich, sondern der Sultan, mein Vater, die meines Erachtens höchst unbescheidene Bitte an dich thut, du möchtest ihm ein Zelt verschaffen, das ihn nebst seinem ganzen Hofe und seinem ganzen Heere, so oft er im Felde ist, gegen die Unbilden der Witterung schütze, dabei aber in einer Hand Platz habe. Ich sage es noch einmal, nicht ich bin es, der um diese Gefälligkeit bittet, sondern der Sultan, mein Vater."

„Prinz," erwiderte die Fee lächelnd, „es thut mir leid, daß diese Kleinigkeit dir so viel Unruhe und Bekümmerniß verursacht hat, wie du so eben blicken ließest. Ich sehe wohl, daß zweierlei Sachen dazu beigetragen haben. Erstens, weil du dir zum Gesetz gemacht hattest, dich mit unserer gegenseitigen Liebe zu begnügen und mich nie um etwas zu bitten, was meine Macht auf die Probe stellen könnte; zweitens, weil du, du magst es nun läugnen oder nicht, der irrigen Ansicht wareſt, das Begehren, das du auf den Wunsch des Sultans, deines Vaters, an mich richten solltest, liege außerhalb der Grenzen meiner Macht. Was nun den ersten Grund betrifft, so lobe ich dich darob und würde dich nur noch mehr lieben, wenn es irgend möglich wäre. In Beziehung auf den zweiten aber wird es mir nicht schwer werden, dir zu beweisen, daß das Verlangen des Sultans eine Kleinigkeit für mich ist, und daß ich gelegenheitlich noch ganz andere weit schwierigere Sachen zu vollbringen vermöchte. Deßwegen beruhige dich und sey überzeugt, daß du mich nicht nur nicht belästigt hast, sondern ich mir stets ein großes Vergnügen daraus machen werde, dir Alles zu bewilligen, um was du mich jemals bittest, sobald dir eine Gefälligkeit damit geschieht."

Nach dieſen Worten befahl die Fee, ihre Schatzmeiſterin zu rufen. Die Schatzmeiſterin kam und die Fee ſagte zu ihr: „Nurdſchiban [1] — ſo hieß nämlich die Fee, — bring mir das größte Zelt, das in meinem Schatze iſt.“ Nurdſchihan kam nach einer kleinen Weile zurück und brachte ein Zelt, das nicht nur auf ihrer Hand Platz hatte, ſondern man konnte es ſogar darin verſchließen; ſie überreichte es ihrer Gebieterin, der Fee, und dieſe übergab es dem Prinzen Achmed, damit er es beſehen ſollte.

Als der Prinz Achmed ſah, was die Fee Pari Banu ein Zelt und zwar das größte Zelt in ihrer Schatzkammer nannte, ſo glaubte er, ſie wolle ſeiner ſpotten, und verrieth ſein Befremden darüber durch Mienen und Geberden. Pari Banu, die dies bemerkte, lachte laut auf und rief: „Wie! mein Prinz, meinſt du denn, ich wolle deiner ſpotten? du ſollſt ſogleich ſehen, daß ich nicht ſo boshaft bin. Nurdſchihan,“ ſagte

[1] Auf arabiſch: Licht der Welt.

ſie hierauf zu ihrer Schatzmeiſterin, indem ſie das Zelt aus den Händen des Prinzen nahm und ihr zurückgab, „geh', ſpanne es aus, auf daß der Prinz ſehen kann, ob der Sultan, ſein Vater, es nicht groß genug finden wird."

Die Schatzmeiſterin ging aus dem Palaſte und entfernte ſich ſo weit, daß beim Ausſpannen des Zeltes das eine Ende davon bis an den Palaſt reichte. Als ſie damit fertig war, fand der Prinz Achmed es nicht nur nicht zu klein, ſondern groß genug, um zwei eben ſo zahlreichen Heeren, wie das des Sultans von Indien war, ein Obdach zu verſchaffen. „Prinzeſſin," ſagte er jetzt zu Pari Banu, „ich bitte dich tauſendmal um Verzeihung wegen meiner Ungläubigkeit. Nach dem, was ich jetzt ſehe, glaube ich nicht, daß dir irgend Etwas, was du einmal unternehmen willſt, unmöglich ſeyn könnte." — „Du ſiehſt," erwiderte die Fee, „das Zelt iſt größer, als nöthig war; indeß mußt du wiſſen, daß es die Eigenſchaft hat, ganz von ſelbſt, ohne daß Jemand Hand daran legt, größer oder kleiner zu werden, je nach der Größe deſſen, was dadurch bedeckt werden ſoll."

Die Schatzmeiſterin ſchlug das Zelt wieder ab, legte es in ſeine vorige Lage und übergab es dem Prinzen. Der Prinz Achmed nahm es, und gleich am folgenden Tage ſtieg er ohne längeres Zögern, mit ſeiner gewöhnlichen Begleitung, zu Pferde, um es dem Sultan, ſeinem Vater, zu überreichen.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert und dreizehnte Nacht.

Der Sultan, der des feſten Glaubens lebte, ein ſolches Zelt, wie er verlangt hatte, könne gar nicht aufgefunden werden, erſtaunte nicht wenig über die ſchnelle Rückkehr ſeines Sohnes. Er empfing das Zelt und wunderte ſich über die Maßen, daß es ſo klein war, noch höher aber ſtieg ſeine Bewunderung, als er es auf der oben erwähnten Ebene ausſpannen ließ und ſich überzeugte, daß noch zwei andere eben ſo große Heere, wie das ſeinige, bequem darunter Platz gehabt hätten. Da er indeß dieſen letztern Umſtand als überflüſſig und beim Gebrauch ſogar unbequem hätte betrachten können, ſo vergaß der Prinz Achmed nicht, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß die Größe des Zeltes ſich ſtets der Stärke ſeines Heeres anpaſſen werde.

Der Sultan von Indien ſtellte ſich, als ob er ſeinem Sohne ſehr dankbar für dieſes prachtvolle Geſchenk wäre, und bat ihn; der Fee Pari Banu in ſeinem Namen ſchönſtens zu danken; zugleich befahl er, zum Beweis, wie hoch er daſſelbe ſchätzte, es ſorgfältig in ſeiner Schatzkammer aufzubewahren; allein in ſeinem Innern erwachte

jetzt eine weit ärgere Eifersucht, als seine Schmeichler und die Zauberin ihm eingeflößt hatten, wenn er bedachte, daß sein Sohn mit Hülfe der Fee Sachen ausführen könne, die unendlich weit über die Grenzen seiner eigenen Macht hinaus gingen, obgleich er einer der gewaltigsten und reichsten Könige des Erdkreises war. Er wurde dadurch nur noch mehr aufgereizt, Alles aufzubieten, um ihn zu Grunde zu richten, und fragte die Zauberin darüber um Rath; diese aber rieth ihm, den Prinzen aufzufordern, daß er ihm Wasser aus der Löwenquelle bringen solle.

Als nun der Sultan Abends, wie gewöhnlich, seine Höflinge um sich versammelt hatte und der Prinz Achmed ebenfalls zugegen war, so sprach er folgendermaßen zu ihm: „Mein Sohn, ich habe dir bereits meinen innigen Dank für das Zelt ausgesprochen, das du mir verschafft hast, und das ich als das kostbarste Stück in meiner ganzen Schatzkammer betrachte; du mußt mir aber noch einen andern Gefallen thun, womit du mich eben so sehr erfreuen kannst. Ich habe nämlich gehört, daß deine Gemahlin, die Fee, sich eines gewissen Wassers aus der Löwenquelle bediene, um alle möglichen Arten von Fieber, auch die gefährlichsten, zu heilen; da ich nun vollkommen überzeugt bin, daß meine Gesundheit dir sehr am Herzen liegt, so zweifle ich nicht daran, daß du die Güte haben werdest, für mich ein Gefäß mit solchem Wasser zu erbitten und es mir zu überbringen, als ein Heilmittel, dessen ich jeden Augenblick bedürftig werden kann. Erweise mir auch noch diesen wichtigen Dienst und setze dadurch deiner kindlichen Liebe, wie sie ein guter Sohn gegen einen guten Vater haben muß, die Krone auf."

Der Prinz Achmed, welcher geglaubt hatte, der Sultan, sein Vater, werde sich mit dem Besitz eines so einzigen und nützlichen Zeltes, wie er ihm gebracht, begnügen und ihm keinen neuen Auftrag mehr aufbürden, der ihn bei der Fee Pari Banu in Ungunst setzen könnte, war über diese zweite Forderung sehr verdrießlich, obgleich seine Gemahlin ihn versichert hatte, daß sie ihm Alles bewilligen werde, was in ihrer Macht stehe. Er schwieg eine Weile, ohne zu wissen, was er antworten sollte; endlich aber nahm er das Wort und sagte: „Herr, ich bitte dich, als gewiß anzunehmen, daß es nichts gibt, was ich nicht zu thun oder zu unternehmen bereit wäre, um dir etwas zu verschaffen, was zur Verlängerung deines Lebens beitragen kann; nur wünschte ich, daß es ohne die Vermittlung meiner Gemahlin geschehen könnte, und kann es daher nicht wagen, mit Gewißheit zu versprechen, daß ich dieses Wasser bringen werde. Alles, was ich geben kann, ist die Versicherung, daß ich darum bitten werde, jedoch mit demselben Widerwillen, wie bei dem Zelte."

Als der Prinz Achmed nun am andern Tag zur Fee Pari Banu zurückgekehrt war, ſtattete er ihr einen aufrichtigen und treuen Bericht über Alles ab, was er gethan hatte und was am Hofe ſeines Vaters bei Ueberreichung des Zeltes vorgegangen war. Er meldete ihr dafür den großen Dank des Sultans, und erzählte zugleich, welche neue Bitte er in ſeinem Namen an ſie zu machen hatte; er ſchloß mit den Worten: „Geliebte Prinzeſſin, ich theile dir dies Alles nur als einen einfachen Bericht über das mit, was zwiſchen meinem Vater und mir vorgegangen iſt; im Uebrigen kannſt du thun, was du willſt, und ich bin eben ſo zufrieden, wenn du ſeinen Wunſch erfüllſt, als wenn du ihn gar nicht berückſichtigſt: denn ich will nichts, als was dir angenehm iſt.“

„Nein, nein,“ antwortete die Fee Pari Banu, „es iſt mir ſehr angenehm, dem Sultan von Indien zeigen zu können, daß du mir nicht gleichgültig biſt. Ich will ihn zufrieden ſtellen, und welche Rathſchläge ihm auch die Zauberin ertheilen kann (denn ich ſehe wohl, daß er nur auf ſie hört), ſo ſoll er weder mich noch dich in Verlegenheit bringen können. Es liegt diesmal etwas Boshaftes in ſeiner Forderung, wie ich dir ſogleich auseinander ſetzen werde. Die Löwenquelle befindet ſich nämlich mitten im Hofe eines großen Schloſſes, deſſen Eingang von vier ungeheuren Löwen bewacht wird, von

denen immer zwei ſchlafen, während die andern wachen; denn ſie wechſeln ſo mit einander ab. Laß dich indeß dadurch nicht bekümmern; ich werde dir ein Mittel an die Hand geben, vermöge deſſen du ohne die mindeſte Gefahr mitten durch ſie hindurchgehen kannſt."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung folgendermaßen fort:

Sechshundert

und

vierzehnte Nacht.

Die Fee Pari Banu war eben mit Nähen beſchäftigt, und da ſie mehrere Zwirnknäuel neben ſich liegen hatte, ſo nahm ſie einen, überreichte ihn dem Prinzen Achmed und ſagte: „Zuerſt nimm dieſen Knäul, ich werde dir bald ſagen, wozu du ihn gebrauchen kannſt. Für's Zweite laß zwei Pferde anſchirren, eines, um darauf zu reiten, das andere, um es als Handpferd nebenher zu führen, belaſtet mit einem in vier Theile zerſchnittenen Hammel, der heute noch geſchlachtet werden muß. Drittens verſieh dich mit einem Gefäß, das ich dir geben laſſen werde, damit du Waſſer damit ſchöpfen kannſt. Morgen in aller Frühe ſetze dich dann zu Pferde, führe das andere Pferd am Zügel nebenher, und ſobald du vor der eiſernen Thüre draußen biſt, ſo wirf den Zwirnknäul aus. Er wird dann anfangen zu rollen und immer fortrollen bis an's Thor des Schloſſes. Du reiteſt ihm nach, und da das Thor offen ſeyn wird, ſo wirſt du die vier Löwen erblicken. Die beiden wachenden werden durch ihr Gebrüll ſogleich die beiden andern ſchlafenden aufwecken. Erſchrick indeß nicht darüber, ſondern wirf, ohne vom Pferde abzuſteigen, jedem ein Hammelsviertel zu. Hierauf gib deinem Pferde die Sporen und reite ſo ſchnell du kannſt, zur Quelle; dort fülle, aber ohne abzuſteigen, dein Gefäß und eile dann mit derſelben Schnelligkeit zurück. Die Löwen werden noch mit Freſſen beſchäftigt ſeyn und dich ungehindert hinausziehen laſſen.“

Der Prinz Achmed ritt am andern Morgen zur Stunde, welche die Fee Pari Banu beſtimmt hatte, aus und vollzog Punkt für Punkt, was ſie ihm vorgeſchrieben. Er gelangte an's Thor des Schloſſes, warf die Hammelsviertel den vier Löwen zu, ritt ſodann unerſchrocken mitten durch ſie hindurch, kam bis zur Quelle und füllte ſein Gefäß mit Waſſer. Sodann kehrte er ſogleich wieder um und gelangte geſund und wohlbehalten wieder zum Schloſſe hinaus. Als er aber ein Stück Wegs fortgeritten war, ſah er ſich um und erblickte zwei Löwen, die hinter ihm herſprangen. Er erſchrack indeß nicht, ſondern zog ſeinen Säbel und wollte ſich zur Wehre ſetzen. Da er aber unterwegs bemerkte, daß der eine in einiger Entfernung ſeitwärts ablenkte und mit Kopf und Schweif zu verſtehen gab, er komme nicht, um ihm etwas zu Leide zu thun, ſondern um vor ihm herzulaufen, und daß der andere zurückblieb, um hintennach zu folgen, ſo ſteckte er ſeinen Säbel wieder ein und ritt unausgeſetzt bis in die Hauptſtadt Judiens. Die beiden Löwen begleiteten ihn fortwährend und wichen nicht von ihm, bis ſie vor's

Thor des königlichen Palaſtes kamen. Hier ließen ſie ihn allein hineinreiten und ſprangen dann denſelben Weg, den ſie gekommen waren, zurück, zum großen Entſetzen des Volks und aller derer, welche ſie erblickten und ſich entweder verſteckten, oder rechts und

links von ihrem Wege ab flohen, obwohl die Löwen in gleichmäßigem Gange vorwärts eilten und durchaus mit keinem Zeichen ihre Wildheit verriethen.

Mehrere Palaſtbeamte eilten ſogleich herbei, um dem Prinzen Achmed vom Pferde zu helfen, und begleiteten ihn bis vor die Zimmer des Sultans, der eben mit ſeinen Günſtlingen ſprach. Er näherte ſich dem Throne, ſtellte das Gefäß zu den Füßen des Sultans, küßte den reichen Teppich, der die Stufen des Thrones bedeckte, ſtand dann wieder auf und ſagte: „Herr, hier iſt das heilſame Waſſer, welches mein Herr in der Sammlung von Koſtbarkeiten und Seltenheiten zu beſitzen wünſcht, die ſeinen Schatz zieren und bereichern. Indeſſen wünſche ich dir eine ſo vollkommene Geſundheit, daß du nie in den Fall kommſt, Gebrauch davon machen zu müſſen.“

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert und fünfzehnte Nacht.

Als der Prinz seine Anrede geendigt hatte, hieß der Sultan ihn zu seiner Rechten Platz nehmen und sagte zu ihm: „Mein Sohn, ich bin dir für dein Geschenk um so mehr verbunden, als du dich mir zu Liebe großer Gefahr ausgesetzt hast. (Er hatte dies nämlich von der Zauberin erfahren, die sowohl von der Löwenquelle, als von der Gefahr wußte, welche mit dem Wasserschöpfen daselbst verbunden war.) Thu' mir jetzt den Gefallen," fuhr er fort, „und sage mir, durch welche Geschicklichkeit oder welche unglaubliche Kraft du dein Leben gesichert hast."

„Herr," antwortete der Prinz Achmed, „ich kann dein Lob durchaus nicht annehmen, sondern es gebührt einzig und allein meiner Gemahlin, der Fee, und ich habe dabei bloß den Ruhm anzusprechen, daß ich ihren guten Rath befolgt habe." Er setzte ihm hierauf auseinander, worin dieser gute Rath bestanden habe, und erzählte ihm die ganze Reise, die er gemacht und wie er sich dabei benommen. Als er zu Ende war, stand der Sultan, der ihn fortwährend mit großen Freudebezeigungen, aber innerlich mit immer wachsender Eifersucht angehört hatte, auf, zog sich in's Innere seines Palastes zurück und ließ sogleich die Zauberin vor sich führen.

Die Zauberin erſparte dem Sultan die Mühe, ihr die Ankunft des Prinzen Achmed und den Erfolg ſeiner Reiſe zu erzählen. Sie war durch das Gerücht, das ſich in der ganzen Stadt verbreitet hatte, gleich anfangs davon unterrichtet worden und hatte bereits ein Mittel ausgedacht, das ſie für ganz unfehlbar hielt. Dieſes Mittel theilte ſie nun dem Sultan mit, und der Sultan erklärte es am andern Tag in der Verſammlung ſeiner Höflinge dem Prinzen Achmed, der ſich ebenfalls daſelbſt eingefunden hatte, mit folgenden Worten: „Mein Sohn, ich habe nur noch eine einzige Bitte an dich, und dann will ich keine weitern Anſprüche mehr an deinen Gehorſam und Einfluß bei deiner Gemahlin, der Fee, machen. Ich wünſche nämlich, daß du mir einen Mann herbeiſchaffeſt, der nicht über anderthalb Fuß groß ſey, einen dreißig Fuß langen Bart habe und auf der Schulter eine fünfhundert Pfund ſchwere Eiſenſtange trage, die ihm als an beiden Enden beſchlagener Stab diene; er muß übrigens auch ſprechen können."

Der Prinz Achmed, der nicht glaubte, daß es auf der Welt einen ſolchen Menſchen geben könne, wie ſein Vater verlangte, wollte ſich entſchuldigen, allein der Sultan beharrte auf ſeiner Forderung und wiederholte ihm, die Fee vermöge noch weit unglaublichere Dinge.

Als nun der Prinz am folgenden Tage in das unterirdiſche Reich Pari Banu's zurückgekehrt war, theilte er ihr die neue Forderung des Sultans, ſeines Vaters, mit und ſagte, daß er dieſe Sache noch für weit unmöglicher halte, als die beiden früheren. „Ich für meine Perſon," fuhr er fort, „kann mir durchaus nicht denken, daß es auf der ganzen Welt eine ſolche Art von Menſchen geben ſoll. Er will mich ohne Zweifel auf die Probe ſtellen, ob ich wohl einfältig genug bin, mir viele Mühe zu geben, denſelben aufzufinden, oder wenn es dergleichen gibt, ſo muß er die Abſicht haben, mich zu Grunde zu richten. Denn wie kann er verlangen, daß ich mich eines ſo kleinen Männleins bemächtigen ſoll, wenn es auf dieſe furchtbare Art bewaffnet iſt? Welcher Waffen könnte ich mich bedienen, um ihn meinem Willen unterwürfig zu machen? Wenn es wirklich einen ſolchen Mann gibt, ſo bitte ich dich, mir ein Mittel zu ſagen, wie ich mich mit Ehren aus dieſem Handel ziehen kann."

„Mein Prinz," erwiderte die Fee, „ſey deßhalb ohne Sorgen. Gefahr gab es bloß damals, als du dem Sultan, deinem Vater, Waſſer aus der Löwenquelle bringen mußteſt; nicht aber jetzt, wo es ſich darum handelt, den Mann aufzufinden, welchen er verlangt. Dieſer Mann iſt nämlich mein Bruder Schaibar, der zwar denſelben Vater, wie ich, aber ſonſt durchaus nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit mir hat; denn

er iſt von ſo heftiger Gemüthsart, daß er, ſobald man ihm mißfällt oder ihn beleidigt, ſich durch nichts abhalten läßt, blutige Beweiſe ſeines Zornes zu geben. Sonſt aber iſt er der beſte Menſch von der Welt, und ſtets bereit, jede Gefälligkeit zu erweiſen. Er iſt ganz ſo geſtaltet, wie ihn der Sultan, dein Vater, beſchrieben hat, und führt keine andere Waffe, als die fünfhundert Pfund ſchwere eiſerne Stange, ohne die er niemals ausgeht, und die er dazu benützt, ſich in Reſpect zu ſetzen. Ich will ihn ſogleich kommen laſſen, damit du ſelbſt ſiehſt, daß ich die Wahrheit ſpreche; bereite dich indeß vor, daß du über ſeine ſeltſame Geſtalt nicht erſchrickſt, wenn du ihn erſcheinen ſiehſt." — „Meine Königin," antwortete der Prinz Achmed, „du ſagſt, Schaibar ſey dein Bruder? So häßlich und mißgeſtaltet er auch ſeyn mag, ſo iſt mir dies allein ſchon genug, daß ich bei ſeinem Anblick nicht erſchrecken, ſondern ihn lieben, ehren und als meinen nächſten Angehörigen betrachten werde."

Die Fee ließ ſich hierauf in die Vorhalle ihres Palaſtes eine goldene Rauchpfanne mit glühenden Kohlen, und eine Kapſel von demſelben Metall bringen. Aus der Kapſel nahm ſie wohlriechendes Rauchwerk, das darin aufbewahrt war, und als ſie es in die Rauchpfanne geworfen hatte, ſtieg ein dicker Rauch daraus empor.

Einige Augenblicke nach dieſer Ceremonie ſagte die Fee zu dem Prinzen Achmed: „Siehſt du, Prinz, da kommt mein Bruder.“ Der Prinz ſah hin und bemerkte Schaibar, der nicht über anderthalb Fuß hoch war, und mit ſeiner fünfhundert Pfund ſchweren eiſernen Stange auf der Schulter und dem ſtattlichen dreißig Fuß langen Barte, der ſich vorn in der Höhe erhielt, feierlich einherſchritt. Sein Schnauzbart war verhältnißmäßig dick und bis zu den Ohren aufgeſtülpt, ſo daß er beinahe das ganze Geſicht bedeckte; ſeine Schweinsaugen ſteckten tief in dem ungeheuer dicken und mit einer ſpitzigen Mütze bedeckten Kopfe. Außerdem war er vorn und hinten bucklig.

Hätte der Prinz nicht vorher gewußt, daß Schaibar Pari Banu's Bruder war, ſo hätte er ihn nicht ohne das größte Entſetzen anſehen können; ſo aber war er beruhigt, erwartete ihn feſten Fußes mit der Fee, und empfing ihn, ohne die mindeſte Verzagtheit zu verrathen.

Schaibar, der, als er näher kam, den Prinzen Achmed mit einem Blicke anſah, welcher ihm das Herz im Leibe zu Eis hätte verwandeln können, fragte Pari Banu ſogleich, wer dieſer Menſch ſey? „Lieber Bruder,“ erwiderte ſie, „das iſt mein Gemahl; er heißt Achmed und iſt der Sohn des Sultans von Indien. Ich würde dich zu meiner Hochzeit eingeladen haben, allein ich wollte dich nicht von dem Kriegszuge abhalten, den du damals vorhatteſt, und von dem du jetzt, wie ich mit vielem Vergnügen gehört habe, ſiegreich zurückgekehrt biſt. Bloß ihm zu Liebe habe ich mir die Freiheit genommen, dich rufen zu laſſen.“

Bei dieſen Worten blickte Schaibar den Prinzen Achmed mit einem freundlichern Auge an, worin aber immer noch ſein ganzer Stolz und ſeine ganze Wildheit zu leſen war, und ſagte: „Liebe Schweſter, kann ich ihm in irgend etwas dienen? Er darf nur ſprechen. Da er dein Gemahl iſt, ſo halte ich es für Pflicht, ihm in Allem, was er nur wünſchen mag, gefällig zu ſeyn.“ — „Der Sultan, ſein Vater,“ antwortete Pari Banu, „iſt neugierig, dich zu ſehen: ich bitte dich alſo um die Gefälligkeit, dich von ihm hinführen zu laſſen.“ — „Er ſoll nur vorangehen,“ erwiderte Schaibar, „ich bin bereit, ihm zu folgen.“ — „Lieber Bruder,“ verſetzte Pari Banu, „es iſt heute zu ſpät, um dieſe Reiſe noch zu unternehmen: habe alſo die Gefälligkeit, ſie auf morgen aufzuſchieben. Da es indeß gut iſt, daß du von Allem unterrichtet wirſt, was ſeit unſerer Verheirathung zwiſchen dem Sultan von Indien und dem Prinzen Achmed vorgegangen iſt, ſo will ich es dir heute Abend erzählen.“

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert und ſechzehnte Nacht.

Am andern Morgen brach Schaibar, von Allem, was ihm zu wiſſen nöthig war, unterrichtet, mit dem Prinzen Achmed auf, der ihn dem Sultan vorſtellen ſollte. Als ſie vor die Hauptſtadt kamen und Schaibar ſich am Thore zeigte, ſo wurden Alle, die ihn ſahen, beim Anblick dieſer ſcheußlichen Geſtalt ſo von Entſetzen ergriffen, daß ſie ſich in die Buden oder Häuſer verſteckten und die Thüren hinter ſich zuſchloſſen; Andere aber ergriffen die Flucht und theilten Allen, denen ſie begegneten, daſſelbe Entſetzen mit, ſo daß ſie ſogleich umkehrten, ohne nur hinter ſich zu ſehen. Auf dieſe Art fanden Schaibar und der Prinz Achmed, die mit abgemeſſenen Schritten vorwärts gingen, alle Straßen und öffentlichen Plätze bis zum Palaſte des Sultans öde und menſchenleer. Die Pförtner des Palaſtes aber ergriffen, ſtatt wenigſtens Vorkehrungen zu treffen, daß Schaibar nicht hereinkommen könnte, nach allen Seiten hin die Flucht und ließen das

Thor offen ſtehen. So kamen denn der Prinz und Schaibar unverhindert bis an den Berathungsſaal, wo der Sultan auf dem Throne ſitzend ſeine Befehle austheilte, und da die Thürſteher auch hier bei Schaibars Erſcheinung ihren Poſten im Stich ließen, ſo traten ſie ohne Hinderniß hinein.

Schaibar näherte ſich ſtolz und mit erhobenem Kopfe dem Throne, und ohne zu warten, bis der Prinz Achmed ihn vorſtellte, redete er den Sultan von Indien mit folgenden Worten an: „Du haſt nach mir verlangt; hier bin ich, was willſt du von mir?“

Der Sultan konnte nicht antworten, ſondern hielt ſeine Hände vor die Augen und wandte ſein Geſicht ab, um dieſe entſetzliche Geſtalt nicht ſehen zu müſſen. Da ergrimmte Schaibar über dieſen unhöflichen und beleidigenden Empfang, nachdem man ihn doch herbemüht hatte; er hob ſeine Eiſenſtange auf und ſchlug ſie ihm mit den Worten: „So ſprich doch!“ auf den Kopf, ſo daß er todt niederſank. Dies geſchah ſo ſchnell, daß der Prinz Achmed keine Zeit hatte, für ihn um Gnade zu bitten; Alles,

was er thun konnte, war, daß er ihn verhinderte, auch den Großvezier todt zu ſchlagen, der nicht weit von der Rechten des Sultans ſaß, indem er ihm vorſtellte, daß er mit den guten Rathſchlägen, die derſelbe ſeinem Vater gegeben, nur zufrieden ſeyn könne. „Dieſe da alſo,“ ſagte Schaibar, „haben ihm immer die ſchlechten

Rathſchläge gegeben?“ So ſprechend ſchlug er die andern Veziere rechts und links, welche ſämmtlich Günſtlinge und Schmeichler des Sultans und Feinde des Prinzen Achmed waren. So viele Schläge, ſo viele Todten, und nur diejenigen entkamen, die der Schrecken nicht regungslos gemacht und gehindert hatte, ſich durch die Flucht zu retten.

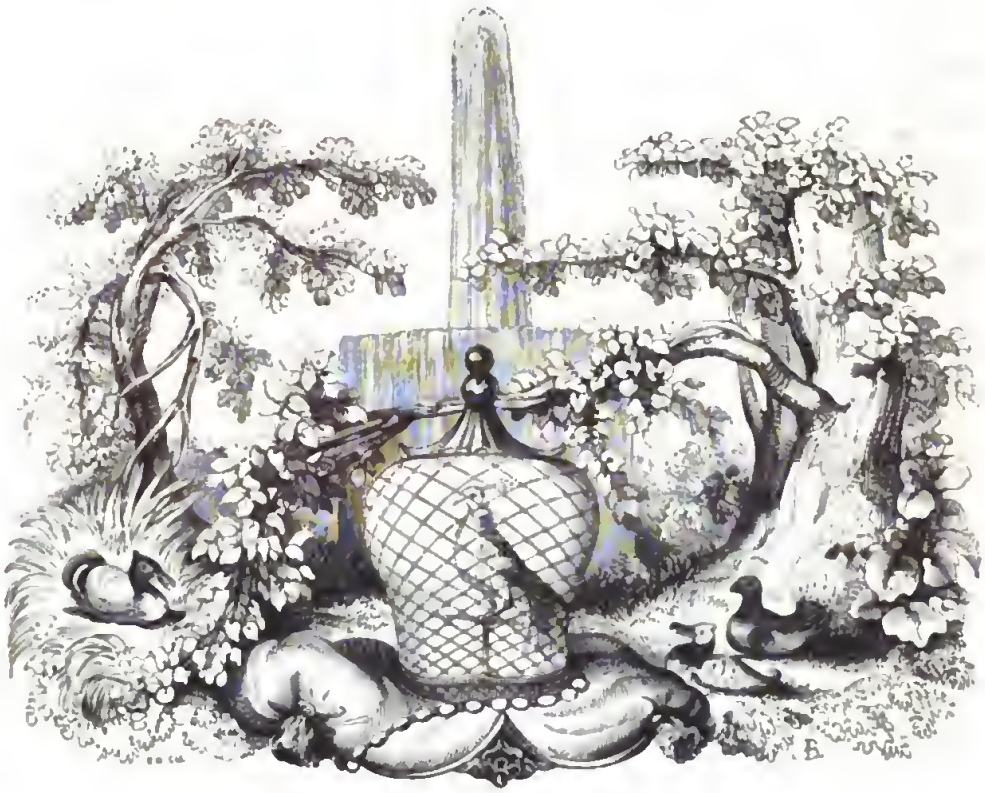
Als das ſchreckliche Gemetzel zu Ende war, ging Schaibar zum Berathungsſaale hinaus, und als er mit ſeiner Eiſenſtange auf der Schulter mitten in den Hof gekommen war, ſah er den Großvezier, der den Prinzen Achmed, ſeinen Lebensretter, begleitete, an und ſagte zu ihm: „Ich weiß, daß eine gewiſſe Zauberin hier lebt, die dem Prinzen, meinem Schwager, noch weit aufſäßiger iſt, als die unwürdigen Günſtlinge, welche ich ſo eben gezüchtigt habe; ich will, daß man dieſe Zauberin vor mich führe.“ Der Großvezier ſchickte nach ihr, man brachte ſie und Schaibar ſchlug ſie mit ſeiner Eiſenſtange, indem er ihr zurief: „Ich will dich lehren, verderbliche Rathſchläge zu geben und dich krank zu ſtellen.“ Die Zauberin ſank auf der Stelle todt nieder.

„Das iſt immer noch nicht genug,“ ſagte Schaibar: „ich werde auch noch die ganze Stadt ſchlagen, wenn ſie nicht augenblicklich den Prinzen Achmed, meinen Schwager, als ihren Sultan und als Sultan von Indien anerkennt.“ Alsbald riefen Alle, die zugegen waren und dieſen Ausſpruch hörten, ſo laut ſie konnten: „Es lebe der Sultan Achmed!“ und in wenigen Augenblicken widerhallte die ganze Stadt von demſelben Rufe. Schaibar ließ ihm das Gewand des Sultans von Indien anlegen, ſetzte ihn feierlich auf den Thron, und nachdem er ihm hatte huldigen und den Eid der Treue ſchwören laſſen, holte er ſeine Schweſter Pari Banu ab, führte ſie mit großer Pracht ein und ließ ſie als Sultanin von Indien ausrufen.

Was nun den Prinzen Ali und die Prinzeſſin Nurunnihar betrifft, die an der ſo eben beſtraften Verſchwörung gegen den Prinzen Achmed keinen Theil genommen, ja nicht einmal darum gewußt hatten, ſo wies ihnen Achmed eine bedeutende Provinz an, um darin den Reſt ihrer Tage zuzubringen. Auch ſchickte er einen ſeiner Beamten an ſeinen älteſten Bruder, den Prinzen Huſſain, um ihm die eingetretene Veränderung anzuzeigen und das Anerbieten zu machen, daß er ſich irgend eine Provinz im ganzen Reiche, welche er wolle, auswählen könne, um ſie als ſein Eigenthum in Beſitz zu nehmen. Der Prinz Huſſain aber fühlte ſich in ſeiner Einſamkeit ſo glücklich, daß er dem Abgeſandten auftrug, ſeinem jüngeren Bruder, dem Sultan, in ſeinem Namen herzlich für dies gefällige Anerbieten zu danken, ihn ſeiner Unterwürfigkeit

zu verſichern und ihm anzuzeigen, er bitte ſich bloß die einzige Gnade aus, daß ihm erlaubt ſeyn möge, in ſeiner ſelbſtgewählten Zurückgezogenheit ſein Leben zuzubringen.

Dem Sultan von Indien gefielen die Geſchichten, welche die Sultanin Scheherſad ihm erzählte, dermaßen, daß er immer noch zu keinem Entſchluß kommen konnte, ob er ſie hinrichten oder am Leben laſſen ſolle. Die neue Geſchichte, womit ſie ihn jetzt unterhielt, begann ſie in der nächſten Nacht mit folgenden Worten:



Sechshundert und siebenzehnte Nacht.

Geschichte der zwei neidischen Schwestern.

Herr, es war einmal ein König in Persien, mit Namen Chosru Schach, der vom Anfang an seit seinem Eintritt in die Welt großes Gefallen an nächtlichen Abenteuern fand. Oft verkleidete er sich mit einem seiner vertrauten Diener, der eben so verkleidet war, durchstrich die Straßen der Stadt und es stießen ihm allerlei gar seltsame Abenteuer auf, von denen ich jedoch heute meinen Herrn nicht unterhalten werde; dagegen hoffe ich, daß du mit Vergnügen dasjenige anhören wirst, welches ihm gleich bei seinem ersten Ausgang einige Tage nach seiner Thronbesteigung aufstieß, als sein Vater in hohem Alter gestorben war und ihm das Königreich Persien als Erbe hinterlassen hatte.

Nach den gewöhnlichen Feierlichkeiten bei seiner Krönung und dem Leichenbegängnisse des Sultans, seines Vaters, ging der neue Sultan Chosru Schach sowohl aus Neigung, als weil er es für seine Pflicht hielt, von Allem, was da vorging, mit eigenen Augen Einsicht zu nehmen, eines Abends, etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang, mit seinem eben so wie er verkleideten Großvezier aus seinem Palaste. Als er nun in ein Stadtviertel kam, wo nur niedriges Volk wohnte, hörte er in einer Straße, die er durchstrich, ziemlich laut sprechen. Er näherte sich dem Hause, von welchem die Töne herkamen, blickte durch eine Spalte der Thüre hinein und sah um ein Licht drei Schwestern, die auf einem Sopha saßen und sich nach dem Abendessen mit einander unterhielten. Aus der Rede der Aeltesten erkannte er bald, daß Wünsche den Gegenstand ihres Gespräches

bildeten. „Da wir nun einmal am Wünschen sind," sagte sie, „so wünschte ich mir den Bäcker des Sultans zum Manne, dann könnte ich mich doch satt essen an dem köstlichen Brode, welches man nur Sultansbrod nennt. Laßt hören, ob ihr auch einen so guten Geschmack habt, wie ich." — „Und ich," versetzte die zweite Schwester, „wünsche mir, die Frau des Oberkochs vom Sultan zu werden: da würde ich gar leckere Gerichte essen, und da ich überzeugt bin, daß das Sultansbrod im ganzen Palaste gegessen wird, so würde es mir auch daran nicht fehlen. Du siehst, Schwesterchen," setzte sie gegen die Aeltere hinzu, „daß mein Geschmack so gut ist, als der deinige."

Die jüngſte Schweſter, die ausnehmend ſchön war und weit mehr Anmuth und Geiſt beſaß, als die beiden ältern, ſprach hierauf, als die Reihe an ſie kam, alſo: „Was mich betrifft, Schweſtern, ſo beſchränkt ſich mein Verlangen nicht auf ſolche Kleinigkeiten, ſondern ich nehme einen höhern Flug, und da es ſich einmal um's Wünſchen handelt, ſo wünſche ich mir die Gemahlin des Sultans zu werden. Ich würde ihm einen Prinzen ſchenken, deſſen Locken auf der einen Seite von Gold und auf der andern von Silber wären, deſſen Thränen, wenn er weinte, als Perlen aus ſeinen Augen fielen, und deſſen rothe Lippen, ſo oft er lachte, einer ſich erſchließenden Roſenknoſpe glichen."

Die Wünſche der drei Schweſtern, und beſonders der jüngſten, erſchienen dem Sultan Chosru Schach ſo merkwürdig, daß er ſie zu erfüllen beſchloß. Ohne dem Großvezier etwas von ſeinem Plane mitzutheilen, befahl er ihm, ſich das Haus wohl zu merken und am folgenden Morgen alle drei Schweſtern abzuholen und vor ihn zu führen.

Der Tag unterbrach Scheherſad, welche in der nächſten Nacht alſo fortfuhr:

Sechshundert

und

achtzehnte Nacht.

Der Großvezier führte am andern Morgen den Befehl des Sultans so schnell aus, daß er den drei Schwestern kaum Zeit ließ, sich schleunigst anzukleiden, um vor ihm zu erscheinen. Er sagte ihnen indeß bloß, der Sultan wolle sie sehen. Als er sie nun in den Palast geführt und dem Sultan vorgestellt hatte, fragte dieser die drei Schwestern: „Saget mir, erinnert ihr euch noch der Wünsche, die ihr gestern Abend thatet, als ihr so guter Dinge waret? Verhehlt mir nichts, ich will sie wissen."

Bei dieser unerwarteten Anrede geriethen die drei Schwestern in große Verlegenheit. Sie schlugen die Augen nieder, der jüngsten aber stieg holde Schamröthe in's Gesicht, was ihr einen solchen Reiz gab, daß sie das Herz des Sultans dadurch vollends gewann. Da sie aus Scham und aus Furcht, den Sultan durch ihre Reden beleidigt zu haben, alle drei stillschwiegen, so suchte sie der Sultan, der dies bemerkte, zu beruhigen, indem er zu ihnen sagte: „Fürchtet nichts, ich habe euch nicht kommen lassen, um euch etwas zu Leide zu thun; da ich sehe, daß meine Frage euch gegen meine Absicht beunruhigt und da ich ohnehin eure Wünsche schon weiß, so verlange ich nicht, daß ihr sie mir beantwortet. Du," fuhr er fort, „die du mich zum Gemahle wünschest, sollst heute noch befriedigt, und ihr," sagte er zur ersten und zweiten Schwester, „sollt mit meinem Mundbäcker und meinem Oberkoche verheirathet werden."

Sobald der Sultan dieſen ſeinen Willen erklärt hatte, warf ſich die jüngſte Schweſter, den beiden älteren mit gutem Beiſpiele vorangehend, ihm zu Füßen, um ihren Dank zu bezeigen. „Herr,“ ſprach ſie, „meinen Wunſch, der dir bekannt worden iſt, habe ich nur geſprächsweiſe und zur Unterhaltung geäußert: ich bin der Ehre, die du mir anthuſt, nicht würdig und bitte dich um Verzeihung für meine Kühnheit.“ Die beiden ältern Schweſtern wollten ſich ebenfalls entſchuldigen, allein der Sultan unterbrach ſie mit den Worten: „Nein, nein, es bleibt dabei, der Wunſch von jeder ſoll erfüllt werden.“

Die drei Hochzeiten wurden, wie der Sultan Chosru Schach beſchloſſen hatte, noch an demſelben Tage gefeiert, aber auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Die der jüngſten Schweſter war mit aller Pracht und den glänzendſten Freudefeſten begleitet, wie es ſich bei der Vermählung eines Sultans und einer Sultanin von Perſien geziemt; die Hochzeiten der beiden andern Schweſtern dagegen wurden mit keinen größeren Feierlichkeiten begangen, als dem Range ihrer Gatten, nämlich des Mundbäckers und des Oberkochs, angemeſſen war.

Die beiden ältern Schweſtern fühlten den unermeßlichen Abſtand zwiſchen ihrer Heirath und der ihrer jüngſten Schweſter tief im Herzen. Deßwegen begnügten ſie ſich auch nicht mit ihrem Glücke, das ihnen doch ganz nach Wunſche und ohne daß ſie es hoffen konnten gewährt worden war, ſie gaben ſich vielmehr dem heftigſten Neide hin, der nicht nur ihre Freude trübte, ſondern auch ihrer jüngſten Schweſter, der Sultanin, großes Unglück und die kränkendſten Demüthigungen und Leiden bereitete. Sie hatten noch nicht Zeit gehabt, einander ihre Gedanken über dieſe ihrer Meinung nach ungerechte Zurückſetzung von Seite des Sultans mitzutheilen, weil ſie ſich ſogleich auf die Hochzeitfeier vorbereiten mußten. Einige Tage nachher aber, als ſie ſich verabredetermaßen in einem öffentlichen Bade wieder ſahen, ſagte die älteſte Schweſter zu der zweiten: „Nun, was ſagſt du denn von unſerer jüngſten Schweſter? Nicht wahr, ein ſauberes Stück von einer Sultanin.“ — „Ich muß geſtehen,“ ſagte die andere Schweſter, „daß ich die ganze Sache nicht begreifen kann; ich kann mir nicht denken, welche Reize der Sultan an ihr gefunden haben mag, daß er ſich dermaßen die Augen verblenden ließ. Sie iſt ja ein wahres Murmelthier und du weißt wohl, in welchem Zuſtande wir beide ſie geſehen haben. Konnte das Bischen Jugend, das ſie vor uns voraus hat, wohl ein Grund für den Sultan ſeyn, daß er ſeine Augen nicht auf dich richtete? Du wäreſt ſeines Bettes würdig geweſen; er hätte ſo gerecht ſeyn ſollen, dir den Vorzug zu geben.“

„Liebe Schweſter," erwiderte die Aelteſte, „ſprechen wir nicht von mir: ich hätte durchaus nichts einzuwenden, wenn der Sultan dich gewählt hätte; aber daß er ein ſo garſtiges Ding vorgezogen hat, das kränkt mich tief. Ich will mich aber auch rächen, ſo gut ich kann, und dir muß die Sache eben ſo angelegen ſeyn, wie mir. Ich bitte dich daher, verbünde dich mit mir, laß uns einander in die Hände arbeiten bei einer Sache, die uns Beide auf gleiche Weiſe betrifft, und theile mir die Mittel, ſie zu kränken, mit, welche dir einfallen, ſo wie ich dir hiermit von Allem Rechenſchaft zu geben verſpreche, was der heiße Wunſch, ſie zu demüthigen, mir eingeben mag."

Nach dieſem boshaften Bündniſſe beſuchten die beiden Schweſtern einander oft und ſprachen jedesmal nur von den Mitteln und Wegen, wie ſie das Glück ihrer jüngſten Schweſter, der Sultanin, trüben oder gar vernichten könnten. Sie brachten mehrere Plane in Vorſchlag; wenn ſie aber die Ausführung derſelben beſprachen, ſo fanden ſie immer ſo große Schwierigkeiten, daß ſie es nicht wagen konnten, Verſuche damit zu machen. Indeß beſuchten ſie von Zeit zu Zeit ihre Schweſter und mit verruchter Verſtellung gaben ſie ihr alle möglichen Beweiſe von Freundſchaft, um ſie zu überzeugen, wie ſehr ſie über dieſe hohe Erhebung einer Schweſter erfreut ſeyen. Die Sultanin ihrerſeits empfing ſie immer mit allen Beweiſen der Achtung und Freundſchaft, welche ſie von einer Schweſter erwarten konnten, die ſich auf ihre Würde nichts einbildete und ſie nach wie vor mit gleicher Herzlichkeit liebte.

Einige Monate nach ihrer Vermählung fühlte die Sultanin sich schwanger. Der Sultan äußerte große Freude darüber, die sich bald überall in dem Palaste mittheilte und von da weiter durch die ganze Hauptstadt von Persien verbreitete. Die beiden Schwestern kamen, um ihr Glück zu wünschen; sie sprachen sogleich davon, daß sie nun einer Hebamme zu ihrer Entbindung bedürfe, und baten sie, keine andere dazu zu wählen, als sie Beide. Die Sultanin antwortete ihnen freundlich: „Liebe Schwestern, ihr könnt euch wohl denken, daß dies für mich höchst angenehm seyn müßte, wenn die Macht von mir allein abhinge. Ich bin euch für euern guten Willen unendlich verbunden, muß mich aber hierin nothwendig dem Willen des Sultans unterwerfen. Sprecht indeß mit euren Männern, daß sie den Sultan durch ihre Freunde um diese Gnade bitten lassen, und wenn der Sultan mit mir darüber spricht, so seyd überzeugt, daß ich ihm sagen werde, er könne mir keinen größeren Gefallen thun, als wenn er euch hierzu erwähle."

Die beiden Ehemänner wandten sich an die Höflinge, deren Gunst sie genossen, und baten sie um Verwendung bei dem Sultan, daß ihren Frauen die Ehre, nach welcher sie strebten, zu Theil werden möchte; und die Höflinge betrieben die Sache so nachdrücklich und wirksam, daß der Sultan versprach, er wolle daran denken. Er hielt auch Wort, und bei einer Unterredung mit der Sultanin sagte er zu ihr: ihre beiden Schwestern scheinen ihm weit mehr geeignet, ihr bei der Niederkunft beizustehen, als jede andere fremde Hebamme; indeß wolle er sie nicht dazu ernennen, außer wenn es ihr lieb und angenehm sey. Die Sultanin empfand die Achtung, wovon ihr der Sultan einen so verbindlichen Beweis gab, tief in ihrem Herzen und sagte zu ihm: „Herr, ich war gesonnen, in dieser Sache nur zu thun, was du mir befehlen würdest; da du indeß die Güte hattest, deine Augen auf meine Schwestern zu werfen, so danke ich dir für die Rücksicht, die du auf mich nimmst, und will es nicht verhehlen, daß sie mir weit lieber seyn werden, als jede Fremde."

Der Sultan Chosru Schach bestimmte also die beiden Schwestern der Sultanin dazu, Hebammendienst bei ihr zu verrichten, und seitdem durften diese im Palaste aus- und eingehen und waren äußerst erfreut, endlich eine über alle Erwartung gute Gelegenheit gefunden zu haben, um die abscheuliche Bosheit auszuführen, die sie gegen die Sultanin, ihre Schwester, ausgesonnen hatten.

Scheherfad hielt inne, um in der nächsten Nacht also fortzufahren:

Sechshundert

und

neunzehnte Nacht.

Die Zeit der Niederkunft kam heran und die Sultanin wurde glücklich von einem Prinzen entbunden, schön wie der Tag. Doch weder seine Schönheit noch sein hülfloser Zustand vermochten das Herz der erbarmungslosen Schwestern zu rühren oder zu erweichen. Sie wickelten ihn nachlässig in Windeln, legten ihn in einen kleinen Korb und überließen diesen Korb dem Strome eines Kanals, der unter den Zimmern der Sultanin vorbeifloß. Statt des Knaben aber brachten sie einen jungen todten Hund zum Vorschein und verkündigten laut, die Sultanin habe ihn geboren. Diese ärgerliche Nachricht wurde dem Sultan verkündigt, der darüber in gewaltigen Zorn ausbrach, welcher der Sultanin leicht hätte verderblich werden können; allein der Großvezier stellte ihm vor, es wäre eine Ungerechtigkeit, sie für die launenhaften Spiele der Natur verantwortlich machen zu wollen.

Indeß schwamm der Korb, in welchem der kleine Prinz ausgesetzt war, auf dem Kanale bis zur Ringmauer hinaus, welche den Gesichtskreis der Wohnung der Sultanin nach dieser Seite hin begrenzte, und kam so gerade durch den Garten des Palastes. Der Zufall wollte, daß der Aufseher der königlichen Gärten, einer der vornehmsten und angesehensten Beamten des Reichs, eben am Kanal hin im Garten spazieren ging. Da

er den ſchwimmenden Korb bemerkte, rief er einem in der Nähe ſtehenden Gärtner und ſagte zu ihm, indem er darauf hindeutete: „Gehe hin und hole mir dieſen Korb da, damit ich ſehe, was darin iſt.“ Der Gärtner ging und zog mit einer Hacke, die er in der Hand hatte, vom Ufer des Kanals aus den Korb geſchickt heran, nahm ihn heraus und überbrachte ihn.

Der Aufſeher der Gärten verwunderte ſich über die Maßen, als er in dem Korbe ein Kind eingewickelt fand, und zwar ein Kind, welches, obgleich man ihm anſah, daß es eben erſt geboren war, bereits Spuren von großer Schönheit an ſich trug. Der Aufſeher war ſchon geraume Zeit verheirathet, aber ſo ſehnlich er auch Nachkommenſchaft wünſchte, ſo hatte der Himmel bisher immer noch nicht ſeine Gebete erhört. Er ſtellte nun ſeinen Spaziergang ein, befahl dem Gärtner, ihm mit dem Korb und dem Kinde zu folgen, ging in ſeine Wohnung, deren Eingang im Garten des Palaſtes war, und begab ſich ſogleich in die Zimmer ſeiner Frau. „Frau,“ ſagte er zu ihr, „wir haben bisher keine Kinder gehabt, hier beſchert uns Gott eins. Ich empfehle es dir; ſorge ſchleunigſt für eine Amme und verpflege es, wie wenn es unſer eigener Sohn wäre; denn dafür erkenne ich es von heute an.“ Die Frau nahm das Kind mit Freuden

auf und es war ihr ein großes Vergnügen, es zu verpflegen. Der Aufseher der Gärten wollte nicht ergründen, woher das Kind komme. „Ich sehe wohl," sprach er bei sich selbst, „daß es von den Zimmern der Sultanin herkommt, aber es steht mir nicht zu, nach dem zu fragen, was dort vorgeht, oder an einem Orte, wo der Friede so nothwendig ist, Störung zu verursachen."

Im folgenden Jahre kam die Sultanin wieder mit einem Prinzen nieder, und die unnatürlichen Schwestern hatten eben so wenig Mitleid mit ihm, als mit seinem ältern Bruder. Sie setzten auch ihn in einem Korbe auf dem Kanal aus und behaupteten, die Sultanin habe eine Katze zur Welt gebracht. Zum Glück für das Kind war der

Aufseher der Gärten wieder am Kanal; er ließ es herausholen, seine Frau bringen und empfahl ihr, für dieses Kind eben so große Sorgfalt zu tragen, wie für das erste. Seine Frau that dies auch ebensowohl aus eigener Neigung, als um die gute Absicht ihres Mannes zu befördern.

Der Sultan von Persien war über diese neue Geburt noch weit weniger als das erste Mal, und würde seinem Grimme Luft gemacht haben, wenn nicht die Gegenvorstellungen des Großveziers eindringlich genug gewesen wären, ihn zu beruhigen.

Scheherfad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:

Sechshundert und zwanzigſte Nacht.

Endlich kam die Sultanin zum dritten Male nieder, aber nicht mit einem Prinzen, ſondern mit einer Prinzeſſin. Die Unſchuldige hatte daſſelbe Schickſal, wie die Prinzen, ihre Brüder: die beiden Schweſtern, feſt entſchloſſen, ihren fluchwürdigen Anſchlägen nicht eher ein Ziel zu ſetzen, als bis ſie ihre jüngſte Schweſter, die Sultanin, zum mindeſten verſtoßen, verjagt und gedemüthigt ſehen würden, ſetzten auch die Prinzeſſin auf dem Kanal aus. Aber auch ſie wurde durch das Mitleid und die Menſchenliebe des Aufſehers der Gärten gerettet, dem ſichern Tode entriſſen und mit den beiden Prinzen, ihren Brüdern, geſäugt und erzogen.

Die beiden Schweſtern fügten zu ihrer Unmenſchlichkeit wiederum Lüge und Verläumdung hinzu. Sie wieſen ein Stück Holz vor und behaupteten dreiſt, die Sultanin ſey davon entbunden worden.

Der Sultan Chosru Schach aber konnte, als er von dieſer neuen Mißgeburt vernahm, ſeinen Zorn nicht mehr bezähmen. „Ha!“ rief er aus, „dieſe meines Bettes unwürdige Frau würde meinen Palaſt mit Ungeheuern anfüllen, wenn ich ſie länger leben ließe. Nein, das ſoll nicht geſchehen,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt ſelbſt ein Ungeheuer, von dem ich die Welt reinigen will.“ So ſprach er denn ihr Todesurtheil aus und befahl ſeinem Großvezier, es vollziehen zu laſſen.

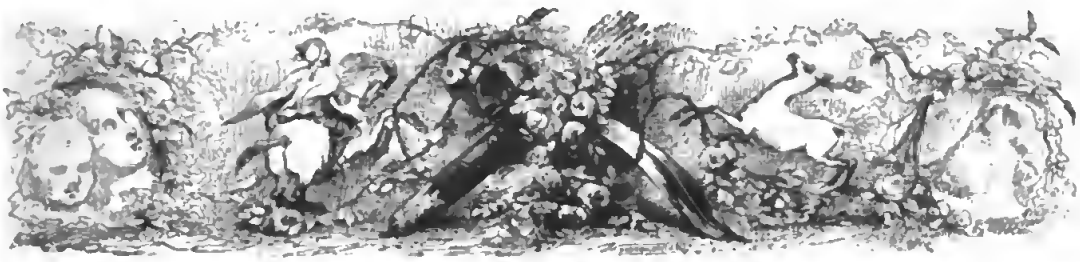
Der Großvezier und die Höflinge, die zugegen waren, warfen sich dem Sultan zu Füßen und flehten ihn an, den Urtheilsspruch zu widerrufen. Der Großvezier nahm das Wort und sprach: „Herr, es möge deinem Knecht erlaubt seyn, dir vorzustellen, daß die Gesetze, welche zum Tode verurtheilen, nur zur Bestrafung von Verbrechen eingeführt sind. Die drei so unerwarteten Geburten der Sultanin aber sind keine Verbrechen. Denn wie könnte man sagen, daß sie selbst daran schuld sey? Unzähligen andern Frauen ist dasselbe Schicksal begegnet und es kommt tagtäglich vor; sie sind zu beklagen, aber nicht strafwürdig. Mein Herr möge sie von seinem Angesichte verstoßen, aber leben lassen. Der Gram, in dem sie nach dem Verluste deiner Gunst den Rest ihrer Tage zubringen muß, wird ihr Strafe genug seyn."

Der Sultan von Indien ging in sich, und da er die Ungerechtigkeit einsah, die Sultanin wegen Fehlgeburten, selbst wenn sie, wie er fälschlich glaubte, wirklich vorgekommen wären, zum Tode zu verurtheilen, so sagte er: „So mag sie denn meinetwegen leben! Ich schenke ihr das Leben, jedoch nur unter einer Bedingung, die ihr täglich mehr als einmal den Tod wünschenswerth machen soll. Man zimmere ihr ein Gemach an der Thüre der Hauptmoschee mit einem fortwährend offenen Fenster; dort sperre man sie, in das gröbste Gewand gekleidet, ein, und jeder Muselmann, der zum Gebet in die Moschee geht, speie ihr im Vorübergehen in's Gesicht. Wer es unterläßt, soll in dieselbe Strafe verfallen, und damit mein Gebot befolgt werde, befehle ich dir, Vezier, Wächter dabei aufzustellen."

Digitized by Google

Der Ton, womit der Sultan diesen Ausspruch that, schloß dem Großvezier den Mund. Der Befehl wurde zum großen Vergnügen der beiden neidischen Schwestern vollzogen. Man baute ein Gemach und sobald es vollendet und die Sultanin von ihrem Wochenbette aufgestanden war, sperrte man diese wahrhaft bedauernswürdige Frau ganz so, wie der Sultan es befohlen hatte, darin ein, so daß sie auf schmähliche Weise dem Spott und Hohn des ganzen Volkes bloßgestellt war. Sie ertrug indeß diese unverdiente Mißhandlung mit einer Standhaftigkeit, welche ihr die Bewunderung und zugleich das Mitleid aller Derjenigen erwarb, die ein richtigeres Urtheil über diese Sache hatten, als der Pöbel.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg. In der nächsten Nacht aber setzte sie ihre Erzählung mit folgenden Worten fort:



Sechshundert und einundzwanzigſte Nacht.

Die beiden Prinzen und die Prinzeſſin wurden indeß von dem Aufſeher der Gärten und ſeiner Frau mit der Zärtlichkeit eines Vaters und einer Mutter verpflegt und aufgezogen, und dieſe Zärtlichkeit wuchs immer mehr, je älter die Kinder wurden, denn ſowohl bei der Prinzeſſin als bei den Prinzen wurde eine gewiſſe Hoheit bemerkbar, der Niemand widerſtehen konnte, und namentlich entwickelte ſich die ausnehmende Schönheit der Prinzeſſin von Tag zu Tage mehr; ferner waren alle drei ſehr gelehrig und ihre Neigungen nicht wie bei andern Kindern auf Spielereien gerichtet; endlich aber hatten ſie ein gewiſſes Etwas, das nur Prinzen und Prinzeſſinnen zukommen kann. Um die beiden Prinzen nach ihrem Alter zu unterſcheiden, nannten ſie den ältern Bahman und den jüngern Perwis: Namen, welche alte Könige von Perſien geführt hatten. Der Prinzeſſin gaben ſie den Namen Pariſade, den gleichfalls mehrere Königinnen und Prinzeſſinnen des Reichs gehabt hatten.[1]

Sobald die beiden Prinzen alt genug waren, gab der Aufſeher der Gärten ihnen einen Lehrmeiſter im Leſen und Schreiben, und die Prinzeſſin, ihre Schweſter, die bei dem Unterrichte zugegen war, äußerte, obgleich jünger als ſie, ſo großes Verlangen, ebenfalls leſen und ſchreiben zu lernen, daß ihr Pflegvater voll Freude darüber ihr denſelben Lehrer gab. Durch ihre Lebhaftigkeit zum Wetteifer gereizt, wurde ſie vermöge ihrer ausgezeichneten Anlagen in kurzer Zeit eben ſo geſchickt, wie die Prinzen, ihre Brüder.

[1] Bahman heißt auf Perſiſch der Langarmige (Longimanus). Perwis iſt der Name des perſiſchen Königs Kosru Parvis zur Zeit Mohameds; Pariſade heißt Feenkind.

Seitdem hatten die Brüder und die Schweſter in Allem dieſelben Lehrer: in der Erdbeſchreibung, der Dichtkunſt, der Geſchichte und in andern, ſogar den geheimen Wiſſenſchaften, und da ihnen nichts zu ſchwer war, ſo machten ſie bald ſo bewundernswürdige Fortſchritte, daß die Lehrer darob erſtaunten und unverholen bekannten, die Kinder würden es in dieſen Wiſſenſchaften, wenn ſie ſo fortfahren, noch weiter bringen, als ſie ſelbſt. In den Erholungsſtunden lernte die Prinzeſſin auch Muſik, nämlich Singen und verſchiedene Inſtrumente. Als die Prinzen reiten lernten, wollte ſie auch hierin nicht zurückſtehen und nahm Theil an ihren Uebungen, ſo daß ſie mit derſelben Geſchicklichkeit reiten, Bogen ſchießen und Speere werfen konnte. Im Wettlaufe übertraf ſie ihre Brüder manchmal ſogar.

Der Aufſeher der Gärten konnte ſeine Freude kaum faſſen, als er ſeine Pfleglinge in allen Uebungen des Geiſtes und des Körpers ſo vortrefflich ausgebildet und den Aufwand für ihre Erziehung weit über ſeine Hoffnungen hinaus belohnt ſah, und er beſchloß, ihnen zu lieb noch viel mehr Geld auszugeben, als bisher. Er hatte ſich unterdeſſen mit der Wohnung im Palaſte des Gartens begnügt und kein eigenes Landhaus gehabt. Jetzt kaufte er eins in der Nähe der Stadt mit großem Zugehör von Feldern, Wieſen und Waldungen, und da ihm das Wohnhaus nicht ſchön und bequem genug ſchien, ſo ließ er es niederreißen und ſcheute keine Koſten, um das neue, das er baute, zum prachtvollſten in der ganzen Umgegend zu erheben. Er ging ſelbſt täglich auf den Bauplatz, um die große Menge von Arbeitern, die hier beſchäftigt waren, anzutreiben, und ſobald ein paſſendes Zimmer im Hauſe für ihn fertig war, bezog er es und blieb oft mehrere Tage hinter einander dort, wenn ſeine Geſchäfte und Amtspflichten es ihm erlaubten. So war das Haus bald erbaut, und während es eben ſo ſchnell mit den reichſten Geräthſchaften, wie ſie zur Pracht des Gebäudes paßten, verſehen wurde, ließ er nach einer von ihm ſelbſt entworfenen Zeichnung an dem Garten arbeiten und ihn eben ſo einrichten, wie die andern großen Herren von Perſien. Er fügte auch noch einen ſehr großen Park hinzu, den er mit einer guten Mauer einſchließen und mit allen Arten von Wild beſetzen ließ, damit die Prinzen und die Prinzeſſin ſich darin nach Gefallen mit der Jagd beluſtigen könnten.

Als das Landhaus ganz vollendet und im wohnlichen Stande war, ging der Aufſeher der Gärten zum Sultan, warf ſich ihm zu Füßen und nachdem er ihm ſeine lange Dienſtzeit, ſowie die Gebrechlichkeit ſeines Alters vorgeſtellt hatte, bat er ihn um die Gnade, ſein Amt in die Hände ſeines Herrn niederlegen und ſich von den Geſchäften zurückziehen zu dürfen. Der Sultan bewilligte ihm ſein Geſuch um ſo lieber,

als er mit seinen langjährigen Diensten sowohl unter der Regierung seines Vaters, wie auch seit seiner eigenen Thronbesteigung, sehr wohl zufrieden war; zugleich fragte er ihn, was er sonst noch zu seiner Belohnung thun könne. „Herr," antwortete der Aufseher der Gärten, „du selbst und der Sultan, dein Vater, seligen Andenkens, habt mich dermaßen mit Wohlthaten überhäuft, daß mir nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, als bis an's Ende meiner Tage im Besitz deiner Gnade zu bleiben, die mich so hoch ehrt." Er nahm hierauf Abschied vom Sultan Chosru Schach und bezog mit den beiden Prinzen Bahman und Perwis und der Prinzessin Parisade sein neu erbautes Landhaus. Seine Frau war schon vor einigen Jahren gestorben. Er selbst wurde, nachdem er kaum fünf bis sechs Monate mit den Kindern in seinem neuen Hause gelebt hatte, so schnell vom Tod überrascht, daß ihm keine Zeit übrig blieb, ihnen über ihre wahre Herkunft ein Wort zu sagen. Er hatte es sich indeß vorgenommen, dies zu thun, damit sie dadurch veranlaßt werden möchten, wie bisher so auch fortwährend ihrem Range und Stande, so wie der Erziehung, die er ihnen gegeben hatte, gemäß zu leben; wozu indeß ihre eigene Neigung sie von selbst antrieb.

Die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzessin Parisade, die von keinem andern Vater wußten, als dem Aufseher der Gärten, betrauerten ihn als solchen und erwiesen ihm auch im Tode alle Ehre, wozu kindliche Liebe und Dankbarkeit sie

verpflichteten. Zufrieden mit den großen Gütern, die er ihnen hinterlaſſen hatte, lebten ſie nach wie vor in derſelben Eintracht beiſammen, und die Prinzen ließen ſich nicht vom Ehrgeize verleiten, ſich am Hofe zu zeigen, um dort nach den höchſten Aemtern und Würden zu trachten, deren Erlangung ihnen etwas Leichtes geweſen wäre.

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um dieſelbe in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzuſetzen:

Sechshundert

und

zweiundzwanzigſte Nacht.

Eines Tages, als die beiden Prinzen auf der Jagd, die Prinzeſſin Pariſade aber zu Hauſe geblieben war, erſchien eine ſehr alte fromme Muſelmännin vor dem Hausthor und bat um Erlaubniß, in's Haus zu treten, um ihr Gebet zu verrichten, wozu die Stunde gekommen war. Man meldete ihren Wunſch der Prinzeſſin, und dieſe befahl, ſie herein zu laſſen und ihr das Betzimmer zu zeigen, womit der Aufſeher der königlichen Gärten wohlbedächtig ſein Haus verſehen hatte, weil keine Moſchee in der Nähe war. Zugleich befahl ſie, wenn die fromme Frau ihre Andacht verrichtet haben würde, ſo ſolle man ihr das Haus und den Garten zeigen und ſie darauf zu ihr führen.

Die fromme Frau trat ein, verrichtete ihr Gebet in dem Betzimmer, wohin man ſie gewieſen, und als ſie damit fertig war, luden zwei Frauen der Prinzeſſin, die vor der Thüre gewartet hatten, ſie ein, das Haus und den Garten zu ſehen. Da ſie ſich geneigt zeigte, ihnen zu folgen, ſo wurde ſie von ihnen in allen Zimmern nach einander herumgeführt, und ſie betrachtete alle Sachen wie eine Frau, die ſich auf Hausgeräthſchaften und ſchöne Anordnung der einzelnen Stücke ſehr gut verſtand. Auch in den Garten wurde ſie geführt, deſſen Anlage ſie ſo neu und wohlerſonnen fand, daß ſie voll

Bewunderung erklärte, Derjenige, der den Plan dazu entworfen, müſſe ein vortrefflicher Meiſter in ſeiner Kunſt ſeyn. Endlich kam ſie auch zur Prinzeſſin, welche ſie in einem großen Saale erwartete, deſſen Schönheit, Anmuth und Reichthum Alles übertraf, was ſie in den andern Zimmern bewundert hatte.

Sobald die Prinzeſſin die fromme Frau eintreten ſah, ſagte ſie zu ihr: „Komm' heran, gute Mutter, und ſetze dich zu mir. Ich bin ſehr erfreut, daß der Zufall mir das Glück darbeut, mich einige Augenblicke an dem guten Beiſpiele und der frommen Unterhaltung einer Frau, wie du biſt, zu erbauen, die das beſſere Theil erwählt und ſich ganz Gott gewidmet hat, und in deren Fußſtapfen alle Welt treten ſollte, wenn ſie ihren wahren Vortheil verſtehen würde."

Die fromme Frau wollte ſich nicht auf den Sopha, ſondern nur auf den Rand deſſelben ſetzen, allein die Prinzeſſin gab es nicht zu; ſie erhob ſich von ihrem Sitze, ging auf ſie zu, faßte ſie bei der Hand und nöthigte ſie, ſich neben ihr auf dem Ehrenplatze niederzulaſſen. Die fromme Frau wußte dieſe Höflichkeit wohl zu ſchätzen und ſagte zu ihr: „Edles Fräulein, eine ſolch ehrenvolle Behandlung gebührt mir nicht, und ich gehorche dir bloß, weil du es befiehlſt und Herrin in deinem Hauſe biſt." Als ſie ſich geſetzt hatte, ſtellte, ehe die Unterhaltung begann, eine von den Frauen der Prinzeſſin einen kleinen, niedrigen, mit Perlmutter und Ebenholz ausgelegten Tiſch vor

ſie hin, und auf den Tiſch eine Porzellanplatte mit Kuchen, mehrere andere Platten mit Obſt, wie es gerade die Jahreszeit mit ſich brachte, und verſchiedene andere eingemachte Früchte.

Die Prinzeſſin nahm einen von den Kuchen und überreichte ihn der frommen Frau mit den Worten: „Nimm und iß, gute Mutter, und wähle von dieſen Früchten, was dir beliebt; du bedarfſt einiger Speiſe nach dem langen Wege, den du hierher gemacht haſt.“ — „Edles Fräulein,“ antwortete die fromme Frau, „ich bin nicht gewöhnt, ſo leckere Sachen zu eſſen; wenn ich es aber thue, ſo geſchieht es nur, weil ich nicht verſchmähen will, was mir Gott durch eine ſo freigebige Hand, wie die deinige, zuſendet.“

Während die fromme Frau aß, richtete die Prinzeſſin, die ebenfalls etwas zu ſich nahm, um ſie durch ihr Beiſpiel zu ermuntern, allerlei Fragen über ihre Andachtsübungen und Lebensweiſe an ſie, worauf die Alte mit großer Beſcheidenheit antwortete. Unter Anderem fragte die Prinzeſſin im Laufe des Geſprächs, was ſie von dem Hauſe halte, das ſie geſehen, und ob es ihr gefalle.

„Edles Fräulein,“ erwiderte die fromme Frau, „ich müßte einen ſehr ſchlechten Geſchmack haben, wenn ich etwas daran auszuſetzen fände. Es iſt ſchön, freundlich, prächtig eingerichtet, jedoch ohne Ueberladung, trefflich eingetheilt und die Zierrathen könnten nicht ſchicklicher angebracht ſeyn. Dabei liegt es in einer anmuthigen Landſchaft, und man kann ſich keinen Garten denken, der einen lieblichern Anblick gewährte, als derjenige iſt, welcher zum Hauſe gehört. Wenn du mir übrigens erlaubſt, meine ganze Meinung auszuſprechen, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, dir zu ſagen, daß das Haus ganz unvergleichlich ſeyn würde, wenn noch drei Sachen dabei wären, die nach meiner Meinung fehlen.“ — „Gute Mutter,“ antwortete die Prinzeſſin Pariſade, „was ſind das für drei Sachen? Ich beſchwöre dich im Namen Gottes, nenne mir dieſelben: ich werde Alles aufbieten, ſie zu erwerben, wenn es nur irgend möglich iſt.“

„Edles Fräulein,“ ſagte hierauf die fromme Frau, „die erſte von den drei Sachen iſt der ſprechende Vogel; dies iſt ein ſeltſamer Vogel, Bülbülhezar[1] genannt, welcher die Eigenſchaft hat, alle Singvögel aus der ganzen Umgegend an ſich zu ziehen, ſo daß ſie herbeikommen, um mit ihm zu ſingen. Die zweite iſt der ſingende Baum, deſſen Blätter ebenſoviel Zungen und Kehlen ſind, deren mannigfaltige Stimmen unaufhörlich einen höchſt anmuthigen Geſang bilden. Die dritte endlich iſt das goldgelbe

[1] Auf Perſiſch: tauſend Nachtigallen.

Waſſer, von dem man nur einen einzigen Tropfen in ein ausdrücklich dazu an irgend einem Orte des Gartens bereitetes Becken ausgießen darf, ſo ſchwillt er alsbald dermaßen an, daß das Becken davon voll wird und aus der Mitte eine Garbe von Waſſerſtrahlen hervorſpringt, die unaufhörlich auf- und niederſteigt, ohne daß jedoch das Becken überläuft."

„Ach! meine gute Mutter," rief die Prinzeſſin, „wie ſehr danke ich dir, daß du mir von dieſen Dingen Kunde gegeben haſt! Sie ſind ſehr wunderbar und ich habe noch nie gehört, daß es etwas ſo Seltſames und Merkwürdiges auf der Welt gebe: da ich indeß überzeugt bin, daß du den Ort kennſt, wo ſie ſich befinden, ſo erwarte ich von dir die Gefälligkeit, ihn mir anzuzeigen."

Darauf antwortete die fromme Frau, um den Wunſch der Prinzeſſin zu erfüllen: „Edles Fräulein, ich würde mich der Gaſtfreundſchaft, die du mir ſo eben mit ſo vieler Güte erwieſen haſt, unwürdig machen, wenn ich mich weigerte, deine Frage zu beantworten und deine Neugierde zu befriedigen. Ich habe alſo die Ehre, dir zu ſagen, daß die drei Dinge, von denen ich eben ſprach, ſich an einem und demſelben Orte, auf der Grenze dieſes Königreichs nach Indien zu, befinden. Der Weg dahin führt an deinem Hauſe vorbei. Derjenige, welchen du darnach ausſenden willſt, darf ihn nur zwanzig Tagreiſen verfolgen und am zwanzigſten Tage fragen, wo der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das gelbe Waſſer ſeyen. Der erſte, an den er ſich wendet, wird es ihm ſagen." Mit dieſen Worten ſtand ſie auf, nahm Abſchied und ging ihres Wegs weiter.

Scheherſad ſchwieg, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Sechshundert und dreiundzwanzigſte Nacht.

Die Prinzeſſin Pariſade war ſo ganz damit beſchäftigt, die Nachweiſung der frommen Frau über den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das gelbe Waſſer ihrem Geiſte einzuprägen, daß ſie ihre Entfernung erſt bemerkte, als ſie noch einige Fragen wegen näherer Auskunft über dieſe Sache thun wollte. Das, was ſie aus ihrem Munde vernommen hatte, ſchien ihr nicht genug, um mit einiger Ausſicht auf Erfolg die Reiſe unternehmen zu können. Gleichwohl wollte ſie der frommen Frau Niemand nachſchicken, um ſie zurückzuholen, ſondern ſie ſtrengte ihr Gedächtniß an und bemühte ſich, Alles, was ſie gehört hatte, in ihren Geiſt zurückzurufen. Da ſie nun glaubte, daß ihr nichts entgangen ſey, ſo dachte ſie mit großem Wohlgefallen daran, wie groß ihre Freude ſeyn würde, wenn ſie zum Beſitze ſo wunderbarer Dinge gelangen

könnte. Zugleich aber gerieth ſie in große Unruhe wegen der Schwierigkeiten, die ſie dabei erkannte, und weil ſie fürchtete, es möchte ihr nicht gelingen.

Sie war ganz in dieſe Gedanken vertieft, als die Prinzen, ihre Brüder, von der Jagd zurückkamen. Sie traten in den Saal und wunderten ſich ſehr, ihre Schweſter nicht wie gewöhnlich mit heiterem Geſicht und in froher Laune, ſondern vielmehr in ſich gekehrt und beinahe betrübt anzutreffen, denn ſie erhob nicht einmal den Kopf, um wenigſtens zu erkennen zu geben, daß ſie ihre Ankunft bemerkte.

Der Prinz Bahman nahm das Wort und ſagte zu ihr: „Liebe Schweſter, wo iſt denn der Frohſinn und die Heiterkeit, die bisher unzertrennlich von dir geweſen? Biſt du unwohl? Iſt dir vielleicht irgend ein Unfall zugeſtoßen? Hat dir Jemand Anlaß zum Verdruße gegeben? Sage es uns, damit wir den geziemenden Antheil daran nehmen und die nötbigen Maßregeln ergreifen, um dich zufrieden zu ſtellen oder dich zu rächen, wenn Jemand ſich erfrecht haben ſollte, ein Fräulein, wie dich, der alle Ehrfurcht gebührt, zu beleidigen.“

Die Prinzeſſin Pariſade blieb noch einige Augenblicke in derſelben Stellung, ohne zu antworten. Endlich hob ſie die Augen auf, ſah die Prinzen, ihre Brüder, an, lenkte aber ihren Blick ſchnell wieder zur Erde, nachdem ſie ihnen geantwortet hatte, die Sache habe nichts zu bedeuten.

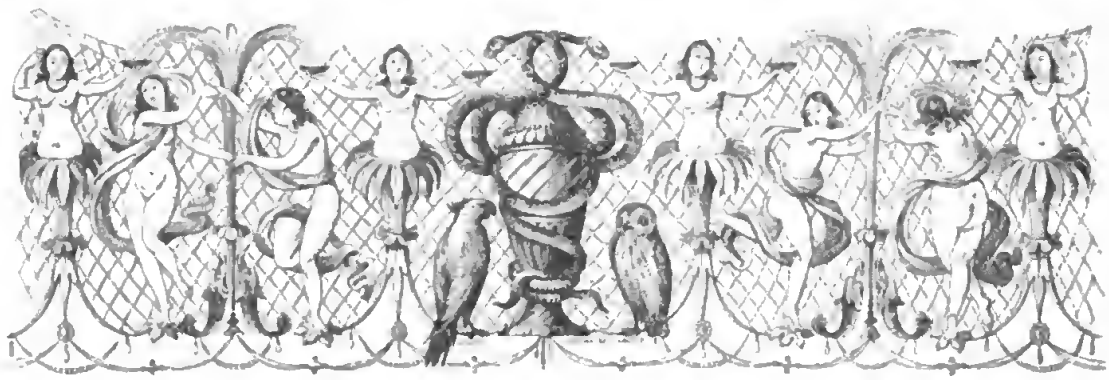
„Liebe Schweſter,“ fuhr der Prinz Bahman fort, „du verhehlſt uns die Wahrheit und es muß ſich wohl etwas Wichtiges zugetragen haben. In der kurzen Zeit, da wir abweſend waren, kann unmöglich um nichts und wieder nichts eine ſo große und unerwartete Veränderung mit dir vorgegangen ſeyn. Du wirſt erlauben, daß wir dich mit dieſer ungenügenden Antwort nicht davon kommen laſſen. Verbirg uns alſo nicht was es iſt, denn wir müßten ſonſt glauben, daß du die Freundſchaft und die innige Eintracht, die von unſerer zarteſten Jugend an bis auf dieſe Stunde zwiſchen uns beſtanden, nicht länger fortſetzen wolleſt.“

Die Prinzeſſin, die ganz und gar nicht im Sinne hatte, mit ihren Brüdern zu brechen, wollte ſie nicht in dieſem Wahne laſſen und antwortete ihnen alſo: „Als ich euch ſagte, es ſey nichts Wichtiges, was mich ſo beſchäftige, ſo meinte ich dies in Beziehung auf euch und nicht auf mich, denn ich finde, daß die Sache doch von einiger Erheblichkeit iſt. Da ihr nun vermöge des Rechtes unſerer Freundſchaft und Eintracht, welche mir ſo theuer ſind, in mich dringet, ſo will ich euch Alles ſagen. Ihr glaubtet bisher und ich glaubte es ebenfalls, das Haus, welches unſer ſeliger Vater uns erbauen ließ, ſey in jeder Beziehung vollkommen und es fehle durchaus nicht das Mindeſte

daran. Heute aber habe ich erfahren, daß ihm noch drei Sachen fehlen, welche es weit über alle Landhäuser auf der ganzen Welt erheben würden. Dieſe drei Sachen ſind: der ſprechende Vogel, der ſingende Baum und das goldgelbe Waſſer.“ Nachdem ſie ihnen ſofort auseinander geſetzt hatte, worin die Vortrefflichkeit derſelben beſtehe, fuhr ſie alſo fort: „Eine fromme Frau hat mich darauf aufmerkſam gemacht und mir zugleich den Ort, wo ſie ſind, ſo wie den Weg dazu angezeigt. Ihr werdet vielleicht finden, daß dieſe Sachen für die Vollkommenheit unſeres Hauſes durchaus keine Bedeutung haben und daß es auch ohne dieſelben immerhin für ſehr ſchön gelten könne, weßhalb wir ihrer durchaus nicht benöthigt ſeyen. Ihr mögt übrigens davon denken, wie ihr wollt, ich für meine Perſon kann nicht umhin, euch zu erklären, daß ich ſie durchaus für nothwendig zu unſerm Hauſe erachte und ich mich nicht eher zufrieden geben werde, als bis ich mich in ihrem Beſitze befinde. Ob nun die Sachen in euren Augen gleichgültig ſind, oder nicht, ſo erſuche ich euch jedenfalls, mir mit euerm Rathe beizuſtehen, und zu ſagen, wen ich wohl zur Erlangung derſelben ausſenden kann.“

„Liebe Schweſter,“ verſetzte darauf der Prinz Bahman, „nichts kann dir am Herzen liegen, was uns nicht eben ſo wichtig wäre. Da du nun die Erlangung der oben erwähnten Gegenſtände ſo ſehr wünſcheſt, ſo halten wir es für unſere Pflicht, ſie dir zu verſchaffen. Uebrigens fühlen wir uns auch, abgeſehen von deinem Wunſche, aus freien Stücken und zu unſerer eigenen Befriedigung dazu angetrieben; ich bin feſt überzeugt, daß mein Bruder ebenſo denkt wie ich, und wir müſſen alles daran ſetzen, um dieſe Eroberung zu machen. Die Sache iſt von ſolchem Belang und ſo merkwürdig, daß ich wohl dieſen Ausdruck brauchen darf. Ich übernehme die Ausführung; ſage mir nur den Weg, den ich einſchlagen muß, und den Ort, ſo will ich gleich morgen die Reiſe antreten.“

Scheherſad hielt inne, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:



Sechshundert und vierundzwanzigste Nacht.

„Geliebter Bruder," wandte der Prinz Perwis ein, „ich halte es nicht für rathsam, wenn du, das Haupt und die Stütze des Hauses, dich so lange entfernen willst; ich bitte daher unsere Schwester, daß sie sich mit mir vereinige, um dich von diesem Vorsatze abzubringen. Gestatte, daß ich die Reise mache; ich werde die Sache so gut ausführen als du, und jedenfalls wäre dies mehr in der Ordnung."

„Bruder," erwiderte der Prinz Bahman, „ich bin von deinem guten Willen überzeugt und zweifle keineswegs, daß du das Abenteuer so gut bestehen wirst, als ich. Im Uebrigen ist es eine abgemachte Sache und du mußt es mir überlassen. Du bleibst bei unserer Schwester, die ich dir nicht erst zu empfehlen brauche." Nun brachte er den übrigen Theil des Tages mit Vorbereitungen zur Reise zu und ließ sich von seiner Schwester genau die Nachweisungen der frommen Frau wiederholen, um nicht zu verirren.

Am andern Morgen in aller Frühe stieg der Prinz Bahman zu Pferde; der Prinz Perwis und die Prinzessin Parisade, die ihn abreisen sehen wollten, umarmten ihn und wünschten ihm glückliche Reise. Während des Abschieds aber fiel der Prinzessin ein Gedanke auf's Herz, der ihr bisher nicht gekommen war. „Aber, mein Bruder,"

ſagte ſie, „ich habe gar nicht an die Unfälle gedacht, mit denen eine ſolche Reiſe verbunden iſt. Wer weiß, ob ich dich jemals wiederſehe! Ich beſchwöre dich, ſteige wieder ab und unterlaß dieſe Reiſe. Lieber will ich den Anblick und den Beſitz des ſprechenden Vogels, des ſingenden Baumes und des goldgelben Waſſers entbehren, als Gefahr laufen, dich auf immer zu verlieren.“

„Schweſterchen,“ antwortete der Prinz Bahman, lächelnd ob der plötzlichen Aengſtlichkeit der Prinzeſſin Pariſade, „mein Entſchluß ſteht feſt, im andern Fall würde ich ihn jetzt noch faſſen, und du wirſt erlauben, daß ich ihn ausführe. Solche Unfälle, von denen du ſprichſt, widerfahren nur den Unglücklichen. Es iſt wahr, ich kann auch zu dieſen gehören, aber vielleicht gehöre ich auch unter die Zahl der Glücklichen, die viel größer iſt, als die der Unglücklichen. Da indeß der Erfolg ungewiß und es wohl möglich iſt, daß ich bei meiner Unternehmung umkomme, ſo kann ich weiter nichts thun, als dir dies Meſſer hier laſſen.“

Mit dieſen Worten zog der Prinz Bahman ein Meſſer hervor, überreichte es der Prinzeſſin in der Scheide und ſagte zu ihr: „Da nimm und mach' dir von Zeit zu

Zeit die Mühe, dies Meſſer aus ſeiner Scheide zu ziehen; ſo lang du es blank ſiehſt, wie es hier iſt, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ich noch lebe; wenn du aber Blut herabträufeln ſiehſt, ſo kannſt du mit Gewißheit annehmen, daß ich nicht mehr bin, und dann bete für mich.“

Die Prinzeſſin Pariſade konnte den Prinzen Bahman zu keinem andern Entſchluß vermögen. Er ſagte ihr und dem Prinzen Perwis zum letzten Mal Lebewohl und ritt dann auf einem ſtattlichen Roſſe, wohl bewaffnet und ausgerüſtet, dahin. Er begab ſich auf den ihm bezeichneten Weg, und ohne weder rechts noch links abzuweichen, ritt er quer durch Perſien hin auf demſelben fort, bis er am zwanzigſten Tage ſeiner Reiſe ſeitwärts am Wege einen Greis von abſcheulichem Anſehen erblickte, der in einiger Entfernung von einer Hütte, die ihm bei ſchlimmem Wetter zum Obdach diente, unter einem Baume ſaß.

Seine Augenbraunen, die, wie auch die Haare, der Schnauzbart und der Backenbart, ſchneeweiß waren, reichten ihm bis auf die Naſenſpitze herab; der Schnauzbart bedeckte ihm den Mund, der Backenbart und die Kopfhaare aber fielen ihm faſt bis auf die Füße hernieder. An Händen und Füßen hatte er Nägel von übermäßiger Länge, und ſeinen Kopf bedeckte eine Art flacher, ſehr breiter Hut in Form eines Sonnenſchirms. Seine ganze Kleidung beſtand in einer Binſenmatte, in welche er ſich gewickelt hatte.

Dieſer gute Greis war ein Derwiſch, der ſich ſchon vor langen Jahren von der Welt zurückgezogen und ſeinen Körper vernachläſſigt hatte, um ſich einzig und allein Gott zu widmen, ſo daß er am Ende das Ausſehen bekam, das ich geſchildert habe.

Scheherſad, welche bei dieſen Worten vom Tag überraſcht wurde, hielt inne, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert

und

fünfundzwanzigſte Nacht.

Der Prinz Bahman, der ſchon den ganzen Morgen genau Acht gegeben hatte, ob er nicht vielleicht Jemand anträfe, bei dem er ſich über das Ziel ſeiner Reiſe erkundigen könnte, hielt an, als er in die Nähe des Derwiſches kam. Dies war nämlich der erſte Menſch, der ihm begegnete, und er ſtieg daher ab, um Allem pünktlich nachzukommen, was die fromme Frau zu der Prinzeſſin Pariſade geſagt hatte. Indem er nun ſein Roß am Zügel führte, näherte er ſich dem Derwiſch und begrüßte ihn mit den Worten: „Guter Vater, Gott verlängere deine Tage und gewähre dir die Erfüllung aller deiner Wünſche!“ Der Derwiſch erwiderte den Gruß des Prinzen, aber ſo undeutlich, daß dieſer kein Wort davon verſtand. Da nun der Prinz Bahman ſah, daß der Schnauzbart, der den Mund des Derwiſches bedeckte, das Hinderniß war, und da er nicht weiter reiten wollte, ohne die nöthige Erkundigung eingezogen zu haben, ſo nahm er eine Scheere, die er bei ſich führte, und nachdem er ſein Pferd an einen Baumaſt gebunden, ſagte er zu ihm: „Guter Derwiſch, ich habe mit dir zu reden, aber dein Schnauzbart hindert mich, dich zu verſtehen. Darum bitte ich dich, erlaube mir, ihn zu ſtutzen, und ebenſo auch deine Augenbraunen, die dich entſtellen und dir mehr das Anſehen eines Bären, als eines Menſchen geben.“

Der Derwiſch hatte hiegegen nichts einzuwenden. Er ließ den Prinzen gewähren, und da dieſer nach Vollendung ſeiner Arbeit bemerkte, daß der Derwiſch eine friſche

Geſichtsfarbe hatte und weit jünger ausſah, als er wirklich war, ſo ſagte er zu ihm: „Guter Derwiſch, wenn ich einen Spiegel hätte, ſo würde ich dir zeigen, wie ſehr du verjüngt biſt. Jetzt biſt du ein Menſch, vorher aber konnte Niemand erkennen, was du warſt.“

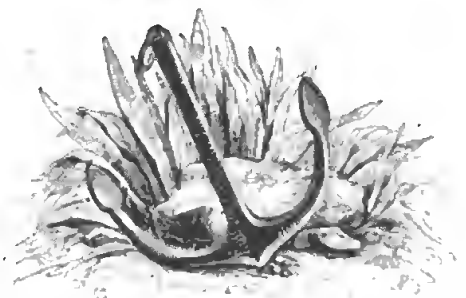
Bei dieſen Schmeicheleien des Prinzen Bahman lächelte der Derwiſch und erwiderte höflich: „Herr, wer du auch ſeyn magſt, ich bin dir unendlich verpflichtet für die Gefälligkeit, die du mir erwieſen haſt; zugleich erkläre ich mich bereit, dir mit Allem, was in meinen Kräften ſteht, meine Erkenntlichkeit zu beweiſen. Du biſt nicht abgeſtiegen, ohne daß irgend ein Anliegen dich dazu genöthigt hätte: ſage mir nun, was es iſt, ich will deinen Wunſch zu befriedigen ſuchen, wenn es mir möglich iſt.“

„Guter Derwiſch,“ erwiderte der Prinz Bahman, „ich komme aus weiter Ferne und ſuche den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das gelbe Waſſer. Ich weiß, daß dieſe drei Sachen irgendwo in dieſer Gegend ſich befinden, aber den Ort, wo ſie ſind, weiß ich nicht. Wenn er dir bekannt iſt, ſo beſchwöre ich dich, zeige mir den Weg dazu, damit ich nicht auf einen falſchen gerathe und die Frucht der langen Reiſe, die ich unternommen habe, verliere.“

Der Prinz bemerkte, daß der Derwisch bei seiner Rede nach und nach das Gesicht veränderte, die Augen niederschlug und ein äußerst ernstes Wesen annahm, ja sogar, statt zu antworten, längere Zeit auf seinem Schweigen beharrte. Dies veranlaßte ihn, nochmals das Wort zu nehmen und also fortzufahren: „Guter Vater, ich glaube, daß du mich verstanden hast; sag' mir nun, ob du das weißt, was ich durch dich zu erfahren wünsche, oder ob du es nicht weißt, auf daß ich keine Zeit verliere, sondern mich anderwärts erkundige."

Der Derwisch brach endlich sein Stillschweigen und sagte zu dem Prinzen Bahman: „Herr, der Weg, nach dem du fragst, ist mir bekannt, allein ich habe dich gleich auf den ersten Anblick so lieb gewonnen, und die Gefälligkeit, die du mir erwiesen, hat diese Freundschaft so sehr gesteigert, daß ich noch unentschlossen bin, ob ich dir die gewünschte Auskunft ertheilen soll oder nicht." — „Was mag dich davon abhalten?" fragte der Prinz, „und welche Bedenklichkeiten kannst du haben, mir auf meine Frage zu antworten?" — „Das will ich dir sagen," antwortete der Derwisch: „die Gefahr, der du dich aussetzest, ist weit größer, als du glauben kannst. Schon viele andere Herren, die nicht weniger Kühnheit und Muth hatten, als du besitzen magst, sind hier vorbeigekommen und haben dieselbe Frage gethan, wie du. Ich habe nichts unterlassen, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, allein sie wollten mir nicht glauben, und so ließ ich mich denn, obwohl mit großem Widerwillen, durch ihre dringenden Bitten bestimmen, ihnen den Weg zu zeigen; ich kann dich übrigens versichern, daß sie Alle verunglückt sind und ich keinen Einzigen habe zurückkommen sehen. Wenn dir dein Leben nur im Mindesten lieb ist und du meinen Rath befolgen willst, so gehe nicht weiter, sondern kehre sogleich wieder heim."

Scheherfad unterbrach ihre Erzählung, setzte sie aber in der nächsten Nacht folgendermaßen fort:



Sechshundert

und

sechsundzwanzigste Nacht.

Der Prinz Bahman aber beharrte auf seinem Entschluß und erwiderte dem Derwisch: „Ich will gerne glauben, daß dein Rath gut gemeint ist, auch bin ich dir für diesen Beweis von Freundschaft sehr verpflichtet. Indeß mag die Gefahr, von der du sprichst, so groß seyn, als sie will, ich werde mich durch nichts von meinem Vorhaben abbringen lassen. Wenn ich angegriffen werde, so habe ich gute Waffen, und ich glaube nicht, daß mein Gegner tapferer oder beherzter seyn wird, als ich." — „Wenn aber," wandte der Derwisch ein, „diejenigen, die dich angreifen (denn es sind ihrer mehrere), sich gar nicht sehen lassen, wie willst du dich dann gegen unsichtbare Feinde vertheidigen?" — „Gleichviel," erwiderte der Prinz, „du wirst mich nie überreden, gegen meine Pflicht zu handeln. Da du den Weg weißt, nach welchem ich dich frage, so beschwöre ich dich noch einmal, zeige ihn mir und schlage mir diese Gefälligkeit nicht ab."

Da der Derwisch sah, daß er den Prinzen Bahman nicht auf andere Gedanken bringen konnte, sondern daß derselbe, ungeachtet der wohlmeinenden Warnung, die er ihm gab, hartnäckig auf dem Entschlusse beharrte, seine Fahrt fortzusetzen, so griff er in einen Sack, den er neben sich hatte, zog eine Kugel heraus und überreichte sie ihm

mit den Worten: „Da ich es nicht über dich gewinnen kann, daß du auf meine Stimme hörst und meinen Rath befolgst, so nimm diese Kugel, und wenn du wieder zu Pferde sitzest, wirf sie vor dich hin und folge ihr bis an den Fuß eines Berges, wo sie stehen bleiben wird. Sobald sie stille steht, steig ab und wirf deinem Pferde den Zügel um den Hals; es wird auf derselben Stelle bleiben, bis du zurückkommst. Wenn du nun den Berg hinaufsteigst, wirst du rechts und links eine große Menge dicker schwarzer Steine erblicken und von allen Seiten ein verworrenes Getöse von Stimmen hören, die dir tausend Schimpfworte zurufen werden, um dich zu entmuthigen und zu verhindern, daß du die Höhe nicht erreichst. Nimm dich indeß wohl in Acht, darob zu erschrecken, und vor allen Dingen drehe den Kopf nicht, um zurückzusehen; du würdest im Augenblick in einen schwarzen Stein verwandelt werden, ähnlich denen, die du dort sehen wirst. Denn auch diese sind nichts anderes, als solche Herren, wie du, welchen ihre Unternehmung mißlungen ist, wie ich dir schon gesagt habe. Wenn du nun der Gefahr, die ich dir bloß andeute, damit du ihrer gedenken sollst, entrinnst und wirklich den Gipfel des Bergs erreichst, so wirst du dort einen Käfig finden und in dem Käfig den Vogel, den du suchst. Da er sprechen kann, so frage ihn, wo der singende Baum und das goldgelbe Wasser ist und er wird es dir anzeigen. Mehr habe ich dir nicht zu sagen: du weißt jetzt Alles, was du zu thun und zu lassen hast; laß dich indeß belehren, folge meinem Rath und setze dich nicht der Gefahr aus, dein Leben zu verlieren. Noch einmal, so lang du noch Zeit hast, zu überlegen, bedenke wohl, daß dieser unwiederbringliche Verlust an eine Bedingung geknüpft ist, die man, wie du gewiß einsehen wirst, leicht, selbst durch bloße Achtlosigkeit, übertreten kann."

Darauf erwiderte der Prinz Bahman, nachdem er die Kugel empfangen hatte: „So sehr ich dir auch für deinen Rath verbunden bin, den du so eben wiederholt hast, so kann ich ihn doch nicht befolgen, werde mir indeß Mühe geben, deine Warnung, daß ich beim Hinaufsteigen auf den Berg nicht hinter mich sehen soll, zu benützen; auch hoffe ich, daß du mich bald mit der gewünschten Beute zurückkommen sehen wirst, um dir noch umständlicher zu danken." Auf diese Worte, nach welchen der Derwisch nichts mehr erwiderte, als daß er sich freuen würde, ihn wieder zu sehen, und wünsche, daß es so gehen möchte, stieg der Prinz wieder zu Pferd, verabschiedete sich von dem Derwisch mit einer tiefen Verneigung des Kopfes und warf die Kugel vor sich hin.

Die Kugel rollte mit derselben Schnelligkeit, die der Prinz Bahman ihr durch den Wurf gegeben hatte, fort und fort, so daß er den Lauf seines Rosses beschleunigen mußte, um ihr zu folgen und sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Am Fuße des

Bergs hielt ſie, wie der Derwiſch geſagt hatte, ſtille, der Prinz ſtieg ab, legte dem Pferde den Zügel auf den Hals und es rührte ſich nicht mehr vom Flecke. Nachdem er nun den Berg gehörig beſehen und die ſchwarzen Steine darauf bemerkt hatte, fing er an, ihn zu erſteigen, aber kaum hatte er vier Schritte gethan, ſo ließen ſich ſchon die Stimmen vernehmen, von denen der Derwiſch ihm geſagt hatte, ohne daß er Jemand erblickte. Einige ſprachen: „Wohin will dieſer Tollkopf? was will er? Laßt ihn nicht vorbei!“ Andere: „Haltet ihn an, greifet, tödtet ihn!“ Wieder Andere ſchrien mit einer Donnerſtimme: „Ein Dieb, ein Mörder, ein Taugenichts!“ Noch Andere riefen in ſpöttiſchem Tone: „Nein, thut ihm nichts zu Leide, laßt das hübſche Büblein ziehen; wahrhaftig nur für ihn hat man den Käfig und den Vogel aufbewahrt.“

Ungeachtet dieſer ärgerlichen Stimmen klomm der Prinz Bahman eine Zeitlang ſtandhaft und feſt den Berg hinan, indem er ſich ſelbſt Muth einſprach; nun aber wurden die Stimmen immer lauter; ſie machten ein ſo ſchreckliches Getöſe und

kamen ihm sowohl von hinten, als von vorne so nahe, daß Angst und Entsetzen sich seiner bemächtigte. Seine Füße und Knie fingen an zu zittern, er wankte, und bald darauf, als er spürte, daß ihm die Kräfte versagten, vergaß er die Warnung des Derwisches und drehte sich um, um schnell den Berg wieder hinabzusteigen; allein in demselben Augenblicke wurde er in einen schwarzen Stein verwandelt, wie es schon vielen Andern vor ihm ergangen war, welche dieselbe Unternehmung versucht hatten. Seinem Roß widerfuhr das Nämliche.

Scheherfad verschob die Fortsetzung ihrer Erzählung auf die nächste Nacht, in welcher sie mit folgenden Worten begann:

Sechshundert

und

siebenundzwanzigste Nacht.

Seit der Abreise des Prinzen Bahman hatte die Prinzessin Parisade, welche das Messer mit der Scheide, das er ihr zum Kennzeichen seines Todes oder Lebens zurückgelassen, stets an ihrem Gürtel trug, es nicht versäumt, dasselbe häufig, ja sogar mehrere Male des Tags hervorzuziehen und zu befragen. Auf diese Weise hatte sie den Trost gehabt, zu wissen, daß er vollkommen gesund sey, und sich oft über ihn mit dem Prinzen Perwis zu unterhalten, der manchmal zuerst davon anfing und sie um Nachrichten fragte.

So auch an dem unglückseligen Tage, wo der Prinz Bahman in einen Stein verwandelt wurde. Der Prinz Perwis und die Prinzessin unterhielten sich Abends nach ihrer Gewohnheit von ihm, und der Prinz sagte zu seiner Schwester: „Liebe Schwester, ich bitte dich, zieh' das Messer hervor, auf daß wir erfahren, wie es ihm ergeht." Die Prinzessin zog es heraus, und als sie es betrachteten, sahen sie von der Spitze Blut herabträufeln. Von Schmerz und Entsetzen ergriffen, warf Parisade das Messer weg und rief: „Ach, mein geliebter Bruder, so habe ich dich also verloren, durch meine eigene Schuld verloren, und werde dich nie wieder sehen! Wehe mir, o ich Unglückliche! Warum mußte ich dir auch von dem sprechenden Vogel, dem singenden

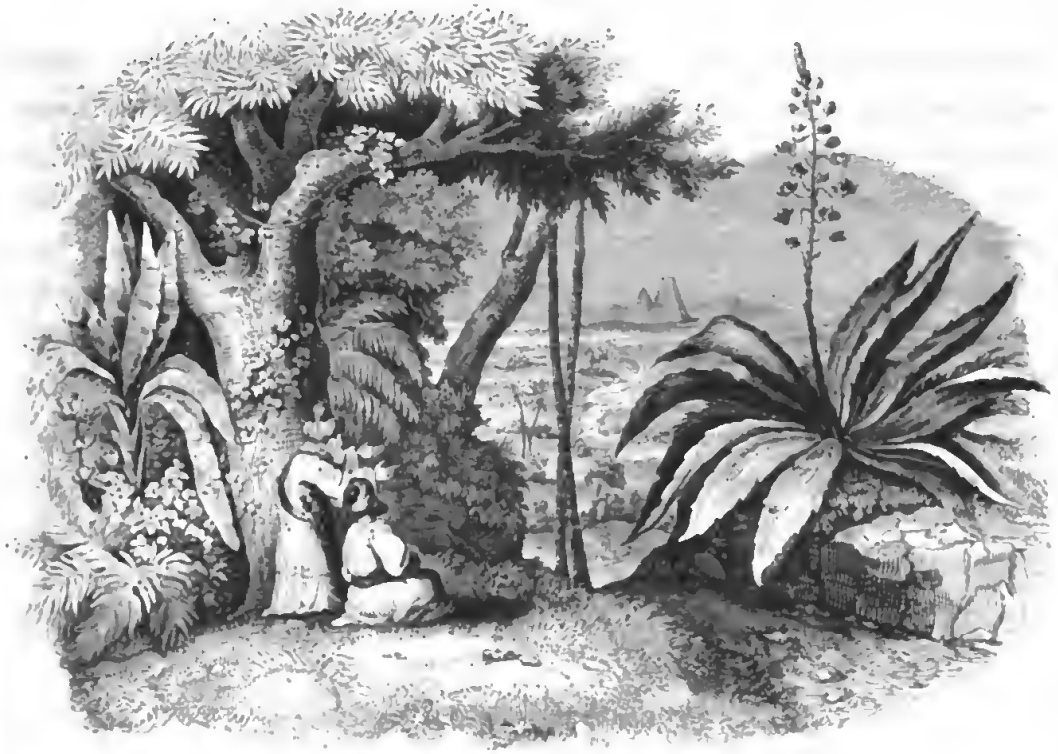
Baum und dem goldgelben Wasser sagen, oder vielmehr, was konnte es mich kümmern, ob die alte Betschwester unser Haus schön oder häßlich, vollkommen oder unvollkommen fand. Wollte Gott, es wäre ihr nie eingefallen, hier einzusprechen! Heuchlerin, Betrügerin," fügte sie hinzu, „mußtest du den freundlichen Empfang, den ich dir werden ließ, so vergelten! Warum hast du mir von einem Vogel, einem Baum und einem Wasser erzählt, welche gewiß nur in der Einbildung der Thoren vorhanden sind, wie ich an dem unglücklichen Ende meines geliebten Bruders erkenne, aber dennoch durch deine Verzauberung fortwährend mein Gemüth beunruhigen!"

Der Prinz Perwis war über den Tod seines Bruders Bahman nicht minder betrübt, als die Prinzessin Parisade; da er aber aus den Wehklagen seiner Schwester erkannt hatte, daß ihr Herz noch immer mit aller Macht nach dem Besitze des sprechenden Vogels, des singenden Baumes und des goldgelben Wassers verlangte, so beschloß er, die Zeit nicht mit fruchtlosen Klagen zu verlieren. „Liebe Schwester," sagte er zu ihr, „vergeblich betrauern wir unsern Bruder Bahman: unsere Klagen und unser Schmerz werden ihm das Leben nicht wieder geben. Dies ist nun einmal Gottes Wille, wir müssen uns ihm unterwerfen und seine Rathschlüsse verehren, wenn wir sie auch nicht verstehen können. Warum willst du jetzt auf einmal die Worte der frommen Frau bezweifeln, nachdem du sie mit so festem Glauben für wahr und zuverlässig gehalten hast! Meinst du, sie würde dir von diesen drei Sachen erzählt haben, wenn sie nicht wirklich vorhanden wären, und sie habe dieselben bloß erfunden, um dich zu betrügen, während du ihr doch durchaus nie und nimmermehr Anlaß dazu gegeben, sondern sie vielmehr so ehrenvoll und gütig aufgenommen und bewirthet hast? Lieber wollen wir glauben, daß der Tod unseres Bruders durch irgend ein Versehen von ihm oder durch einen Unfall herbeigeführt worden ist, den wir uns freilich nicht denken können. Darum, liebe Schwester, wollen wir uns durch seinen Tod nicht abhalten lassen, unser Ziel zu verfolgen; ich hatte mich gleich anfangs erboten, statt seiner die Reise zu machen, und bin noch jetzt dazu bereit. Sein Beispiel vermag mich nicht von meinem Vorhaben abzubringen und ich will mich gleich morgen auf den Weg machen."

Die Prinzessin that alles Mögliche, um es dem Prinzen Perwis auszureden; sie beschwor ihn mit den rührendsten Ausdrücken, er möchte sie doch nicht der Gefahr aussetzen, statt Eines Bruders Beide zu verlieren, allein er blieb taub gegen alle ihre Vorstellungen. Vor seiner Abreise gab er ihr, damit sie beständig den Erfolg seiner Reise wissen möchte, wie sie von dem Schicksale des Prinzen Bahman durch das zurückgelassene Messer unterrichtet worden war, einen Rosenkranz von hundert Perlen

zu demſelben Behufe, und indem er ihr denſelben überreichte, ſprach er zu ihr: „Sprich dieſen Roſenkranz für mich während meiner Abweſenheit. Wenn du ihn abbeteſt und die Perlen wie angeleimt feſt ſtehen, ſo daß du ſie nicht mehr bewegen und nach einander fallen laſſen kannſt, ſo iſt das ein Zeichen, daß ich daſſelbe Schickſal erlitten habe, wie unſer Bruder. Hoffen wir indeß, daß dies nicht geſchehen wird, ſondern daß ich vielmehr das Glück habe, dich nach Erreichung unſeres Zweckes wieder zu ſehen.“

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg, um in der folgenden Nacht alſo fortzufahren:



Sechshundert und achtundzwanzigste Nacht.

Der Prinz Perwis ritt also fort und am zwanzigsten Tage seiner Reise traf er denselben Derwisch an derselben Stelle, wo der Prinz Bahman ihn gesehen hatte. Er ritt auf ihn zu und nachdem er ihn begrüßt hatte, bat er ihn, wenn er es wüßte, ihm den Ort anzuzeigen, wo der sprechende Vogel, der singende Baum und das goldgelbe Wasser zu finden seyen. Der Derwisch machte ihm dieselben Schwierigkeiten und Vorstellungen, wie dem Prinzen Bahman, und setzte noch hinzu, erst vor ganz kurzer Zeit habe ein junger Herr, mit dem er viele Aehnlichkeit besitze, ihn um denselben Weg gefragt; durch seine dringenden und ungestümen Bitten bewogen, habe er ihm denselben gezeigt, eine Art Wegweiser mitgegeben und genau vorgeschrieben, was er zu beobachten habe, wenn der Erfolg glücklich seyn solle. Indeß habe er ihn nicht zurückkommen gesehen und könne daher nicht zweifeln, daß ihm dasselbe Schicksal geworden sey, wie seinen Vorgängern.

„Guter Derwisch," antwortete der Prinz Perwis, „ich weiß, wer derjenige ist, von welchem du sprichst; es war mein älterer Bruder und ich weiß zuverlässig, daß er todt ist; auf welche Art er aber gestorben, kann ich mir nicht denken." — „Das will ich dir

ſagen," verſetzte der Derwiſch: „er iſt wie alle ſeine Vorgänger in einen ſchwarzen Stein verwandelt worden, und auch du haſt dieſelbe Verwandlung zu gewarten, wenn du die guten Rathſchläge, die ich ihm ebenfalls ertheilt hatte, nicht beſſer befolgſt, oder nicht lieber deinen Plan ganz aufgeben willſt, wozu ich dich noch einmal recht dringend ermahne."

„Derwiſch," antwortete darauf der Prinz Perwis, „ich kann dir meinen Dank für den Antheil, den du an der Erhaltung meines Lebens nimmſt, obgleich ich dir ganz fremd bin und nichts gethan habe, um dein Wohlwollen zu verdienen, nicht genugſam ausdrücken. Aber das muß ich dir bemerken, daß ich die Sache reiflich überlegt habe, ehe ich meinen Entſchluß faßte, und jetzt nicht mehr davon abgehen kann. Darum bitte ich dich, erweiſe mir dieſelbe Gnade, wie meinem Bruder: vielleicht wird es mir beſſer als ihm gelingen, denſelben Anweiſungen, die ich von dir erwarte, nachzukommen."

„Da es mir alſo," ſagte der Derwiſch, „nicht gelingen will, dich von deinem Entſchluſſe abzubringen, ſo ſey es denn; wenn mein hohes Alter mich nicht daran verhinderte und ich mich aufrecht auf meinen Beinen halten könnte, ſo würde ich aufſtehen, um dir die Kugel zu geben, die ich hier habe und die dir zum Wegweiſer dienen muß."

Der Prinz Perwis ließ den Derwiſch nicht mehr ſagen, ſondern ſtieg ſogleich vom Pferde und trat auf den Alten zu. Der Derwiſch hatte ſo eben die Kugel aus ſeinem Sacke hervorgeholt, worin er noch einen großen Vorrath davon hatte; er gab ſie ihm und ſetzte ihm auseinander, welchen Gebrauch er davon zu machen hätte. Nachdem er ihn nun, wie früher den Prinzen Bahman, auf's dringendſte gewarnt hatte, vor den unſichtbaren Stimmen, ſo bedrohlich ſie auch ſeyn mögen, nicht zu erſchrecken und nicht abzulaſſen, bis er den Berg erſtiegen und den Käfig mit dem Vogel gefunden hätte, ließ er ihn weiter ziehen.

Der Prinz Perwis dankte dem Derwiſch, und als er wieder aufgeſtiegen war, warf er die Kugel vor ſich hin, gab ſeinem Pferde beide Sporen und folgte ihr. Endlich gelangte er an den Fuß des Berges und als er ſah, daß die Kugel ſtehen blieb, ſo ſtieg er ab. Ehe er den erſten Schritt den Berg hinan that, blieb er noch einen Augenblick ſtehen, um ſich die Anweiſungen, die der Derwiſch ihm gegeben hatte, recht lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Endlich faßte er ſich Muth und ſtieg hinan, feſt entſchloſſen den Gipfel des Berges zu erklimmen; kaum aber war er fünf bis ſechs Schritte vorwärts gegangen, ſo hörte er hinter ſich eine Stimme, die ihm ſehr nahe zu ſeyn ſchien, als wenn Jemand ihn mit Schimpfworten zurückriefe und ihm zuſchrie: „Halt ein, Verwegener! ich werde dich für deine Frechheit züchtigen."

Bei dieſer Beleidigung vergaß der Prinz alle Warnungen des Derwiſches, legte die Hand an ſeinen Säbel, zückte ihn und drehte ſich um, um Rache zu nehmen; kaum aber konnte er noch ſehen, daß Niemand ihm folgte, als er ſchon in einen ſchwarzen Stein verwandelt war, deßgleichen auch ſein Roß.

Indeß hatte die Prinzeſſin Pariſade ſeit der Abreiſe ihres Bruders Perwis es keinen Tag verſäumt, den im Augenblicke des Abſchiedes von ihm empfangenen Roſenkranz an der Hand zu tragen und wenn ſie gerade nichts anderes zu thun hatte, ihn abzubeten, indem ſie die Perlen eine nach der andern durch die Finger laufen ließ. Sie hatte ihn dieſe ganze Zeit hindurch ſogar Nachts nicht von ſich gelaſſen; jeden Abend, wenn ſie zu Bette ging, hatte ſie ihn um ihren Hals gelegt und Morgens gleich beim Erwachen mit der Hand darnach gegriffen, um zu unterſuchen, ob die Perlen immer noch ſich bewegen ließen. Endlich an dem Tage und in dem Augenblicke, da dem Prinzen Perwis daſſelbe Schickſal wie ſeinem Bruder Bahman widerfuhr, in einen ſchwarzen Stein verwandelt zu werden, hielt ſie wie gewöhnlich den Roſenkranz in der Hand und betete ihn. Da fühlte ſie auf einmal, daß die Perlen ſich nicht mehr bewegen ließen, wenn ſie ihnen mit dem Finger einen Druck gab, und zweifelte nicht daran, daß dies ein ſicheres Zeichen vom Tode ihres Bruders ſey. Da ſie nun für dieſen

Fall bereits ihren Entſchluß gefaßt hatte, ſo verlor ſie keine Zeit damit, ihren Schmerz durch äußere Zeichen zu verrathen. Sie that ſich Gewalt an, ihn ganz in ihr eigen Herz zurückzudrängen; am folgenden Morgen aber kleidete, bewaffnete und rüſtete ſie ſich wie ein Mann, ſagte ihren Leuten, ſie werde in wenigen Tagen zurückkommen, ſtieg zu Roſſe und ritt auf derſelben Straße dahin, welche die beiden Prinzen, ihre Brüder, gezogen waren.

Die Prinzeſſin Pariſade, die von ihren Jagdbeluſtigungen des Reitens gewohnt war, ertrug die Strapazen der Reiſe leichter, als andere Frauen vermocht hätten. Sie machte dieſelben Tagreiſen, wie die Prinzen, ihre Brüder, und traf ebenfalls am zwanzigſten Tage den Derwiſch. Als ſie in ſeine Nähe kam, ſtieg ſie ab, führte ihr Roß am Zügel und ſetzte ſich neben ihm nieder. Nachdem ſie ihn hierauf gegrüßt hatte, ſprach ſie alſo zu ihm: „Guter Derwiſch, wirſt du mir wohl erlauben, daß ich einige Augenblicke bei dir ausruhe, und hätteſt du wohl die Güte, mir zu ſagen, ob du nie gehört haſt, daß irgendwo in dieſer Gegend ein Ort iſt, wo man den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldgelbe Waſſer finden kann?“

Der Derwiſch antwortete: „Edles Fräulein — denn trotz deiner Verkleidung erkenne ich dein Geſchlecht an deiner Stimme und muß dich alſo ſo nennen — ich danke dir für deinen Gruß und nehme die Ehre, die du mir erweiſeſt, mit großem Vergnügen an. Ich kenne allerdings den Ort, wo die genannten Dinge ſich finden, aber in welcher Abſicht fragſt du mich darum?“

„Guter Derwiſch,“ erwiderte die Prinzeſſin Pariſade, „man hat mir ſo viel Schönes von dieſen Sachen erzählt, daß ich vor Verlangen brenne, ſie zu beſitzen.“ — „Edles Fräulein,“ verſetzte der Derwiſch, „man hat dir die Wahrheit geſagt; dieſe Dinge ſind ſogar noch weit erſtaunlicher und wunderbarer, als man ſie dir geſchildert hat; aber von den Schwierigkeiten ſcheint man dir nichts geſagt zu haben, die du überwinden müßteſt, um zu ihrem Genuſſe zu gelangen. Hätte man dich gebührend davon unterrichtet, ſo hätteſt du dich gewiß nicht auf eine ſo mühſame und gefährliche Unternehmung eingelaſſen. Laß dir einen guten Rath geben; reite nicht weiter, ſondern kehre wieder um und muthe mir nicht zu, daß ich zu deinem Verderben beitragen ſoll.“

Scheherſad hielt inne, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Sechshundert

und

neunundzwanzigſte Nacht.

„Guter Vater,“ ſagte hierauf die Prinzeſſin, „ich komme aus weiter Ferne, und es wäre mir höchſt unangenehm, wenn ich heimkehren müßte, ohne meinen Plan ausgeführt zu haben. Du ſprichſt von Schwierigkeiten und Lebensgefahr, ſagſt mir aber nicht, was dies für Schwierigkeiten ſind und worin dieſe Gefahren beſtehen. Ich wünſchte indeß ſehr, es zu erfahren, damit ich mich darüber beſinnen und ſehen kann, ob ich auf meine Entſchloſſenheit, meinen Muth und meine Kräfte Vertrauen faſſen darf oder nicht.“

Hierauf wiederholte der Derwiſch der Prinzeſſin Pariſade dieſelbe Rede, die er an die Prinzen Perwis und Bahman gehalten hatte, ja er übertrieb ſogar die Schwierigkeiten, die mit der Ueberſteigung des Berges verbunden ſeyen, auf welchem der Vogel ſich in ſeinem Käfig befinde. Des Vogels, ſagte er, müſſe ſie ſich zuerſt bemächtigen, dieſer werde ihr dann über den Baum und das goldgelbe Waſſer Auskunft geben. Sodann ſchilderte er ihr das Getöſe und den Wirrwarr der drohenden und erſchrecklichen Stimmen, die ſich von allen Seiten hören laſſen, ohne daß man Jemand ſehe, und endlich erzählte er von den vielen ſchwarzen Steinen, die allein ſchon ſowohl ſie, als jeden Andern abſchrecken ſollten, indem dieſe Steine tapfere Ritter ſeyen und dieſe Verwandlung deßwegen erlitten haben, weil ſie die Hauptbedingung

zur glücklichen Ausführung des Unternehmens, nämlich ſich vor Erreichung des Käfiges nicht umzudrehen und zurückzuſchauen, nicht gehörig beobachtet.

Als der Derwiſch ſeinen Vortrag geendet hatte, ſagte die Prinzeſſin zu ihm: „Soviel ich aus deiner Rede erſehe, ſo beſtehen die Hauptſchwierigkeiten bei dieſer Unternehmung darin, daß man bis zum Käfig hinanklimmen muß, ohne ſich durch das Getöſe der unſichtbaren Stimmen erſchrecken zu laſſen, und zweitens, daß man nicht rückwärts ſchauen darf. Was nun die letzte Bedingung betrifft, ſo hoffe ich, Herrſchaft genug über mich zu beſitzen, um ſie pünktlich einzuhalten; in Beziehung auf die erſte geſtehe ich, daß ſolche Stimmen, wie du ſie mir ſchilderſt, wohl im Stande ſeyn können, auch die Beherzteſten zu erſchrecken. Da es indeß bei keiner ſehr wichtigen und gefährlichen Unternehmung verboten iſt, Liſt zu gebrauchen, ſo frage ich dich, ob mir bei dieſem für mich ſo hochwichtigen Abenteuer nicht welche erlaubt iſt.“ — „Und welcher Liſt würdeſt du dich wohl bedienen?“ fragte der Derwiſch. — „Mich dünkt,“ antwortete die Prinzeſſin, „wenn ich mir die Ohren mit Baumwolle verſtopfte, ſo würden jene Stimmen, wie ſtark und erſchrecklich ſie auch ſeyn mögen, weit geringeren Eindruck auf mich machen und weniger auf meine Einbildungskraft wirken können; mein Geiſt würde alſo ſeine Freiheit behalten und nicht ſo ſehr in Verwirrung gerathen, daß er die Beſinnung verlöre.“

„Edles Fräulein,“ erwiderte der Derwiſch, „ich weiß nicht, ob von allen denen, die ſich bisher an mich gewandt und nach eben dieſem Wege gefragt haben, ſich irgend einer dieſer Liſt bedient hat, welche du hier erwähnſt. Nur das weiß ich, daß keiner derſelben gegen mich gedacht hat, und daß ſie Alle umgekommen ſind. Wenn du indeß auf deinem Beſchluſſe beharrſt, ſo magſt du wohl eine Probe damit machen und darfſt von Glück ſagen, wenn es dir gelingt; übrigens rathe ich dir noch einmal, ſetze dich dieſer Gefahr nicht aus.“

„Guter Vater,“ verſetzte die Prinzeſſin, „nichts kann mich abhalten, meinen Vorſatz auszuführen; mein Herz ſagt mir, daß dieſe Liſt gelingen wird, und ich bin entſchloſſen, mich ihrer zu bedienen. Ich brauche jetzt bloß noch von dir zu erfahren, welchen Weg ich nehmen muß, und ich beſchwöre dich, verſage mir dieſe Gefälligkeit nicht.“ Der Derwiſch ermahnte ſie zum letzten Male, die Sache wohl zu überlegen; da er aber ſah, daß ſie unerſchütterlich war, ſo zog er eine Kugel aus ſeinem Sacke heraus und überreichte ſie ihr mit den Worten: „Nimm dieſe Kugel, ſteige wieder zu Pferde, und wenn du ſie vor dich hingeworfen haſt, ſo folge ihr auf allen Umwegen, in denen ſie rollen wird, bis an den Berg, auf welchem dasjenige iſt, was du ſuchſt.

Am Fuße deſſelben wird ſie ſtehen bleiben, dann halte du ebenfalls an, ſteige ab und erklimme den Berg. Das Uebrige weißt du; vergiß ja nicht, es zu beobachten und ziehe hin."

Die Prinzeſſin Pariſade dankte dem Derwiſch, verabſchiedete ſich von ihm und ſtieg wieder zu Pferde; ſie warf die Kugel vor ſich hin und ritt ihr auf dem Wege, welchen ſie rollte, nach, bis ſie endlich am Fuße des Berges ſtille ſtand.

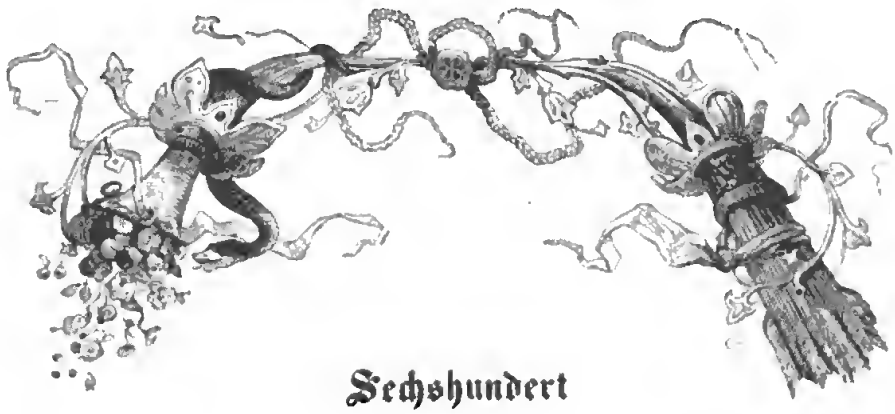
Hier ſtieg die Prinzeſſin ab, verſtopfte ſich die Ohren mit Baumwolle, und nachdem ſie den Weg nach dem Gipfel des Berges genau in's Auge gefaßt, fing ſie an, feſten Schrittes und unerſchrockenen Muthes hinanzuſteigen. Sie hörte wohl die Stimmen, merkte aber ſogleich, daß die Baumwolle ihr von großem Nutzen war. Je weiter ſie hinaufkam, um ſo ſtärker und vielfacher wurden die Stimmen, doch nicht ſo, daß ſie darüber in Verwirrung gerathen wäre. Sie hörte zwar allerlei Schmähworte und beißende Spottreden in Beziehung auf ihr Geſchlecht, allein ſie verachtete dieſelben und lachte ihrer. „Ich ärgere mich nicht über eure Beleidigungen und Spöttereien," ſprach ſie bei ſich ſelbſt; „ihr dürft noch Schlimmeres ſagen, ich ſpotte eurer, und ihr ſollt mich nicht hindern, meinen Weg fortzuſetzen." Endlich kam ſie ſo weit hinauf,

daß ſie den Käfig und den Vogel zu bemerken anfing, welcher letztere im Bunde mit den unſichtbaren Stimmen ſich ebenfalls bemühte, ſie einzuſchüchtern, indem er ihr, ſo klein er auch war, mit donnernder Stimme zurief: „Zurück, tritt nicht näher!“

Die Prinzeſſin aber, durch dieſen Anblick ermuthigt, verdoppelte ihre Schritte, als ſie ſich dem Ziele ihrer Laufbahn ſo nahe ſah. Sie erreichte auch glücklich den Gipfel des Berges, wo der Boden eben war, lief gerade auf den Käfig zu, ergriff ihn mit der Hand und ſagte zu dem Vogel: „Vogel, du biſt jetzt trotz deines Sträubens in meiner Gewalt und ſollſt mir nicht entſchlüpfen.“

Indem nun Pariſade die Baumwolle wieder aus ihren Ohren zog, ſagte der Vogel zu ihr: „Tapferes Fräulein, grolle mir nicht, daß ich mich mit denjenigen vereinigt habe, die ſich für die Behauptung meiner Freiheit bemühten. Obgleich in einen Käfig geſperrt, war ich dennoch mit meinem Schickſal zufrieden; da ich nun aber einmal zur Sklaverei beſtimmt bin, ſo will ich lieber dich zur Herrin haben, die du mich auf eine ſo muthvolle und würdige Art erworben haſt, als irgend einen andern Menſchen auf der Welt; auch ſchwöre ich dir von dieſem Augenblicke an unverbrüchliche Treue und gänzliche Unterwerfung unter alle deine Befehle. Ich weiß, wer du biſt, und will dir auch ſagen, daß du dich ſelbſt nicht als das erkennſt, was du biſt; aber es wird ein Tag kommen, da ich dir einen Dienſt zu erweiſen hoffe, den du mir gewiß ſehr danken wirſt. Um dir ſogleich Beweiſe meiner Aufrichtigkeit zu geben, ſo ſage mir jetzt, was du wünſcheſt; ich bin bereit, zu gehorchen.“

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Sechshundert

und

dreißigſte Nacht.

Die Freude der Prinzeſſin war unbeſchreiblich, um ſo mehr, da die Eroberung, welche ſie ſo eben gemacht hatte, mit dem Tode zweier auf's Zärtlichſte geliebten Brüder erkauft und für ſie ſelbſt mit ſo vielen Anſtrengungen und Gefahren verbunden war; denn jetzt, nachdem ſie dieſe Gefahren überſtanden, erkannte ſie die Größe derſelben viel beſſer, als damals, da ſie ſich trotz der Abmahnungen des Derwiſches hineinbegab. Sie antwortete nun dem Vogel alſo: „Vogel, es war meine Abſicht, dir zu ſagen, daß ich mehrere Dinge wünſche, die für mich von äußerſter Wichtigkeit ſind; es freut mich nun ungemein, daß du mir zuvorgekommen biſt und deine Willfährigkeit zugeſagt haſt. Für's erſte habe ich gehört, es gebe hier ein goldgelbes Waſſer, das ganz wunderbare Eigenſchaften habe; ich bitte dich nun, mir vor allen Dingen den Ort zu ſagen, wo es zu finden iſt.“ Der Vogel ſagte ihr den Ort, der nicht weit entfernt war: ſie ging hin und füllte ein ſilbernes Fläſchchen, das ſie mitgebracht hatte, mit dem Waſſer an; dann kam ſie zum Vogel zurück und ſagte zu ihm: „Vogel, ich bin noch nicht zufrieden, ich ſuche auch den ſingenden Baum: ſage mir, wo er iſt.“ Der Vogel antwortete: „Drehe dich um und du wirſt hinter dir einen Wald erblicken, worin dieſer Baum ſich befindet.“ Der Wald war ganz in der Nähe; die Prinzeſſin ging hin

und erkannte an dem wohllautenden Zuſammenklang von Stimmen unter mehreren andern Bäumen bald denjenigen, den ſie ſuchte. Da er aber ſehr dick und ſehr hoch war, ſo ging ſie zum Vogel zurück und ſagte zu ihm: „Vogel, ich habe den ſingenden Baum zwar gefunden, kann ihn aber weder aus der Erde heben, noch mitnehmen.“ — „Dies iſt auch nicht nöthig,“ antwortete der Vogel, „du brauchſt bloß den kleinſten Zweig abzubrechen, mit nach Hauſe zu nehmen und in deinen Garten zu pflanzen; er wird alsbald Wurzeln ſchlagen und in kurzer Zeit wirſt du ihn zu einem eben ſo ſchönen Baum erwachſen ſehen, wie dieſer iſt.“

Als nun die Prinzeſſin Pariſade ſich im Beſitz der drei Dinge ſah, nach welchen die fromme Frau ein ſo heißes Verlangen in ihr erregt hatte, ſprach ſie alſo weiter zu dem Vogel: „Vogel, ſo viel du auch ſchon für mich gethan haſt, ſo iſt es immer noch nicht genug. Du biſt ſchuld am Tode meiner beiden Brüder, die unter den ſchwarzen Steinen ſeyn müſſen, welche ich beim Heraufſteigen geſehen habe; ich möchte ſie gerne mit nach Hauſe nehmen.“

Es ſchien, als ob der Vogel dieſes Gebotes gerne überhoben geweſen wäre, denn er machte Schwierigkeiten. Die Prinzeſſin beſtand indeß darauf und fuhr fort: „Erinnere dich, Vogel, daß du eben geſagt haſt, du ſeyeſt mein Sklave; du biſt es wirklich und dein Leben ſteht in meiner Gewalt.“ — „Ich kann,“ antwortete der Vogel, „dieſe Wahrheit allerdings nicht beſtreiten, und obgleich deine jetzige Forderung mit größeren Schwierigkeiten verbunden iſt, als die anderen, ſo will ich ſie dennoch ebenfalls erfüllen. Sieh dich überall hier um, ob du nicht einen Krug erblickſt.“ — „Allerdings,“ ſagte die Prinzeſſin, „da ſteht einer.“ — „So nimm ihn,“ fuhr der Vogel fort, „und beim Hinabſteigen vom Berge gieße auf jeden der ſchwarzen Steine ein wenig von dem Waſſer, womit er angefüllt iſt: auf dieſe Art wirſt du deine Brüder wieder finden.“

Die Prinzeſſin Pariſade ergriff den Krug, nahm ihn ſammt dem Vogel im Käfig, dem Fläſchchen und dem Zweige mit ſich, und beim Hinabſteigen ſprengte ſie auf die ſchwarzen Steine alle nach einander Waſſer aus dem Kruge, und ſiehe da, jeder verwandelte ſich in einen Mann. Da ſie keinen einzigen überging, ſo kamen auch ſämmtliche Pferde, ſowohl die der Prinzen, ihrer Brüder, als auch der übrigen Herren, wieder zum Vorſchein. Auf dieſe Art erkannte ſie die Prinzen Bahman und Perwis wieder, und dieſe erkannten ſie ebenfalls und umarmten ſie. Sie erwiderte ihre Umarmung mit großer Herzlichkeit, und noch voll Erſtaunen fragte ſie: „Liebe Brüder, was macht ihr denn hier?“ Als ſie nun Beide geantwortet hatten, ſie haben

ſo eben geſchlafen, ſo fuhr ſie fort: „Ja wohl, aber ohne mich würde euer Schlaf noch fortdauern und hätte vielleicht bis zum Tage des Gerichts gewährt. Erinnert ihr euch nicht, daß ihr ausgezogen ſeyd, den ſprechenden Vogel, den ſingenden Baum und das goldgelbe Waſſer zu ſuchen, und daß ihr hier auf dem Wege die ſchwarzen Steine erblickt habt, womit dieſer Ort beſäet war? Schaut euch um und ſehet, ob noch ein einziger davon übrig iſt. Dieſe Herren hier und ihr waret ſelbſt dieſe Steine, deßgleichen auch eure Pferde, die, wie ihr ſehen könnet, euch erwarten. Wenn ihr nun," fuhr ſie fort, indem ſie auf den Krug zeigte, deſſen ſie jetzt nicht mehr bedurfte, und den ſie bereits am Fuße des Berges hingeſtellt hatte, „wenn ihr nun zu erfahren wünſchet, wie dieſes Wunder geſchehen iſt, ſo wiſſet, es geſchah durch die Kraft des Waſſers, womit dieſer Krug angefüllt war und womit ich die Steine alle beſprengt habe. Als ich den ſprechenden Vogel, den ihr hier im Käfige ſehet, zu meinem Sklaven gemacht und durch ſeine Hülfe den ſingenden Baum, wovon hier ein Zweig, ſo wie das goldgelbe Waſſer, womit das Fläſchchen hier angefüllt iſt, gefunden hatte, ſo

wollte ich nicht nach Hauſe kehren, ohne euch mitzunehmen; ich habe daher den Vogel durch die Macht, die ich über ihn erworben, gezwungen, mir das Mittel dazu anzugeben, und er hat mir dieſen Krug, ſowie den Gebrauch deſſelben, angezeigt."

Die Prinzen Bahman und Perwis erkannten aus dieſer Rede, wie ſehr ſie der Prinzeſſin, ihrer Schweſter, verpflichtet waren, und die fremden Herren, die ſich alle um ſie verſammelt und dieſe Rede ebenfalls gehört hatten, thaten deßgleichen. Sie erklärten ihr, daß ſie weit entfernt ſeyen, ihr dieſe Eroberung, nach welcher ſie ebenfalls geſtrebt hatten, zu mißgönnen, ſondern daß ſie vielmehr ihren Dank für das Leben, das ſie ihnen wieder geſchenkt, nicht beſſer an den Tag legen zu können glauben, als indem ſie ſich für ihre Sklaven erklären, bereit, Alles zu thun, was ſie ihnen gebiete.

„Edle Herren," antwortete die Prinzeſſin, „wenn ihr auf meine Rede Acht gegeben habt, ſo kann es euch nicht entgangen ſeyn, daß ich bei dem, was ich that, keine andere Abſicht hatte, als meine Brüder wieder zu finden: wenn es nun auch euch zu gut gekommen iſt, ſo ſeyd ihr mir dafür keinen Dank ſchuldig. Ich ſehe euer Anerbieten nur als einen Beweis von Höflichkeit gegen mich an, und danke euch dafür, wie ſich's gebührt. Im Uebrigen betrachte ich euch, Einen wie den Andern, als eben ſo freie Leute, wie ihr vor euerm Unglücke waret, und freue mich mit euch über das Glück, das euch durch meine Vermittlung geworden iſt. Laßt uns indeß nicht länger an einem Orte bleiben, wo uns weiter nichts mehr aufhalten kann: ſteigen wir jetzt zu Pferde und kehren nach den Ländern zurück, woher wir gekommen ſind."

In dieſem Augenblicke brach der Tag an und hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen. In der nächſten Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert

und

einunddreißigſte Nacht.

Die Prinzeſſin Pariſade ging mit ihrem Beiſpiele voran, indem ſie ihr Pferd holte, welches ſie auf derſelben Stelle wieder fand, wo ſie es gelaſſen hatte. Bevor ſie aufſtieg, bat ſie der Prinz Bahman, ſie möchte ihn zu ihrer Erleichterung den Käfig tragen laſſen. „Lieber Bruder," antwortete die Prinzeſſin, „der Vogel iſt mein Sklave und ich will ihn ſelbſt tragen; wenn du indeß den Zweig des ſingenden Baumes übernehmen willſt, ſo iſt es mir lieb. Halte auch den Käfig, bis ich aufgeſtiegen bin, und gib ihn mir dann zurück." Als ſie nun wieder zu Pferde ſaß und der Prinz Bahman ihr den Käfig mit dem Vogel zurückgegeben hatte, wandte ſie ſich zu ihrem zweiten Bruder Perwis und ſagte zu ihm: „Und du, Bruder Perwis, nimm die Flaſche mit dem goldgelben Waſſer in Verwahrung, wenn es dir nicht beſchwerlich iſt." Der Prinz Perwis that es mit großem Vergnügen.

Als nun die Prinzen Bahman und Perwis, ſo wie die anderen Herren alle, zu Pferde ſaßen, wartete die Prinzeſſin Pariſade, bis einer von ihnen ſich an die Spitze

ſtellen und den Zug beginnen würde. Die beiden Prinzen wollten aus Höflichkeit den fremden Herren den Vorzug laſſen, und dieſe wiederum der Prinzeſſin. Da nun die Prinzeſſin ſah, daß keiner von den Herren ſich dieſe Ehre zueignen, ſondern alle dieſelbe ihr überlaſſen wollten, ſo ſagte ſie zu ihnen: „Ihr Herren, ich warte darauf, daß ihr euch in Bewegung ſetzet.“ — „Edles Fräulein,“ antwortete einer der Nächſtſtehenden im Namen Aller: „wenn wir auch nicht wüßten, welche Ehre deinem Geſchlechte gebührt, ſo gibt es doch nach dem, was du für uns gethan haſt, keine Ehre, die wir nicht dir zu erweiſen bereit wären, obſchon deine Beſcheidenheit ſich dawider ſetzt. Wir bitten dich nun, daß du uns nicht länger des Glücks berauben mögeſt, dir zu folgen.“

„Ihr Herren,“ ſagte darauf die Prinzeſſin, „ich verdiene die Ehre, die ihr mir erweiſet, nicht, und nehme ſie nur an, weil ihr es ſo wünſchet.“ Mit dieſen Worten ſtellte ſie ſich an die Spitze des Zugs und die beiden Prinzen folgten ihr, unter die übrigen Herren gemiſcht, ohne Rangordnung.

Die Geſellſchaft wollte im Vorbeireiten den Derwiſch begrüßen und ihm für ſeinen guten Empfang und ſeine wohlmeinenden Rathſchläge, deren Wahrheit ſie empfunden hatten, danken; allein er war geſtorben, und man hat nicht ermitteln können, ob aus Altersſchwäche, oder weil man ſeiner nicht mehr bedurfte, um den Weg nach den drei Wunderdingen zu zeigen, welche die Prinzeſſin Pariſade jetzt erobert hatte.

So ritt denn die Geſellſchaft ihres Weges fort, verminderte ſich aber mit jedem Tage. Die Herren, die, wie ſchon oben erzählt, aus verſchiedenen Ländern gekommen

waren, verabſchiedeten ſich, nachdem ſie der Prinzeſſin ihren tiefgefühlten Dank wiederholt hatten, einer nach dem andern von ihr und den Prinzen, ihren Brüdern, ſo wie jeder auf die Straße kam, die er hergeritten war. Die Prinzeſſin und die Prinzen Bahman und Perwis aber ritten auf demſelben Wege weiter, bis ſie nach Hauſe kamen.

Hier ſtellte die Prinzeſſin vor Allem den Käfig in den mehrfach erwähnten Garten, an welchen der Saal ſtieß, und ſobald der Vogel ſeine Stimme hören ließ, flogen die Nachtigallen, die Finken, die Lerchen, die Grasmücken, die Stieglitze und eine zahlloſe Menge anderer Vögel des Landes herbei, um in ſeinen Geſang mit einzuſtimmen. Den Zweig ließ ſie in ihrer Gegenwart auf einem Raſenplatze in der Nähe des Hauſes einſenken. Er faßte Wurzel und ward in kurzer Zeit zum ſtarken Baume, deſſen Blätter bald dieſelbe liebliche Muſik und denſelben vielſtimmigen Geſang hören ließen, wie der Baum, von dem ſie ihn abgebrochen hatte. Was endlich das Fläſchchen mit dem goldgelben Waſſer betrifft, ſo ließ ſie mitten im Garten ein großes ſchönes Marmorbecken machen und goß das gelbe Waſſer, das ſie in dem Fläſchchen hatte, bis auf den letzten Tropfen hinein. Sogleich fing es an aufzuſchwellen, und als es beinahe den Rand des Beckens erreicht hatte, ſprang es aus der Mitte in einer dicken Strahlengarbe fünfzig Schuh hoch empor, fiel dann nieder und fuhr ſo fort, ohne daß das Becken überlief.

Die Nachricht von dieſen Wunderdingen verbreitete ſich in der Nachbarſchaft, und da weder die Thüre des Gartens noch des Hauſes Jemanden verſchloſſen war, ſo ſtrömte bald aus der Umgegend eine große Volksmaſſe herbei, um ſie zu bewundern.

Scheherſad hielt inne, um in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzufahren:

Sechshundert und zweiunddreißigste Nacht.

Die Prinzen Bahman und Perwis fingen einige Tage nach ihrer Heimkehr, als sie sich von den Beschwerden ihrer Reise völlig erholt hatten, ihre alte Lebensweise wieder an, und da die Jagd ihre gewöhnliche Belustigung war, so stiegen sie zu Pferde und ritten zum ersten Mal seit ihrer Rückkehr nicht in den eigenen Park, sondern zwei bis drei Meilen weit von ihrem Hause weg. Während sie hier jagten, kam der Sultan von Persien, ebenfalls auf der Jagd begriffen, an denselben Ort. Sobald sie an der Menge von Reitern, die von allen Seiten zum Vorschein kamen, seine nahe Ankunft erkannten, wollten sie aufhören und sich zurückziehen, um seine Begegnung zu vermeiden; allein gerade auf dem Wege, den sie zu diesem Behufe einschlugen, begegneten sie ihm an einer so engen Stelle, daß sie weder ausweichen, noch umkehren konnten, ohne gesehen zu werden. In ihrer Ueberraschung hatten sie nur noch Zeit, abzusteigen und sich vor dem Sultan niederzuwerfen. So blieben sie mit der Stirne

am Boden liegen, ohne ihn anzublicken; der Sultan aber, der sie so wohl beritten und so anständig gekleidet sah, wie wenn sie zu seinem Hofstaate gehörten, war neugierig, ihr Gesicht zu sehen; er hielt an und befahl ihnen, aufzustehen.

Die Prinzen richteten sich auf und standen mit edlem Anstand und in bescheidener, ehrfurchtsvoller Stellung vor ihrem Sultan. Der Sultan betrachtete sie einige Zeit von Kopf zu Fuß, ohne ein Wort zu sprechen, und nachdem er ihr gutes Aussehen und ihre edle Bildung bewundert hatte, fragte er sie, wer sie seyen und wo sie wohnen.

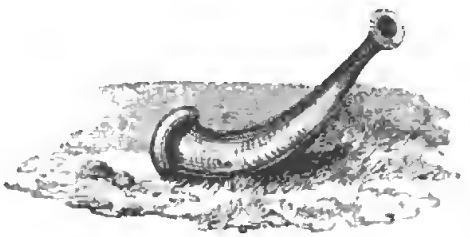
Der Prinz Bahman nahm das Wort und sprach: „Herr, wir sind Söhne des verstorbenen Aufsehers deiner Gärten und wohnen in einem Hause, das er kurz vor seinem Tode bauen ließ, damit wir darin bleiben sollen, bis wir das Alter erreicht hätten, unserm Herrn zu dienen, wenn sich Gelegenheit dazu finden würde."

„Wie ich sehe," fragte der Sultan weiter, „liebt ihr die Jagd?" — „Herr," erwiderte der Prinz Bahman, „dies ist unsere gewöhnlichste Uebung, und keiner von den Unterthanen meines Herrn, der sich dazu bestimmt, dereinst die Waffen in seinen Heeren zu führen, vernachlässigt sie." Der Sultan war hoch erfreut über diese kluge Antwort und sagte zu ihnen: „Da dem so ist, so möchte ich euch wohl jagen sehen. Kommt und wählt euch eine Jagd, wie sie euch beliebt."

Die Prinzen ſtiegen wieder zu Pferde, folgten dem Sultan und waren noch nicht weit geritten, als ſie mehrere Thiere zugleich hervorkommen ſahen. Der Prinz Bahman erwählte ſich einen Löwen und der Prinz Perwis einen Bären. Sie ritten Beide zu gleicher Zeit mit einer Unerſchrockenheit auf dieſelben los, welche den Sultan überraſchte; auch erreichten ſie ihre Thiere faſt zu gleicher Zeit und warfen ihre Speere mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß der Prinz Bahman den Löwen und der Prinz Perwis den Bären durchbohrte, und der Sultan beide Thiere bald nach einander fallen ſah. Ohne ſich länger aufzuhalten, verfolgte der Prinz Bahman einen andern Bären und der Prinz Perwis einen andern Löwen, und in wenigen Augenblicken durchbohrten ſie auch dieſe, ſo daß ſie todt niederſtürzten. Sie wollten noch weiter jagen, aber der Sultan gab es nicht zu; er ließ ſie zurückrufen, und als ſie wieder in ſeine Nähe gekommen waren, ſagte er zu ihnen: „Wenn ich euch ſchalten und walten ließe, ſo würdet ihr bald meine ganze Jagd verwüſtet haben. Indeß will ich nicht ſowohl meine Jagd ſchonen, als euch ſelbſt, denn euer Leben ſoll mir fortan ſehr theuer ſeyn, da ich die Ueberzeugung hege, daß eure Tapferkeit mir dereinſt noch nützlicher ſeyn wird, als ſie mir ſo eben ergötzlich war.“

Kurz, der Sultan Chosru Schach fühlte für die beiden Prinzen eine ſo ſtarke Zuneigung, daß er ſie einlud, ſogleich bei ihm zu bleiben und ihm zu folgen. „Herr,“ erwiderte der Prinz Bahman, „du erweiſeſt uns eine Ehre, die wir nicht verdienen, und wir bitten unſern Herrn, daß er uns dies erlaſſen wolle.“

Scheherſad unterbrach ihre Erzählung, um dieſelbe in der nächſten Nacht folgendermaßen fortzuſetzen:



Sechshundert

und

dreiunddreißigſte Nacht.

Der Sultan, der nicht begriff, welche Gründe die Prinzen wohl haben konnten, dieſen Beweis ſeiner Achtung abzulehnen, fragte ſie darum und verlangte dringend, es zu erfahren. „Herr,“ ſagte der Prinz Bahman, „wir haben eine Schweſter, die jünger iſt, als wir Beide, und mit der wir in ſo inniger Eintracht leben, daß wir niemals etwas unternehmen oder thun, ohne ihren Rath eingeholt zu haben, ſo wie auch ſie ihrerſeits nichts thut, ohne uns zu befragen.“ — „Dieſe eure geſchwiſterliche Eintracht gefällt mir ſehr wohl,“ verſetzte der Sultan; „ſo befraget denn eure Schweſter und kommt dann morgen wieder zu mir auf die Jagd, dann will ich ihren Beſcheid hören.“

Die Prinzen ritten nach Hauſe, dachten aber Beide nicht mehr daran, daß der Sultan ihnen begegnet war, und daß ſie die Ehre gehabt hatten, mit ihm zu jagen, und ſomit erzählten ſie der Prinzeſſin auch nichts davon, daß er ihnen die Ehre erwieſen hatte, ſie mit ſich nehmen zu wollen.

Als ſie ſich nun am andern Morgen wieder beim Sultan zur Jagd eingeſtellt hatten, fragte ſie dieſer: „Nun, habt ihr mit eurer Schweſter geſprochen? Will ſie mir das Vergnügen gönnen, das ich erwarte, euch näher um mich zu ſehen.“ Die

Prinzen blickten einander an und die Röthe ſtieg ihnen in's Geſicht. „Herr,“ antwortete endlich der Prinz Bahman, „wir bitten demüthiglich um Entſchuldigung; weder mein Bruder, noch ich haben daran gedacht.“ — „So denket heute daran,“ fuhr der Sultan fort, „und vergeßt nicht, mir morgen Beſcheid zu bringen.“

Die Prinzen vergaßen die Sache abermals, und der Sultan ärgerte ſich nicht über ihre Gleichgültigkeit, ſondern zog vielmehr drei kleine goldene Kugeln aus ſeiner Börſe, ſteckte ſie dem Prinzen Bahman in den Buſen und ſprach dabei tächelnd: „Dieſe Kugeln werden verhindern, daß ihr heute zum dritten Male das vergeſſet, was ihr mir zu Liebe thun ſollt; ſie werden heute Abend, wenn du deinen Gürtel ablegſt, ein ſolches Geräuſch machen, daß du dich der Sache erinnern wirſt, im Fall du nicht ſchon vorher daran gedacht haſt.“

Es erging, wie der Sultan vorausgeſehen hatte. Ohne die drei goldenen Kugeln hätten die Prinzen abermals vergeſſen, mit der Prinzeſſin Pariſade, ihrer Schweſter, zu ſprechen. Sie entfielen dem Buſen des Prinzen Bahman, als er ſeinen Gürtel abgenommen hatte und ſich anſchickte, zu Bette zu gehen. Er eilte nun ſogleich zu dem Prinzen Perwis, und beide gingen zuſammen durch die Zimmer der Prinzeſſin, die ſich noch nicht niedergelegt hatte. Sie baten um Verzeihung, daß ſie ſo zur ungebührlichen Stunde ſtören, und ſetzten ihr dann die Sache ſammt allen Umſtänden ihres Zuſammentreffens mit dem Sultan auseinander.

Die Prinzeſſin Pariſade war durch dieſe Nachricht beunruhigt und ſagte: „Euer Zuſammentreffen mit dem Sultan iſt glücklich und ehrenvoll für euch und kann es in der Folge noch mehr werden; für mich aber iſt es verdrießlich und ſehr traurig. Ich ſehe wohl, daß ihr aus Rückſicht auf mich den Wunſch des Sultans abgelehnt habt, und bin euch unendlich dafür verbunden; denn ich erkenne daraus, daß eure Freundſchaft für mich vollkommen der meinigen zu euch entſpricht. Ihr habt ſo zu ſagen lieber eine Unhöflichkeit gegen den Sultan begehen wollen, indem ihr ſeinen Wunſch eurer Meinung nach auf eine anſtändige Art ablehntet, als der geſchwiſterlichen Vereinigung, die wir uns geſchworen haben, Eintrag thun; und ihr habt wohl bedacht, daß ihr, ſobald ihr ihn einmal beſucht habt, allmählig genöthigt ſeyn werdet, mich zu verlaſſen, um euch ihm ganz zu widmen. Haltet ihr es indeß für ſo leicht, dem Sultan eine Sache gänzlich abzuſchlagen, die er ſo angelegentlich zu wünſchen ſcheint? Der Wunſch der Sultane iſt ein Wille, dem zu widerſtehen Gefahr bringt. Wenn ich euch alſo auch meiner Neigung zufolge abreden wollte, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, die er von euch fordert, ſo würde ich euch nur ſeinem Zorne ausſetzen und mit mir unglücklich

machen. Dies ist meine Ansicht hierüber; ehe wir jedoch einen Entschluß fassen, laßt uns den sprechenden Vogel befragen und hören, was er uns räth. Er ist verständig und vorausſehend, und er hat uns für schwierige Fälle seine Hülfe versprochen."

Die Prinzessin Parisade ließ sich den Käfig bringen, und nachdem sie dem Vogel in Gegenwart der beiden Prinzen diese verwickelte Sache vorgetragen hatte, fragte sie ihn, wozu er ihnen unter solchen Umständen rathe. Der Vogel antwortete: „Die Prinzen, deine Brüder, müssen dem Willen des Sultans entsprechen und sogar ihrerseits ihn einladen, euch hier zu besuchen."

„Aber, Vogel," wandte die Prinzessin ein, „meine Brüder und ich wir lieben uns ohne Gleichen, und wird dieser Liebe durch einen solchen Schritt kein Eintrag geschehen?" — „Nichts weniger," antwortete der Vogel, „sie wird dadurch nur um so stärker werden." — „Auf diese Art," versetzte die Prinzessin, „wird der Sultan auch mich sehen." Der Vogel antwortete ihr, es sey nothwendig, daß er sie sehe, und Alles werde dann nur um so besser gehen.

Am folgenden Morgen stellten die Prinzen Bahman und Perwis sich wieder zur Jagd ein, und der Sultan fragte sie schon aus der Ferne, so weit er nur gehört werden konnte, ob sie diesmal daran gedacht haben, mit ihrer Schwester zu sprechen. Der Prinz Bahman nahte sich ihm und sprach: „Herr, gebiete über uns nach deinem Wohlgefallen, wir sind bereit, dir zu gehorchen; wir haben nicht nur keine Mühe gehabt, die Einwilligung unserer Schwester zu erlangen, sondern sie hat es sogar mißbilligt, daß wir in einer Sache, welche unsere Pflicht gegen unsern Herrn mit sich bringe, diese Rücksicht auf sie genommen haben. Aber, Herr, sie hat sich derselben auch so würdig gemacht, daß wir hoffen, du werdest uns verzeihen, wenn wir gefehlt haben." — „Laßt euch das nicht bekümmern," erwiderte der Sultan, „ich nehme das, was ihr gethan habt, nicht nur nicht übel, sondern billige es sogar so sehr, daß ich hoffe, ihr werdet auch mich mit derselben Ergebenheit und Anhänglichkeit an meine Person erfreuen, wofern ich nur ein wenig Antheil an eurer Freundschaft habe." Die Prinzen geriethen bei dieser überschwänglichen Güte des Sultans in Verwirrung und antworteten nur durch eine tiefe Verbeugung, um die hohe Ehrfurcht zu bezeigen, womit sie dieselbe empfingen.

Der Sultan jagte wider seine Gewohnheit an diesem Tage nicht lange. Da er erkannte, daß die Prinzen eben so viel Geist besaßen, als Tapferkeit und Kühnheit, so beschleunigte er seine Rückkehr, um sich recht bald und bequem mit ihnen unterhalten zu können. Sie mußten unterwegs an seiner Seite seyn, eine Ehre, die, um von den

vornehmſten Hofleuten ſeines Gefolges zu ſchweigen, ſelbſt die Eiferſucht des Großveziers erregte, den es tief kränkte, ſie vor ſich reiten zu ſehen.

Als der Sultan in ſeine Hauptſtadt einritt, heftete das Volk, das die beiden Seiten der Straßen beſetzt hielt, ſeine Augen nur auf die beiden Prinzen Bahman

und Perwis und forſchte, wer ſie wohl ſeyn möchten, Fremdlinge oder Eingeborne. „Wer ſie auch ſeyen," ſagten die Meiſten, „wollte Gott, daß der Sultan uns zwei ſo wohlgebildete und ſtattliche Prinzen geſchenkt hätte! Er könnte ſie faſt von demſelben Alter haben, wenn die Geburten der Sultanin, die ſchon ſo lange dafür leidet, glücklicher geweſen wären."

Das Erſte, was der Sultan nach der Rückkehr in ſeinen Palaſt that, war, daß er die Prinzen in den vorzüglichſten Zimmern umherführte, deren Schönheit, Reichthümer, Geräthſchaften, Zierrathen und Eintheilung ſie ohne Uebertreibung lobten, wie Leute, die ſich darauf verſtanden. Man trug endlich ein herrliches Mahl auf und der Sultan hieß ſie neben ſich zu Tiſche ſitzen. Sie wollten es Anfangs ablehnen, gehorchten aber, als der Sultan ſagte, daß dies ſein Wille ſey.

Der Sultan, der ungemein viel Verstand besaß und große Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Geschichte, gemacht, hatte wohl vorausgesehen, daß die Prinzen aus Bescheidenheit und Ehrfurcht es nicht wagen würden, die Unterhaltung anzufangen. Um ihnen nun Anlaß zum Sprechen zu geben, brachte er selbst etwas auf die Bahn und that dies während der ganzen Mahlzeit; aber auf was er auch zu sprechen kommen mochte: sie zeigten in Allem so viele Kenntnisse, Verstand, Scharfsinn und Urtheil, daß er darüber in Verwunderung gerieth. „Wenn es meine eigenen Kinder wären," sprach er bei sich selbst, „und wenn ich sie ihren Geistesgaben gemäß hätte erziehen lassen, so könnten sie nicht besser unterrichtet, gewandter und gebildeter seyn." Kurz er fand so großes Wohlgefallen an ihrer Unterhaltung, daß er, nachdem er länger als gewöhnlich bei Tisch geblieben war, aus dem Speisesaale mit ihnen in sein Zimmer ging und sich dort noch sehr lange mit ihnen besprach. Endlich sagte der Sultan zu ihnen: „Ich hätte nie geglaubt, daß es auf dem Lande unter meinen Unterthanen so wohlerzogene, so verständige und so gewandte junge Herren gebe: in meinem Leben habe ich keine Unterhaltung gehabt, die mir mehr Vergnügen gemacht hätte, als die eurige. Für heute ist es indeß genug und Zeit, daß ihr euch durch irgend eine Ergötzlichkeit an meinem Hofe unterhaltet, und da nichts die Wolken besser zerstreuen kann, als Musik, so sollt ihr ein Concert von Gesang und Saitenspiel hören das euch nicht unangenehm seyn wird."

Scheherfad unterbrach ihre Erzählung, um sie in der nächsten Nacht also fortzusetzen:

Sechshundert und vierunddreißigste Nacht.

Als der Sultan so gesprochen hatte, traten die dazu bestellten Spielleute und Sänger herein und entsprachen ganz der Erwartung, die man von ihrer Geschicklichkeit gehabt hatte. Vortreffliche Lustigmacher ließen sich darnach hören, und Tänzer und Tänzerinnen beschlossen die Ergötzlichkeit.

Als die beiden Prinzen das Ende des Tages herannahen sahen, warfen sie sich dem Sultan zu Füßen, und nachdem sie ihm für die Ehre und Güte, womit er sie überhäuft, gedankt hatten, baten sie ihn um die Erlaubniß, heimzukehren, worauf der Sultan sie mit den Worten verabschiedete: „Ich entlasse euch jetzt: aber bedenkt wohl, daß ich euch nur den Weg nach meinem Palaste zeigen wollte, damit ihr künftig von selbst kommen sollt; ihr werdet willkommen seyn, und je öfter ihr mich besuchet, um so größere Freude werdet ihr mir machen.“

Ehe sie sich aus dem Angesicht des Sultans entfernten, sagte der Prinz Bahman zu ihm: „Herr, dürften wir uns wohl die Freiheit nehmen, dich zu bitten, daß du uns und unserer Schwester die Gnade erweisen mögest, das nächste Mal, wenn die Jagdlust dich in unsere Gegend führt, auch unserm Hause zu nahen und einige Augenblicke darin auszuruhen: es ist zwar deiner Gegenwart nicht würdig, allein die Könige verschmähen es zuweilen nicht, in niedriger Hütte einzukehren." Darauf antwortete der Sultan: „Das Haus von Herren, wie ihr, kann nicht anders als schön und eurer würdig seyn. Ich werde es mit großem Vergnügen besuchen und mit noch größerem euer und eurer Schwester Gast seyn, die mir, ohne daß ich sie gesehen habe, schon durch die bloße Erzählung von ihren schönen Eigenschaften theuer geworden ist; auch will ich mir dies Vergnügen nicht länger vorenthalten, als bis übermorgen. Ich werde mich in aller Frühe an demselben Orte einfinden, wo ich mich wohl erinnere, euch das erste Mal getroffen zu haben: kommt auch dahin, auf daß ihr mir zu Führern dienet."

Die Prinzen Bahman und Perwis ritten noch am selbigen Tag nach Hause und erzählten der Prinzessin Parisade sogleich, wie ehrenvoll der Sultan sie aufgenommen habe. Zugleich sagten sie ihr, sie haben nicht vergessen, ihn einzuladen, daß er im Vorbeireiten ihr Haus mit einem Besuche beehren möchte, und er habe es auch auf übermorgen zugesagt.

„Wenn dem so ist," sagte die Prinzessin, „so müssen wir von Stund' an darauf denken, dem Sultan ein würdiges Mahl zu bereiten, und es wird gut seyn, wenn wir zu diesem Behuf den sprechenden Vogel befragen: dieser sagt uns vielleicht ein Gericht, das mehr nach dem Geschmacke des Sultans ist, als andere." Da die Prinzen ihrer Schwester Alles überließen, was sie für gut hielte, so befragte sie, als jene sich entfernt hatten, allein den Vogel. „Vogel," sagte sie zu ihm, „der Sultan wird uns die Ehre erzeigen, in unser Haus zu kommen, und wir müssen ihn bewirthen; sage uns, wie wir es am besten anstellen können, daß er zufrieden ist."

„Meine liebe Herrin," antwortete der Vogel, „du hast vortreffliche Köche, laß diese ihr Bestes thun; hauptsächlich aber sollen sie eine Schüssel Gurken mit einer Fülle von Perlen zurichten, und diese laß vor dem Sultan gleich beim ersten Gang vor allen andern Gerichten aufstellen."

„Gurken mit einer Fülle von Perlen!" rief die Prinzessin Parisade verwundert. „Du bist nicht bei Sinnen, Vogel, das ist ein unerhörtes Gericht. Der Sultan könnte es zwar als eine große Pracht bewundern, aber er ist doch bei Tische, um zu

eſſen, und nicht um Perlen zu bewundern. Ueberdies würden alle Perlen, die ich beſitze, nicht zu dieſer Fülle ausreichen."

„Herrin," verſetzte der Vogel, „thue was ich ſage und bekümmere dich nicht um das, was daraus entſteht, denn dies kann nur etwas Gutes ſeyn. Was indeß die Perlen betrifft, ſo gehe morgen in aller Frühe an den erſten Baum rechts in deinem Garten und laß dort nachgraben: du wirſt mehr Perlen finden, als du nöthig haſt."

Die Prinzeſſin Parifade ließ noch am ſelbigen Abend einem Gärtner andeuten, daß er ſich zu einer beſtimmten Stunde bereit halten ſolle; am andern Morgen in aller Frühe ging ſie mit ihm zu dem Baum, welchen der Vogel ihr bezeichnet hatte, und befahl ihm, am Fuße deſſelben zu graben. Als der Gärtner bis auf eine gewiſſe Tiefe gegraben hatte, fühlte er Widerſtand und bald entdeckte er ein goldenes Käſtchen ungefähr einen Schuh groß in's Gevierte, und zeigte es der Prinzeſſin. „Eben darum habe ich dich hier hergeführt," ſagte ſie zu ihm, „fahre fort und gib wohl Acht, daß du es mit dem Spaten nicht verletzeſt."

Der Gärtner zog das Käſtchen endlich hervor und übergab es der Prinzeſſin. Da es nur durch kleine, ſehr zierliche Häkchen geſchloſſen war, ſo öffnete es die Prinzeſſin auf der Stelle und ſah, daß es voll Perlen war, zwar von mittelmäßiger Größe, aber alle gleich und zu dem beabſichtigten Gebrauche paſſend. Sehr vergnügt über den Fund dieſes kleinen Schatzes, verſchloß ſie das Käſtchen wieder, nahm es unter den Arm und ging nach dem Hauſe zurück, indeß der Gärtner die Erde am Fuße des Baumes wieder zuſammenſcharrte und Alles in den vorigen Stand ſetzte.

Die Prinzen Bahman und Perwis, die, während ſie ſich ankleideten, von ihren Zimmern aus die Prinzeſſin, ihre Schweſter, früher als gewöhnlich im Garten geſehen hatten, gingen ihr, ſobald ſie fertig waren, entgegen und trafen ſie mitten im Garten; da ſie nun ſchon von ferne bemerkt hatten, daß ſie etwas unter dem Arme trug, und jetzt in der Nähe ſahen, daß es ein goldenes Käſtchen war, ſo verwunderten ſie ſich ſehr darüber. „Liebe Schweſter," ſagte der Prinz Bahman zu ihr, indem er auf ſie zutrat, „als wir dich mit dem Gärtner hieher gehen ſahen, trugeſt du nichts und jetzt kommſt du mit einem goldenen Käſtchen zurück. Iſt dies vielleicht ein Schatz, den der Gärtner gefunden und dir angekündigt hat?"

„Meine Brüder," antwortete die Prinzeſſin, „die Sache verhält ſich gerade umgekehrt; ich habe den Gärtner an den Ort geführt, wo das Käſtchen verborgen war, und es ausgraben laſſen. Ihr werdet über meinen Fund noch mehr erſtaunen, wenn ihr ſehet, was es enthält."

Die Prinzeſſin öffnete das Käſtchen, und die Prinzen erſtaunten höchlich, als ſie es mit Perlen angefüllt ſahen, die zwar, jede einzeln betrachtet, ſich nicht durch Größe auszeichneten, aber durch ihre Vollkommenheit und Menge ſehr bedeutenden Werth hatten. Sie fragten die Prinzeſſin, durch welchen Zufall ſie von dieſem Schatze Kunde erhalten habe. „Lieben Brüder," antwortete ſie, „wenn euch nicht ein dringenderes Geſchäft anderswohin ruft, ſo kommt mit mir, ich will es euch ſagen." Der Prinz Perwis verſetzte darauf: „Wie könnten wir ein dringenderes Geſchäft haben, als Kunde von dieſer Sache zu erhalten, die für uns ſo hochwichtig iſt? Ohnehin wollten wir weiter nichts, als dir entgegengehen."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg. In der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung folgendermaßen fort:

Sechshundert

und

fünfunddreißigſte Nacht.

Hierauf ging die Prinzeſſin Pariſade mitten unter den beiden Prinzen nach dem Hauſe zurück und erzählte ihnen unterwegs, wie ſie, der Uebereinkunft mit ihnen gemäß, den Vogel befragt, was er ihr geantwortet, was ſie ihm in Beziehung auf das Gericht Gurken mit Perlen gefüllt entgegengehalten und wie er ihr den Ort, wo ſie ſo eben das Käſtchen gefunden, angezeigt habe, um daſelbſt die nöthige Anzahl Perlen zu holen. Die Prinzen und die Prinzeſſin geriethen auf allerlei Vermuthungen, in welcher Abſicht der Vogel wohl ein ſolches Gericht für den Sultan bereitet wiſſen wolle und ſogar die Mittel angezeigt habe. Endlich aber, nachdem ſie lange hin und wieder über dieſe Sache geſprochen hatten, mußten ſie ſich geſtehen, daß ſie den Zweck nicht einſehen, den Rath des Vogels jedoch Punkt für Punkt unfehlbar befolgen müſſen.

Als ſie wieder in's Haus kamen, ließ die Prinzeſſin den Küchenmeiſter zu ſich auf ihr Zimmer rufen und gab ihm ihre Anweiſungen, wie er das Mahl für den Sultan zu bereiten habe. Dann fügte ſie hinzu: „Außer dem, was ich dir ſo eben geſagt habe, mußt du noch ein beſonderes Gericht für den Sultan machen, und zwar darf Niemand außer dir Hand dabei anlegen. Dieſes Gericht iſt eine Schüſſel mit gefüllten Gurken, und die Fülle haſt du aus dieſen Perlen hier zu machen.“ Mit dieſen Worten öffnete ſie das Käſtchen und zeigte ihm die Perlen.

Der Küchenmeiſter, der nie von einer ähnlichen Fülle gehört hatte, trat zwei Schritte zurück und auf ſeinem Geſicht ſtand deutlich geſchrieben, was er von der Sache denke. Die Prinzeſſin errieth ſeine Gedanken und ſagte: „Ich ſehe wohl, du hältſt mich für aberwitzig, daß ich von dir ein Gericht verlange, wovon du niemals ſprechen gehört haſt und von dem man mit Gewißheit behaupten kann, daß es noch nie bereitet worden iſt. Es iſt wahr und ich weiß es ſo gut, als du; aber ich bin nicht aberwitzig, ſondern befehle dir mit vollem Verſtande, es zu bereiten. Gehe, ſinne darauf und thue dein Beſtes; nimm das Käſtchen mit und bringe es mir dann mit den übrigen Perlen zurück, wenn du nämlich nicht alle brauchſt.“ Der Küchenmeiſter wußte hierauf nichts zu erwidern, er empfing das Käſtchen und nahm es mit. An demſelben Tage ertheilte die Prinzeſſin Pariſade noch ihre Befehle, daß Alles ſowohl im Hauſe, als auch im Garten recht hübſch in Ordnung geſtellt wurde, um den Sultan würdig zu empfangen.

Am andern Morgen waren die beiden Prinzen bereits an dem verabredeten Orte, als der Sultan von Perſien ankam. Der Sultan begann die Jagd und ſetzte ſie fort, bis die brennende Hitze der Sonne, welche ſich der Mittagshöhe nahte, ihn nöthigte, aufzuhören. Während nun der Prinz Bahman beim Sultan blieb, um ihn zu begleiten, ſtellte ſich der Prinz Perwis als Wegweiſer an die Spitze des Zuges, und als er im Angeſicht des Hauſes war, gab er ſeinem Roß die Sporen, um der Prinzeſſin Pariſade die Ankunft des Sultans zu verkündigen; indeß war die Prinzeſſin ſchon von ihren eigneu Leuten, welche ſie nach verſchiedenen Seiten ausgeſchickt hatte, davon benachrichtigt, und der Prinz fand ſie zu ſeinem Empfange bereit.

Als endlich der Sultan ankam und an der Vorhalle abgeſtiegen war, trat die Prinzeſſin Pariſade hervor und warf ſich zu ſeinen Füßen; die Prinzen Bahman und Perwis aber, die zugegen waren, ſagten dem Sultan, dies ſey ihre Schweſter, und baten ihn, die Beweiſe ihrer Ehrfurcht gegen ihn zu genehmigen. Der Sultan bückte ſich, um der Prinzeſſin aufſtehen zu helfen, und nachdem er ſie betrachtet und einige Zeit den blendenden Glanz ihrer Schönheit, ihre Holdſeligkeit, ihren edlen Anſtand und ein gewiſſes Etwas, das nicht zu ihrem ländlichen Wohnorte ſtimmte, bewundert hatte, ſo ſagte er: „Die Brüder ſind der Schweſter würdig und die Schweſter der Brüder; vom Aeußeren auf das Innere zu ſchließen, wundere ich mich nicht mehr, daß die Brüder nichts ohne Einwilligung der Schweſter thun wollen; aber ich hoffe ſie von dieſer Seite noch beſſer kennen zu lernen, als es auf den erſten Anblick möglich iſt, wenn ich zuvor das Haus geſehen habe.“

Hierauf nahm die Prinzessin das Wort und sprach: „Herr, es ist nur ein Landhaus, wie es Leuten unserer Art, die von der großen Welt zurückgezogen leben, zukommt, und darf durchaus nicht mit den Häusern der großen Städte, noch weniger mit den prachtvollen Palästen verglichen werden, welche nur Sultanen angehören.“ — „Ich kann mich hierin nicht ganz auf dein Urtheil verlassen,“ sagte der Sultan sehr höflich; „das, was ich jetzt sehe, macht mir deine Worte etwas verdächtig. Ich behalte mir übrigens mein Urtheil vor, bis du mich das Haus hast sehen lassen; geh also voraus und zeige mir den Weg.“

Die Prinzessin führte nun den Sultan mit Ausnahme des Saales in alle Zimmer, und nachdem er jedes einzelne aufmerksam betrachtet und die Mannigfaltigkeit derselben bewundert hatte, sprach er zu der Prinzessin Parisade: „Wie, mein schönes Kind, das nennst du ein Landhaus? Die schönsten und größten Städte würden bald verlassen seyn, wenn alle Landhäuser dem deinigen glichen. Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß du dir so gut darin gefällst und die Stadt verschmähst. Laß mich auch den Garten sehen, gewiß entspricht er dem Hause.“

Die Prinzessin öffnete eine Thür, die nach dem Garten führte, und das Erste, was dem Sultan in die Augen fiel, war der Strahl des goldgelben Wassers. Ueberrascht durch dieses für ihn so neue Schauspiel, stand er lange still bewundernd da und sagte dann: „Woher kommt dieses wunderbare Wasser, das einen so lieblichen Anblick gewährt? Wo ist seine Quelle und durch welche Kunst hat man einen so außerordentlichen Springbrunnen gemacht, desgleichen es, glaube ich, keinen mehr auf der Welt gibt? Ich will dieses Wunder noch genauer beschauen.“ Mit diesen Worten ging er darauf zu und die Prinzessin führte ihn über den Ort, wo der singende Baum stand.

Scheherzad schwieg, um in der folgenden Nacht also fortzufahren:

Sechshundert

und

sechsunddreißigste Nacht.

Als der Sultan sich ihm nahte, hörte er ein Conzert, wie er noch nie eines gehört hatte. Er blieb stehen und sah sich überall um, wo die Musikanten wohl seyn möchten; da er aber Niemand weder in der Nähe noch in der Ferne erblickte, die Musik jedoch ganz deutlich hörte, so daß er davon bezaubert war, so wandte er sich an die Prinzessin Parisade und sagte zu ihr: „Aber, meine Holde, wo sind denn die Musikanten, die ich höre? Sind sie unter der Erde, oder sind sie unsichtbar in der Luft? Mit so vortrefflichen und bezaubernden Stimmen dürften sie sich gutes Muths sehen lassen, denn sie könnten überall nur Vergnügen bereiten."

„Herr," antwortete die Prinzessin lächelnd, „das Conzert, das du hörst, wird nicht von Musikanten gemacht, sondern von dem Baume, den mein Herr hier vor sich sieht; wenn du dir die Mühe nehmen willst, noch vier Schritte näher herzu zu kommen, so wirst du nicht mehr daran zweifeln können und die Stimmen noch deutlicher hören."

Der Sultan trat näher und war von dem süßen Wohlklang des Conzerts so bezaubert, daß er nicht müde werden konnte, es zu hören. Endlich erinnerte er sich, daß er auch noch das goldgelbe Wasser in der Nähe zu besehen hatte; er brach daher sein Stillschweigen und sagte zur Prinzessin: „Ich bitte dich, meine Schöne, sage mir,

befindet sich dieser wunderbare Baum zufällig in deinem Garten? Hat man ihn dir zum Geschenk gemacht, oder hast du ihn aus fernem Lande kommen lassen? Er muß wohl sehr weit herkommen, denn sonst hätte ich, als großer Freund von Seltenheiten der Natur, gewiß schon davon reden gehört. Welchen Namen gibst du ihm?"

„Herr," antwortete die Prinzessin, „dieser Baum hat keinen andern Namen, als: der singende Baum, und er wächst nicht hier zu Lande; es wäre indessen zu lang, wenn ich dir erzählen wollte, durch welchen Zufall er sich hier befindet. Diese Geschichte hängt mit dem goldgelben Wasser und dem sprechenden Vogel zusammen, welchen wir zugleich bekommen haben, und den du auch sehen kannst, wenn du das goldgelbe Wasser nach Gefallen in der Nähe beschaut hast. Ist es meinem Herrn genehm, so werde ich die Ehre haben, dir Alles zu erzählen, sobald du ausgeruht und dich von den Anstrengungen der Jagd erholt hast, die du durch diesen mühsamen Gang in der Sonnenhitze noch vermehrst."

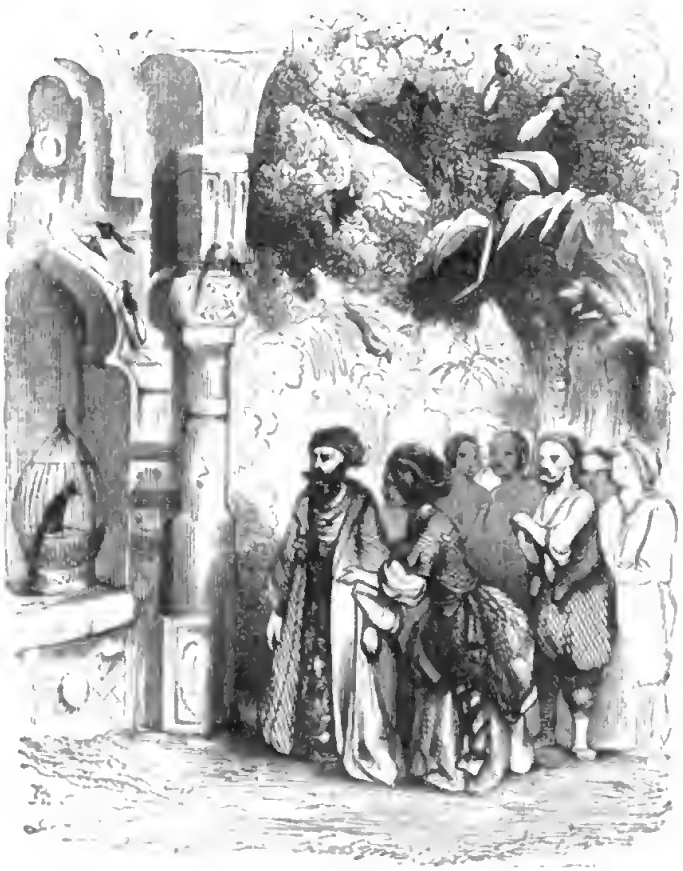
„Mein schönes Kind," antwortete der Sultan, „ich weiß durchaus nichts von dieser Mühe, sie wird mir ja so schön durch die wunderbaren Dinge belohnt, die du mich sehen lässest; sage vielmehr, daß ich nicht an die Mühe denke, die ich dir verursache. Deßhalb laß uns eilen und das goldgelbe Wasser betrachten; ich brenne schon vor Verlangen, hernach den sprechenden Vogel zu sehen und zu bewundern."

Als nun der Sultan an den Springbrunnen des goldgelben Wassers gekommen war, so blieben seine Augen lange auf die Wassergarbe geheftet, die unaufhörlich in die Luft emporstieg und dann wieder in das Becken sank, was eine wunderbare Wirkung hervorbrachte. „Nach deiner Rede, mein schönes Kind," sagte er hierauf zur Prinzessin, „hat dieses Wasser keine Quelle und kommt auch nicht durch unterirdische Röhren aus irgend einem Orte der Umgegend; ich begreife also nur so viel, daß es ebenso wie der singende Baum von fremden Landen herstammt."

„Herr," erwiderte die Prinzessin, „die Sache verhält sich ganz, wie du gesagt hast, und zum Beweis, daß das Wasser nicht anders woher, weder von der Seite, noch von unten kommen kann, versichere ich dich, daß das Marmorbecken aus einem einzigen Stücke besteht. Was dieses Wasser aber in deinen Augen noch wunderbarer erscheinen lassen muß, ist der Umstand, daß ich nur ein einziges Fläschchen davon in das Becken gegossen habe, und es dann durch seine ihm inwohnende besondere Eigenschaft so angeschwollen ist." Der Sultan verließ endlich das Becken mit den Worten: „Es ist jetzt genug für das erste Mal, denn ich denke noch öfter wiederzukommen; führe mich nun zu dem sprechenden Vogel."

Indem er ſich nun dem Saale näherte, bemerkte der Sultan auf den Bäumen umher eine erſtaunliche Menge Vögel, die mit ihrem Geſange und Gezwitſcher die Luft erfüllten. Er fragte, warum dieſelben gerade hier und nicht auf den andern Bäumen des Gartens verſammelt ſeyen, wo er keinen geſehen oder ſingen gehört habe. „Herr," antwortete die Prinzeſſin, „dies kommt daher, weil alle Vögel aus der Gegend zuſammenfliegen, um den Geſang des ſprechenden Vogels zu begleiten. Mein Herr kann denſelben in dem Käfige ſehen, der in einem der Fenſter des Saales ſteht, welchen du jetzt betreten wirſt; wenn du darauf Acht gibſt, wirſt du bemerken, daß ſein Geſang den aller übrigen Vögel bei Weitem übertrifft, ſogar den Geſang der Nachtigall, die ihn kaum von ferne erreicht."

Der Sultan trat in den Saal, und da der Vogel fortfuhr zu ſingen, ſprach die Prinzeſſin mit erhabener Stimme zu ihm: „Höre, Sklave, hier iſt der Sultan, bezeige



ihm deine Ehrfurcht." Der Vogel hörte im Augenblick auf zu ſingen, und ebenſo auch alle andern Vögel mit ihm. Dann ſagte er: „Sehr willkommen ſey der Sultan, der

Himmel überhäufe ihn mit Segen und verlängere die Zahl seiner Tage!" Da das Gastmahl vor dem Sopha in der Nähe des Fensters, wo der Käfig stand, bereitet war, so sprach der Sultan, indem er sich zu Tische begab: „Vogel, ich danke dir für deinen Gruß und bin sehr erfreut, in dir den Sultan und König der Vögel zu erblicken."

Als der Sultan die Schüssel mit Gurken bemerkte, die er auf gewöhnliche Art gefüllt glaubte, so griff er darnach und war außerordentlich erstaunt, sie mit Perlen gefüllt zu finden. „Welche Sonderbarkeit!" sagte er, „was soll eine Fülle von Perlen? Man kann doch die Perlen nicht essen." Dabei blickte er die beiden Prinzen und die Prinzessin mit fragenden Augen an, was dies zu bedeuten habe; aber der Vogel nahm nun das Wort und sagte: „Herr, wie magst du dich über eine Fülle von Perlen, die du mit eigenen Augen siehst, so sehr verwundern, da du doch so leicht glauben konntest, daß die Sultanin, deine Gemahlin, einen Hund, eine Katze und ein Stück Holz zur Welt gebracht habe?" — „Ich habe es geglaubt," versetzte der Sultan, „weil die Hebammen so versicherten." — „Diese Hebammen, Herr," erwiderte der Vogel, „waren die Schwestern der Sultanin, aber neidisch und eifersüchtig auf das Glück, womit du sie vor ihnen beehrt hattest, und um ihre Wuth zu befriedigen, haben sie die Leichtgläubigkeit meines Herrn mißbraucht; sie werden ihr Verbrechen gestehen, sobald du sie verhören lässest. Die beiden Brüder und ihre Schwester, die du hier siehest, sind deine eigenen Kinder, die von diesen Hebammen ausgesetzt wurden; der Aufseher deiner Gärten hat sie aufgenommen, gepflegt und großgezogen."

Scheherfad schwieg, um in der nächsten Nacht ihre Erzählung mit folgenden Worten fortzusetzen:

Sechshundert

und

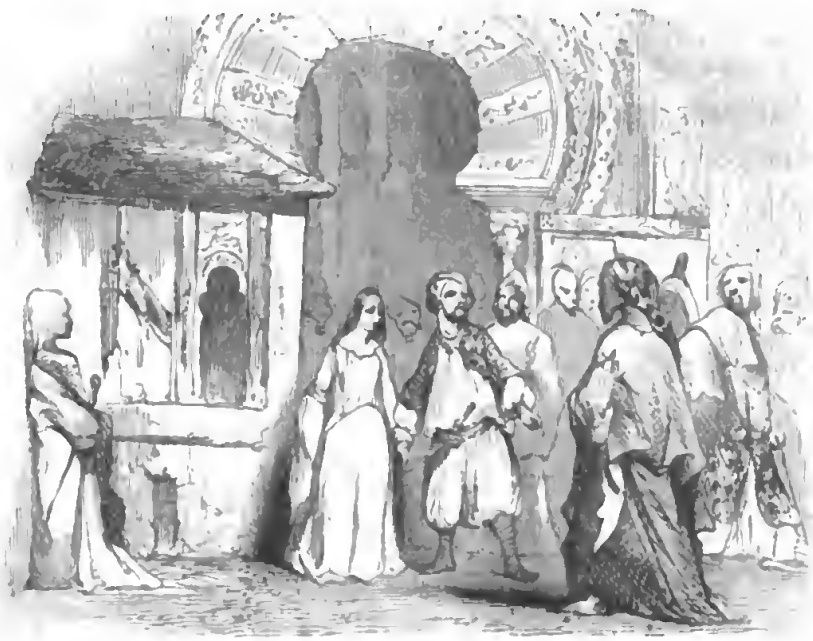
ſiebenunddreißigſte Nacht.

Die Rede des Vogels klärte dem Sultan in einem Augenblick Alles auf. „Vogel!“ rief er aus, „es wird mir nicht ſchwer, dem Glauben beizumeſſen, was du mir entdeckſt und verkündigſt. Die Neigung, die mich zu ihnen hinzog, und die Zärtlichkeit, die ich gleich von Anfang an für ſie fühlte, ſagten mir nur zu deutlich, daß ich ihr Vater ſey. So kommt denn, meine Kinder, komm, liebe Tochter, laßt euch umarmen und empfanget von mir die erſten Beweiſe meiner väterlichen Liebe und Zärtlichkeit.“ Dabei ſtand er auf, und nachdem er die beiden Prinzen und die Prinzeſſin nach einander umarmt und ſeine Thränen mit den ihrigen vermiſcht hatte, ſagte er: „Das iſt noch nicht genug, lieben Kinder, ihr müßt euch jetzt ebenfalls umarmen, nicht als die Kinder des Aufſehers meiner Gärten, dem ich zu ewigem Danke verpflichtet ſeyn werde, daß er euch das Leben gerettet hat, ſondern als meine Kinder, als Sprößlinge der Könige von Perſien, deren Ruhm ihr, wie ich überzeugt bin, glänzend aufrecht erhalten werdet.“

Nachdem ſich nun die beiden Prinzen und die Prinzeſſin mit freudigen Gefühlen ganz neuer Art, wie der Sultan es wünſchte, gegenſeitig umarmt hatten, ſo ſetzte ſich dieſer wiederum mit ihnen zu Tiſche; er aß eilig, und als er fertig war, ſagte er: „Lieben Kinder, ihr erkennet nun in mir euern Vater, morgen werde ich auch eure Mutter, die Sultanin, zu euch führen; bereitet euch vor, ſie zu empfangen.“

Der Sultan stieg zu Pferde und ritt in aller Eile zu seiner Hauptstadt zurück. Sobald er abgestiegen und in seinen Palast gekommen war, befahl er vor Allem seinem Großvezier, den beiden Schwestern der Sultanin auf's schleunigste den Prozeß machen zu lassen. Die beiden Schwestern wurden aus ihren Wohnungen geholt, einzeln gefragt, einander gegenüber gestellt, durch die Folter zum Geständniß gebracht, zur Strafe des Viertheilens verurtheilt und hingerichtet; und dies Alles geschah in weniger als einer Stunde.

Indeß ging der Sultan Chosru Schach, begleitet von allen Herren an seinem Hofe, die gerade zugegen waren, zu Fuß bis an die Thüre der großen Moschee, und nachdem er selbst die Sultanin aus dem engen Gefängniß geführt hatte, in welchem sie seit so vielen Jahren schmachtete und litt, sprach er zu ihr, indem er sie mit Thränen in den Augen in ihrem jammervollen Zustande umarmte: „Theure Frau, ich komme,



um dich wegen der Ungerechtigkeit, die ich dir angethan habe, um Verzeihung zu bitten und dir die schuldige Genugthuung zu geben. Ich habe dieselbe bereits mit der Bestrafung derjenigen begonnen, die mich durch einen fluchwürdigen Betrug verleitet haben; und ich hoffe, daß du diese Genugthuung für vollständig halten wirst, da ich dir zwei ausgezeichnete Prinzen und eine liebenswürdige, von Schönheit strahlende Prinzessin schenke, die deine und meine Kinder sind. Komm und nimm deinen Rang wieder ein sammt allen Ehren, welche dir gebühren."

Diese Genugthuung geschah im Angesicht einer großen Volksmenge, die von allen Seiten herbeigeströmt war, denn die Nachricht von dieser frohen Begebenheit hatte sich in wenigen Augenblicken in der ganzen Stadt verbreitet.

Am andern Morgen in aller Frühe begaben sich der Sultan und die Sultanin, die nun ihr bisheriges Kleid der Erniedrigung und Trauer wieder mit einem prachtvollen königlichen Gewande vertauscht hatte, nebst dem ganzen dazu entbotenen Hofstaate nach dem Landhause der beiden Prinzen und der Prinzessin. Als sie dort angekommen und abgestiegen waren, stellte der Sultan die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzessin Parisade der Sultanin vor, mit den Worten: „Theures Weib, hier sind die beiden Prinzen, deine Söhne, und hier ist die Prinzessin, deine Tochter; umarme sie mit derselben Zärtlichkeit, wie ich sie bereits umarmt habe: sie sind mein und dein würdig.“ Da flossen nun eine unzählige Menge Thränen bei diesen rührenden Umarmungen, besonders von Seiten der Sultanin, die jetzt den Trost und die Freude erlebte, zwei Prinzen als ihre Söhne und eine Prinzessin als ihre Tochter zu umarmen, nachdem sie ihretwegen so schwer und so lange gelitten hatte.

Die beiden Prinzen und die Prinzessin hatten für den Sultan, die Sultanin und den ganzen Hofstaat ein prächtiges Mahl bereiten lassen. Man setzte sich zu Tisch, und nach der Mahlzeit führte der Sultan die Sultanin in den Garten, wo er ihr den singenden Baum und das schöne Spiel des goldgelben Wassers zeigte. Den Vogel hatte sie schon in seinem Käfige gesehen, und der Sultan hatte ihn während der Mahlzeit gerühmt.

Als nun der Sultan keinen Grund mehr hatte, länger hier zu bleiben, stieg er wieder zu Pferde, und der Prinz Bahman ritt zu seiner Rechten, der Prinz Perwis zu seiner Linken, ihnen folgte die Sultanin mit der Prinzessin zu ihrer Linken. Voraus und hinter ihnen ritten die Hofbeamten je nach ihrem Range, und in diesem Aufzuge kehrten sie nach der Hauptstadt zurück. Als sie sich nahten, strömte ihnen das Volk haufenweise bis weit vor die Thore heraus entgegen, und Alle hefteten ihre Blicke nicht weniger auf die Sultanin, mit herzlicher Theilnahme an ihrer Freude nach so langer Betrübniß, als auf die beiden Prinzen und die Prinzessin, die sie mit lautem Freudengeschrei empfingen. Auch der Vogel in seinem Käfig, den die Prinzessin Parisade vor sich her trug, zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie bewunderten seinen Gesang, der alle andern Vögel so anlockte, daß sie ihm auf dem Felde von Baum zu Baum, und in den Straßen der Stadt von Dach zu Dach nachfolgten.

In dieſem feierlichen Aufzuge wurden die Prinzen Bahman und Perwis und die Prinzeſſin Pariſade in den Palaſt geführt, und am Abend folgten große Beleuchtung und allgemeine Freudenfeſte im Palaſt und in der Stadt, und die Luſtbarkeiten dauerten mehrere Tage hinter einander fort.

Mit dieſen Worten endigte Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie mit folgender Geſchichte:

Sechshundert

und

achtunddreißigste Nacht.

Wunderbare Geschichte Omar Alnumans und seiner beiden Söhne, Scharkan und Dhul Makan.

Einst war in Bagdad, noch vor dem Chalifate Abdulmaliks, ein sehr mächtiger König, welcher Omar Alnuman hieß. Er war der tapferste Herrscher seiner Zeit, Funken sprühten aus seiner Nase, wenn er zürnte, und Niemand wagte es, ihm zu widersprechen; die mächtigsten Fürsten mußten sich vor ihm beugen und die entferntesten Länder ihm Gehorsam leisten. Seine Befehle erstreckten sich bis zur Provinz Hedjas und dem glücklichen Arabien, und bis zu den indischen und chinesischen Inseln; sowohl Abyssinien, als der entfernteste Norden war ihm unterthan, und von allen Seiten kamen täglich Boten zu ihm, die ihm die Unterwürfigkeit, die Glückwünsche, Abgaben und Geschenke von den entlegensten Städten brachten. Omar Alnuman war von sehr edler Abkunft; er hatte vier Frauen, von denen ihm eine einen sehr tapfern und heldenmüthigen Sohn gebar, den er unaussprechlich liebte. Außer den vier Frauen hatte er dreihundert und sechsundsechzig Sklavinnen bei sich, für jeden Tag im Jahr

eine Andere. Jede hatte eine eigene Wohnung innerhalb ſeines Palaſtes, der nach den Monaten des Jahres in zwölf Theile eingetheilt war, deren jeder dreißig Wohnungen in ſich faßte. So pflegte er bei Jeder eine Nacht im Jahre zuzubringen, dann ſah er ſie bis zum folgenden Jahre nicht wieder. Sein Sohn Scharkan hatte ſchon viele Länder erobert und war wegen ſeiner Tapferkeit und Einſicht längſt zum Thronerben eingeſetzt, als die Beſtimmung wollte, daß eine der Sklavinnen Omars ſchwanger ward. Omar freute ſich ſehr mit der Ausſicht auf die Vermehrung ſeiner Nachkommen und behandelte die Schwangere mit vieler Güte. Scharkan aber war ſehr betrübt über dieſe Nachricht, denn er dachte: wie leicht könnte der Neugeborne mir einſt mein Reich rauben. Er beſchloß daher bei ſich ſelbſt, wenn die Sklavin einen Sohn gebären würde, ihn umzubringen.

Die ſchwangere Sklavin war eine Griechin, die einſt der König von Cäſarea Omarn, mit vielen andern Geſchenken, geſchickt hatte. Safia, ſo hieß dieſe Griechin, war ſehr liebenswürdig, beſcheiden, tugendhaft und geiſtreich. Omar gewann ſie ſehr lieb, und wenn er bei ihr war und ſie ihn bediente, ſagte ſie immer: „Ich bete zu Gott, daß er mir einen Sohn beſchere; ich will ihn zur Tugend und Gottesfurcht

heranbilden." Während ihrer Schwangerschaft faſtete und betete ſie immerfort zu Gott und war ſehr fromm und wohlthätig; Gott erhörte aber auch ihr Flehen und ließ ſie ohne Schmerzen niederkommen. Omar ſowohl, als ſein Sohn Scharkan, hatten, als die Zeit der Niederkunft nahe war, Jemanden zu ihr geſchickt, der ihnen berichten ſollte, was Safia geboren. Sobald alſo das Kind zur Welt kam und die Ammen erklärt hatten, es ſey ein Mädchen, brachten die Boten dieſe Nachricht dem König und ſeinem Sohne, und Scharkan freute ſich außerordentlich mit dieſer Botſchaft. Als aber die Boten weg waren, ſagte Safia zu den Ammen: „Wartet nur noch ein wenig, ich fühle noch Etwas in meinem Leibe;" ſie ſtieß dann einen Schrei aus und gebar mit Gottes Hülfe auch einen Sohn, ſo ſchön und friſch, wie der leuchtende Mond, mit klarer Stirne und roſigen Wangen. Safia und alle Anweſenden waren außer ſich vor Freude.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:

Sechshundert

und

neununddreißigſte Nacht.

Die Nachricht verbreitete ſich bald im ganzen Schloſſe, alle Sklavinnen beneideten Safia, der König aber war entzückt, ging zu ihr und küßte Mutter und Kinder, nannte den Sohn Dbul Makan (Licht des Orts) und die Tochter Nushat Aſſaman (Ergötzung der Zeit), und ſorgte für Ammen, Diener und Wärterinnen, ſo wie auch für allerlei Getränke und Oele. Die Bewohner Bagdads beleuchteten die Stadt vor Freude über dieſe Begebenheit und die Viziere, die Fürſten und Großen des Reichs erſchienen, um dem König Glück zu wünſchen. Der König dankte ihnen und beſchenkte ſie reichlich. Vier Jahre verſtrichen, in denen der König jeden Augenblick ſich nach Safia und den Kindern erkundigte, ſie mit allerlei Schmuck und andern Koſtbarkeiten beſchenkte und für die Erziehung ſeiner Kinder ſorgte. Scharkan aber glaubte noch immer, Safia habe nur eine Tochter gezeugt, denn er war ſtets nur mit ſeinen Kriegszügen beſchäftigt. Eines Tages kamen Omars Adjutanten und kündigten Geſandte vom Kaiſer von Konſtantinopel an. Omar ließ ſie hereinkommen, ging ihnen entgegen und fragte ſie nach der Urſache ihrer Sendung. Die Geſandten verbeugten

ſich vor ihm und ſagten: „O erhabener König, Herr der weiteſten Länder! Der in Konſtantinopel reſidirende Gebieter der Chriſten, der Kaiſer Feridun, läßt dich wiſſen, daß er einen hartnäckigen Krieg gegen den Herrn von Cäſarea und Armenien führt. Folgendes war die Veranlaſſung dazu: Ein König der Araber fand auf ſeinen Eroberungszügen einen alten Schatz von den Zeiten Alexanders her; unter den unzählbaren Koſtbarkeiten waren auch drei Perlen, ſo groß wie ein Straußenei; es waren Talismane, mit griechiſchen Charakteren darauf gegraben, die gar mannigfache Tugenden hatten; unter Anderem konnte eine ſolche Perle, einem Kinde angehängt, daſſelbe vor jeder Krankheit ſchützen. Der König der Araber ſchickte nun dieſe Perlen mit andern koſtbaren Geſchenken an den Kaiſer Feridun; er ließ zwei Schiffe ausrüſten, das Eine enthielt die Schätze und das Andere Soldaten, um ſie zu bewachen, er glaubte übrigens nicht, daß Jemand es wagen würde, ſeine Schiffe anzugreifen, um ſo weniger, da ſie mit Geſchenken für den mächtigen Kaiſer Feridun beladen waren, und ließ ſie daher nur von einer geringen Mannſchaft bedecken. Als aber die Schiffe bei uns landeten, fielen armeniſche Straßenräuber, in Verbindung mit Truppen von Cäſarea, über ſie her, plünderten das ganze Schiff und tödteten die Mannſchaft. Feridun ſchickte ſogleich eine Armee gegen Armenien, ſie wurde aber geſchlagen; auch eine zweite, noch ſtärkere, vermochte nichts. Nun hat er geſchworen, ſelbſt gegen den Feind zu ziehen und nicht eher zurückzukehren, bis Cäſarea und die Hauptſtadt Armeniens verwüſtet ſeyn würden. Er ſendet uns daher mit Geſchenken zu dir, o mächtiger König! damit du uns doch mit deinen Truppen beiſtehen möchteſt.“ Hierauf verbeugten ſich die Geſandten wieder und ließen die Geſchenke des Kaiſers Feridun herbeiholen.

Omar freute ſich ſehr mit den überbrachten Geſchenken. Sie beſtanden aus fünfzig Sklavinnen, von den ſchönſten Mädchen Griechenlands, und fünfzig Mameluken in ſeidenen Kleidern, mit goldenen Gürteln. Jeder Mameluk ſowohl, als jede Sklavin, hatte einen goldenen Ohrring mit einer Perle daran, die tauſend Pfund Gold werth war. Der König ließ den Geſandten viele Ehre erweiſen und rief ſeine Viziere zuſammen, um ſie um Rath zu fragen. Da erhob ſich der Aelteſte unter ihnen, ſein Name war Dendan, verbeugte ſich vor dem König und ſagte: „O mächtiger Herr! ich kann dir nichts Beſſeres rathen, als eine tapfere Armee zuſammenzuziehen und deinen Sohn Scharkan an ihre Spitze zu ſtellen; denn neben ihm ſind wir Alle nur Kinder; es ſprechen zwei Urſachen dafür: erſtens hat der Kaiſer der Griechen deinen Schutz angefleht und dir Geſchenke verehrt, die du angenommen; zweitens könnte ſein Feind ſpäter auch unſer Land bedrängen; drum iſt gut, du ſchickſt ihm eine Armee

entgegen, erwirbſt dir den Ruhm einer gewonnenen Schlacht, dein Name wird dadurch allenthalben geprieſen werden und von allen Ländern wird man dir Huldigungen darbringen.“ Dieſe Worte fanden bei Omar ſolchen Beifall, daß er dem Vizier ein Ehrenkleid ſchenkte und ihm ſagte: „Ein Mann wie du iſt würdig, Rathgeber der Könige zu ſeyn, auch ernenne ich dich zum Anführer der Hauptarmee; mein Sohn Scharkan aber führe die Reſerve-Truppen an.“ Omar ließ dann Scharkan rufen, theilte ihm die Angelegenheit der Geſandten und den Rath Dendans mit, und befahl ihm, ſich zur Reiſe vorzubereiten, mit zehntauſend wohlgerüſteten und ausdauernden Reitern, und in allen ſeinen Unternehmungen den Rath Dendans nachzuholen. Scharkan beſorgte die Befehle ſeines Vaters, theilte Geld unter den Truppen aus und kündigte auf den dritten Tag den Abmarſch an. Er begab ſich dann in ſeinen Waffenſaal und ſuchte die beſte Rüſtung heraus, wählte einen leichten Renner in ſeinem Stalle, und nach drei Tagen lagerten die Soldaten vor den Thoren Bagdads. Omar kam in's Lager mit vielen Schätzen, die er ſeinem Sohne gab; er nahm dann Abſchied von ihm, umarmte auch Dendan und empfahl Beiden, ſich gegenſeitig um Rath zu fragen, und kehrte wieder in die Stadt zurück. Scharkan hielt dann Muſterung über die zehntauſend Mann ſtarke Armee, und beim Schalle der Pauken und Trompeten

und dem Entfalten der Fahnen ſetzte ſich die Armee in Bewegung, unter der Leitung Scharkans und Dendans, und machte nicht Halt, bis der Tag zu Ende war. Während der Nacht ruhten die Truppen aus, und ſobald Gott wieder den Morgen leuchten ließ, zogen ſie weiter auf dem Wege, den ihnen die Geſandten angegeben, welche neben Scharkan und Dendan herritten. Als ſie nach zwanzig Tagen, des Abends, in ein großes, fruchtbares Thal kamen, beſchloß Scharkan, hier drei Tage zu raſten. Die Soldaten ſtiegen ab, ſchlugen ihre Zelte auf und zerſtreuten ſich rechts und links, um Lebensmittel zu holen. Dendan blieb mit den Geſandten mitten im Lager; Scharkan aber wollte, da dieſes Thal ſchon auf feindlichem Boden lag, bevor er ſich in ſein Zelt begab, die Gegend ein wenig auskundſchaften; er ſchickte ſein Gefolge zum Vizier und ritt allein im Thale umher, bis ein Viertheil der Nacht vorüber war; da ward er ſo müde und ſchläfrig, daß er, nach Gottes Beſtimmung, nicht mehr Kraft hatte, ſein Pferd zu ſpornen, und er ſchlief nach ſeiner Gewohnheit auf dem Pferde ein, das mit ihm in einen dichten Wald ſich vertiefte.

Mit dieſen Worten unterbrach Scheherſad ihre Erzählung für dieſe Nacht, ſetzte dieſelbe aber in der folgenden alſo fort:

Sechshundert

und

vierzigſte Nacht.

Erſt bei Tagesanbruch, als das Pferd mit dem Hufe auf den Boden ſchlug, erwachte Scharkan; er erſchrack, als er ſich mitten im Walde befand, und ſagte den Spruch, deſſen ſich Niemand zu ſchämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer beim erhabenen Gotte.“ Nachdem er aber, vor wilden Thieren ſich fürchtend, eine Weile im Walde umherirrte, ſah er eine ſchöne Wieſe, wie die Fluren des Paradieſes, in der Ferne vor ſich liegen, und vernahm eine ſüße, bezaubernde Stimme. Er ſtieg ab, band das Pferd an einen Baum, nahm ſein Schwert in die Hand und ging in die Wieſe, die an einem Fluſſe lag. Da hörte er, wie eine weibliche Stimme in arabiſcher Sprache ſagte: „Bei dem Meſſias! das iſt nicht ſchön von euch; wer von euch den Mund öffnet, die werfe ich zu Boden und feſſele ſie mit ihrem Gürtel.“ Während ſie ſo ſprach, näherte ſich Scharkan leiſe, unter dem Murmeln der Bäche und dem Gott preiſenden Zwitſchern der Vögel, und verbarg ſich hinter einem Baume. Er ſah nun ein Mädchen wie der Mond, von zehn herrlich geſchmückten, weißen Jungfrauen umgeben, mit herabhängenden ſchwarzen Haaren und Augen, die wie Pfeile die felſigſten Herzen durchbohren. Aber das Mädchen in ihrer Mitte übertraf die Uebrigen an Schönheit und Anmuth. Sie ſchien die Herrin zu ſeyn, denn Scharkan hörte,

wie ſie zu den Uebrigen ſagte: „Kommt, daß ich mit euch ringe, ehe der Mond ganz verſchwindet.“ Hierauf näherten ſich die zehn Jungfrauen, wurden auf den Boden geworfen und mit ihrem Gürtel gebunden. Dann ſagte eine alte Frau, die auch bei ihnen war, ganz zornig: „Du Dirne haſt deine Freude daran, dieſe Mädchen zu feſſeln; bei Gott! ich bin ein altes Weib und doch möchte ich ſehen, ob du mich zu Boden werfen kannſt.“ Das Mädchen lachte, ging auf das alte Weib zu und ſagte: „Willſt du dich wirklich mit mir meſſen?“ Die Alte antwortete: „Ja wohl.“ — „So ſteh' auf,“ rief das Mädchen entrüſtet, „und komme, wenn du Muth haſt.“ Die Alte glühte vor Zorn und glich mit ihren borſtigen Haaren einem Stachelſchweine. Als das Mädchen dann auf ſie losſpringen wollte, warf ſie ſchnell ihr Oberkleid von ſich und nun ſah ſie ganz wie ein häßliches Geſpenſt aus: auch das Mädchen legte ihr ſchweres Gewand ab, und Scharkan bemerkte an ihr ſo ſchöne Formen, daß er den Kopf gen

Himmel richtete und zu Gott betete, das Mädchen möchte doch die Alte beſiegen. Er hatte kaum ſein Gebet vollendet, als das Mädchen die Alte mit der linken Hand umfaßte und mit der rechten am Halſe packte und ſie mit einem Geräuſche hinwarf, daß die ganze Erde zitterte. Dann nahm das Mädchen ſeine ſeidene Tücher und zog ſie der Alten an, entſchuldigte ſich bei ihr und dankte Gott, daß ihr der Sturz weiter nichts geſchadet. Die Alte verſchwand hierauf, ohne ein Wort zu ſagen, und das Mädchen blieb allein vor den zehn gefeſſelten Sklavinnen ſtehen. Da dachte Scharkan: jede Beſtimmung hat ihren Zweck; gewiß hat auch mich nur der Schlaf überfallen und das Pferd mich hierhergebracht, damit ich dieſes Mädchen als Beute davontrage; und was für eine Beute! Er nahm dann ſein Schwert in die Hand, beſtieg ſein Pferd, das wie ein Pfeil daherſchoß, und lenkte es den Sklavinnen zu.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr ſie fort:

Sechshundert

und

einundvierzigſte Nacht.

Als das Mädchen ſich von einem Reiter verfolgt ſah, ſprang ſie über den Fluß, der ſechs Ellen breit war, und rief dann laut zu Scharkan hinüber: „Wer biſt du, der du uns ſo in unſerm Vergnügen ſtörſt? warum ziehſt du dein Schwert, als zögeſt du gegen Soldaten aus? Sprich nur die Wahrheit, wo willſt du hin? Lüge nicht, denn nur gemeine Menſchen ſcheuen ein offenes Geſtändniß; gewiß hat dich die Liebe zu dieſen Mädchen hierher getrieben; aber wiſſe, du befindeſt dich hier an einem Orte, wo auf unſern Ruf im Augenblick viertauſend Mönche zu unſrer Hülfe erſcheinen; ſag' nur ſchnell, was du begehrſt; ſoll ich dir den Weg zeigen, oder willſt du Proviant?" Scharkan erwiderte: „Ich bin ein fremder Muſelmann, ich ſtreifte allein dieſe Nacht umher, um Raub zu ſuchen, nun konnte ich nichts Schöneres finden, als dieſe zehn Mädchen, die ich jetzt mit zu meinen Freunden nehmen will." — „Bei Gott!" rief das Mädchen: „dieſe Sklavinnen ſind nicht für dich; wenn ich nicht deinen Tod fürchtete, ſo würde ich mit einem einzigen Schrei dieſe ganze Ebne mit Kriegern füllen; doch habe ich mit Fremden Mitleid. Haſt du aber Luſt nach Beute, ſo ſteige ab und ringe mit mir;

ſchwöre aber bei deinem Glauben, daß du keine Waffen gegen mich gebrauchen willſt; biſt du der Stärkere, ſo ſollſt du mich und die zehn Sklavinnen haben, beſiege ich dich aber, ſo bin ich deine Gebieterin; aber ſchwöre, ehe ich zu dir komme, denn ich fürchte Verrath von dir, und das Sprichwort ſagt:

„Wo Treuloſigkeit herrſcht, iſt Vertrauen Schwäche!“

Wenn du aber ſchwörſt, ſo ſetze ich über den Fluß und komme zu dir.“

Der lüſterne Scharkan dachte bei ſich: Dieſes Mädchen weiß nicht, daß ich ein wackerer Held bin; er ſagte ihr daher: „Ich ſchwöre, wie du willſt, daß ich dir nichts zu Leid thue, bis du kampfbereit biſt und mir ſelbſt gebieteſt, den Kampf zu beginnen; werde ich beſiegt, ſo bin ich reich genug, um mich loszukaufen; ſiege ich, ſo führe ich die ſchönſte Beute davon.“ — „So ſchwöre,“ ſagte das Mädchen, „bei Dem, der die Körper beſeelt und den Islam geoffenbart, daß du nichts Anderes im Sinne haſt, als mit mir zu ringen.“ Scharkan ſagte: „Bei Gott, der Großkadi hätte mir keinen heiligern Eid auflegen können.“ Er ſchwur dann, wie ſie es verlangte, band ſein Pferd wieder an einen Baum, pries Gott, der ein ſo vollkommenes Weſen geſchaffen, und bat das Mädchen, über den Fluß zu kommen, da er doch keinen ſo weiten Sprung zu machen im Stande war. Das Mädchen ſchürzte ſich auf und ſprang zu Scharkan hinüber, der jetzt erſt recht ihre Schönheit bewunderte und ſich ſelig fühlte, als ihm ihr Athem entgegenwehte. Als er, ſie anſtaunend und nachdenkend, ſtehen blieb, rief ſie ihm zu: „Rüſte dich zum Kampfe, ehe die Sonne aufgeht!“ Er fiel über ſie her und zweifelte nicht am Siege; als aber ſeine Hand ihre zarte Taille umfaßte, zitterte er wie ein Rohr bei einem Sturmwinde, und es ward ihr leicht, ihn zu Boden zu werfen.

Die Chriſtin ſagte dann zu Scharkan: „Bei euch Muſelmännern iſt es wohl erlaubt, einen beſiegten Chriſten zu tödten; wie wäre es, wenn ich nun auch dein Blut vergießen wollte? Doch, der Prophet Mohammed (Gottes Friede ſey mit ihm!) hat verboten, Frauen, Kinder, Greiſe und Mönche zu tödten; und da du noch viel ſchwächer als ein Mädchen biſt, muß ich auch dir das Leben ſchenken; übrigens iſt eine fromme That nie bei Gott verloren.“ Scharkan ſprang vom Boden auf, ſchüttelte den Staub ab und blickte beſchämt zur Erde. Die Chriſtin fuhr dann fort: „Wie mag Jemand nach Griechenland kommen, um einem König gegen einen Andern beizuſtehen, wenn er ſelbſt ſich nicht einmal gegen ein ſchwaches Mädchen zu vertheidigen weiß?“ Scharkan erwiderte: „Es fehlt mir keineswegs an Kraft; nicht deine Stärke, ſondern deine Reize haben mich beſiegt; willſt du noch einen Kampf verſuchen, ſo ſollſt

du dich davon überzeugen." Die Chriſtin ſagte lächelnd: „Es ſey! doch will ich zuerſt die Sklavinnen losbinden, deren Arme von den Feſſeln gedrückt ſind." Sie that dies und ſagte ihnen in griechiſcher Sprache: „Geht an einen Ort, wo ihr vor der Lüſternheit dieſes Muſelmannes ſicher ſeyd." Die Mädchen verſchwanden und Scharkan ſah ihnen mit feuerſprühenden Augen nach. Ohne ein Wort zu ſagen, umfaßte er dann die Chriſtin wieder, aber ſie hob ihn in die Höhe, ſchleuderte ihn wie einen Bliß auf

den Boden und ſagte: „Ich habe dir das erſte Mal das Leben geſchenkt, weil du ſo ſchwach wie ein Weib biſt; jetzt ſchenke ich es dir, weil du noch ein Kind im Ringen und weil du bei uns fremd biſt. Nun geh aber, und weißt du Jemand bei der Armee, die Omar dem König von Konſtantinopel zu Hülfe ſchickt, der ſtärker iſt, als du, ſo ſchicke ihn her: ich bin bereit, auf jede Weiſe mich mit ihm zu meſſen." Sie ſprang

dann wieder über den Fluß und rief lachend Scharkan zu: „Mein Herr! es thut mir leid, mich von dir trennen zu müſſen, geh zu deinen Gefährten, ehe es ſpäter wird, ſonſt möchten die Mönche dich überraſchen.“ Scharkan rief ihr, als ſie ſchon auf das Kloſter zuging, nach: „O meine Herrin! kannſt du mich armen Fremden und Liebeskranken ſo allein hier laſſen?“ Die Chriſtin wendete ſich lächelnd nach ihm um und ſagte: „Was willſt du denn von mir?“ — „Laß mich dein Land betreten, an deinen ſüßen Worten mich ergötzen und an deiner Koſt mich laben; ich will wie einer deiner Diener ſeyn.“ — „Nun, in Gottes Namen, das ſey dir gewährt; denn nur gemeine Menſchen weiſen Gäſte zurück. Komm, bei meinem Haupte und meinen Augen! beſteige dein Pferd und reite am Ufer des Fluſſes mir gegenüber.“ Scharkan holte freudig ſein Pferd und ritt, nur vom Fluſſe getrennt, neben der Chriſtin, bis er an eine geſperrte Kettenbrücke kam. Hier ſah er die Mädchen wieder, die ihrer Herrin warteten. Als dieſe zu ihnen gelangte, ſagte ſie einer von ihnen in griechiſcher Sprache: „Laſſe dieſen Reiter über die Brücke und führe ihn dann in's Kloſter.“ Scharkan war ſehr verlegen und dachte: Wäre nur der Vizier Dendan bei mir, daß er auch dieſe Mädchen ſähe.

Hier ſchwieg Scheherſad, um in der nächſten Nacht alſo fortzufahren:

Sechshundert und zweiundvierzigste Nacht.

Scharkan ſagte dann zur Herrin: „Nun werde ich dir doppelten Schutz ſchuldig, als dein Begleiter und dein Gaſt; möchteſt du nicht dann auch ſo gnädig ſeyn und mit mir in das Land der Muſelmänner kommen und dich daſelbſt umſehen, um die tapfern Helden kennen zu lernen? du kannſt auf meinen Schutz bauen.“ — „Bei dem Meſſias! ich halte dich für ſehr dumm, du würdeſt ſonſt keine ſolche Treuloſigkeit durchſchauen laſſen; wie magſt du ſo verrätheriſch ſprechen? Ich weiß recht gut, daß mich euer König Omar Alnuman verfolgen würde, obſchon er zwölf Schlöſſer, jedes mit dreißig Wohnungen und eben ſo viel Mädchen, beſitzt; auch weiß ich, daß euer Geſetz euch erlaubt, gegen Gefangene oder Leibeigene oder Chriſtinnen euch Alles zu erlauben. Was aber eure Helden angeht, ſo ſchwöre ich beim Meſſias, ich habe eure ganze Armee geſehen, als ſie unſer Gebiet betrat, ich fand aber gar nichts Edles daran; ſie ſchien nur ein zuſammengeraffter Volkshaufen. Wiſſe auch, daß ich nicht aus Achtung und Liebe, ſondern nur aus natürlicher Freigebigkeit gegen dich gütig bin. Du ſollteſt alſo dergleichen Reden laſſen und wäreſt du auch der berühmte Scharkan.“ — „Haſt du ſchon etwas von Scharkan gehört?“ — „Wohl habe ich vernommen, daß er mit einer

Armee von zehntauſend Mann kommen würde, um dem König von Konſtantinopel beizuſtehen.“ — „Ich beſchwöre dich bei deinem Glauben, erzähle mir den ganzen Hergang des Streits, daß ich die Wahrheit von Lügen unterſcheide und wiſſe, wem es

ſchlecht gehen wird.“ — „Bei deinem Glauben, wenn ich nicht befürchtete, man würde erfahren, daß ich ein griechiſches Mädchen bin, ſo hätte ich es allein mit den zehntauſend Reitern aufgenommen und ihren Vizier Dendan getödtet und Scharkan beſiegt. Doch ich habe aus Büchern und Unterhaltungen mit Arabern ſo viel Bildung erlangt, daß ich es unſchicklich finde, meine Tapferkeit ſelbſt zu preiſen, obgleich du von meiner Gewandtheit im Ringen dich ſelbſt überzeugt haſt. Ich wünſchte nur, daß der Meſſias mir Scharkan hierher ſchickte, ich würde mich dann als Mann kleiden, ihn gefangen nehmen und in Ketten werfen.“

Bei dieſen Worten erwachte Scharkans Heldenmuth und Ritterſinn, er wollte ſich zu erkennen geben und ſie zum Kampfe auffordern, aber ihre Schönheit und Anmuth hielten ihn gefeſſelt; wie ein Dichter ſagte:

„Begeht eine Schöne einen Fehler, ſo legen ihre Reize tauſend Fürbitten ein; und wenn du ſie zürnend anſiehſt, ſo rufſt du bewundernd aus: Sieh', der Vollmond iſt aufgegangen!“

Scharkan ging daher, ohne zu antworten, mit ihr weiter, bis an ein großes Thor. Als die Chriſtin es öffnete, ſah Scharkan einen mit Marmor gepflaſterten langen Säulengang vor ſich, der von kryſtallnen Leuchtern erhellt war, welche wie die Sonne ſtrahlten. Am Ende des Gangs ſtanden Sklavinnen mit geſtickten und juwelenbeſetzten Kopfbinden; ſie trugen wohlduftende Wachslichter in der Hand, und führten ihre Gebieterin mit Scharkan in einen Saal, wo mehrere Sopha einander gegenüber ſtanden. Der Boden dieſes Saales war ganz von Marmor, die Wände waren mit goldgeſtickten Vorhängen verziert, und mitten im Saale war ein Springbrunnen mit vierundzwanzig goldnen Röhren, aus denen das Waſſer ſchäumend ſprudelte. Die Chriſtin, welche die Herrin dieſes Hauſes war, hieß Scharkan auf ein an der Wand ſtehendes, mit Seide überzogenes Sopha ſitzen, und verließ ihn.

Scheherſad hielt inne, da ſie den Anbruch des Tages bemerkte; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert

und

dreiundvierzigſte Nacht.

Nach einer Weile erkundigte ſich Scharkan nach der Chriſtin bei einer Sklavin, und dieſe antwortete ihm: „Meine Herrin iſt zu Bett gegangen und hat uns hier gelaſſen, um dich zu bedienen.“ Sie brachten ihm dann verſchiedene Speiſen, und nach der Mahlzeit ein goldnes Waſchbecken mit einer ſilbernen Kanne, um ſeine Hände zu waſchen. Dann fing er aber an, um ſeine Truppen beſorgt zu werden, die ihm ſein Vater anvertraut hatte; er verſank in tiefes Nachdenken, bereute ſeine Kühnheit und brachte eine ſehr unruhige, ſchlafloſe Nacht zu. Am folgenden Morgen kam die Chriſtin wieder mit zwanzig Sklavinnen, die ihre Schleppe trugen. Sie hatte ein ſeidenes, königliches Kleid an, mit einem juwelenbeſetzten Gürtel, der ihre Taille bezeichnete, und ihren vollen Buſen und ihre ſtarken Hüften noch mehr hervorhob. Auf ihrem Haupte hatte ſie ein Perlennetz mit allerlei Edelſteinen. Als Scharkan ſie voller Würde und Anmuth daherſchreiten ſah, war er außer ſich vor Freude und vergaß wieder ſeine Armee und ſeinen Vizier. Die Chriſtin ſah ihn lange ſtarr an, bis ſie ihn endlich erkannte und ihm ſagte: „Nun hat das Tageslicht dich verrathen, Scharkan, wie haſt du die Nacht zugebracht? wie iſt es dir gegangen, wackerer Held, ſeitdem ich dich verlaſſen? Suche nur nicht länger dich zu verbergen, ich kenne dich, du biſt des Königs Omar Sohn, und es ziemt ſo großen Männern nicht, zu lügen; deine

Verſtellung würde nur meinen Zorn reizen. Das Geſchick hat dich nun einmal hierher gebracht, ergib dich gutwillig!" Scharkan ſah ein, daß ein längeres Verleugnen unmöglich wäre, er geſtand daher, daß er Scharkan ſey, ſie möge ihm thun, was ſie wolle, beugte den Kopf zur Erde und blieb ruhig vor ihr ſtehen. Da ſagte ihm die Chriſtin: „Sey nur frohen Muths, du biſt mein Gaſt, wir haben Salz und Brod mit einander gegeſſen, du ſtehſt unter meinem Schutze; bei dem Meſſias, ſo lange ich lebe, ſoll kein Menſch dir etwas zu Leide thun!" Sie ſetzte ſich dann neben ihn und liebkoste ihn ſo lange, bis er ſeine Furcht verlor und dachte: Hätte ſie meinen Tod

gewollt, ſo ſtand es ja bei ihr, mich ſchon dieſe Nacht umbringen zu laſſen. Sie ſagte dann einer Sklavin etwas in griechiſcher Sprache; dieſe blieb eine Weile aus und kam mit einem Speiſetiſche voll Schüſſeln wieder. Scharkan wollte nichts eſſen, denn er fürchtete, es möchte Gift an den Speiſen ſeyn. Die Chriſtin aber errieth ſeine Gedanken und ſagte: „Bei dem Meſſias, du irrſt; wenn ich dich tödten wollte, ſo hätte ich es ſchon gethan;" ſie aß dann ſelbſt einen Biſſen von jeder Speiſe und Scharkan aß ihr

freudig nach. Als sie gegessen und sich die Hände gewaschen hatten, ließ die Christin goldne, silberne und krystallne Trinkgefäße bringen, füllte einen Becher und trank davon, dann füllte sie einen zweiten und überreichte ihn Scharkan, indem sie ihm sagte: „Siehst du, Muselmann, in welch schönes Leben du hineingekommen." Sie tranken dann mit einander so lange, bis Scharkan vor Wein und Liebe den Verstand verlor.

Sie rief dann einer Sklavin: „Murdjana, bring' Musikinstrumente herbei!" Murdjana holte eine Harfe und eine Laute und überreichte sie ihrer Gebieterin. Diese stimmte die Laute und sang mit einer Stimme, zarter als der Zephyr, folgende Verse:

„Gott verzeihe deinen Augen, die mein Blut vergießen und so manche Pfeile in mein Herz schleudern. Schone einen Liebenden, der vor Sehnsucht außer sich; erfreue das Aug', das deinetwillen stets wacht, und tröste das Herz, das nach dir stets schmachtet."

Jede Sklavin nahm dann ein anderes Instrument und sang ein griechisches Lied. Dann sang ihre Herrin wieder so schön, daß Scharkan vor Entzücken außer sich war. Da sagte sie ihm: „Muselmann, verstehst du dies?" Er antwortete: „Nein, bei Gott, doch der Anblick deiner schönen Finger macht mich schon selig." — „Und was wirst du thun, wenn ich dir etwas Arabisches singe?" — „Ich werde nicht mehr Herr meines Verstandes seyn." Da sang sie folgende Verse:

„Bitter schmeckt die Trennung vom Geliebten; gibt es einen Trost für diesen Schmerz? Ach, wie liebe ich den Edlen, der mich bezaubert, und wie betrübend wird mir sein Scheiden seyn!"

Scharkan verlor das Bewußtseyn vor Entzücken, als er diese Verse vernahm, und blieb eine Weile leblos auf dem Boden hingestreckt. Als er wieder zu sich kam, wurden frische Getränke gebracht, und so verging der ganze Tag in angenehmster Unterhaltung bei Wein und Gesang. Sobald aber die Nacht ihren Vorhang fallen ließ, zog sich die Christin in ihr Schlafgemach zurück, und Scharkan sagte: „Gott bewache sie!" Am folgenden Morgen kam eine Sklavin zu Scharkan und sagte ihm: „Meine Herrin läßt dich zu sich bitten." Scharkan ging ihr nach und viele Mädchen begleiteten ihn mit Musik, bis er an ein großes Thor von Elfenbein kam, das mit Perlen besetzt war. Als es sich öffnete, befand er sich in einem großen Saale mit verschiedenen seidenen Teppichen bedeckt; durch die offnen Fenster dieses Saales hatte er die Aussicht auf ein Schloß, das von Bäumen und Bächen umgeben war; die Wände des Saales waren

mit allerlei Figuren bemalt, die man, wenn der Wind ſie in Bewegung ſetzte, für lebendig hielt. Die Chriſtin, die in dieſem Saale ſaß, ſtand auf, ſobald ſie Scharkan erblickte, reichte ihm die Hand, ließ ihn neben ſich ſitzen und fragte ihn, wie er die Nacht zugebracht? Nachdem ſie ſich eine Weile mit einander unterhalten hatten, bat ſie ihn, einige Verſe, die auf Liebende ſich beziehen, zu recitiren; da trug er die Verſe vor, die ein Dichter für Aſſa geſchrieben:

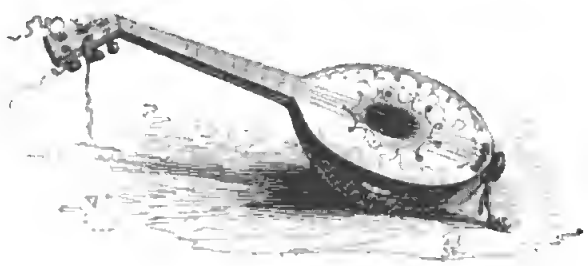
„Wollte Aſſa mit der Morgenſonne um die Schönheit wetteifern, ſo würde ſie den Preis erhalten; viele Frauen ſuchen Aſſa zu beſchämen, Frauen, deren Wangen Gott zu ihren Fußſohlen machen möchte!“

Sie fragte ihn dann: „Was hat wohl der Dichter Djumeil gemeint, als er zu ſeiner Geliebten ſagte:

„Du willſt meinen Tod, nichts Anderes; während ich nichts wünſche, als dich zu beſitzen.“

Scharkan antwortete: „Er meinte wohl daſſelbe, was ich auch dir ſagen möchte.“ Die Chriſtin lachte und brachte den ganzen Tag ſingend und ſcherzend mit ihm zu. Abends zog ſie ſich wieder in ihr Schlafgemach zurück, und am folgenden Morgen ließ ſie ihn wieder mit Muſikbegleitung von ihren Sklavinnen in einen andern Salon führen, der noch größer und mit noch viel ſchönern Vögeln und wilden Thieren bemalt war. Hier erwartete ſie ihn, reichte ihm die Hand und ließ ihn wieder neben ſich ſitzen.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:



Sechshundert und vierundvierzigſte Nacht.

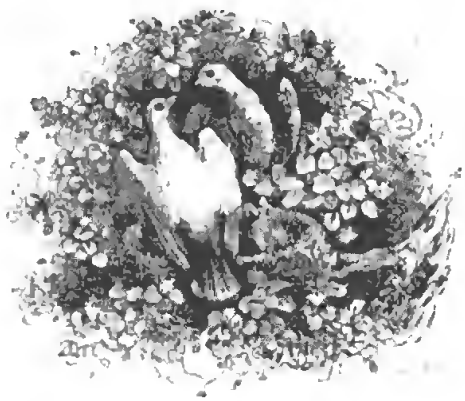
Dann fragte ihn die Chriſtin, ob er das Schachſpiel verſtehe? und als er ihre Frage bejahte, holte ſie ein Schachſpiel herbei und ſpielte mit ihm. So oft aber Scharkan ihr Geſicht ſah, war er ſo verwirrt, daß er den Ritter an die Stelle des Laufers und den Laufer an die Stelle des Ritters ſetzte. Sie lachte über ſein Spiel und ſagte: „Wenn du nicht beſſer ſpielſt, ſo verſtehſt du nichts.“ Scharkan erwiderte: „Die erſte Partie zählt nicht.“ Sie ſpielten hierauf eine zweite, die Scharkan wieder verlor. Da ſagte ſie: „Du wirſt allenthalben geſchlagen.“ Scharkan verſetzte lächelnd: „Wer kann dir widerſtehen?“ Sie ließ dann wieder Speiſen und Wein bringen, dann ſpielte ſie Harfe, und ſo wurde auch dieſer Tag ſchöner noch, als die früheren, zugebracht. Abends ging ſie in ihr Bett und Scharkan ſchlief allein auf den Teppichen, bis er des Morgens wieder geholt ward. Als er wieder vergnügt neben der Chriſtin ſaß, hörte er auf einmal einen Lärmen und ein Herbeidrängen von Männern, und ſiehe da, die Mönche traten mit gezogenem Schwerte herein und ſagten in griechiſcher Sprache: „So biſt du, Scharkan, endlich in unſre Hand gefallen, zweifle nur nicht mehr an deinem Tode!“ Als Scharkan dies hörte, dachte

er: Die Chriſtin hat mich durch Liſt ſo lange aufgehalten, bis die Männer heimgekehrt, und ſo habe ich mich ſelbſt in den Abgrund geſtürzt. Als er aber einen Blick auf ſie warf und ihr Vorwürfe machen wollte, ſah er, wie ſie ganz blaß geworden, dann aufſtand und die Männer fragte: „Wer ſeyd ihr?“ Der oberſte Patriarch antwortete: „O edle Prinzeſſin, einzige Perle! weißt du nicht, wer hier bei dir iſt?“ Sie ſagte:

„Nun, wer iſt's denn?“ Er erwiderte: „Es iſt der beſte Ritter, der größte Länderverwüſter; es iſt Scharkan, der Sohn des Königs Omar; er iſt's, der ſo viele Schlöſſer erobert und ſo viele Feſtungen erſtürmt. Die alte Frau Dſat Dawahi hat unſerm Herrn, deinem Vater, dem König Hardub, die Nachricht gebracht, und ſo haſt du die griechiſche Armee von dieſem reißenden Löwen befreit.“ Als ſie dieſe Worte vernahm, fragte ſie ihn: „Wie heißt du?“ — „Mein Name iſt Maſur, ich bin der Oberſte der Patriarchen.“ — „Wie wagteſt du es, unangemeldet vor mir zu erſcheinen?“ — „Als ich an die Thüre kam, hielt mich kein Pförtner und kein Offizier auf, ſondern Alle ſtanden vor mir auf und begleiteten mich; auch iſt es gar nicht Sitte, daß ein Bote deines Vaters an der Thüre warte, bis du ihm den Eintritt geſtattet; übrigens iſt jetzt keine Zeit, darüber viel zu reden, dein Vater erwartet uns mit dieſem Prinzen, der Stütze der muſelmänniſchen Armeen; er will ihn tödten, dann wird es

ihm leicht, seine Armee heimzuschicken." — „Was du hier sagst, ist gar nicht schön; die Alte hat gelogen oder nicht gewußt, was sie gesagt; bei dem Messias, Scharkan ist nicht bei mir. Dieser Mann hier hat meine Gastfreundschaft in Anspruch genommen, die ich ihm auch gewährt, ohne zu wissen, wer er sey; es ziemt sich nicht, seinen Gast lang auszufragen; nun steht er als Gast unter meinem Schutze, und ihr werdet mich wohl durch ihn nicht zu Schande machen. Geh nur zum König zurück, verbeuge dich vor ihm und sage ihm: Die Frau Dsat Dawahi habe gelogen." — „Ich kann nicht, o Prinzessin, ohne meinen Auftrag vollbracht zu haben, zurückkehren." — „Wehe dir! bring' meinem Vater nur meine Antwort und es trifft dich kein Tadel."

Scheherfad schwieg, um in der folgenden Nacht weiter zu erzählen:



Sechshundert

und

fünfundvierzigſte Nacht.

Als der Oberſte der Patriarchen aber noch immer darauf beſtand, nicht ohne ihren Gaſt heimkehren zu können, fuhr die Prinzeſſin fort: „Ich ſage dir, als der Fremde hereintrat, zeigte er ſo viel Selbſtvertrauen, daß er es gewiß mit hundert bewaffneten Reitern aufzunehmen wagt; er wird es gar nicht leugnen, wenn er Scharkan iſt, wird aber auch euch Allen das Leben nehmen; wenn ihr wollt, ſo ſag' ich ihm in ſeiner Sprache, warum ihr hierher gekommen." Der Patriarch ſagte: „Ich kann mich dem Zorne deines Vaters nicht ausſetzen; frage ihn nach ſeinem Namen, und iſt er Scharkan, ſo gebe ich dieſen Leuten ein Zeichen, ſie fallen über ihn her und führen ihn gefangen zu deinem Vater." — „So unedel darf nicht gehandelt werden, er iſt nur allein und ihr ſeyd Viele. Wenn ihr wollt, ſo fordert ihr ihn, Einer nach dem Andern, heraus, der König wird dann ſehen, wer von euch der Wackerſte iſt."

Der Patriarch antwortete: „Bei dem Meſſias, du haſt Recht; es ſey, wie du geſagt, und ich will der Erſte ſeyn, der mit ihm kämpfe." — „Gut, ich will es ihm ſagen; wenn er es jedoch ausſchlägt, ſo dürft ihr ihm nichts zu Leide thun, ich und alle meine Mädchen ſterben lieber für ihn." Sie erzählte dann Scharkan, was ſich zugetragen; dieſer glaubte, ſie ſey mit den Männern einverſtanden, und bereute es, ſich in dieſes Land gewagt zu haben. Als er aber hörte, daß hier von keiner Gewalt die

Rede ſey, ſondern daß er mit Einem nach dem Andern ſich ſchlagen dürfe, trat er dem Patriarchen mit dem Schwerte entgegen, ſprang wie ein Löwe über ihn her und durchbohrte ihn. Als die Prinzeſſin dies ſah, ſtieg Scharkan in ihrem Anſehen, und ſie merkte wohl, daß wirklich ihre Reize, und nicht ihre Kraft, ihn überwunden. Sie ſagte dann den übrigen Griechen: „O ihr Diener des Meſſias, rächet euern Oberſten!“ Der Bruder des Getödteten trat hervor, und obſchon er ein mächtiger Ritter war, durchſtach ihn doch Scharkan ohne Mühe. Die Prinzeſſin trieb nun die Uebrigen zur Rache an, und Einer nach dem Andern focht mit Scharkan, der gleichſam ſpielend ſiebenundfünfzig Mann tödtete. Nun wurden die Uebrigen ſo ängſtlich, daß es Keiner mehr wagte, Scharkan allein herauszufordern, ſondern ſie fielen in Maſſe über ihn her; er aber war unerſchrocken und zermalmte ſie wie ein Felſen. Die Prinzeſſin, welche, ſobald ſie Scharkan in Gefahr ſah, ſich ſchnell bepanzert und ein Schwert ergriffen hatte, um ihm beizuſtehen, fand, als ſie in den Saal zurückkam, ſchon ſiebenundachtzig Feinde erſchlagen auf dem Boden umherliegen, und mehr als zwanzig hatten die Flucht ergriffen. Sie ſah Scharkan mit Bewunderung an, wie er als Sieger das Blut von ſeinem Schwerte abwuſch, und ſagte ihm: „Auf dich darf die

ganze Welt ſtolz ſeyn.“ Dann fragte ſie, ob noch Männer im Schloſſe wären? und als man ihr antwortete: „Nur noch zwei Pförtner,“ ließ ſie ſie vor ſich führen und fragte ſie: „Warum habt ihr ohne meine Erlaubniß die fremden Männer zu mir

hereingelaſſen? Ihr habt meine Schande gewollt und den Tod meines Gaſts." Sie antworteten: „Es iſt ja nicht üblich, daß Boten deines Vaters einer Erlaubniß bedürfen;" aber ſie ſagte: „Ihr verdient den Tod, ihr Hunde!" und bat Scharkan, ihnen den Kopf abzuhauen. Dann ſagte ſie zu Scharkan: „Nun iſt es nothwendig, daß ich dich mit mir bekannt mache; wiſſe, ich bin die Tochter des griechiſchen Königs Hardub, mein Name iſt Ibris, und die Alte, die du geſehen und die mich verrathen hat, iſt meine Großmutter Dſat Dawahi. Wenn nun mein Vater hört, daß ich mich mit dir verbunden habe und an dem Tode der Patriarchen ſchuld bin, ſo kann ich nicht mehr in dieſem Lande bleiben, drum bitte ich dich, o Prinz! ſo gegen mich zu verfahren, wie ich gegen dich; bedenke, daß ich um deinetwillen mich mit meinem Vater entzweit habe, und behandle mich freundſchaftlich." Scharkan war vor Freude außer ſich über dieſe Worte und ſchwur bei Gott, daß, ſo lange er athme, Niemand ihr nahe kommen dürfe; doch fuhr er fort: „Biſt du ſtark genug, deine Familie und dein Vaterland auf immer zu verlaſſen?" — „Ich kann Alles für dich thun; nur fordere ich noch Eins von dir!" — „Was denn?" — „Daß du mit deinen Truppen in deine Heimath zurückkehreſt." — „O meine Herrin! mein Vater hat mich gegen den deinigen geſchickt, wie kann ich ſo zurückgehen?" — „Dein Vater hat dich nur der Schätze willen geſchickt, die mein Vater genommen, worunter auch die drei großen ſegenreichen Perlen; ſey nur zufrieden, ich will dir die ganze Begebenheit erzählen, ſo wie auch die Urſache unſrer Feindſchaft mit dem König von Konſtantinopel: Wiſſe, wir feiern jedes Jahr ein Feſt, das wir das Kloſterfeſt nennen; da verſammeln ſich alle Könige und Prinzeſſinnen und andere vornehme Mädchen, und beluſtigen ſich ſieben Tage nach einander; auch ich wohnte früher dieſen Feſtlichkeiten bei; erſt ſeit Ausbruch des Kriegs läßt mich mein Vater nicht mehr dazu gehen. Bei einem dieſer Feſte war auch Safia, die Tochter des Königs von Konſtantinopel, anweſend; dieſe wollte nach dem Feſte nicht zu Land, ſondern zu Waſſer in ihre Heimath zurückkehren; man rüſtete ihr ein Schiff aus, das ſie mit ihrem Gefolge beſtieg. Aber bald überfiel ſie ein Sturmwind, der ſie vom rechten Wege abführte und ſie in die Nähe chriſtlicher Seeräuber von der Inſel Cypern trieb, wo fünfhundert bewaffnete Franken eine Feſtung beſetzt hielten. Die Franken ſteuerten haſtig auf das Schiff zu, in welchem Safia war, nahmen ihm die Segel ab und ſchleppten es dem ihrigen nach, das ihrer Inſel zuſegelte. Da drehte ſich der Wind auf einmal wieder und blies ſo heftig von der Inſel her, daß er ihre Segel zerriß und ſie zu uns hertrieb; wir fingen die Schiffe auf, tödteten die Franken und bemächtigten uns des Schiffs, worin Safia mit vierzig Sklavinnen und vielen Schätzen war.

„Die Mädchen wurden meinem Vater vorgestellt, der nicht wußte, daß Safia darunter war; er wählte zehn für sich, unter welchen auch Safia war, und vertheilte die übrigen unter seine Umgebung. Er wollte aber nur fünf davon für sich behalten und schickte die übrigen, worunter auch Safia war, deinem Vater Omar, mit allerlei Tuch- und Seidenstoffen. Dein Vater nahm die Geschenke an und behielt die Prinzessin Safia für sich."

Scheherfad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:

Sechshundert und ſechsundvierzigſte Nacht.

Es ſagt der Erzähler, daß die Prinzeſſin alſo fortfuhr: „Am Anfang dieſes Jahrs ſchrieb nun Safia's Vater, der König Feridun, dem meinigen einen Brief, in welchem er ſich nach vielen Vorwürfen folgenderweiſe ausdrückt:

„Ihr habt ſchon vor zwei Jahren euch unſers Schiffs bemächtigt, das ihr fränkiſchen Seeräubern weggenommen und in welchem meine Tochter Safia war, ohne mir Nachricht davon zu geben; ich wagte es nicht, öffentliche Nachforſchungen anzuſtellen, aus Furcht, meiner Tochter Ehre zu verletzen, darum ſchwieg ich bis jetzt; nun habe ich aber Einige von den Franken gefangen, die unter den Seeräubern waren; ich fragte ſie nach meiner Tochter, und ſie ſagten mir, ſie haben ſie in deinem Lande gelaſſen, und erzählten mir die ganze Geſchichte; wenn ihr daher nicht meine und meiner Tochter Schande wollt, ſo ſchickt ſie mir bei Empfang des Briefes zurück, wo nicht, ſo werde ich euch zu beſtrafen wiſſen.“

„Als mein Vater diesen Brief las, bedauerte er sehr, nicht gewußt zu haben, daß Safia eine Königstochter war; er wußte sich aber nicht zu helfen, denn nach so langer Zeit konnte er sie nicht von Omar zurückfordern lassen, um so weniger, da er vernommen hatte, daß sie ihm Kinder geboren; es blieb ihm also nichts übrig, als sich bei Feridun zu entschuldigen und ihm zu schwören, daß er seine Tochter nicht erkannt und sie daher Omar zum Geschenke gemacht habe. Feridun war außer sich vor Zorn, als er meines Vaters Antwort erhielt, woraus er sah, daß seine Tochter wie eine Sklavin verschenkt und ohne gesetzliche Ehe einem König hingegeben worden;

er schwur beim Messias, sich zu rächen und von sich hören zu lassen. Er sann dann die List aus, wodurch er deinen Vater bewog, ihm eine Armee zu Hülfe zu senden, und beabsichtigte dabei, dich mit deiner ganzen Armee zu zernichten. Was aber die drei Perlen angeht, von denen er deinem Vater geschrieben, daran ist gar nichts Wahres. Safia hatte die Perlen bei sich, mein Vater nahm sie ihr aber weg, schenkte sie mir und ich besitze sie noch. Geh also zu deinen Truppen und führe sie, ehe sie sich zerstreuen, in ihre Heimath zurück, sonst möchten die Franken und Griechen über sie herfallen, und sie sind verloren; ich weiß, daß deine Armee noch an demselben Orte lagert, wo du sie verlassen, denn du gabst ihnen ja Befehl, drei Tage zu rasten, auch können sie nicht aufbrechen, weil sie dich vermissen.“

Als Scharkan dieſe Erzählung hörte, blieb er eine Weile in Gedanken vertieft, dann küßte er Ibris die Hand und ſagte: „Gelobt ſey Gott, der dich zu meiner Rettung beſtimmt hat; doch wie ſoll ich mich von dir trennen, ohne zu wiſſen, was in meiner Abweſenheit aus dir wird?“ Ibris antwortete: „Geh nur zu deinen Truppen und führe ſie in ihre Heimath zurück; nimm auch die Geſandten gefangen, da wirſt du ſchon die Wahrheit hören; in drei Tagen bin ich bei euch und wir werden zuſammen nach Bagdad gelangen.“ Sie bat ihn dann noch einmal, dem Bunde, den ſie geſchloſſen, treu zu bleiben, ſtand auf, um Abſchied zu nehmen, umarmte ihn und ſprach weinend folgende Verſe:

„Ich nehme Abſchied von ihm und trockne mit der Rechten meine Thränen ab; während ich mit der Linken ihn umarme und an mich drücke, fragt er mich: Befürchteſt du kein Unglück? Darauf antworte ich: Der Trennungstag iſt das größte Unglück der Liebenden!“

Scharkan verließ dann das Kloſter, beſtieg ſein Pferd und ritt über die Brücke durch den Wald, bis er wieder in die Ebene kam.

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert

und

siebenundvierzigste Nacht.

Als Scharkan hier drei Reiter erblickte, nahte er sich ihnen mit Vorsicht; aber bald erkannte er den Vizier Dendan mit zwei Emiren; sie stiegen ab und begrüßten einander, und Scharkan erzählte dem Vizier Alles, was ihm zugestoßen. Als er dann vom Viziere hörte, die Gesandten haben die Armee verlassen, ließ er unter seinen Truppen den Befehl zur Rückkehr bekannt machen; sie brachen auf und erreichten nach fünftägigem Marsche die Grenzen ihrer Heimath wieder.

Da die Truppen hier in Sicherheit waren und ihre Landsleute ihnen mit Proviant für sie und ihre Thiere entgegenkamen, ruhten sie hier zwei Tage aus. Sodann ließ Scharkan den Vizier mit den Truppen vorausgehen, und er blieb nur mit hundert Reitern zurück. Nach zwei Tagen brach auch er auf, und als er zwei Meilen weit geritten und in einer engen Schlucht zwischen zwei Bergen war, da sah er einen dichten Staub vor sich, und als dieser sich legte, entdeckte er hundert Reiter, wie reißende Löwen, ganz in Eisen steckend. Als sie in der Nähe Scharkans und der Seinigen waren, schrien sie: „Bei Johannes und Maria, nun haben wir unsern Zweck erreicht! wir sind Tag und Nacht geritten, um euch hier zuvorzukommen; nun steigt ab, legt eure Waffen nieder und ergebet euch, so wollen wir euch das Leben schenken.“ Bei diesen Worten glühten Scharkans Augen vor Wuth, und er sprach: „Ihr Hundschriften wagt es, uns hierher zu folgen in unser Land und eine solche Sprache mit uns zu

führen? Glaubt ihr ſo leicht mit uns fertig zu werden und dann wieder heimzukehren?“ Er rief dann ſeinen Leuten zu: „Macht dieſen Hunden ein Ende!“ Er ſelbſt zog ſein Schwert und griff die Chriſten an, die ſich ihrerſeits mit felſenfeſten Herzen ſchlugen; ſchrecklich war der Kampf, der bis zur Nacht dauerte. Scharkan zählte ſeine Leute und es fehlten nur vier Mann; doch ſagte er: „Bei Gott, ich habe in meinem Leben mit keinen ſo wackern Rittern gekämpft.“ Seine Leute ſagten ihm: „Wiſſe, o König, ihr Anführer iſt ein Franke, und ohne Gottes Gnade wären wir nicht davon gekommen, denn wenn er gewollt hätte, er hätte uns Alle, groß und klein, getödtet.“ Scharkan verſetzte: „Morgen früh rücken wir wieder gegen ſie aus; ich hoffe, Gott wird uns den Sieg verleihen.“

Die Franken ihrerſeits ſagten zu ihrem Anführer: „Heute haben wir unſern Zweck nicht erreicht,“ und er erwiderte ihnen: „Morgen ſoll die Schlacht von Neuem beginnen, da fordern wir ſie einzeln heraus.“ So brachten beide Theile die Nacht bei Wachfeuern zu, und ſobald Gott wieder den Morgen leuchten ließ, beſtiegen Scharkan und die Seinigen ihre Pferde, und als ſie auf den Kampfplatz kamen, waren die Franken ſchon ſchlagfertig. Da trat Einer von Scharkans Leuten aus den Reihen und rief: „Wer will meine Herausforderung annehmen?“ Er hatte kaum dieſe Worte geſagt, da trat ein Franke in die Schranken, der ganz in Gold gekleidet war, mit ſtarken Waffen in der Hand, und es dauerte nicht lange, bis der Franke den Muſelmann mit der Lanze vom Pferde ſtieß und ihn gefangen nahm. [1] Er wurde jubelnd von den Seinigen empfangen, und ſie erlaubten ihm nicht, ſich wieder zu ſchlagen, ſondern ein Anderer trat in die Schranken, um mit dem Bruder des Gefangenen zu kämpfen, und auch dieſer ward bald mit der umgekehrten Lanze vom Pferde geſtürzt und gefangen weggeführt; ſo wurden an demſelben Tage zwanzig Muſelmänner, Einer nach dem Andern, gefangen. Scharkan war ſehr betrübt und ſagte Abends zu ſeinen Leuten: „Was iſt uns da geſchehen! Morgen früh trete ich in die Schranken und fordere den Anführer heraus; ich will ſehen, warum er in unſer Land gekommen, und ihm die Luſt nehmen, mit uns zu ſtreiten.“ Sobald der Morgen anbrach, ſtellten ſich beide Truppen wieder auf; Scharkan wollte eben in die Schranken treten, als ein Reiter kam, den mehr als fünfzig Fußgänger bis zur Mitte des Kampfplatzes begleiteten.

Dieſer Ritter war der Anführer der Franken; er hatte ein blaues atlasnes Oberkleid an und ſah wie der leuchtende Mond darin aus; unter dieſem Kleide trug er einen

[1] Man ſehe das Titelbild dieſes Bandes.

ſtarken Panzer, an ſeiner Seite hatte er ein indiſches Schwert; er ſaß auf einem dunkeln Renner, mit einem ſilbernen Flecken auf der Stirne, und er hatte gar keinen Bart. Der Ritter winkte, als er mitten auf dem Kampfplatze war, den Muſelmännern zu und rief in arabiſcher Sprache: „O Scharkan, Sohn Omars, du Länderverwüſter und

Schlöſſerbeſitzer! komm hervor als Herr deiner Leute und kämpfe mit mir, denn ich bin der Anführer deiner Feinde; wer von uns den Andern beſiegt, dem ſollen auch alle ſeine Leute unterthan werden.“ Scharkan ritt ihm wie ein zorniger Löwe entgegen, und der Franke griff ihn mit Heldenmuth an; ſie kämpften den ganzen Tag wie zwei

Berge, die auf einander ſtoßen, oder zwei Meere, die einander entgegenwogen. Als es dunkel ward, gingen ſie auseinander. Scharkan ſagte zu den Seinigen: „Ich habe in meinem Leben keinen ſo gewandten Ritter geſehen, der ſo geſchickt die Lanze führt; ſolche Leute möchte ich unter meinen Truppen haben.“ Am folgenden Morgen, als Scharkan wieder auf den Kampfplatz ging, war der Franke ſchon da, der Kampf begann ſogleich und blieb wieder den ganzen Tag unentſchieden. Als ſie ſich des Abends trennten, ſagte der Franke zu ſeinen Leuten: „Morgen wird es ſich entſcheiden.“ Mit Sonnenaufgang griffen ſie einander wieder an, und bis Mittag dauerte der Kampf; da wollte der Franke einen neuen Angriff thun, aber ſein Pferd ſtolperte und warf ihn zu Boden, Scharkan fiel über ihn her und wollte mit dem Schwerte nach ihm hauen, da rief ihm der Franke zu: „O Scharkan! ſo handelt kein Mann; ſo handelt nur Einer, der ſich von Weibern beſiegen läßt.“ Scharkan ward von dieſen Worten betroffen, und als er den Franken näher in's Auge faßte, erkannte er die Prinzeſſin Ibris, die er im Kloſter kennen gelernt; er warf das Schwert weg, verbeugte ſich vor ihr und fragte ſie, was ſie bewogen, ſo gegen ihn zu verfahren? Sie antwortete: „Ich wollte dich auf dem Kampfplatze erproben und ſehen, wie geſchickt du im Kriege biſt. Die Leute, die du bei mir ſiehſt, ſind meine Sklavinnen; ſchwache Jungfrauen haben deine Ritter beſiegt, und wäre mein Pferd nicht geſtolpert, ſo hätteſt du auch meine Kraft kennen gelernt.“ Scharkan ſagte lächelnd: „Gelobt ſey Gott, der uns erhalten und wieder vereinigt hat, o Königin der Zeit!“ Ibris ließ dann die Mädchen abſteigen und die zwanzig Gefangenen befreien. Als die Mädchen ſich vor Scharkan verbeugten, ſagte er ihnen: „Euersgleichen bedürfen Könige in der Noth.“ Er gab dann ſeinen Leuten ein Zeichen und ſie verbeugten ſich vor Ibris, denn ſchon wußten ſie Alles, was vorgefallen war.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert und achtundvierzigſte Nacht.

Die zweihundert Reiter zogen dann ſechs Tage lang mit einander, bis ſie an eine Stadt kamen; da bat Scharkan Ibris, ſie und ihre Frauen möchten die fränkiſche Kleidung ablegen und ſich als Griechinnen kleiden. Am folgenden Morgen begegneten ſie dem Vizier Dendan, den ihnen Omar mit tauſend Reitern entgegengeſchickt hatte; ſie bewillkommten ſich gegenſeitig und ritten mit einander nach Bagdad.

Scharkan begab ſich ſogleich in's Schloß zu ſeinem Vater und berichtete ihm Alles, was zwiſchen ihm und Ibris vorgefallen; auch ihre Abſicht, für immer bei ihnen zu bleiben, und die Liſt, die der König der Griechen angewandt hatte, in der Hoffnung, ſeine Tochter Safia wieder zu erhalten; er erzählte auch viel von Ibris' Tapferkeit und Gewandtheit im Kriege.

Dem König Omar gab die Erzählung Scharkans eine ſo hohe Meinung von Ibris, daß er ihn bat, ſie zu ihm zu bringen. Als Scharkan ſie holte, entließ Omar alle Anweſenden und blieb allein auf dem Throne ſitzen, nur von einigen

Dienern umgeben. Ibris verbeugte ſich vor ihm und hielt eine ſchöne Anrede, die ihm ſehr wohl gefiel; er dankte ihr für das Gute, das ſie ſeinem Sohne Scharkan erwieſen, hieß ſie ſitzen und ſich entſchleiern. Als ſie den Schleier wegbob, war Omar ganz außer ſich; er ließ ihr eine Wohnung in ſeinem Schloſſe einräumen, gab ihr Mädchen zur Bedienung und beſtimmte ihr ein reichliches Einkommen. Er fragte ſie dann nach den Perlen, welche ſie beſaß; ſie ging in ihr Zimmer, holte ihr Gepäck herbei, zog eine goldne Schachtel hervor, öffnete ſie und nahm die drei Perlen heraus,

küßte ſie und überreichte ſie dem König. Omar ließ ſeinen Sohn Scharkan rufen, ſchenkte ihm eine dieſer Perlen und ſagte dazu: „Die zweite iſt für deinen Bruder und die dritte für deine Schweſter.“ Scharkan, der immer nur von einer Schweſter wußte, ſagte erſtaunt: „Vater, haſt du denn einen Sohn außer mir?“ Omar antwortete: „Ja wohl! er iſt nun ſechs Jahre alt und heißt Dhul Makan; er iſt

ein Zwillingsbruder der Nushat Aſſaman.“ Scharkan war ſehr betrübt über dieſe Nachricht; er warf im Zorne die Perle weg und zerriß ſeine Kleider. Omar fragte ihn: „Warum ſehe ich dich auf einmal ſo verändert? Du bleibſt doch mein Thronfolger, die Armee hat dir ſchon den Eid der Treue geſchworen und ſteht unter deinen Befehlen, warum nimmſt du nicht eine dieſer drei Perlen?“ Scharkan ſchlug den Kopf zur Erde nieder, ſchämte ſich vor ſeinem Vater und wußte vor Zorn nicht, was er beginnen ſollte. Er ging hierauf zu Ibris, ſetzte ſich neben ſie und erzählte ihr, was er von ſeinem Vater erfahren, und wie dieſer zwei Perlen ſeinem Bruder und ſeiner Schweſter geſchenkt habe; dann ſetzte er noch hinzu: „Wiſſe, daß ich auch für dich beſorgt bin; Omar hat ein Aug' auf dich geworfen, ich fürchte, er wird dich heirathen wollen: was wirſt du dazu ſagen?“ Ibris antwortete: „O Scharkan! der König hat keine Gewalt über mich, er kann ohne meinen Willen mich nicht heirathen, und eher nehme ich mir das Leben, als daß ich mich zwingen laſſe. Was die Perlen betrifft, ſo glaubte ich nicht, daß er ſie verſchenken würde; ich dachte, er würde ſie in ſeine Schatzkammer verſchließen; ich bitte dich nun, mir die Perle zurück zu geben, die er dir geſchenkt hat.“ Als Scharkan ſie ihr gab, ſagte ſie: „Wie ſehr fürchte ich, wenn mein Vater hört, daß ich hier bin, er möchte mit Safia's Vater ſich vereinigen und hierher ziehen; das wird einen großen Krieg geben.“

Da bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert

und

neunundvierzigſte Nacht.

Scharkan erwiderte der Prinzeſſin Ibris: „Kehre dich nicht daran, wenn du gerne hier bleibſt; fürchte nichts, wenn auch alle Bewohner der Erde und der Meere ſich gegen uns verbünden.“ — „Gut!“ rief Ibris: „ſo lang ihr mir Gutes erweiſet, bleibe ich bei euch, mißhandelt ihr mich aber, ſo ziehe ich weg.“ Nach einer langen Unterhaltung aßen und tranken ſie mit einander, dann verließ ſie Scharkan mit betrübtem Herzen. Sein Vater Omar hatte inzwiſchen Safia beſucht, und die zwei Perlen den ihm entgegenkommenden Kindern umgehängt. Die Kinder freuten ſich ſehr damit, liefen zu ihrer Mutter und küßten dem Vater die Hände. Er ſagte dann zu Safia: „Warum haſt du mir niemals geſagt, daß du die Tochter des Königs Feridun biſt? ich hätte dir mehr Ehre erwieſen und dich viel höher geſtellt.“ Safia antwortete: „Was bleibt mir zu wünſchen übrig bei der Fülle von Wohlthaten, mit denen du mich überhäufſt; und nun hat mir ja auch Gott noch einen Sohn und eine Tochter von dir beſchert.“ Omar war mit dieſer Antwort ſehr zufrieden, und ſobald er ſich von ihr trennte, ließ er ihr und ihren Kindern einen eigenen wundervollen Palaſt einräumen, beſtimmte ihnen Diener, Gefolge, Lehrer, Aerzte, Aſtrologen und Pförtner, und war äußerſt zärtlich und liebevoll gegen ſie. Indeſſen zog bald die Prinzeſſin Ibris

ihn so sehr an, daß er sich Tag und Nacht mit ihr beschäftigte; er besuchte sie jeden Abend und gab ihr in seiner Unterhaltung sein Verlangen nach ihrem Besitze zu erkennen. Aber Ibris schenkte ihm kein Gehör und gab vor, sie habe gar keine Freude an Männern. Dies vermehrte noch des Königs Leidenschaft, die einen solchen Grad erreichte, daß er seinen Vizier Dendan rufen ließ und ihm seine Liebe zu Ibris und ihre Härte klagte. Dendan sagte zum Könige: „Wenn es Nacht wird, so nimm etwas Bendj mit, trinke Wein mit ihr und wenn die Zeit kömmt, wo ihr vom Wein aufzustehen pflegt und du ihr den letzten Becher reichst, so wirf das Bendj hinein: sie wird kaum an ihr Bett kommen, wird es schon wirken; du gehst dann zu ihr und hast keinen Widerstand zu befürchten; das ist mein Rath.“ Omar befolgte diesen Rath, steckte Bendj in die Tasche und begab sich, sobald es Nacht war, zu Ibris, setzte sich zu ihr und sprach von den Freuden des Weins. Da ließ Ibris den

Weintisch mit allerlei Früchten und Süßigkeiten bringen, trank und unterhielt sich mit Omar, bis ihr der Wein ein wenig in den Kopf stieg; sobald Omar dies sah, füllte er noch einen Becher und trank ihn aus, schenkte wieder ein und reichte ihn Ibris, nachdem er, ohne daß sie es merkte, Bendj hineingeworfen hatte. Omar

wartete, bis das Bendj auf sie gewirkt hatte, ging dann zu ihr und war außer sich vor Freude, als er sie ganz bewußtlos auf ihrem Bette liegend, mit einem Wachslichte zu ihren Häupten und einem zu Füßen, fand. Er fiel leidenschaftlich über sie her und umarmte sie, sagte dann beim Weggehen einer ihrer Sklavinnen, welche Murdjana hieß: „Geh hinein zu deiner Herrin!" Als Murdjana ihre Herrin bewußtlos auf ihrem Bette fand, wusch sie ihr Gesicht, Hände und Füße mit Rosenwasser. Dies machte Ibris niesen und das Bendj von sich werfen. Sie wusch sich dann den Mund und sagte zu Murdjana: „Erzähle mir, was mir geschehen!" Murdjana erzählte ihr Alles, was sie wußte, und Ibris war sehr betrübt, als sie erfuhr, daß Omar sich durch List ihr genähert habe. Sie schloß sich ein und gab ihren Sklavinnen den Auftrag, Allen, die nach ihr fragen, zu sagen, sie sey krank. So blieb sie mehrere Monate abgeschlossen; der König, der sie auch für krank hielt, schickte ihr süße Speisen und Getränke, drang aber nicht darauf, sie zu sehen, denn schon war das Feuer seiner Liebe erloschen. Ibris fühlte bald die unglücklichen Folgen der gelungenen List Omars, und als die Zeit ihrer Entbindung herannahte, sagte sie zu Murdjana: „Wisse, daß ich gegen Niemanden mehr, als gegen mich selbst, klagen kann, weil ich Vater und Mutter und Vaterland verlassen; nun ist mir das Leben zuwider, alle meine Kraft und mein Unternehmungsgeist ist dahin. Bleibe ich hier und komme hier nieder, werde ich vor allen Mädchen zu Schande, geh' ich nach Hause zurück, mit welchem Gesichte soll ich meinem Vater entgegentreten? Doch will ich lieber zu den Meinigen zurückkehren, mein Vater mag mit mir verfahren, wie er will; ich bin entschlossen, heimlich von hier wegzureisen." Murdjana sagte: „Befiehl, was du willst, Prinzessin! ich gehorche."

Ibris legte dann einstweilen, ohne Etwas zu sagen, ihre Effekten zurecht und wartete, bis der König auf die Jagd ging und Scharkan sich in seinen Festungen aufhielt. Sie sagte dann zu Murdjana: „Ich möchte diese Nacht abreisen, doch, was soll ich thun, ich kann jeden Augenblick niederkommen und habe keine Kraft mehr, Waffen zu tragen, du mußt dich nach einem Mann umsehen, der uns begleite und auf der Reise beistehe." Murdjana erwiderte: „Ich weiß keinen Bessern als Gbadhban, den schwarzen Sklaven, den uns Omar zum Pförtner gegeben; er ist sehr tapfer, und da wir ihm schon viel Gutes erwiesen haben, wird er uns folgen; ich will einmal mit ihm reden und ihm recht viel Geld und eine Frau, wie er sie wünscht, versprechen; er hat mir gesagt, er sey früher Straßenräuber gewesen, wenn er uns Gehör gibt, kann er uns am besten auf geheimen Wegen in unsere Heimath führen." Ibris,

welche ſelbſt mit Ghadhban ſprechen wollte, ließ ihn rufen und ſagte ihm: „Gott hat für dein Glück geſorgt, wenn du thuſt, was ich von dir begehre.“ Ghadhban küßte Ibris die Hand; ſein Anblick erregte Schaudern in ihr, doch gab ſie der Noth nach und fragte ihn, ob er gegen die Tücken des Geſchicks ihr beiſtehen und ihr Geheimniß treu bewahren wolle? Ghadhban warf einen Blick auf ſie und fühlte eine ſo ſtarke Liebe zu ihr, daß er ohne Zaudern ſagte: „Meine Herrin! ich werde allen deinen Befehlen gehorchen.“ — „So ſattle ohne Zaudern,“ ſagte Ibris, „zwei Pferde aus dem königlichen Stalle und lege auf jedes einen Sack mit Geld und Proviant, folge uns in unſere Heimath und ſchütze uns auf dem Wege gegen jeden Angriff, dann gebe ich dir auch das ſchönſte meiner Mädchen zur Frau und ſo viel Geld du willſt; es ſteht dir dann frei, bei uns zu bleiben oder wieder hierher zurückzukehren.“ Dieſer Vorſchlag freute Ghadhban ſo ſehr, daß er ſagte: „Gewiß, meine Herrin! ich werde mit meinen Augen und meinem Herzen dir dienen, ich gehe ſogleich und hole die Pferde.“ Er ging freudig weg und dachte bei ſich: ſie darf mir auf der Reiſe nichts verſagen — ſonſt tödte ich ſie und nehme ihr Alles weg.

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht erzählte ſie alſo weiter:

Sechshundert

und

fünfzigſte Nacht.

Nach einer kurzen Weile kam Ghadhban wieder mit drei Pferden, eins für ſich, eins führte er der Prinzeſſin vor und das dritte Murdjana. Sie reisten nun an der Seite des Gebirgs den ganzen Tag neben einander her, gegen Abend fühlte ſich Ibris ſo ermüdet, daß ſie Ghadhban bat, ſie vom Pferde zu heben. Als ſie aber abgeſtiegen war, zog der Teufel in Ghadhbans Herz, und ſeiner Leidenſchaft nicht mehr Herr, lief er mit gezogenem Schwert auf ſie zu und drohte ihr mit dem Tode, wenn ſie ſeine Umarmung nicht dulden wollte. Aber Ibris ſtieß ihn von ſich und ſagte: „Nun fehlt mir nichts mehr, als auch noch von einem ſchwarzen Sklaven geſchändet zu werden, nachdem ſchon ein großer König mich entehrt hat. Wehe dir! wie wagſt du es, ſo mit mir zu ſprechen? lieber würde ich den Todeskelch leeren, als mich dir hingeben.“ Der Schwarze ward ſo aufgebracht, daß er Ibris am Halſe verwundete; in dieſem Augenblicke kam ſie nieder und Murdjana eilte herbei, um ſie zu unterſtützen.

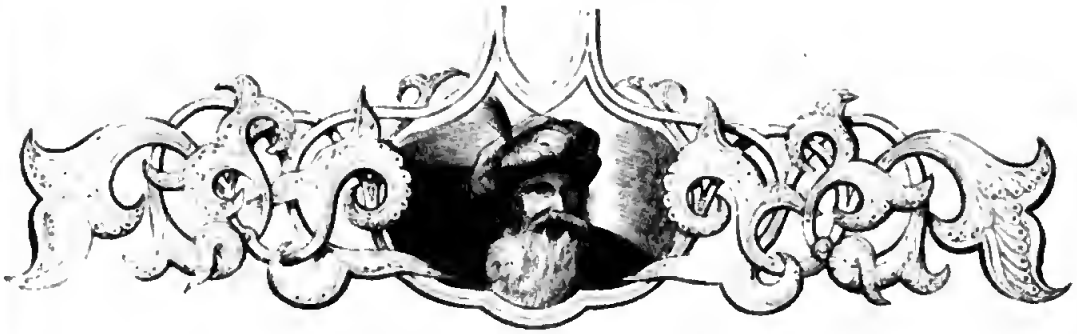
Als ſich hierauf in der Ferne ein mächtiger Staub erhob, verſetzte ihr Ghadhban noch einen Hieb in den Hals, woran ſie ſtarb, und entfloh in's Gebirg mit ihrem

Pferd und ihrer ganzen Habe. Murdjana nahm den Sohn, den Ibris vor ihrem Tode geboren, zu ſich und ſtillte ihn an ihrer Bruſt, zerriß ihre Kleider, ſtreute Erde auf ihr Haupt, ſchlug ſich in's Geſicht, bis ſie blutete, und ſchrie: „Wehe! meine Herrin iſt von einem nichtswürdigen Sklaven erſchlagen worden.“ So jammerte und weinte ſie fort, bis ſich der Staub legte und ſie eine mächtige Armee herbeikommen

ſah. Es war die Armee des König Hardub, der, ſobald er gehört, daß ſeine Tochter mit ihren Mädchen nach Bagdad entflohen ſey, ſich auf den Weg gemacht hatte, um Kundſchaft von ihr einzuziehen. Als der König ſeine Tochter erkannte, warf er ſich vom Pferde herunter und fiel ohnmächtig zu Boden. Alle ſeine Leute, die Viziere und Fürſten, die bei ihm waren, ſtiegen ab, ließen ein Zelt für den König aufſchlagen und blieben außen vor dem Zelte ſtehen. Als der König wieder zu ſich kam, ließ er ſich von Murdjana den ganzen Hergang der Sache erzählen, und das Verfahren Omars und des Sklaven gegen ſeine Tochter erbitterte ihn ſo ſehr, daß ihm die Welt ganz ſchwarz vor ſeinen Augen erſchien; er weinte heftig und alle Anweſenden weinten mit ihm; er ließ dann ſeine Tochter in einen Sarg legen und nach Cäſarea bringen; er aber begab ſich ſogleich zu ſeiner Mutter, Dſat Dawahi, und ſagte ihr: „Sieh! wie die Muſelmänner mit meiner Tochter umgegangen ſind; zuerſt hat der König Omar

ſie mit Gewalt entehrt, dann hat ein ſchwarzer Sklave ſie erſchlagen; bei dem Meſſias! wir müſſen Rache nehmen und die Schmach tilgen, oder ich mache meinem Leben ein Ende.“ Dſat Dawahi erwiderte: „Niemand anders, als Murdſana, hat deine Tochter erſchlagen, ſie haßte ſie ſchon lange innerlich. Was aber die Rache an Omar betrifft, ſo ſey ganz unbeſorgt; bei dem Meſſias! ich werde ihn und ſeine Kinder erſchlagen und Thaten vollbringen, die noch kein Held vollbracht und von denen die Erzähler in allen Ländern erzählen werden; thu' nur, was ich fordere, du wirſt deinen Zweck erreichen.“ — „Und was befiehlſt du mir?“ ſagte Hardub. Die Alte fuhr fort: „Bringe mir ſchöne Jungfrauen und ſchaffe mir die gelehrteſten Männer der Zeit herbei, daß ſie die Mädchen in allen Wiſſenſchaften ausbilden, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit und in der Art, mit Königen zu verkehren; die Gelehrten müſſen aber Muſelmänner ſeyn, damit ſie ſie die Geſchichte der Chaliſen und die Sagen der alten Araber lehren. Habe nur Geduld, wenn es auch mehrere Jahre dauert, denn die Araber pflegen zu ſagen: Nach vierzig Jahren Blutrache nehmen, iſt auch noch bald.“

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie fort:



Sechshundert und einundfünfzigſte Nacht.

Es ſagt der Erzähler, daß die alte Dſat Dawabi zu ihrem Sohne, dem König Hardub, alſo weiter geſprochen: „Ich weiß, daß Omar ſehr die Vergnügungen der Welt liebt, er hat dreihundert und ſechsundſechzig Mädchen und nun noch hundert dazu, von der Umgebung deiner ſeligen Tochter; wenn daher die Jungfrauen gehörig unterrichtet ſeyn werden, ſo reiſe ich mit ihnen zu ihm.“ Der König küßte ſeine Mutter vor Freude über ihren Rath und ſchickte ſogleich Leute aus, um muſelmänniſche Gelehrte zu werben. Als ſie ankamen, überhäufte er ſie mit Geſchenken und verſprach ihnen reichen Lohn, wenn ſie die Jungfrauen unterrichten wollten, die er ihnen vorſtellte, und die Gelehrten erboten ſich, ganz nach ſeinem Wunſche zu handeln.

Omar war ſehr betrübt, als er von der Jagd zurückkam und Ibris nirgends zu finden war; er konnte nicht begreifen, wie ſie aus dem Schloſſe entkommen konnte, ohne daß Jemand ſie bemerkt habe, und beſchloß, daß, wenn er in Zukunft wieder auf die Jagd gehe, er die Thüren durch vertraute Leute bewachen laſſen werde. Bald nachher kam auch Scharkan von ſeinen Kriegszügen zurück, und als ſein Vater ihm erzählte, daß Ibris heimlich entflohen, war auch er ſehr betrübt darüber. Scharkan grämte ſich ohnehin ſchon, weil ſein Vater ſeine Geſchwiſter ſo zärtlich liebte. Eines Tages fragte ihn ſein Vater, warum er ſo übel ausſehe? Er antwortete: „So oft ich ſehe, daß du meinen Geſchwiſtern Liebe und Aufmerkſamkeit erweiſeſt, thut es

meinem Herzen weh, ich fürchte, mein Neid möchte so ſtark werden, daß ich ſie umbringe, und dann würdeſt du auch mich, um ihretwillen, tödten; ich bitte dich daher, mir irgend eine Feſtung zu ſchenken, in der ich fern von hier lebe; denn ein Sprichwort ſagt: Was das Aug' nicht ſieht, betrübt das Herz nicht." Als Omar aus dieſen Worten den heftigen Neid ſeines Sohnes erkannte, ſagte er ihm: „Mein Sohn! ich will deinen Wunſch erfüllen und dich zum Statthalter von Damaskus erwählen, der größten Stadt in meinem Reiche." Er ſandte ſogleich einen Eilboten dahin, um Scharkan anzukündigen, und ließ die gehörigen Bevollmächtigungsſchreiben ausfertigen; Scharkan machte die nöthigen Vorbereitungen zur Reiſe, ebenſo Dendan, der ihn als Vizier begleiten ſollte. Nachdem Alles zur Reiſe bereit war, empfahl Omar ſeinem Sohne, mit Milde und Gerechtigkeit zu regieren, dann nahmen er und alle Vornehmen des Reichs Abſchied von ihm, und Scharkan machte ſich mit ſeinen Truppen auf den Weg nach Damaskus, wo bei ſeiner Ankunft Trompeten und Pauken vor ihm her erklangen und alle Straßen der Stadt beleuchtet waren. Bald nach Scharkans Abreiſe kamen die gelehrten Erzieher Dhul Makans und Nusbat Aſſamans zu ihrem Vater und ſagten ihm: „Herr! deine Kinder ſind in jeder Wiſſenſchaft vollkommen ausgebildet." Omar belohnte die Lehrer reichlich und entließ ſie.

Dhul Makan hatte ein Alter von vierzehn Jahren, er war ſehr fromm, beſchäftigte ſich viel mit dem Koran und andern religiöſen Büchern, liebte die Gelehrten und Armen, und war deßhalb bei allen Bewohnern Bagdads, Männern und Frauen, ſehr beliebt. Einſt, als die Karavane der Pilgerfahrt abreiste, bat er ſeinen Vater, ihn auch wallfahren zu laſſen, aber Omar erlaubte es nicht und ſagte: „Warte bis zum nächſten Jahre, da pilgern wir mit einander." Da aber Dhul Makan ſehr ungeduldig war, ging er zu ſeiner Schweſter, welche gerade betete, und ſagte zu ihr, nachdem ſie ihr Gebet vollendet hatte: „Ich ſterbe vor Sehnſucht nach dem heiligen Hauſe Gottes und dem Grabe des Propheten, und da mein Vater mir nicht erlauben will, zu pilgern, bitte ich dich, mir etwas Geld zu geben, daß ich dieſe Nacht heimlich der Pilgerkaravane nachreiſe." Nushat Aſſaman erwiderte: „Ich beſchwöre dich bei Gott! nimm mich mit dir, ich will auch das Grab des Propheten beſuchen." Dhul Makan willigte ein und ſagte: „Verlaſſe dein Zimmer um Mitternacht, ohne Jemanden Etwas davon zu ſagen." Nushat Aſſaman nahm einiges Geld zu ſich, kleidete ſich als Mann und wartete vor der Thüre des Schloſſes, bis Dhul Makan geritten kam und ſie zu ſich nahm. Sie miſchten ſich dann in der Nacht unter die Karavane und Gott ließ ſie glücklich nach Mekka gelangen. Sie hielten ſich in Arafa auf und erfüllten dort die

Pflichten des Pilgers, dann besuchten sie das Grab des Propheten. Als hernach die Karavane wieder in die Heimath zurückkehrte, sagte Dhul Makan zu seiner Schwester: „Bei Gott! ich habe im Sinne, das heilige Jerusalem und das Grab des geliebten Abraham auch zu besuchen.“ Nushat Assaman erklärte sich bereit, ihm zu folgen, und so gesellten sie sich zur Karavane von Syrien. Aber in der Nacht erkältete sich Dhul Makan und ward so krank, daß Nushat Assaman, obschon selbst leidend, einzig mit seiner Pflege beschäftigt war. Indessen setzten sie doch ihre Reise nach Jerusalem fort und mietheten eine Wohnung in einem Khan; aber Dhul Makans Krankheit nahm immer zu, obschon seine Schwester ihn sorgfältig pflegte und all ihr Geld für ihn ausgab.

Als Nushat Assaman kein Geld mehr hatte, gab sie dem Diener des Khans einige ihrer Effekten zu verkaufen, und fuhr so fort, bis ihr nur noch eine Natte blieb; dann weinte sie und rief: „Nun stehe Gott uns bei!“ In diesem Augenblicke sagte Dhul Makan: „Ich fühle mich besser und habe Lust, gebratenes Fleisch zu essen.“ Sie mußte ihm nun gestehen, daß sie nichts mehr habe und sich doch nicht entschließen könne, zu betteln; „aber weißt du,“ fuhr sie fort, „ich will morgen bei irgend einem vornehmen Manne Dienst nehmen; es fällt mir zwar schwer, mich von dir zu trennen,

doch muß ich das thun, um uns zu ernähren.“ Dhul Makan erwiderte: „Sollſt du nach einer ſolchen Herrlichkeit ſo tief ſinken? Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Sie weinten lange mit einander, dann ſagte Nushat Aſſaman: „Wir ſind hier fremd und leben ſchon ein Jahr, ohne daß Jemand an unſere Thüre geklopft, wir müſſen vor Hunger ſterben, wenn ich nicht diene, bis du geſund wirſt und wir in unſere Heimath zurückreiſen können.“ Sie ſtand dann auf, bedeckte ihr Haupt mit einem Lumpen, den der Kameeltreiber bei ihnen vergeſſen hatte, küßte und umarmte ihren Bruder und ging weg, ohne zu wiſſen, wohin. Es wurde Nacht, ihr Bruder erwartete ſie, aber ſie kam nicht, auch des Morgens ließ ſie ſich nicht ſehen; nachdem nun Dhul Makan vergebens zwei Tage gewartet und den ſchrecklichſten Hunger gelitten hatte, rief er dem Jungen des Khans und bat ihn, er möchte ihn auf die Straße tragen; der Junge trug ihn hinaus, und als die Bewohner Jeruſalems ihn in einem ſo erbärmlichen Zuſtande ſahen, verſammelten ſie ſich um ihn und weinten.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht begann ſie die Fortſetzung dieſer Geſchichte folgendermaßen:

Sechshundert

und

zweiundfünfzigſte Nacht.

Dhul Makan gab den Bewohnern Jeruſalems durch Zeichen zu verſtehen, ſie möchten ihm etwas zu eſſen bringen; man ſammelte Geld für ihn, kaufte einige Speiſen und gab ſie ihm zu eſſen. Dann legte man ihn vor einen Laden auf einen Teppich und ſtellte ihm einen Waſſerkrug zu Häupten. Gegen Mitternacht grämte er ſich aber ſo ſehr über den Verluſt ſeiner Schweſter, daß er wieder ohnmächtig ward; da ſammelten die Leute, die ihn alle bedauerten, dreißig Silberdrachmen für ihn, mietheten ein Kameel und ließen ihn in's Spital nach Damaskus bringen. Aber der Kameeltreiber, der nur wenig Lohn erhielt, dachte: wie ſoll ich mit dieſem Menſchen reiſen, der dem Tode ganz nahe iſt? Er verbarg ſich daher bis Nacht, und warf ihn auf einen Miſthaufen in der Nähe eines Badofens. Als Morgens der Badheizer das Bad wärmte, ſah er Dhul Makan auf dem Rücken liegen und dachte: Warum mußten ſie dieſe Leiche gerade hierher werfen? Er trat ihn dann mit den Füßen weg. Da aber Dhul Makan Lebenszeichen von ſich gab, ſagte ihm der Badherr: „Ihr Leute eſſet ſo viel Haſchiſch, bis ihr nicht mehr wiſſet, wo ihr euch hinlegt;" als er ihm aber in's Geſicht ſah und einen jungen, bartloſen, hübſchen Mann fand, bemitleidete er ihn und dachte: Dieſer Jüngling ſcheint hier fremd und krank zu ſeyn; bei Gott! ich will mich nicht an ihm verſündigen. Der Prophet hat uns befohlen, Fremde zu ehren: dieſer verdient es noch mehr, da er krank iſt. Er trug ihn hierauf in ſein Haus, brachte ihn ſeiner Frau, befahl ihr, ihn

zu bedienen und ein Bett für ihn zurecht zu legen. Die Frau räumte ihm ein Zimmer mit Teppich und Kiſſen ein, wärmte Waſſer und wuſch ihm Hände, Füße und Geſicht. Der Mann kaufte dann etwas Roſenwaſſer und beſpritzte Dbul Makaus Geſicht damit, auch reichte er ihm ſüße Getränke und ein reines Hemd. Als Dbul Makan zu ſich kam und ſich auf das Kiſſen lehnte, freute ſich der Badheizer ſehr, dankte Gott und betete, daß es ihm gelingen möchte, dieſen Jüngling durch ſeine Pflege wieder ganz herzuſtellen.

Drei Tage lang gab der Badheizer Dbul Makan Roſenwaſſer und andere kühlende Getränke zu trinken, bis er ſich wieder beſſer befand; dann ging er auf den Markt, kaufte zehn Hühner, gab ſie ſeiner Frau und ſagte ihr: „Koche jeden Tag zwei davon, eines zum Mittag- und das andere zum Abend-Eſſen.“ Die Frau that dies und gab Dbul Makan die Suppe davon zu trinken und das Fleiſch zu eſſen; dann reichte ſie ihm Waſſer zum Waſchen, legte ihm wieder ſeine Kiſſen zurecht, deckte ihn mit einem Tuche zu und blieb bei ihm ſitzen, bis er einſchlief. Nachmittags kochte ſie ihm das zweite Huhn und brachte es ihm. Während er aß, kam ihr Mann herein und freute ſich, Dbul Makan wieder geſtärkt zu finden. Der Badheizer, der täglich fünf Drachmen verdiente, gab nun einen ganzen Monat lang jeden Tag vier Drachmen für Hühner und Getränke aus. Nach einem Monat, als Dbul Makan ganz hergeſtellt

war, fragte ihn der Badheizer, ob er mit ihm in's Bad wolle? „Recht gern," antwortete Dhul Makan. Da holte der Badheizer einen Eſel und ließ Dhul Makan darauf in's Bad reiten, und kaufte auch allerlei Seife. Sie entkleideten ſich im erſten Zimmer, gingen dann in's zweite und der Badheizer rieb Dhul Makan die Füße und wuſch ihn am ganzen Körper mit Seife. Dann kam der Barbier, den der Badheizer für Dhul Makan beſtellt hatte, und raſirte ihm den Kopf. Der Badheizer gab ihm dann eins von ſeinen Hemden, ein Paar Beinkleider und eine Kopfbinde, führte ihn nach Hauſe, wo ihm ſeine Frau wieder Huhn und wohlriechende Getränke brachte.

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, um ſie in der nächſten Nacht mit nachſtehenden Worten wieder aufzunehmen:

Sechshundert

und

dreiundfünfzigſte Nacht.

Als Dhul Makan nun dem Badheizer für ſeine Pflege danken wollte, ſagte ihm dieſer: „Laß dies! erzähle mir lieber, woher du biſt und wie du hierher gekommen, denn ich ſehe wohl, daß du von guter Familie ſeyn mußt.“ Dhul Makan erwiderte: „Erzähle du mir erſt, wo du mich gefunden, dann ſollſt du meine Geſchichte hören.“ Der Badheizer ſagte: „Ich habe dich krank auf dem Miſte liegen ſehen, als ich eines Morgens das Bad heizen wollte, mehr weiß nur Gott.“ Da rief Dhul Makan: „Geprieſen ſey Gott, der todte Gebeine wieder belebt; du haſt gewiß deine Wohlthaten keinem Unwürdigen erwieſen, du ſollſt die Früchte davon ernten.“ Er fragte dann, in welcher Stadt er ſich befinde? und als der Badheizer ihm Jeruſalem nannte, fiel ihm wieder ſeine Verlaſſenheit und ſeine verlorne Schweſter ein. Er erzählte dem Badheizer hierauf ſeine ganze Geſchichte, weinte und ſprach folgende Verſe:

„Ich habe über meine Kräfte zu tragen, darum kann man mich ſchon zu den Sterbenden zählen; geizt nicht mit einem freundlichen Blick auf mich, denn ſchlimm iſt mein Zuſtand, ſchwer der Kummer meines Herzens.“

Dhul Makan fragte dann den Badheizer: „Wie weit iſt es von hier nach Damaskus?“ — „Sechs Tagreiſen.“ — „Willſt du mich wohl dahin ſchicken?“ — „Du

biſt noch zu jung, um dieſe Reiſe allein zu machen, ich werde dich dahin begleiten und meine Frau fragen, ob ſie mitreiſen will; thut ſie dies, ſo bleiben wir dort beiſammen, denn ich kann mich nicht mehr von dir trennen." Der Badheizer begab ſich ſogleich zu ſeiner Frau und fragte ſie, ob ſie hier bleiben und ihn zurückerwarten, oder ob ſie mit ihm nach Damaskus reiſen wolle? und da ſie Letzteres vorzog, wurden die Anſtalten zu einer gänzlichen Auswanderung getroffen.

Sie verkauften ihre Mobilien, kauften ein Kameel zu dem Eſel, den ſie ſchon hatten, verſahen ſich mit Proviant und machten ſich auf den Weg nach Damaskus. Sie kamen am ſechsten Tage vor Sonnenuntergang daſelbſt an und lebten fünf Tage in einem Khan; da ward die Frau des Badheizers plötzlich krank und ſtarb am folgenden Tage. Dies betrübte Dhul Makan eben ſo ſehr, als ihren Mann, weil ſie ihn ſehr ſorgſam gepflegt hatte; doch tröſtete er den Badheizer und ſagte ihm: „Gräme dich nicht zu ſehr, wir müſſen ja Alle durch dieſes Thor wandern." Nach einigen Tagen, als ſie mit einander ausgingen, um ſich ein wenig zu zerſtreuen, ſahen ſie Kameele mit Kiſten voller Seidenſtoffe beladen, denen viele Sklaven und Mameluken folgten, und um die ſich viele Leute neugierig drängten. Dhul Makan fragte einen Diener, wem dies Alles gehöre? Der Diener antwortete: „Es iſt der Tribut, den die Stadt Damaskus dem König Omar entrichtet." Als Dhul Makan dies hörte, ſchwammen ſeine Augen in Thränen und er recitirte folgende Verſe:

„Sind ſie auch aus meinen Augen gewichen, ſo bleiben ſie doch in meinem Herzen feſt; ich ſehe ihre Reize nicht mehr, doch hat ſich nichts in mir geändert, als meine Geduld."

Bei der Erinnerung an ſeine Heimath ſchrie und jammerte er dann ſo heftig, daß der Badheizer ihn bat, ſeine erſt wieder gefundene Geſundheit zu ſchonen; aber er klagte immer über den Verluſt ſeiner Schweſter und ſeine Entfernung von der Heimath.

Nach langem Weinen rief er endlich: „Ich kann unmöglich hier bleiben, ich bin entſchloſſen, dieſen Leuten in meine Heimath zu folgen." Der Badheizer ſagte: „Ich folge dir, denn ich kann mich nicht von dir trennen, ich habe nun einmal begonnen, dir zu dienen, ich will fortfahren, bis an's Ende." Dhul Makan freute ſich und dankte dem Badheizer, der ſogleich ſein Kameel verkaufte und einen Eſel dafür eintauſchte, und Abends reiſten ſie mit einander ab.

Was aber Dhul Makans Schweſter, Nushat Aſſaman, angeht, ſo begegnete ſie, als ſie weinend ihren Bruder verlaſſen hatte und, um einen Dienſt zu ſuchen, auf die Straße gegangen war, einem Beduinen, dem ſie ſo wohlgefiel, daß derſelbe

darnach trachtete, ſie ſich zuzueignen, ſie möge aus Jeruſalem oder eine Fremde ſeyn. Er ſtellte ſich ihr daher in einer engen Straße in den Weg und fragte ſie, ob ſie eine Freie oder eine Sklavin ſey? Sie blickte ihn ſtarr an und beſchwur ihn, durch eine ſolche Frage ihren Gram nicht zu vermehren. Da ſagte der Beduine: „Wiſſe, Gott hat mir ſechs Töchter geſchenkt, es ſind aber fünf davon geſtorben, nur die Jüngſte lebt noch; ich wollte dich darum fragen, ob du ein hieſiges Mädchen oder ein fremdes biſt, und als meiner Tochter Geſellſchafterin mit mir kommen willſt? Wenn du keine Verwandten haſt, ſo will ich dich wie meine Tochter betrachten.“ Nushat Aſſaman,

welche hier eine ſichere Stelle zu erlangen hoffte, erwiderte: „Wiſſe, mein Herr! ich bin eine Araberin und habe hier einen kranken Bruder; gerne folge ich dir, doch nur mit der Bedingung, daß ich den Tag bei deiner Tochter zubringe, die Nacht aber bei meinem Bruder.“ Als der Beduine dieſe Worte hörte, dachte er: bei Gott! ich komme

bald an's Ziel, und ſagte ihr: „Du wirſt bei mir ſehr gut gehalten werden, ich will dich nicht als Dienerin, ſondern als Geſellſchafterin meiner Tochter; du kannſt jeden Abend zu deinem Bruder gehen oder, wenn du willſt, ihn zu uns bringen laſſen.“ Er ſagte ihr dann noch ſo viele ſüße Worte, bis ſie ſich entſchloß, ihm zu folgen. Der Beduine ſchickte hierauf ſeine Leute voraus, um ihre Dromedare mit Lebensmitteln zu beladen und ſich ganz reiſefertig zu machen. Dieſer Beduine war nämlich ein Satan, ein Teufelskind, ein Straßenräuber, der weder eine Tochter, noch ſonſt Familie hatte; er führte Nushat Aſſaman bis an das Thor der Stadt, wo ſeine Leute mit den Dromedaren ihn erwarteten; hier beſtieg er einen Dromedar, nahm das Mädchen zu ſich und rannte davon, ohne die ganze Nacht ſtill zu halten. Nushat Aſſaman ſah bald den Verrath ein; ſie weinte die ganze Nacht, aber der Beduine ritt immer fort, bis er im Gebirge war, wo er nichts mehr zu fürchten hatte. Da ſtieg er ab und ſagte zu Nushat Aſſaman: „Was weinſt du immerfort? Bei Gott! wenn du nicht aufhörſt, ſo ſchlage ich dich, bis du liegen bleibſt, du elender Wurm!“ Nushat Aſſaman wünſchte ſich den Tod, als ſie dieſe Worte hörte, und rief: „Du verruchter Alter, du Höllengreis! ich vertraute dir meine Perſon an und du verrätſt mich? Iſt das bei den Arabern Sitte?“ Der Beduine ward aufgebracht und ſchrie ſie an: „Wie? du wagſt es, mir zu antworten?“ Er holte dann eine Peitſche herbei und ſchlug ſie, bis ſie ſtille war.

Der Tag unterbrach die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Sechshundert

und

vierundfünfzigſte Nacht.

Am folgenden Tage erinnerte ſich Nushat Aſſaman wieder ihres Bruders und ſagte dem Beduinen: „Du verdammter Alter, was willſt du von mir, daß du mich durch Liſt in dieſes öde Gebirge geſchleppt?“ Der hartherzige Beduine ſchlug ſie wieder, bis ſie bewußtlos ihm zu Füßen ſtürzte und ſie küßte; dann ſagte er: „Bei Gott! wenn du noch einmal weinſt, ſchneide ich dir die Zunge ab und ſtoße ſie dir in den Rachen.“ Nushat Aſſaman ſchwieg eine Weile, dachte über ihre traurige Lage nach und ſprach folgende Verſe:

„Das Schickſal iſt veränderlich, es bringt bald Freude, bald Leid; Alles vergeht, wenn es auch noch ſo lange dauert, ſo wie dem Daſeyn des Menſchen ſelbſt auch ein Ziel geſetzt wurde. Aber, wehe mir! wie lange muß ich noch ſolche Gewalt und ſolche Schrecken ertragen; einſt wurde ich von Königen verzärtelt, und nun werde ich von den gemeinſten Menſchen geſchlagen.“

Als der Beduine dieſe Verſe hörte, ward er gerührt und ſagte ihr: „Höre! ich habe nicht gern, wenn man mir im Zorne antwortet, thu' das nicht mehr, dann bringe ich dich einem gottesfürchtigen Manne, der dich gut behandeln wird.“ Er wiſchte ihr dann die Thränen ab und gab ihr ein Laibchen Gerſtenbrod, das ſie in der Nacht verzehrte. Um Mitternacht ertheilte der Beduine wieder den Befehl zum Aufbruche.

Nach einer dreitägigen Reiſe kamen ſie nach Damaskus und ſtiegen in einem Khan ab. Nushat Aſſaman ſah ſehr übel aus und weinte immerwährend. Da ſagte ihr der Beduine: „Wenn du nicht aufhörſt zu weinen, ſo verkaufe ich dich einem Juden oder einem Chriſten, dann wirſt du erſt einſehen, wie wohl es dir bei mir erging.“ Er nahm ſie dann bei der Hand und ging mit ihr auf den Bazar der Abendländer. Er begab ſich hierauf zu einigen Sklavenhändlern und erzählte, wie er eine Sklavin habe, deren kranker Bruder in Jeruſalem zurückbleiben mußte, worüber ſie ſich ſehr gräme, er wolle ſie daher wohlfeil hergeben. Da fragte ihn ein Kaufmann: „Wie alt iſt ſie denn?“ Der Beduine antwortete: „Sie iſt noch Jungfrau, iſt ſehr ſchön, verſtändig und gebildet; nur ſieht ſie jetzt mager und übel aus, weil ſie immer an ihren Bruder

denkt.“ Der Kaufmann folgte dem Beduinen, um die Sklavin zu ſehen und mit ihr zum Statthalter Scharkan, dem Sohne Omars, zu gehen, von dem er einen Freibrief und ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Vater wünſchte; „gefällt ihm die Sklavin,“ ſagte er zum Beduinen, „und will er ſie zum Geſchenk annehmen und mir meine Bitte gewähren, ſo bezahle ich dir ihren Werth, wo nicht, ſo mußt du ſie zurücknehmen.“ Der Beduine ſagte: „In Gottes Namen! ich nehme dieſe Bedingung an,“ und führte den Kaufmann

in's Zimmer, wo die Sklavin war. Er rief ſie: „Radſia!“ — denn dieſen Namen hatte er ihr gegeben — ſie aber weinte und gab keine Antwort. Der Beduine ſagte dann dem Kaufmanne: „Dort ſitzt ſie, nähere dich ihr und ſage ihr einige freundliche Worte.“ Der Kaufmann ging mit freundlichem Geſicht auf ſie zu und ſagte: „Friede ſey mit dir! wie geht es dir, meine Tochter?“ Sie rief: „Es gibt keinen Gott, außer Gott! es war ſo über mich verhängt.“ Als ſie aber den Kaufmann anblickte und einen ſchönen, ehrwürdigen Mann vor ſich ſah, dachte ſie: der will mich gewiß kaufen, weigere ich mich, ſo bleibe ich, Gott behüte! bei meinem Tyrannen, der mich noch todtſchlägt; ich will ihm daher freundlich antworten, um ihm zu gefallen.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert

und

fünfundfünfzigſte Nacht.

Nushat Aſſaman ſagte daher mit ſüßer Stimme, den Kopf zur Erde gebeugt: „Gottes Segen und Barmherzigkeit ſey mit dir! es geht mir, wie es bei Feinden zu gehen pflegt.“ Der Kaufmann war vor Freude außer ſich, als er dieſe Worte hörte, und ſagte zum Beduinen: „Es iſt ein recht vornehmes Mädchen; wie theuer iſt ſie?“ Der Beduine ward zornig und ſagte: „Was ſpotteſt du, und nennſt dieſes Stück Lumpen ein vornehmes Mädchen? ich verkaufe ſie dir gar nicht, du kannſt deines Weges gehen.“ Der Kaufmann, der den Beduinen für wahnſinnig hielt, ſagte: „Sey nur ruhig, ich will ſie, trotz ihrer Fehler, kaufen.“ Da fragte der Beduine: „Nun, was gibſt du mir für ſie?“ — „Jeder Vater gibt ſeinem Kind einen Namen — fordere du, was du für deine Waare willſt.“ „Biete du, was du geben willſt.“ Der Kaufmann dachte bei ſich: Es ſcheint, der Beduine iſt nicht recht bei Sinnen; bei Gott! ſie iſt für mich unſchätzbar, ſie ſpricht ſo gut und iſt ſo ſchön, daß ſie mein Herz gewonnen hat; wenn ſie dazu noch leſen und ſchreiben kann, ſo iſt ſie vollkommen; der Beduine ſcheint einen beſondern Haß gegen ſie zu haben. Er wandte ſich dann zum Beduinen und bot ihm zweitauſend Silberdrachmen. Der Beduine ſtellte ſich aufgebracht und ſagte: „Bei Gott! du kannſt gehen, ich verkaufe dir nicht einmal das Stück Tuch, das ſie bedeckt, für zweitauſend Drachmen; lieber behalte ich

ſie und laſſe ſie mit Kameelen auf die Waide gehen und die Mühle herumdrehen; ich hielt dich für einen verſtändigen Mann, nun ſehe ich, daß du dumm biſt; drum geh, ſonſt mußt du noch manches Unangenehme hören." Der Kaufmann dachte: der iſt närriſch, ich will jetzt vom Preiſe ſchweigen; doch, wenn er wollte, ich gäbe ihm gern Alles, was ich beſitze. Er fragte dann: „Was hat ſie für Kleidungsſtücke bei dir?" — „Bei Gott! das Stück Tuch, in das ſie eingehüllt iſt, iſt noch zu viel für ſie." — „Entſchleiere einmal ihr Geſicht und zeige mir ſie, wie es bei Sklavinnen üblich iſt." — „Du kannſt ſie unterſuchen, ſo lange du willſt." — „Bewahre Gott! ich will nur ihr Geſicht ſehen, das genügt mir ſchon."

Der Kaufmann ſetzte ſich ganz ſchüchtern neben ſie und fragte ſie: „Wie heißt du?" — „Willſt du meinen frühern oder meinen jetzigen Namen wiſſen?" — „Haſt du denn zwei Namen?" — „Einſt hieß ich Nushat Aſſaman (Zeitluſt), jetzt aber Ghuſſat Aſſaman (Zeitleid)." Der Kaufmann, den dieſe Worte zu Thränen rührten, fragte ſie dann, ob ſie einen kranken Bruder habe? Sie antwortete: „Wohl, mein Herr! das Schickſal hat uns getrennt, er iſt in Jeruſalem." Als hierauf die Erinnerung an ihren Bruder ihren Augen wieder viele Thränen entlockte, ſtreckte der Kaufmann die Hand nach ihrem Geſicht aus, um dieſelben abzutrocknen; ſie aber bedeckte ihr Geſicht und ſagte: „Hüte dich, mich zu berühren, mein Herr!" Der Beduine, der dies ſah und glaubte, ſie wolle ſich nicht von ihm unterſuchen laſſen, fiel mit der Kameelpeitſche, die

er in der Hand hatte, über ſie her und ſchlug ſie, bis ſie zu Boden ſtürzte, aus Mund und Naſe blutete und ohnmächtig ward. Der Kaufmann, den dieſer Auftritt tief ergriff, dachte bei ſich: Bei Gott! ich will dieſe Sklavin kaufen, wenn ich ſie auch mit Gold aufwiegen müßte, um ihr vor dieſem Tyrannen Ruhe zu ſchaffen. Als ſie wieder zu ſich kam, wiſchte ſie ihre Thränen und ihr Blut mit einem Lumpen ab, hob ihr Auge gen Himmel und ſagte weinend und mit trauriger Stimme folgende Verſe:

„O habt Mitleid mit der Edlen, die durch Gewalt ſo erniedrigt worden,
die viele Thränen vergießt und denkt: wann wird dieſe Pein enden?“

Sie ſagte dann leiſe zum Kaufmann: „Ich beſchwöre dich bei Gott! laß mich nicht bei dieſem gottloſen Uebelthäter, lieber wollte ich mich umbringen, als nur noch eine Nacht bei ihm zubringen; kaufe mich für jeden Preis und befreie mich! Gott wird dich auch von der Pein der Hölle befreien.“ Der Kaufmann ſagte zum Beduinen: „Mißhandle dieſe Sklavin nicht ſo; ſag' mir, was du für ſie willſt!“ — „Biete nur recht viel, dann kannſt du ſie haben; wo nicht, ſo geh deines Weges, ich behalte ſie, daß ſie Miſt trage und die Kameele auf die Weide führe.“ — „Nun, ſo höre ein einziges Wort: ich gebe dir fünfzigtauſend Drachmen.“ — „Gott heißt dich noch mehr bieten.“ — „Nun, ſiebenzigtauſend.“ — „Sie koſtet mich ja mehr; ſie hat für neunzigtauſend Drachmen Gerſtenbrödchen bei mir gegeſſen.“ — „Bei Gott! du und deine ganze Familie, ihr habt in euerm ganzen Leben nicht für tauſend Drachmen Brod gegeſſen; doch, nun höre mein letztes Wort: ich gebe dir hunderttauſend Drachmen, biſt du nicht zufrieden, ſo werde ich dem Statthalter von Damaskus einen Wink geben und er wird ſie für Nichts mit Gewalt nehmen.“ Der Beduine willigte ein, und ſobald der Kaufmann ihm das Geld brachte, machte er ſich damit ſogleich auf den Weg nach Jeruſalem, denn er hoffte auch ihren Bruder zu täuſchen und als Sklaven zu verkaufen.

Der Kaufmann bedeckte Nushat Aſſaman mit einem Tuche, führte ſie in ſein Haus und ließ ihr ſehr koſtbare Kleider zuſchneiden. Nach einigen Tagen ging er mit ihr auf den Bazar und kaufte ihr einen ſchönen goldenen Schmuck, legte ihn in ein Käſtchen mit Atlas überzogen und ſagte ihr: „Ich ſchenke dir, was du willſt, nur bitte ich dich, wenn ich dich dem Statthalter von Damaskus vorſtelle, ſage ihm, wie theuer ich dich gekauft; es iſt freilich wenig, denn der Abſchnitt deines Nagels iſt mehr werth, aber immerhin habe ich doch eine ſchöne Summe für dich gegeben; ſage ihm auch, wie ich dich behandelt habe, und bitte ihn, daß er mir einen Empfehlungsbrief an ſeinen Vater Omar gebe, damit ich gar keinen Zoll von meinen Waaren zu bezahlen habe.“ Als Nushat Aſſaman dies hörte, weinte ſie. Da ſagte der Kaufmann: „Ich merke,

daß du weinſt, ſo oft ich von Bagdad ſpreche: kennſt du etwa Jemanden daſelbſt? Sage mir es, bei Gott! denn ich kenne dort alle Kaufleute." — „Mein Bekannter iſt weder ein Kaufmann, noch ſonſt ein Privatmann: ich kenne den König Omar, den Herrn von Bagdad." Der Kaufmann, der außer ſich vor Freude war und ſchon ſeinen Zweck erreicht zu haben glaubte, fragte ſie: „Haſt du etwa bei ihm früher gedient?" — „Nein," erwiderte Nuzhat Aſſaman, „ſondern ich bin mit ſeiner Tochter erzogen worden, und ich war ihm ſehr theuer; wenn du alſo von Omar einen Freibrief begehrſt, ſo bringe mir nur Dinte und Papier, ich gebe dir auch ein Briefchen an ihn; ſage ihm nur, Nuzhat Aſſaman ſey vom Schickſal heimgeſucht und als Sklavin verkauft worden, und befinde ſich jetzt beim Statthalter von Damaskus."

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, ſetzte ſie aber in der folgenden Nacht alſo wieder fort:

Sechshundert und ſechsundfünfzigſte Nacht.

Der Kaufmann, über Nushat Aſſamans Beredſamkeit erſtaunt, ſagte: „Ich glaube nicht, daß du eine Sklavin biſt; ich glaube, du biſt nur aus Muthwillen verkauft worden; du kannſt alſo leſen und ſchreiben?“ — „Noch viel mehr, als dies,“ verſetzte Nushat Aſſaman: „ich verſtehe auch Chemie und Medizin; ich habe Galen, Avicenna und Ibn Beitar geleſen; ich habe Theologie, Geſchichte, Grammatik, Logik, Rhetorik, Mathematik und Philoſophie ſtudirt, und ſelbſt über Metaphyſik geſchrieben; ich habe immer unter Gelehrten gelebt und mit ihnen über die ſchwierigſten theologiſchen Streitfragen diſputirt; doch bringe mir jetzt Dinte und Papier!“ Als der Kaufmann dies hörte, rief er: „Heil dem, der dich in ſeinem Schloſſe beſitzt!“ Er holte dann, was ſie wünſchte, und überreichte es ihr mit einer tiefen Verbeugung; ſie nahm Papier und Kalam und ſchrieb folgende Verſe:

„Warum iſt der Schlaf aus meinen Augen gewichen? haſt du ſie durch deine Trennung das Wachen gelehrt? Bei dem Gedanken an dich entzündet ſich eine helle Sehnſuchtsflamme in meinem Herzen; denn nie wollte ich von dir ſcheiden, aber wer kann ſeinem Geſchicke entgehen? Wie ſchön waren die verfloſſenen Tage, doch ſie ſind dahin mit allen ihren Freuden; höre meine Klagen über unſre Trennung, ſie ſind ſo ergreifend, daß ſie Steine erweichen.“

Sie ſchrieb dann darunter:

„Von der, die der Kummer niedergeſchlagen, die das Wachen geſchwächt, die in ihrer Dunkelheit kein Licht findet und den Tag nicht von der Nacht unterſcheiden kann, die ſtets ſehnſuchtsvoll nach den Sternen blickt. Von der traurigen und von ihrer Familie und Heimath entfernten Nushat Aſſaman.“

Nushat Aſſaman verſiegelte dann das Briefchen und überreichte es dem Kaufmann. Der Kaufmann bewunderte ihren ſchönen Styl, nahm das Briefchen mit

Freude an und verſprach ſich viel Glück davon. Er behandelte ſie nun mit ſo vieler Achtung, daß er ſelbſt auf den Markt ging, um für ſie einzukaufen, und des Abends ſchickte er ſie in's Bad.

Als Nushat Aſſaman im Bade war, ſchickte ihr der Kaufmann ein Badmädchen, um ſie zu waſchen und anzukleiden, und ſagte dieſem Mädchen: „Wenn ſie angezogen iſt, ſo laß mich es wiſſen.“ Während ſie badete, ließ er die koſtbarſten Speiſen, Süßigkeiten und Feüchte zubereiten und auf das Sopha des Vorſaals bringen, und als ſie herauskam, aßen ſie mit einander, bis ſie ſatt waren, und ſchenkten das Uebrige den Bedienten des Bads.

Am folgenden Morgen brachte ihr der Kaufmann die ſchönſten und theuerſten Kleider und den koſtbarſten Schmuck, goldne Ohrringe mit großen Perlen und Diamanten für tauſend Drachmen, eine goldne Kette mit Smaragdſteinen, einen

Roſenkranz von Ambra, kurz, Kleidung und Juwelen waren von unendlich hohem Preiſe. Als ſie angekleidet war, bat ſie der Kaufmann, ſich zu verſchleiern und ihm zu folgen. Auf der Straße erſtaunten alle Leute, die ſie ſahen, und ſagten: „Wohl dem, der eine ſolche Sklavin beſitzt.“ Der Kaufmann führte ſie in Scharkans Schloß und bat, vorgelaſſen zu werden. Als er die Erlaubniß erhielt, vor Scharkan zu erſcheinen, verbeugte er ſich und ſprach: „O glückſeliger, einſichtsvoller Herr! ich bringe dir ein Geſchenk aus fernem Lande, deßgleichen in dieſer Zeit höchſt ſelten iſt: ein Mädchen voller Reize und Tugenden.“ Als Scharkan ſie zu ſehen wünſchte, ging der Kaufmann hinaus, holte Nushat Aſſaman und ſtellte ſie ihm vor.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Sechshundert

und

ſiebenundfünfzigſte Nacht.

Scharkan kannte Nusbat Aſſaman nicht, denn aus Haß zu ihr und ihrem Bruder hatte er ſie ja verlaſſen, als ſie noch klein waren; doch fühlte er ſich, ohne zu wiſſen warum, ſo ſehr zu ihr hingezogen, daß er dem Kaufmanne ſagte, er wolle ihm das Geld, das er für ſie ausgegeben, wieder erſtatten und ſie bei ſich behalten. Der Kaufmann ſagte: „Ich ſchenke ſie dir, jedoch nur unter der Bedingung, daß du mir ein Empfehlungsſchreiben an deinen Vater gibſt, daß ich gar keine Abgaben in ſeinem Lande zu entrichten habe.“ Scharkan erwiderte: „Recht gern; doch ſage mir, was haſt du für ſie gegeben?“ — „Ich habe ſie für hunderttauſend Dinare gekauft und eben ſo viel für ihre Kleidung ausgegeben.“ — „Ich bin ſo ſehr mit ihr zufrieden, daß mein Schatzmeiſter dir dreihunderttauſend Dinare ausbezahlen ſoll.“ Scharkan ließ dann die vier Khadi's der Stadt kommen und den Kaufmann in ihrer Gegenwart ausbezahlen; dann ſagte er: „Ich erkläre hiermit, daß ich dieſem Mädchen vor dem Angeſichte Gottes die Freiheit ſchenke und ſie zur Gattin nehme.“ Die Khadi's ſchrieben ſogleich den Freibrief und den Ehe-Contract, und Scharkan ſtreute Gold und Silber unter die Umſtehenden aus. Er ließ dann einen Ferman ausfertigen, wodurch der Kaufmann für immer von allen Abgaben freigeſprochen wurde, auch ſchenkte er ihm noch ein Ehrenkleid und

andere Kostbarkeiten. Da er aber auch wissen wollte, ob die Sklavin wirklich so gelehrt sey, wie sie ihm der Kaufmann schilderte, ließ er die vier Khadi's ein gelehrtes Gespräch mit ihr anknüpfen, woraus sich bald ergab, daß der Kaufmann sie noch viel zu wenig gerühmt hatte. Die Khadi's gestanden, sie haben in ihrem Leben in den gelehrtesten Büchern nicht so viel Schönes gefunden, als sie zu sagen wußte. Bald sprach man in der ganzen Stadt so viel von ihr, daß die Frauen der Viziere, Fürsten und Großen des Reichs herbei kamen, ihr die Hand küßten und sich mit ihr unterhielten. Alle waren über ihren Geist, ihre Bildung, ihre Beredsamkeit und ihre Liebenswürdigkeit so erstaunt, daß sie sagten: „Die war nie Sklavin: das ist eine Königin oder eine Prinzessin."

Scharkan sagte dann zu seinen Dienern: „Eilt nun und bereitet Alles zur Hochzeit vor, und bringt die kostbarsten Speisen herbei;" auch bat er die Damen, noch so lange bei Nushat Assaman zu bleiben, bis sie des Abends hochzeitlich geschmückt seyn würde. Die Diener stellten besondere Tische für Männer und besondere für Frauen auf. Alle Sängerinnen und Musiker aus Damaskus wurden herbeigerufen, und die vornehmsten Bewohner der Stadt zur Hochzeit geladen. Des Nachts wurde die ganze Stadt, vom Thore bis an's Schloß, beleuchtet. Die Kammermädchen gingen dann mit Nushat Assaman in ein besonderes Zimmer, fanden sie aber so natürlich schön, daß sie wenig mit ihr zu thun hatten. Scharkan ging indessen in's Bad, und als er zurückkam, stellte man ihm die Braut siebenmal in verschiedener Kleidung vor, und ließ sie dann allein beisammen. Scharkan liebte Nushat Assaman täglich mehr, und seine Freude war grenzenlos, als sie ihm nach einiger Zeit ihre Schwangerschaft anzeigte. Er ließ es sogleich in der ganzen Stadt bekannt machen, und die Viziere und Staatsräthe kamen freudig zu ihm, um ihm Glück zu wünschen. Sobald er wieder allein war, ließ er durch seinen Geheimsekretär seinem Vater schreiben: „Er habe eine durch Bildung, Verstand und Kenntnisse ausgezeichnete Sklavin gekauft, sie befreit und geheirathet, und nun sey sie schon in gesegneten Umständen; er werde sie ihm einmal später schicken, damit sie seinen Bruder und seine Schwester auch kennen lerne; zum Schlusse grüßte er seine Geschwister, den Vizier Dendan und die übrigen hohen Staatsbeamten. Nach einem Monate kehrte der Bote, der diesen Brief Omar überbrachte, nach Damaskus mit folgender Antwort zurück:

„Von dem Traurigen und Niedergeschlagenen wegen der Trennung Derer, die ihm theuer sind, vom König Omar, der über das Scheiden seiner Kinder bestürzt ist, an seinen theuren Sohn Scharkan: Wisse, mein Sohn, daß es mir durch deine Abreise

so unheimlich zu Hause ward, daß ich auf die Jagd ritt; dies benutzte dein Bruder, dem ich, aus Furcht vor einem Unglück, nicht erlaubte, zu wallfahren, um mit seiner Schwester heimlich den Pilgern zu folgen. Ich erwartete mit Sehnsucht die Rückkehr der Pilger und weinte Tag und Nacht, aber Niemand wußte etwas von ihnen; es ist, als wenn die Erde sie verschlungen hätte. Ich zog um ihretwillen Trauerkleider an, denn mein Herz ist sehr betrübt."

Dann folgte in Versen:

„Ihr Bild entschwindet mir keinen Augenblick, ich habe ihnen den höchsten Platz in meinem Herzen eingeräumt; hätte ich keine Hoffnung mehr auf ihre Wiederkehr, ich würde keine Stunde mehr leben, und besuchte mich ihr Bild nicht im Traume, ich könnte nie schlafen."

Der Brief schloß mit vielen Grüßen und der Bitte: „Er möchte doch keinen Augenblick säumen, Nachforschungen anzustellen, um die Schande, die ihm eine solche Flucht zufügte, zu tilgen."

Als Scharkan diesen Brief gelesen hatte, schmerzte ihn die Trauer seines Vaters, hingegen freute er sich über das Verschwinden seiner Geschwister. Er ging dann wieder zu Nushat Assaman, die er eben so wenig, als sie ihn kannte, und blieb Tag und Nacht bei ihr, bis sie von einer Tochter entbunden ward. Da überreichte sie ihm seine Tochter und bat ihn, ihr einen Namen zu geben. Scharkan antwortete: „Es ist nicht Sitte bei uns, dem Kinde vor dem siebenten Tage einen Namen zu geben." Als er dann am folgenden Tage sein Töchterchen küßte, sah er an seinem Halse eine der drei Perlen, welche Ibris aus Griechenland mitgebracht hatte. Er war außer sich vor Zorn und sagte: „Wehe dir, Sklavin! woher hast du diese Perle?" Nushat Assaman antwortete: „Deine Mutter und alle Damen dieses Schlosses sind meine Dienerinnen; schämst du dich nicht, mich Sklavin zu nennen? Ich bin Herrin und dir zum Trotze Königin und Prinzessin. Wisse, ich bin Nushat Assaman, Tochter des Königs Omar, des Herrn von Bagdad und Chorasan." Bei diesen Worten fing Scharkan an zu zittern, ward blaß und verlor das Bewußtseyn.

Als er wieder zu sich kam und über die Sache nachdachte, sagte er ihr, ohne sich zu erkennen zu geben: „Wenn du die Tochter des Königs Omar bist, wie bist du denn verkauft worden und wie so hast du deinen Vater verlassen?" Da erzählte sie ihm die ganze Geschichte ihrer Pilgerfahrt mit ihrem Bruder; die des Beduinen, der sie geraubt, und des Kaufmanns, der sie von ihm gekauft.

Hier unterbrach Scheherfad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr sie fort:

Sechshundert und achtundfünfzigste Nacht.

Scharkan hatte nun keinen Zweifel mehr, daß er wirklich seine Schwester von väterlicher Seite geheiratbet, und beschloß, sie einem seiner ersten Offiziere zur Frau zu geben, damit, wenn einmal das Geheimniß entdeckt würde, er sagen könne, sie sey schon vor ihrer Schwangerschaft seine Gattin gewesen. Er sagte ihr in einem sanften Tone: „O Nusbat Assaman! du bist meine Schwester, ich bin Scharkan, der Sohn Omars; der Pfeil des Schicksals hat uns getroffen, und wir mußten vollbringen, was im Himmel beschlossen war. Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen; wir sind Gottes und kehren zu ihm zurück: er möge mir mein großes Verbrechen verzeihen." Als Nusbat Assaman dies hörte, weinte sie heftig, schlug sich in's Gesicht und rief ganz außer sich: „Was soll ich meinem Vater antworten, wenn er mich fragt, woher ich diese Tochter habe?" Scharkan antwortete: „Meine Absicht ist, dich mit meinem ersten Schloßverwalter zu verheiratben und das Kind bei ihm erziehen zu lassen, und hier sagen wir Niemand, daß wir Geschwister sind; so kann Alles geheim bleiben." Einige Monate, nachdem der Verwalter Nusbat Assaman geheiratbet und das Kind, welches man Kadha nannte, zu sich genommen hatte, erhielt Scharkan folgenden Brief von seinem Vater:

„Wiſſe, o theurer König! daß ich noch immer wegen der Trennung von meinen Kindern in großer Trauer bin und keine Nachtruhe finden kann; wenn du daher dieſen Brief empfängſt, ſo ſchicke mir die Sklavin, die du geheirathet und von der du mir geſchrieben haſt, ſie ſey ſo ſchön, ſo gelehrt und ſo verſtändig; ich wünſche ſehr, ſie zu ſehen und kennen zu lernen; ſchicke mir auch die Abgaben von Damaskus, denn es iſt vor zwei Monaten ein altes, frommes, gottesfürchtiges Weib mit fünf Jungfrauen zu mir gekommen, deren Gelehrſamkeit gar nicht zu beſchreiben iſt. Sie gefielen mir ſo gut, daß ich ſie ſogleich in mein Schloß nahm und die Alte fragte, wie theuer dieſe Mädchen wären? Die Alte antwortete mir: ſie würde ſie nur für die diesjährigen Abgaben von Damaskus hergeben. Dieſe Forderung ſchien mir wahrlich nicht zu groß, denn eine allein iſt ſo viel werth; darum gewährte ich ihr auch ihren Wunſch. Die Jungfrauen ſind nun in meinem Schloſſe, und die Alte wartet, bis die Abgaben von Damaskus ankommen; eile daher, ſie mir zuzuſenden, und ſchicke auch die Sklavin mit: ich will ſehen, ob ſie die Meinigen an Kenntniſſen übertrifft. Ich werde ſie nicht lange hier behalten und ſie dir königlich beſchenkt mit allerlei Koſtbarkeiten Bagdads zurückſchicken.“

Als Scharkan dieſen Brief geleſen hatte, ging er damit zu ſeinem Schwager, ließ Nushat Aſſaman rufen, machte ſie mit dem Inhalte deſſelben bekannt und fragte ſie, was wohl hierauf zu erwidern ſey? Da Nushat Aſſaman ſich ſehr nach

ihrem Vater ſehnte, ſagte ſie: „O mein Bruder, ſchicke mich mit meinem Gatten nach Bagdad, daß ich meinem Vater erzähle, wie es mir auf der Pilgerfahrt ergangen; ich will ihm ſagen, du habeſt mich mit dem Verwalter verheirathet, ſobald du mich gekauft und befreit hatteſt; auch meine Tochter Kadha will ich mit mir nehmen.“ Scharkan ließ Alles zur Reiſe vorbereiten, gab dem Verwalter das nöthige Geld, ſorgte für Kameele, Diener und Mauleſel, nahm Abſchied von ſeiner Schweſter und ihrem Gatten, und ließ ſie von einer Abtheilung Truppen mit dem Tribut von Damaskus begleiten. Dieſe Karavane war es, welche Dhul Makan vorüberziehen ſah und der er ſich mit dem Badheizer anſchloß.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:

Sechshundert und neunundfünfzigste Nacht.

Nach fünf Tagen erreichte die Karavane Hama, wo sie drei Tage ausruhte; von hier zog sie nach Mosul, wo sie wieder einige Tage verweilte, so daß dem Badheizer bald der Proviant ausging. Dbul Makans Sehnsucht nach seiner Heimath und seiner Familie ward immer heftiger, je näher er derselben kam; eines Nachts, als der Wind aus Irak ihn anwehte, recitirte er folgende Verse:

„O Freunde, wie lange muß ich noch meine Liebe geduldig verbergen, ohne daß ein Bote mir Nachricht von euch bringe? O möchte doch die Stunde der Vereinigung nahe, und die Tage der Trennung bald zu Ende seyn!"

Da sagte ihm der Badheizer: „O mein Freund, laß doch dieses Weinen und Jammern, wir sind in der Nähe des Zelts des Schloßverwalters." Dbul Makan erwiderte: „Ich kann mich nicht fassen, ich muß durch Verse das Feuer meines Herzens zu löschen suchen." Er wandte dann sein Gesicht gegen Bagdad, recitirte noch einige Verse und weinte, bis er ohnmächtig ward.

Nushat Assaman, welche diese Nacht viel an ihren Bruder dachte und vor Kummer nicht schlafen konnte, fühlte sich leichter, als sie ihn hörte, und befahl ihrem Diener, den Mann herbeizuholen, der in der Nähe ihres Zeltes Verse recitirte. Der

Diener antwortete: „Ich habe Niemanden gesehen, noch gehört, die Leute schlafen alle.“ Aber Nushat Assaman erwiderte: „Sieh dich um und bring' mir den, der wacht, der ist's gewiß, der Verse recitirte.“

Der Diener ging im Lager umher, bis er zu Dhul Makan und dem Badheizer kam; als dieser ihn sah, fiel er fast in Ohnmacht vor Furcht. Der Diener sagte ihm: „Wehe dir, du bist's, der eben Verse recitirt hat; meine Herrin hat dich gehört.“ Der Badheizer, welcher glaubte, die Verwalterin sey dadurch vom Schlafe geweckt worden, fürchtete sich, ja zu sagen, und schwur bei Gott, er habe keine Verse recitirt. Da schrie ihn der Diener an: „So sage mir, wer es war; da du doch wachst, mußt du es wissen.“ Da aber der Badheizer besorgte, der Diener möchte Dhul Makan etwas zu Leid thun, schwur er bei Gott, er kenne ihn nicht. „Du lügst, Teufel, es ist ja außer dir und dem Jungen Niemand hier?“ — „Es war ein Reisender, der vorüberging und auch mich im Schlafe störte, aber ich kenne ihn nicht.“ — „Wenn du ihn wieder siehst, so ergreife ihn: ich lasse ihn hängen.“ — „Gut, geh nur, ich führe dir ihn zu, wenn er wiederkommt.“ Der Diener kehrte nun zu seiner Herrin zurück und erzählte ihr, was er vom Badheizer gehört. Indessen kam Dhul Makan wieder zu sich, der Mond hatte eben die Mitte des Himmels erreicht, die Nachtigallen zwitscherten, da erhob auch er seine Stimme und wollte singen; aber der Badheizer sagte ihm: „Was beginnst du da? weißt du, daß ich dem Tode nicht entgangen wäre, wenn ich nicht den Diener des Verwalters gewonnen hätte, der, während du in Ohnmacht lagst, mit einem großen Haselnußstocke kam und den, der Verse recitirte, suchte? Ich bitte dich also, laß die Gedichte für diese Nacht, die ja bald vorüber seyn wird.“ Als Dhul Makan dies hörte, weinte er heftig und sagte: „Wer will mir verbieten, Verse zu recitiren? Es geschehe, was da wolle, ich bin nun meiner Heimath nahe und frage nach dem Verwalter und seinem Diener nichts.“ Der Badheizer entgegnete: „Das ist eine Lust des Satans: was nützen diese Verse, die uns Beide in den Abgrund stürzen können? Bei Gott, wenn du es nicht unterläßt, so werde ich nicht länger bei dir bleiben, obschon ich beschlossen hatte, mich nie von dir zu trennen. Wir sind ja so müde vom Gehen und Wachen und haben nichts zu essen mehr, was brauchst du Verse zu recitiren?“ Aber Dhul Makan ließ sich nicht abhalten, noch einige Verse zu singen, in denen er über die lange Trennung klagte und über die Nähe seiner Heimath sich freute, bis er wieder bewußtlos hinfiel. Der Badheizer deckte ihn mit seinem Mantel zu und sagte: „Bei Gott, du widerstehst deinem Satan nicht.“ Nushat Assaman, welche noch immer vor Sehnsucht nicht eingeschlafen war, hörte auch dieses Gedicht wieder, das so gut für

ihren Zuſtand paßte; ſie weinte lange, rief dann den Diener wieder und ſagte ihm: „Wehe dir! ich höre denſelben Mann, wie früher, wieder ſingen, ganz in unſrer Nähe; du biſt ein träger Menſch und haſt dich nicht recht umgeſehen; bei Gott, wenn du mir ihn nicht gleich herbringſt, ſo wecke ich den Verwalter, daß er dich prügle und fortjage. Geh und nimm hundert Dinare mit, ſuche ihn auf, gib ihm das Geld und bring' ihn her,

thu' ihm aber ja nichts zu Leid; wenn er nicht kommen will, ſo gib ihm den Beutel dort mit tauſend Dinaren, erkundige dich, wer er iſt, was er treibt, woher er iſt und laß ihn in Frieden; komm' aber ja nicht wieder und ſage: ich habe ihn nicht geſehen, ſonſt, bei Gott, geht's dir nicht gut."

Der Diener ging mißmuthig weg und ſchlug und trat die Leute, die umher lagen und ſchliefen, bis er wieder zum Badheizer kam, der mit entblößtem Haupte daſaß. Er fragte ihn, ob er nicht eben wieder ein Lied geſungen habe? Da der Badheizer den Diener zornig ſah, ſagte er aus Furcht: „Bei Gott, mächtiger Führer, ich war es nicht!" — „Bei Gott, Unglückſeliger!" rief der Diener: „ich laſſe dich nicht, bis du mir zeigſt, wer geſungen hat, denn ich habe ſonſt Alles von meiner Herrin zu befürchten." Der Badheizer weinte vor Furcht und hielt ſich und ſeinen Freund für verloren. Er küßte dann dem Diener die Hand und ſagte: „Bei Gott, ich war es nicht und kenne auch den Sänger nicht; verſündige dich nicht an mir, ich bin ein unglücklicher Mann aus Jeruſalem." — „So folge mir zur Herrin und erzähle ihr deine Leiden, denn außer

dir wacht doch Niemand hier." — „Du kennst mich ja und weißt, wo ich liege, weißt auch, daß die Wache Niemanden von seinem Platze weichen läßt; geh also deines Weges, und wenn du noch Jemanden singen oder Verse recitiren hörst, so will ich es gewesen seyn oder wenigstens ihn angeben." Er küßte dann dem Diener so lange die Hand, bis er sich bewegen ließ, wegzugehen; da er sich aber fürchtete, zur Herrin zurückzukehren, machte er einen Umweg und blieb dann hinter dem Badheizer stehen, um zu hören, wer wieder singen würde. Kaum glaubte der Badheizer, daß der Diener weggegangen, so weckte er Dbul Makan und erzählte ihm, was sich wieder mit dem Diener zugetragen. Dbul Makan sagte: „Laß mich, ich kümmere mich um Niemanden, ich bin meiner Heimath nahe."

Hier schwieg Scheherfad, um in der nächsten Nacht weiter zu erzählen:

Sechshundert und ſechzigſte Nacht.

Der Badheizer ſagte zornig zu Dhul Makan: „Wie, du willſt uns mit Gewalt in's Verderben ſtürzen? kannſt du nicht ruhig bleiben? Die Herrin iſt krank und müde und kann nicht ſchlafen, und hat nun ſchon zweimal ihren Diener geſchickt, um zu ſehen, wer ſie ſtört.“ Aber Dhul Makan kehrte ſich nicht daran und fing wieder an, Verſe zu ſingen. Der Badheizer, außer ſich vor Angſt und Zorn, ſteckte ein Tuch zwiſchen die Zähne, ging von ihm weg und blieb in der Ferne ſtehen. Da ſah er, wie der Diener ſich Dhul Makan näherte und ihm ſagte: „Friede ſey mit dir und Gottes Segen und Barmherzigkeit! Ich ſuche dich nun ſchon zum dritten Male, meine Gebieterin wünſcht dich zu ſprechen.“ Dhul Makan erwiderte: „Was will dieſe Hündin von mir? Gott verdamme ſie und ihren Gatten, und ihren Vater und ihre Mutter!“ Der Diener wagte es nicht, ihm Vorwürfe zu machen, weil ſeine Herrin ihm befohlen hatte, ihn mit der größten Schonung zu behandeln; er ſagte ihm daher mit ſanfter Stimme: „Mein Sohn, wir waren allerdings ſehr kühn gegen dich, doch haben wir nichts Schlimmes mit dir vor; wir bitten dich nur, deine edlen Schritte zu uns zu lenken, du wirſt zufrieden wieder entlaſſen werden, und eine frohe Botſchaft wird deiner harren, ſo Gott will.“ Dhul Makan erwiderte: „Gut, in Gottes Namen!“ ergriff die Hand des Dieners und ging mit ihm bis zu Nushat Aſſamans Zelt. Der Badheizer ſah ihnen

nach und ſchrie: „Wehe, wehe! der Jüngling iſt verloren; es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen! Schade für dieſen Jüngling; morgen werden ſie ihn hängen.“ Er beſchloß dann bei ſich, nur dieſe Nacht noch hier zu bleiben und am folgenden Morgen auf ſeinem Eſel wieder heimwärts zu reiten; denn, dachte er, am Ende könnte der Jüngling ſagen, ich habe ihn geheißen, Verſe recitiren, und es wäre auch um mich geſchehen.

Als Dhul Makan vor der Thüre des Zelts war, ging der Diener hinein und ſagte: „Meine Herrin! hier bringe ich dir den Sänger, den du verlangt haſt; es iſt ein wohlgeſtalteter Jüngling, dem man den Wohlſtand anſieht.“ Nushat Aſſaman, deren Blut in Wallung kam und deren Herz dem Verwandten entgegen pochte, ſagte: „Laß ihn etwas recitiren, daß ich ihn in der Nähe höre; dann frage ihn, wie er heißt, wo er her iſt und was er für ein Geſchäft hat.“ Der Diener ging hinaus und ſagte ihm, die Herrin wolle einige Gedichte von ihm hören und dann auch wiſſen, wer er ſey? Dhul Makan erwiderte: „Ich will recht gerne etwas deklamiren, doch wenn deine Herrin nach meinem Namen fragt, ſo ſage ihr: mein Name iſt erloſchen, mein Weſen hat ſich verändert, mein Körper iſt verwelkt; meine Abenteuer ſind groß, ſie haben keinen Anfang und kein Ende, ich bin betäubter, als ein Betrunkener.“ Als Nushat Aſſaman dieſe Klagen vernahm, weinte ſie lange und ließ ihn durch den Diener

fragen, ob er von ſeinem Vater, ſeiner Mutter oder von einer Geliebten ſcheiden mußte? Dhul Makan antwortete: „Ich bin von Allen geſchieden, die mir theuer ſind; doch am ſchmerzlichſten fühle ich die Trennung von meiner theuren Schweſter, mit der mich die Launen des Schickſals heimgeſucht, das im Verborgenen wirkt.“ Nushat Aſſaman wünſchte, daß Gott ihn wieder mit ihr vereinigen möchte, und bat ihn, ihr einige Verſe über ſeinen Zuſtand zu recitiren.

Scheherſad ſchwieg; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Sechshundert

und

einundſechzigſte Nacht.

Dhul Makan recitirte einige Verſe, in welchen er Nushat Aſſamans Namen nannte. Als ſie dies hörte, hob ſie den Vorhang ihres Zeltes auf, um ihn zu ſehen; ſie erkannte ihn ſogleich und ſchrie laut: „O mein Bruder, o Dhul Makan!“ Dieſer erkannte ſie ebenfalls und rief: „O meine Schweſter, o Nushat Aſſaman!“ Sie fielen dann einander in die Arme und wurden Beide ohnmächtig. Der erſtaunte Diener beſprizte ſie mit Roſenwaſſer, bis ſie wieder zu ſich kamen; da umarmten ſie ſich abermals und Nushat Aſſaman ſprach folgende Verſe:

„Als wir uns wiederſahen, klagten wir einander, was uns begegnet war, denn durch einen Boten laſſen ſich Klagen nicht gut mittheilen; eine gemiethete Klagefrau iſt nicht wie eine wirklich Betrübte.“

Als Dhul Makan dieſe Verſe hörte, drückte er ſeine Schweſter noch einmal an ſeine Bruſt und ſprach folgende Verſe:

„Ich betrauerte unſere Trennung ſo ſehr, daß ein Strom von Thränen aus meinen Augen floß, und ich gelobte, daß, wenn das Schickſal uns wieder vereint, meine Zunge nie mehr das Wort Trennung ausſprechen ſollte. Nun hat mich aber die Freude ſo überraſcht, daß auch ſie mir Thränen hervorlockt. Mein Aug' iſt ſo ſehr an Thränen gewöhnt, daß es nun vor Freude, wie einſt vor Trauer, weint.“

Nachdem ſie eine Weile koſend beiſammen vor der Thüre des Zeltes ſaßen, ſagte Nushat Aſſaman zu ihrem Bruder: „Komm herein in's Zelt und erzähle mir, was dir ſeit unſrer Trennung widerfahren; ich will dir dann auch meine Abenteuer mittheilen.“ Dhul Makan bat ſie, zuerſt zu ſprechen, und ſie erzählte ihm Alles, was ihr widerfahren, bis endlich ein Brief von ihrem Vater kam, der ſie zu ſehen wünſchte; und pries Gott, der es ſo fügte, daß ſie nun zuſammen ihren Vater wieder ſähen, wie ſie ihn verlaſſen. Sie bat ihn dann, ihr zu erzählen, wie es ihm ergangen ſeit ſeiner Krankheit in Jeruſalem, und er berichtete ihr, wie ihn Gott einen Badheizer finden ließ, der ihn ſorgſam pflegte und ſein ganzes Vermögen für ihn aufwandte, und ihn ſo behandelte, wie kein Vater ſeinen Sohn behandelt. „Dieſer Mann,“ ſagte er, „hungerte, um mir zu eſſen zu geben; er litt Durſt, um den meinigen zu ſtillen; ging zu Fuße, um mich reiten zu laſſen, ſo daß ich wohl ſagen kann: Gott hat nur durch ihn mein Leben erhalten.“ Nushat Aſſaman ſagte: „Gott belohne ihn dafür, aber auch ich will ſeine Wohlthaten ihm vergelten, ſo viel ich es vermag.“ Sie rief dann den Diener und ſchenkte ihm den Beutel Geld, den ſie ihm für den Sänger gegeben, weil ſie durch ihn mit ihrem Bruder vereinigt worden, und befahl ihm, ſchnell den Verwalter zu rufen. Als dieſer in das Zelt ſeiner Gattin kam und einen Jüngling bei ihr ſah, fragte er erſtaunt: „Wer iſt dieſer Fremde?“ Nushat Aſſaman erwiderte: „Er iſt

mein Bruder;" und erzählte ihm die ganze Geſchichte, vom Anfang bis zu Ende; dann fuhr ſie fort: „Wiſſe, mein Herr! du haſt keine Sklavin, ſondern eine Prinzeſſin geheirathet; ich bin Nushat Aſſaman, die Tochter des Königs Omar." Als der Verwalter dies hörte, freute er ſich, auf dieſe Weiſe Schwager des Statthalters von Damask geworden zu ſeyn. Er ließ dann ſein Gefolge und ſeine Diener rufen und befahl ihnen, für Dhul Makan ein Zelt aufzuſchlagen und ihm eins von ſeinen beſten Pferden zu bringen. Nushat Aſſaman ſagte dann ihrem Bruder: „Da wir bald in unſre Heimath kommen, ſo wollen wir jetzt noch allein beiſammen bleiben; wir haben einander doch ſchon ſo lange nicht geſehen." Der Verwalter ſchickte ihnen hierauf Wachslichter, Lampen und Süßigkeiten; auch ſandte er drei Paar Kleider für Dhul Makan.

Auf Dhul Makans Verlangen wurden auch Diener mit einem guten Dromedar nach dem Badheizer geſchickt, um ihn zu holen. Dieſer war ſchon am Ende des Lagers, im Begriffe, ſeinen Eſel zu ſatteln; er weinte heftig über die Trennung von ſeinem Freunde; dann rief er: „In Gottes Namen, ich habe ihn gewarnt, nicht zu ſingen, aber er ließ ſich nicht abhalten und ſagte: Ich bin meiner Heimath nahe und kümmere mich um Niemanden. Ich möchte nur wiſſen, ob er etwas gegen mich ausſagt."

Während der Badheizer ſo für ſich hinſprach, erblickte er auf einmal den ihm wohlbekannten Diener mit mehreren andern Jungen; da ſank er vor Furcht zuſammen und ward ganz blaß, denn er glaubte, Dhul Makan habe ihn verrathen und ſeine Schuld ihm aufgebürdet, trotz aller Wohlthaten, die er von ihm empfangen. Noch mehr erſchrack er, als der Diener ihm zurief: „Du Lügner, du brauchſt deinen Eſel nicht zu ſatteln, du Satan! Du ſagteſt, du wüßteſt nicht, wer Verſe recitirt, und es war doch dein Gefährte; nun laſſe ich dich nicht, bis wir nach Bagdad kommen: du ſollſt dort ſein Schickſal theilen." Der Badheizer rief: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott! Was ich befürchtete, iſt zugetroffen." Auf ein Zeichen des alten Dieners hoben ihn dann die Jungen auf den Dromedar und folgten ihm. Der Diener ſagte ihnen aber leiſe: „Wer ihm ein Haar verletzt, der muß es büßen; thut ihm nichts zu Leid und behandelt ihn mit Anſtand!" Als ſich der Badheizer von ſo vielen Dienern umgeben ſah, verzweifelte er am Leben und ſagte dem Alten: „O Oberſter! ich bin weder ein Bruder, noch ſonſt ein Verwandter dieſes Jünglings, ſondern ich habe ihn krank gefunden, aus Mitleid gepflegt und hierher begleitet." Aber der Zug ging fort, der Badheizer mußte ſchweigen und der Diener ſagte ihm bloß: „Du und der Jüngling, ihr habt meine Herrin mit euren Verſen ermüdet." Als ſie dann hinter dem Zelte des Verwalters abſtiegen, wurde ihnen eine Schüſſel voll Speiſe gereicht; der Diener aß

mit dem Badheizer aus einer Schüſſel, aber dieſer weinte noch immerfort wegen der Trennung von Dhul Makan. Die Karavane brach dann bald auf und reiste in einem fort, bis nur noch eine Strecke von drei Tagen nach Bagdad übrig blieb; da ruhte ſie eine Nacht aus. Am folgenden Morgen wollte man wieder aufſitzen und aufpacken, als man auf einmal in der Ferne einen dichten Staub entdeckte, der die ganze Atmoſphäre verdunkelte; er kam dann immer näher, bis man darunter viele Soldaten zu Pferd und zu Fuß mit Trommeln und Fahnen bemerkte; eine Abtheilung von etwa fünfhundert Reitern trennte ſich dann von den Uebrigen und umzingelte den Verwalter.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht ſetzte ſie ihre Erzählung mit folgenden Worten wieder fort:

Sechshundert

und

zweiundſechzigſte Nacht.

Der Verwalter fragte die Reiter: „Wer ſeyd ihr, daß ihr mich wie einen Gefangenen behandelt?“ Der Anführer dieſer Truppen verſetzte: „Wer biſt du? wo kommſt du her und wo willſt du hin?“ Der Verwalter antwortete: „Ich komme von Damask; Scharkan, der Statthalter von Damask, ſchickt mich zu ſeinem Vater Omar nach Bagdad mit Geſchenken und Tribut.“ Als ſie dies hörten, bedeckten ſie ihre Augen mit ihren Tüchern und ſagten weinend: „Der König Omar iſt vergiftet worden; komm mit uns, wir führen dich zu unſerm Vizier Dendan.“ Sie drängten ſich nun mitten durch die Armee, bis ſie zum Vizier gelangten. Dieſer ließ ſchnell ein Zelt aufſchlagen, ſetzte ſich, ließ auch den Verwalter Platz nehmen und fragte ihn über ſeine Perſon aus; als er hörte, er bringe Geſchenke für Omar, weinte er, denn er hatte ihn ſehr lieb, und ſagte auch: „Omar iſt an Gift geſtorben; die Geſchichte ſeines Todes iſt ſehr lang, und es iſt jetzt nicht Zeit, ſie zu erzählen. Nach ſeinem Tode entſpann ſich ein großer Streit über deſſen Nachfolger, bis endlich die vier Khadi's und alle Gelehrten ſich verſammelten und beſchloſſen, daß man nach Damask ziehen und Scharkan zum Sultan von Bagdad ernennen ſollte. Manche wollten indeſſen Omars zweiten Sohn

zum König haben, der ſo fromm war, daß er allein mit ſeiner Schweſter nach dem Hedjas pilgerte; da man aber ſeither gar nichts mehr von ihm gehört hatte, ſo fiel die Wahl auf Scharkan, denn die Nothwendigkeit hat auch ihre Geſetze."

Der Verwalter erkannte aus dieſer Rede, daß ſeine Gattin ihm die Wahrheit geſagt, und freute ſich ſehr mit der ſchönen Ausſicht, Dhul Makan noch als Sultan zu ſehen; er ſagte zu Dendan: „Geprieſen ſey der Alles Vermittelnde, der Jedem nach Wunſche beſchert, ohne Rechenſchaft zu geben. Bei Gott, dieſes Ereigniß iſt höchſt wunderbar und verdient aufgezeichnet zu werden. Wiſſe, o mächtiger Herr! Gott hat Alles nach euerm Wunſche gefügt, indem er euch hier euern König Dhul Makan mit ſeiner Schweſter Rushat Aſſaman zuſchickt." Der Vizier freute ſich ſehr mit dieſer Nachricht und bat den Verwalter, ihm ihre ganze Geſchichte zu erzählen, die mir zu wiederholen überflüſſig finden. Als er damit zu Ende war, fiel der Vizier zu Boden und dankte Gott für ſeine Schickung; er theilte ſie dann allen Fürſten und Vornehmen des Reichs mit. Das freudigſte Erſtaunen verbreitete ſich allenthalben; die ganze Armee pries Gott, daß er ſie nicht nöthigte, das Land Irak zu verlaſſen; die Häupter derſelben begaben ſich ehrfurchtsvoll zum Verwalter und verbeugten ſich vor ihm. Sie hielten dann, während die Truppen langſam vorwärts rückten, einen großen Rath, den der Vizier Dendan und der Verwalter leiteten, und Dhul Makan ward einſtimmig zum König

von Bagdad gewählt. Der Verwalter beſchloß dann, voraus nach Bagdad zu gehen, um Alles für den Empfang des Sultans vorbereiten zu laſſen, und um Dhul Makan, der mit Nushat Aſſaman vorausgeeilt war, davon zu benachrichtigen, daß er ſtatt ſeines Bruders zum Sultan von Bagdad erwählt worden.

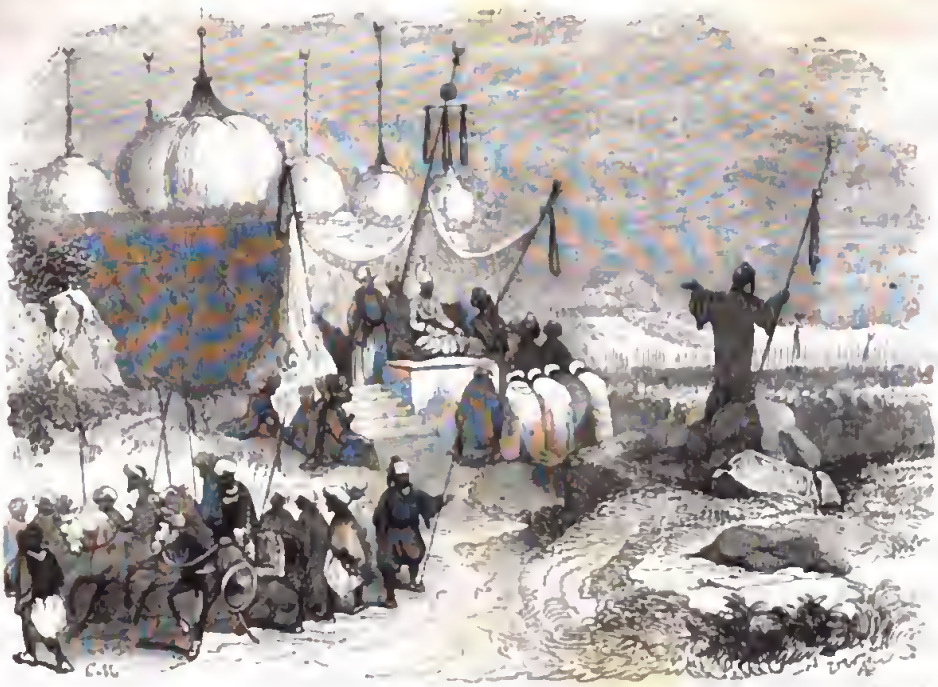
Alle Großen drängten ſich um den Verwalter vor ſeiner Abreiſe und baten ihn, ſie bei ihrem Herrn zu empfehlen, daß er ſie in ihrem Amte laſſe.

Scheherſad hielt inne, da ſie den Anbruch des Tages bemerkte; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert und dreiundſechzigſte Nacht.

Der Verwalter machte ſich dann mit ſeinen Dienern und Mameluken, höchſt entzückt, auf den Weg und reiste in einem fort, bis er in's Lager kam, wo Dhul Makan mit Nushat Aſſaman ihr Zelt aufgeſchlagen hatten. Er ließ ſich ſogleich bei ſeiner Gattin melden, und erzählte ihr und ihrem Bruder Alles, was vorgefallen, tröſtete ſie über den Tod ihres Vaters und beglückwünſchte Dhul Makan als Sultan. Dieſer fragte: „Auf welche Weiſe iſt denn mein Vater um's Leben gekommen?“ Der Verwalter antwortete: „Der Vizier Dendan, der morgen bei euch eintreffen wird mit der ganzen Armee, die dich zum Sultan erwählt, weiß Alles und wird es uns erzählen. Dir bleibt aber nichts übrig,“ ſetzte der Verwalter hinzu, „als die Regierung zu übernehmen; denn weigerſt du dich und wird ein Andrer Sultan, ſo ſchwebt dein Leben in Gefahr.“ Dhul Makan beugte eine Weile den Kopf zur Erde, dann ſagte er: „Ich nehme den Thron an; doch, mein Bruder Scharkan?“ — „Dieſer,“ antwortete der Verwalter, „wird Sultan von Damask bleiben, du aber Sultan von Bagdad und Choraſan.“ Als Dhul Makan ſchwieg, überreichte ihm der Verwalter das königliche Gewand, das ihm der Vizier geſchickt, und den Scepter; ließ dann abladen und an einem erhöhten Platze das königliche Zelt aufſchlagen mit ſieben Kuppeln, ſeidne Teppiche ausbreiten und einen Thron errichten; dann ſorgte er für eine gute Küche und Waſſerträger.

Kaum waren dieſe Anſtalten getroffen, als ſich in der Ferne ein großer Staub zeigte, der die ganze Atmoſphäre verdunkelte, und hervor kam eine tobende Armee, wie das Meer; es waren die Truppen von Bagdad und Chorafan, an deren Spitze der Vizier Dendan ſtand. Dhul Makan zog ſchnell ſein königliches Kleid an, umgürtete das Regentenſchwert, beſtieg ein Pferd, das ihm der Verwalter voeführte, ritt mit ſeinen Mameluken nach dem großen Zelte und ſetzte ſich auf den Thron, mit dem Scepter auf den Knieen. Der Verwalter ſtand als Unteegebener vor ihm, und die Mameluken



bewachten mit gezogenem Schwerte den Eingang des Zeltes. Bald hörte man nichts mehr vor Pferdegewieher; die Häuptee der Soldaten ſtiegen ab, und der Verwalter ſtellte ſie immer, je zehn zu zehn auf einmal, dem Sultan vor, der ihnen viele Geſchenke machte und die ſchönſten Hoffnungen gab, ſo daß ſie Alle entzückt von ihm waren. Zuletzt trat der Vizier Dendan zum Sultan und weinte vor Freude, als er den Sohn ſeines Königs wieder erkannte. Dhul Makan bewillkommte ihn freundlich und ſagte: „So hat der allwiſſende Gott es gewollt und Niemand konnte es ändern;“ dann gab er Befehl, die Tafeln für die Truppen zu ordnen, und nachdem ſie gegeſſen hatten, erlaubte er ihnen, mehrere Tage auszuruhen, damit ee ungeſtöet beim Vizier bleiben und ſich von ihm die Geſchichte des Todes ſeines Vaters erzählen laſſen könne.

Als die Leute ſich zerſtreut hatten, fragte Dhul Makan ſeine Schweſter, ob ſie die Erzählung von ihres Vaters Tode mit anhören wolle? und da ſie viele Luſt dazu hatte, kam ſie mit ihm in ſein Zelt und ſetzte ſich hinter einen Vorhang; Dhul Makan ſetzte ſich außerhalb des Vorhangs, ließ den Vizier Dendan rufen und bat ihn, ihm zu erzählen, auf welche Weiſe ſein Vater ermordet worden. Der Vizier begann:

Geſchichte der Vergiftung des Königs Omar durch die alte Dſat Dawahi.

Wiſſet, als der König nach ſeiner Rückkehr von der Jagd euch nirgends fand und auch ein halbes Jahr lang keine Nachricht von euch erhielt, gab er alle Hoffnung auf, euch wieder zu ſehen, war ſehr betrübt und niedergeſchlagen, und weinte Tag und Nacht. Ein Jahr nach eurer Abweſenheit, als wir eines Tages bei ihm ſaßen, trat eine alte Frau vor ihn, welche wie eine fromme Nonne ausſah, und führte fünf Jungfrauen von unbeſchreiblicher Schönheit herein; ſie hatten den Koran ſtudirt, waren ſehr gebildet und in der Geſchichte, Philoſophie und Moral bewandert. Die Alte war ſo beredt und ſah ſo gottesfürchtig aus, daß der König ſich ihr gleich näherte. Sie pries dann die Gelehrſamkeit und den Geiſt der Jungfrauen, und bat den König, ſich davon zu überzeugen. Der König, dein ſeliger Vater, freute ſich ſehr und ſagte zu den Jungfrauen: „Jede von euch erzähle mir etwas aus der Geſchichte der ältern Völker!“

Jede der fünf Mädchen erzählte dann eine ſo unterhaltende und belehrende Geſchichte aus der alten Zeit, daß der König an ihrer Gelehrſamkeit und Beredſamkeit nicht mehr zweifelte; er ließ daher der Alten mit den Jungfrauen das Schloß einräumen, das früher von der Königin Ibris bewohnt war, und ſie zehn Tage lang mit den koſtbarſten Speiſen und Getränken bewirthen. Die Verehrung des Königs für die Alte nahm immer zu, denn ſo oft er ſie beſuchte, fand er ſie betend oder mit andern Andachtsübungen beſchäftigt, und in demſelben Maße wuchs auch ſeine Liebe zu den Jungfrauen. Als er ſich am elften Tage nach dem Preiſe der Mädchen bei der Alten erkundigte, ſagte ſie ihm: „Die ſind weder für Gold, noch für Silber, noch für Kupfer, noch für Getreide, noch für alle denkbaren Schätze feil; die kannſt du nicht anders erlangen, als wenn du einen ganzen Monat lang jeden Tag faſteſt und die Nacht betend durchwachſt.“ [1]

[1] Der Erzähler hat vergeſſen, daß ſie früher, nach Omars Brief, die Einkünfte von Damaskus forderte

Der König willigte ein, und die Alte ſtieg noch im Anſehen bei ihm. Nach einigen Tagen ſagte ſie ihm: „Ich will dir dein Faſten erleichtern, gib mir nur ein Glas Waſſer!“ Als ihr ein Glas Waſſer gereicht ward, murmelte ſie ein paar unverſtändliche Worte her, bedeckte das Glas mit einem Lumpen, verſiegelte es und ſagte dem König: „Trinke dies nach zehn Tagen, ſo wird alle Liebe zur Welt aus deinem Herzen ſchwinden, und es wird dir nicht ſchwer fallen, ganz der Gottesfurcht zu leben; ich gehe indeſſen zu meinen Freunden, welche als heilige Männer einſam leben, und nach zehn Tagen kehre ich wieder.“ Der König nahm das Glas und ſtellte es in ein Zimmer, zu dem Niemand Zutritt hatte, und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Er faſtete nun zehn Tage nach einander, trank am elften das Waſſer, das ihm die Alte gegeben, und befand ſich ſehr wohl und geſtärkt darauf.

Mit dieſen Worten unterbrach Scheherſad ihre Erzählung für dieſe Nacht; in der folgenden begann ſie:

Sechshundert

und

vierundſechzigſte Nacht.

Es ſagt der Erzähler, daß der Vizier Dendan zu Dhul Makan alſo geſprochen: Die Alte kam dann wieder mit einer ſüßen Speiſe auf einem grünen Blatte, das aber keinem Baumblatte glich, und grüßte deinen ſeligen Vater, der ſie ſehr freundlich bewillkommte, im Namen ihrer Freunde, und ſagte ihm: „Sie ſchicken dir dieſe ſüße Speiſe aus jener Welt, du kannſt dieſen Abend damit dein Faſten brechen.“ Der König freute ſich ſehr, von heiligen Einſiedlern ein Geſchenk zu erhalten. Er faſtete nun wieder zehn Tage lang, und am elften Tage kam die Alte und ſagte: „Ich habe den göttlichen Männern Alles erzählt, was zwiſchen uns vorgegangen; ſie freuen ſich ſehr über unſre Freundſchaft und wünſchen, die Jungfrauen zu ſehen, die ich dir gebracht, um ſie Gebete zu lehren, welche dir Glück und Segen bringen; wer weiß, vielleicht erhältſt du ſie mit vielen Schätzen zurück.“ Dein Vater dankte ihr und ſagte: „Zwar beſitze ich Schätze genug, ſo daß ich keiner Geſchenke bedarf, doch will ich mich deinem Willen nicht widerſetzen; wann willſt du ſie mit dir nehmen?“ Die Alte antwortete: „Am ſiebenundzwanzigſten Tage; ich bleibe dann drei Tage aus und komme gerade zu Ende des Monats mit ihnen zurück, wenn ſie durch dein Faſten die Deinigen geworden. Du mußt aber,“ fuhr ſie fort, „auch einige von deinen Frauen mit ihnen ſchicken, um ihnen Geſellſchaft zu eiſten, und um ebenfalls von den frommen Männern geſegnet zu werden.“ Der König

erwiderte: „Ich werde meine griechiſche Sklavin Safia mitſchicken, denn ſie iſt über den Verluſt ihrer beiden Kinder ſehr unglücklich, damit ſie geſegnet werde und ihre Kinder wiederfinde.“

Die Alte, welche nichts ſehnlicher wünſchte, als Safia zu entführen, verſprach ihm, ſie ihren Freunden zu empfehlen, und ſo ward ſie mit den übrigen Jungfrauen der Alten überliefert. Ehe dieſe wegging, überreichte ſie dem König einen verſiegelten Becher und ſagte ihm: „Am dreißigſten Tage geh in's Bad, dann ſchließe dich in ein

einſames Zimmer deines Schloſſes ein, trinke dieſen Becher aus und ſchlafe ein wenig; du wirſt dann erreichen, was du begehrſt, und die Wirkung meines Segens wahrnehmen.“ Der König dankte ihr freudig, küßte ihr die Hand und bat ſie, fortzufahren für ihn zu beten.

Nach drei Tagen, als die Alte mit Safia und den Jungfrauen ſchon fern war, ging der König in's Bad und trank in ſeinem Zimmer, was ihm die Alte gegeben, und ſchlief ein. Wir erwarteten den König den ganzen Tag, aber er erſchien nicht; da dachten wir, vielleicht ſchläft er ſo lange, vom Bade, vielem Faſten und Beten ermüdet; als wir aber auch am zweiten Tage ihn vergebens erwarteten, traten wir in ſein Zimmer und fanden ſein Fleiſch zerriſſen, ſeine Gebeine zerſtückelt und voll mit

Würmern. Wir unterſuchten dann den Becher, der auf dem Tiſche ſtand, und fanden ein Blättchen im Deckel verborgen, auf welchem geſchrieben war: „Der Uebelthäter Omar iſt nicht zu bedauern; ſo geht es dem, der Prinzeſſinnen entehrt; Ihr habt nicht königlich gegen Ibris gehandelt, die wir im Freien erſchlagen fanden, nachdem ſie Scharkan aus ihrer Heimath entführt und Omar ſie entehrt hatte; drum beſchuldigt Niemanden über den Mord des Königs, es hat ihn kein Anderer vergiftet, als die alte gewandte Dſat Dawahi, die nun Safia dem mächtigen König der Griechen zurückbringt, um mit ihm Frieden zu ſchließen und bei ihm zu bleiben. Wir werden recht bald Krieg gegen euch führen und euer Land verheeren; es ſoll kein Haus ſtehen bleiben und keine Seele verſchont werden, die Feuer anblaſen oder das Kreuz anbeten könnte; ihr ſollt die Beſtätigung meiner Prophezeiung erfahren.“

In dieſem Augenblicke bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Sechshundert

und

fünfundſechzigſte Nacht.

Da wir aus dieſem Briefe die Liſt der Alten erkannten, erzählte Dendan weiter, brachen wir in lautes Geſchrei aus, ſchlugen uns in's Geſicht, zerriſſen unſere Kleider und Turbane und weinten; doch Alles war vergebens. Nun waren unter den Truppen zwei Parteien, die Einen wählten deinen Bruder Scharkan, Andere wollten dich zum Sultan; die Sache blieb unentſchieden, bis wir endlich nach einem Monate, da wir nichts von dir hörten, uns vereinigten und nach Damask ziehen wollten, um deinen Bruder abzuholen; aber gelobt ſey Gott, der uns dich auf dem Wege finden ließ.

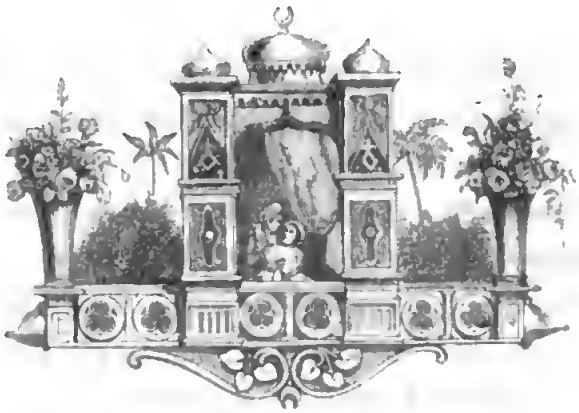
Als der Vizier mit ſeiner Erzählung zu Ende war, weinten Dhul Makan und ſeine Schweſter und der Verwalter. Letzterer ſagte dann zu Dhul Makan: „Nun hilft alles Weinen nichts, faſſe Muth und befeſtige deine Regierung; wer einen Sohn, wie du biſt, hinterläßt, der ſtirbt nicht.“ Dhul Makan beruhigte ſich nach und nach und hielt Muſterung über die Truppen. Am folgenden Morgen ließ er ſich durch den Vizier die Schätze ſeines Vaters bringen und vertheilte ſie unter die Truppen, auch ſchenkte er dem Vizier ein Ehrenkleid als Zeichen, daß er auf ſeinem Poſten bleibe; die übrigen Großen beſchenkte er ebenfalls und theilte auch zuletzt noch die Abgaben von Damask, die der Verwalter gebracht hatte, unter den Offizieren aus.

Alle verbeugten ſich vor Dhul Makan, wünſchten ihm langes Leben und ſagten: „Wir haben nie einen ſo freigebigen König geſehen.“ Jeder zog ſich dann in ſein Zelt zurück, und nach dreitägigem Raſten brachen ſie nach Bagdad auf. Die ganze Stadt war bei ihrem Einzuge beleuchtet. Dhul Makan begab ſich in das Schloß ſeines Vaters, ſetzte ſich auf den Thron, von dem Vizier, dem Verwalter und einigen Offizieren umgeben. Alsbald ließ er ſeinen Geheimſekretär rufen, um ſeinem Bruder von Allem, was vorgefallen, Bericht zu erſtatten, und ſetzte ſelbſt noch am Schluſſe des Briefes hinzu: „Bereite dich bei Empfang dieſes Briefes mit deiner Armee zu einem Feldzuge vor, denn wir wollen vereint gegen die Ungläubigen ausziehen, um den Tod unſers Vaters zu rächen und unſere Schmach zu tilgen.“ Er verſiegelte dann den Brief, gab ihn dem Vizier Dendan mit den Worten: „Niemand iſt geeigneter als du, dieſen Brief Scharkan zu überbringen; behandle ihn, weil er älter iſt als ich, mit vieler Ehrerbietung, und ſage ihm, wenn er das Reich ſeines Vaters wolle, ſo möge er es haben, und ich übernähme dann die Statthalterſchaft von Damask, überhaupt ſey ich bereit, ihm in Allem nachzugeben, was er verlange.“ Der Vizier machte ſich reiſefertig und nahm Abſchied von Dhul Makan. Dieſer erinnerte ſich dann auch des Badheizers, ließ ihm eine hübſche Wohnung einräumen und ſchickte ihm Kleider; die übrigen ſchönen Abenteuer des Badheizers werden wir bei einer andern Gelegenheit erzählen. Als eines Tages Dhul Makan von der Jagd zurückkam, ſtellte ihm einer ſeiner Befehlshaber mehrere Mädchen vor, er wählte daraus eine, die ihm ſehr gut gefiel, und heirathete ſie. Bald darauf kam Dendan zurück und meldete ihm die Ankunft ſeines Bruders Scharkan und bat ihn, ihm entgegen zu gehen. Dhul Makan reiste einen Tag weit mit den Vornehmſten des Reichs ſeinem Bruder entgegen, der am folgenden Morgen an der Spitze aller ſyriſchen Truppen, Reiter und Fußvolk, herangezogen kam. Als Dhul Makan ſeinen Bruder Scharkan ſah, wollte er abſteigen, aber dieſer gab es nicht zu, ſondern ſtieg ſelbſt ab und ging gegen ſeinen Bruder hin. Sie umarmten ſich und weinten heftig, ritten dann neben einander an der Spitze der Armee nach Bagdad und begaben ſich in ihres Vaters Schloß, wo ſie die Nacht beiſammen zubrachten. Am folgenden Morgen erließ Dhul Makan einen Befehl, um alle Truppen zuſammen zu berufen für den heiligen Krieg, und bei ihrem Eintreffen wurden ſie gut empfangen und reichlich beſchenkt. Dhul Makan mußte dann ſelbſt ſeinem Bruder alle ſeine Lebensereigniſſe mittheilen, und als er von den Wohlthaten des Badheizers ſprach, fragte ihn Scharkan, womit er ihn denn belohnt habe? Dhul Makan antwortete, er wolle damit warten bis nach Beendigung des Krieges.

Scharkan erkundigte ſich dann auch nach ſeiner Schweſter und ließ ſie durch ihren Gatten, den Verwalter, grüßen. Sie erwiderte ſeinen Gruß und fragte nach ihrer Tochter Kadha, und als Scharkan ihr ſagen ließ, ſie ſey recht wohl und ſehr ſtark geworden, dankte ſie Gott dafür. Scharkan begab ſich dann wieder zu ſeinem Bruder und bat ihn, nicht länger mehr zu zögern, in's Feld zu ziehen. Aber dieſer verſetzte: „Wir müſſen noch warten, bis das Heer aus allen Provinzen verſammelt iſt.“ Inzwiſchen ließ er den Proviant vorbereiten, beſuchte ſeine Frau noch einmal, die in geſegneten Umſtänden war, und beſtimmte ihr Aſtrologen und Aerzte. Zwei Monate nach der Ankunft Scharkans, als endlich alle Truppen verſammelt waren, brach die Armee auf. Dendan führte den rechten Flügel an, Ruſtum befehligte die Perſer und Bahram die Türken; Dhul Makan ritt im Centrum; er hatte ſeinen Bruder Scharkan zur Rechten und den Verwalter zur Linken. So zogen ſie einen Monat lang vorwärts, nur von Zeit zu Zeit, weil die Armee gar zahlreich war, ein paar Tage ausruhend, bis ſie endlich die griechiſche Grenze erreichten. Die Einwohner der Dörfer und Flecken entflohen nach Konſtantinopel und brachten Kunde vom Anzuge des Feindes. Der König von Konſtantinopel, Feridun, wandte ſich an Dſat Dawahi, welche ſich noch bei ihm aufhielt. Dieſe reiste zu ihrem Sohne, dem König Hardub,

zurück und rieth ihm, ſich dem König Feridun anzuſchließen; „ſeyd ihr vereint,“ ſagte ſie, „ſo glaube ich nicht, daß die Muſelmänner etwas gegen uns vermögen werden.“ Hardub verſammelte alle ſeine Truppen, nahm alle ſeine Schätze zuſammen und zog zum mächtigen König von Konſtantinopel. Als dieſer die Ankunft des Königs von Cäſarea vernahm, ging er ihm entgegen und freute ſich eben ſo ſehr mit den zahlreichen Hülfstruppen, die er ihm zuführte, als mit ſeiner Tochter Safia, welche ihm Dſat Dawahi jetzt erſt wiederſchenkte. Er ließ Hardub und ſeiner Mutter ſeinen ſchönſten Palaſt einräumen und ſchickte Boten nach allen Ländern und Provinzen, um ſeine Soldaten zuſammenzurufen.

Scheherſad ſchwieg, um in der folgenden Nacht weiter zu erzählen:



Sechshundert

und

sechsundsechzigste Nacht.

Die orientalischen Christen und Franken kamen von allen Meeren und Inseln herbeigelaufen; Engländer, Ungarn, Spanier, Franzosen, Deutsche, Armenier, Genueser und Andere stellten sich so zahlreich ein, daß ihnen bald das Land zu eng ward. Als Alle beisammen waren, gab Feridun den Befehl zum Aufbruch, und sie zogen nach zehn Tagen in ein am Ufer des Meeres gelegenes Thal, Rumansthal genannt. Hier rasteten sie drei Tage, und als sie am vierten wieder aufbrechen wollten, sahen sie auf einmal die ganze Atmosphäre verdunkelt. Endlich erhob sich ein Staub bis zum Himmel empor, und sie erblickten plötzlich die Reihen der Muselmänner mit den mohammedanischen Fahnen, und blinkende Schwerter und blitzende Lanzen erleuchteten die Dunkelheit. Zuerst kam der Vizier Dendan mit dreißigtausend Syriern, dann Rustum und Bahram mit zwanzigtausend Mann persischer und türkischer Reiterei. Die Christen, deren Armee sich bis an's Meer hin erstreckte, riefen bei diesem Anblicke: „O Maria, o Jesu, o heiliges Kreuz!"

Das erste Zusammentreffen war den Muselmännern nicht günstig, denn auf den Rath der Alten hatte Feridun zwölfhundert Schiffe voll mit Soldaten vorausgeschickt, die dann auf einmal die Muselmänner im Rücken angriffen, und schon wähnten sie, es

werde kein Einziger von ihnen entrinnen. Feridun dankte dem Meſſias, der ihm eine ſo kluge Frau, wie Dſat Dawahi, beſchert, denn die Verwirrung ward ſo groß unter den Muſelmännern, daß er ſich ſchon ſeines Sieges gewiß hielt. Aber bald rückte Dhul Makan mit der großen Armee von hundert und zwanzigtauſend Reitern heran, und rief ſeinen Leuten zu: „Soldaten des Barmherzigen, ſtürmt los auf die Abtrünnigen, auf die Feinde Gottes!“ Von einer andern Seite drang Scharkan mit einer bedeutenden Truppenabtheilung herbei und vereinigte ſich mit ſeinem Bruder. Jetzt ſtieg der Muth der Muſelmänner wieder; Scharkan kämpfte wie ein Löwe und durchbrach die Reihen der Griechen, welche eine Million ſechsmalhunderttauſend Mann ſtark waren; zu Tauſenden fielen

ſie vor ihm und dem Verwalter nieder, welcher nicht aufhörte zu rufen: „Gott iſt groß!“ So verſchaffte Gott dem Glauben des Islams den Sieg; die Griechen wurden gegen das Meer zurückgetrieben, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte und die Krieger wie Betrunkene umhertaumelten. Der Löwe des Glaubens, Scharkan, ſchlief die ganze Nacht nicht, eben ſo wenig ſein Bruder Dhul Makan; ſie ermuthigten die Truppen, trennten die Verwundeten von den Uebrigen und tröſteten ſie mit dem reichen Lohne, der ihrer am Tage der Auferſtehung harre. Von den Muſelmännern waren nur dreitauſend

fünfhundert Mann auf dem Schlachtfelde geblieben, von den Griechen hingegen fünfundvierzigtausend. Dsat Dawahi verzweifelte aber noch nicht; des Abends ließ sie die Befehlshaber der Griechen und den König zu sich rufen und sagte ihnen: „Glaubt nur fest an den Messias und thut Buße, denn schon war der Sieg euer, und bei dem Messias! Niemand als der Satan Scharkan konnte die Muselmänner zum Stehen bringen. Morgen aber will ich ihre Reihen durchbrechen; ich will ihnen den wackern Ritter Lukas vorführen, der gar Manchen schon erschlagen, der soll Scharkan zu einem Zweikampfe herausfordern, und ist er gefallen, so soll auch kein Einziger mehr von den Seinigen entkommen. Kommt nur her, ich will euch mit heiligem Weihrauche weihen.“ Die Feldherren der Griechen verbeugten sich vor ihr, machten das Kreuz und ließen sich von ihr mit einem vom Patriarchen zubereiteten Weihrauche, den er nach allen christlichen Ländern zu versenden pflegte, beräuchern.

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie die Fortsetzung dieser Geschichte folgendermaßen:

Sechshundert

und

siebenundsechzigste Nacht.

Sobald der folgende Morgen heranbrach, rüsteten sich die griechischen Ritter wieder zum Kampfe und ihr König theilte Geschenke unter ihnen aus, malte ein Kreuz auf ihr Gesicht, beräucherte sie mit dem oben erwähnten, von dem Patriarchen zubereiteten Räucherwerk und segnete sie. Dann ließ er Lukas rufen, welcher Messiasschwert genannt wurde, und beräucherte und salbte ihn. Dieser war der tapferste Mann, der geschickteste Bogenschütze und der beste Schläger mit Lanze und Schwert in ganz Griechenland; er war gräßlich anzusehen, sein Gesicht glich dem eines Esels, seine Gestalt der eines Affen. Seine Züge hatten den Ausdruck eines Lauschers, der in der Nacht die Liebenden trennt, und der Unglaube war auf seinem ganzen Wesen gestempelt. Feridun sagte ihm: „Ich wünsche, daß du Scharkan herausforderst und uns durch seinen Tod Ruhe verschafft.“ Der Verruchte bestieg sogleich seinen Renner; er hatte ein rothes Kleid an, und einen goldnen Panzer und drei Schwerter in der Hand, die wie Feuer strahlten. Er ritt, wie Iblis auf dem Rücken des Satans am Tage des Gerichts, von dreitausend der tapfersten Ritter umgeben, und ließ in arabischer Sprache vor sich her ausrufen: „O ihr Anhänger Mohammeds, lasset euern wackersten Helden, das Schwert des Islams, den König von Damask in die Schranken treten, und wer von uns siegt, dem unterwerfe sich

die Armee ſeines Gegners." Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo flog ein mächtiger Staub in die Höhe und Scharkan kam herbeigeritten, denn er hatte gehört, wie ein griechiſcher Ritter ihn herausgefordert und geſchworen hatte, alle Muſelmänner zu vertilgen; er kam wie ein grimmiger Löwe, oder wie ein wüthender Leopard, auf einem Renner, ſo leicht wie eine Gazelle, dahergeſprengt und rief Lukas zu: „Du haſt, Verruchter, den tapfern Helden herausgefordert: nun, bei der Ehre des Herrn und des leitenden Propheten, hier ſtehe ich kampfgerüſtet; du ſollſt deine Kühnheit büßen." Lukas, der dieſe Worte nicht verſtand, machte das Kreuz und drang mit dem Schwerte in der Hand auf Scharkan ein. Er wußte mit einer ſolchen Schnelligkeit das Schwert aus der einen Hand in die andre zu werfen und es an allen Seiten zu faſſen, daß die Muſelmänner ſehr für Scharkan fürchteten. Aber im Augenblicke, wo der Feind Gottes Scharkan einen Hieb verſetzen wollte, faßte dieſer das Schwert auf und entriß

es ſeinem Gegner. Alle Zuſchauer riefen erſtaunt: „So was kann kein Menſch!" Scharkan rief dann mit lauter Stimme: „Bei dem, der die ſieben Himmel gewölbt, und die Erde wie einen Teppich ausgebreitet und Berge mit Feſtigkeit darauf erhoben, ich will dieſen Verruchten, zur Verwundrung Aller, die zuſehen oder einſt davon leſen

werden, erschlagen." Er versetzte ihm dann einen Hieb auf die rechte Seite der Stirn, gerade an der Stelle, wo ihm Feridun ein Kreuz gemalt hatte, und Gott sandte schnell seinen Geist in die Hölle. (Wehe einem solchen Aufenthaltsorte!)

Als Lukas getödtet war, schlugen sich die Christen in's Gesicht, machten das Kreuz, erhoben ein lautes Wehegeschrei und drangen in Masse mit Schwert und Lanze gegen Scharkan vor; aber die Muselmänner eilten diesem zu Hülfe, und das Handgemenge ward allgemein; Schwert traf auf Schwert, Häupter flogen vom Rumpfe, Staub umhüllte die Erde, Seelen trennten sich vom Körper, Pferde flogen, als hätten sie Flügel statt Füße, bis endlich die Nacht heranbrach, die beiden ermatteten Armeen trennte und der Kampfplatz mit Erschlagenen und Verwundeten bedeckt war. Scharkan begab sich zu seinem Bruder und ließ auch den Vizier und den Verwalter rufen, und sagte ihnen: „Freilich ist uns Gott der Erhabene bisher gegen unsere Feinde beigestanden, doch, da unser Feind vom Meere her immer Verstärkung erhält, so müssen wir zuletzt unterliegen, wenn wir nicht auf ein Mittel denken, ihn auf einmal zu zernichten; aber gelobt sey Gott, der Herr der Welten, der uns ein Mittel eingibt, die Ungläubigen auszurotten. Geh du, mächtiger Verwalter, mit zwanzigtausend Mann von der syrischen Reiterei eine Strecke von sieben Pharasangen das Meer entlang, dann machst du einen Umweg durch das Gebirg und näherst dich weiter unten wieder dem Meere, so daß ihr nur zwei Pharasangen weit hinter dem Feinde steht; dort bleibt ihr verborgen. Du hörst dann am folgenden Morgen das Schlachtgetümmel, ich werde zuerst mit meiner Armee weichen, um den Feind vorwärts zu locken, auf einmal kehre ich mich dann wieder dem Feinde zu, du wirst unsere Fahnen sehen, auf denen die Inschrift leuchtet: Es gibt keinen Gott, außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter; dann schwinge auch du die grüne Fahne und rufe: Gott ist groß! und überfalle den Feind von hinten, so daß du den Flüchtlingen den Rückzug auf ihre Schiffe abschneidest." Der Verwalter machte sich auf den Weg und verbarg sich am bestimmten Orte. Des Morgens früh griffen die Christen wieder schnell zu den Waffen, entblößten ihr Haupt, pflanzten das Kreuz auf die Schiffe, traten an's Land mit ihren Pferden und begannen die Schlacht von Neuem. Die Todesmühle rollte umher, Häupter fielen vom Rumpfe, Augen wurden ausgestochen, Arme abgehauen, Herzen aufgerissen, Pferde schwammen im Blute. Die Muselmänner priesen den Barmherzigen und die Christen ihren Messias. Da Scharkan absichtlich zurückwich, riefen die Christen schon: „O Diener des Messias, der Sieg ist unser, die Muselmänner fliehen, Maria's Sohn, der schon in der Wiege sprach, hat uns geholfen." Der König Hardub schickte sogleich einen Eilboten nach Konstantinopel,

um der Hauptstadt seinen Sieg zu verkünden, und ließ dem König Feridun sagen: „Das Räucherwerk des Patriarchen, das unsere Krieger ausdufteten, hat uns geholfen;“ auch schwur er bei allen christlichen Wundern, bei seiner Tochter Ibris und bei dem Taufwasser, er wolle alle Muselmänner ausrotten.

Bei diesen Worten bemerkte Scheherfad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie also fort:

Sechshundert

und

achtundſechzigſte Nacht.

Als der Bote mit dieſer Nachricht fort war, ſchrie der Anführer der Armee: „Rächet Lukas!“ Der König der Griechen ſchrie: „Rächet die theure Ibris!“ Aber auf einmal rief Scharkan den Seinigen zu: „O ihr Knechte des gerechten Gottes, hebt euer Schwert gegen die Ungläubigen auf! O Muſelmänner, hier ſind die Gottesleugner vor euch, zernichtet ſie im Namen des Allmächtigen und aus Liebe zu unſerm Propheten Mohammed. Wir ſind ja die an Einheit Glaubenden; fürchtet das Feuer der Hölle und ſchont euer Leben im Kampfe gegen die Ungläubigen nicht: denn vor euch blüht das Paradies.“

Als Scharkan nach dieſer Anrede auf's Neue den Feind angriff, bemerkte er vor ſich einen jungen, geſchmeidigen Ritter, der mit vielem Muthe ſich gegen die tapferſten Armenier ſchlug und mitten im Schlachtgetümmel, ſowohl durch ſeine Kühnheit und Tapferkeit, als durch ſeine ſchöne Geſtalt und ſein blitzendes Auge die allgemeine Bewunderung erregte. Scharkan ging auf ihn zu und ſagte: „Wer biſt du, Ritter, der du mit ſolchem Eifer Gottes Willen erfüllſt?“ Der Ritter antwortete: „Wie ſchnell haſt du mich vergeſſen?“ Er nahm das Viſier vom Geſichte, und ſiehe da, es war Dhul Makan.

Scharkan freute ſich ſehr, ihn gefunden zu haben, weil er ſeiner Jugend willen gar zu beſorgt für ihn war, und beſonders als König für ihn fürchtete, denn der Tod des Königs entſcheidet oft eine ganze Schlacht; er bat ihn, nun in ſeiner Nähe zu bleiben und ſich nicht allein ſo großer Gefahr auszuſetzen. Dhul Makan erwiderte: „Das iſt mein erſter Feldzug, darum wollte ich, ſo viel als möglich, deinem Beiſpiel folgen.“ Als die Griechen unerwartet mit erneuerter Wuth angegriffen wurden, ergriffen ſie die Flucht und eilten ihren Schiffen zu; aber ſie fielen den verborgenen zwanzigtauſend ſyriſchen Reitern, welche der Verwalter und der Vizier anführten, in die Hände, ſo daß ſie von allen Seiten eingeſchloſſen waren, und die Muſelmänner ein furchtbares Gemetzel unter ihnen anrichteten. Mehr als hunderttauſend dieſer Schweinsſeelen ſchickte Gott in die Hölle, und nur zwanzig chriſtliche Schiffe entkamen. Die Muſelmänner machten eine unermeßliche Beute; ſie nahmen fünfzehnhundert Schiffe voll mit Geld, goldnen und ſilbernen Geräthſchaften, Waffen und Pferden, ſo daß ſie in höchſter Freude dem erhabenen Gott dankten. Die zwanzig Schiffe, welche entkamen, flüchteten nach Konſtantinopel. Dort war ſchon die Nachricht eingetroffen, daß die Griechen geſiegt, und die Alte hatte geſagt: „Ich habe es wohl gewußt, daß mein Sohn keine muſelmänniſche Armee fürchtet, auch habe ich viele Gebete deßhalb an den Meſſias gerichtet.“ Die Stadt wurde beleuchtet,

man war vergnügt und trank brav Wein; aber auf einmal ward dieſe Freude in Trauer verwandelt, als die flüchtigen Schiffe mit dem König Hardub ankamen und den Ausgang der Schlacht berichteten. Nun wurde geklagt und gewimmert; Feridun ward wie vom Schlage getroffen, warf ſeine Krone zur Erde und fiel in Ohnmacht, als er hörte, daß, außer dieſen paar Schiffen, Alles verloren ſey, und rief: „Wehe uns, gewiß zürnt uns Meſſias.“ Der Patriarch trat dann zu ihm und ſagte: „Das Räucherwerk war nicht für die ganze Armee hinreichend, darum iſt ſie geſchlagen worden; nun will ich aber recht viel in der Kirche beten, bis alle Muſelmänner zernichtet ſind.“

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert und neunundſechzigſte Nacht.

Dann trat die alte Dſat Dawahi zu dem König Feridun und ſagte: „Verzweifle nicht, du kannſt ja viele andre Truppen zuſammenbringen, ich werde nun eine Liſt gebrauchen, die uns helfen muß. Ich will mich bei dem Anführer der muſelmänniſchen Truppen einſchleichen, vielleicht kann ich ihn, wie ſeinen Vater, ermorden, und dann ſoll kein Einziger von ſeiner ganzen Armee in ſeine Heimath zurückkehren! Ich brauche nur hundert Syrer, die, wie ich, dem Meſſias zu Ehren ihr Leben zu opfern bereit ſind.“ Der König brachte hundert eifrige Chriſten zuſammen und beredete ſie, der Alten in's Lager der Muſelmänner zu folgen, indem er Jedem einen Centner Gold und Denen, die Geld geringſchätzten, den Lohn des Meſſias verſprach. Die Alte kochte allerlei Kräuter und packte ſie zuſammen, und zog über ihre Kleider eine große Kutte mit weiten Aermeln an, wie die ſyriſchen Derwiſche ſie zu tragen pflegten, und ging ſo zu Feridun. Kein Menſch erkannte ſie in dieſem Aufzuge, bis ſie ſich entſchleierte; Jeder beſtärkte ſie dann in ihrem Vorſatze und wünſchte ihr den Beiſtand des Meſſias.

Dieſe verruchte Dſat Dawahi war eine ſehr gewandte, beleſene und gelehrte Frau; ſie hatte Aſtrologie und alle möglichen Zauberkünſte ſtudirt, und war voll Liſt und Trug; auch ihr Aeußeres war eben ſo abſcheulich wie ihr Inneres; ſie war kahl, bucklig, ausſätzig, ſah gelb aus und trieſte immer und überall; ſchon in ihrer Jugend hatte ſie eine

Pilgerfahrt nach dem heiligen Tempel unternommen, um die Religion und die Gebräuche der Mohammedaner kennen zu lernen; dann nahm ſie das Judenthum an, bis ſie auch im jüdiſchen Glauben unterrichtet war. Sie hielt ſich faſt immer bei ihrem Sohne, dem König Hardub, auf, der ſehr viele Sklavinnen hatte, denen ſie Unterricht ertheilte und die ſie, je nachdem ſie ihr gefielen, ihrem Sohne empfahl. Dieſer begab ſich, nach ſeiner Mutter Abreiſe, zu Feridun und ſtellte ihm die Gefahr vor, die ſie bedrohte, wenn die muſelmänniſche Armee vorwärts rückte und die Hauptſtadt belagerte. Feridun, der ſeine gefährliche Lage einſah, ſandte Boten nach allen ſeinen Provinzen, um alle noch vorhandenen Truppen aus den verſchiedenen Feſtungen zuſammenzuberufen. Dſat Dawahi hatte ſich indeſſen auf den Weg gemacht und, ſobald ſie vor der Stadt war, ihre Begleiter als muſelmänniſche Kaufleute verkleidet und ihnen zweihundert Mauleſel, mit allerlei ſyriſchen Waaren beladen, mitgegeben. Auch hatte ſie ſich von Feridun einen Brief geben laſſen, worin er ihnen als muſelmänniſchen Kaufleuten überall freien Durchzug mit ihren Waaren, ohne daß ſie irgend einen Zoll zu entrichten haben, geſtattete. Die Alte rieb ſich dann die Stirne mit einem wollenen Tuche, bis ſie ganz roth ward, legte Ketten an ihre Füße, bis ſie in die Nähe der Muſelmänner kam, dann nahm ſie ſie weg und ſchmierte das Mal, das ſie zurückließen, mit Blut ein; ſie ließ ſich dann auch von ihren Begleitern ſchlagen, bis man die Spuren der Prügel auf ihrem Leibe ſah. Sie befahl ihnen dann, die muſelmänniſche Glaubensformel auszuſprechen. „Das iſt keine Sünde," ſagte ſie, „weil die Noth euch dazu zwingt; wenn wir nun zu den Muſelmännern kommen," fuhr ſie fort, „ſo überlaſſet alle eure Waaren dem erſten Muſelmann, der ſich euch widerſetzt, laſſet euch zum König führen und ſaget ihm: Selbſt die ungläubigen Griechen nahmen nichts von uns und ihr Muſelmänner wollt uns berauben? Seht hier den Freibrief des Kaiſers der Cheiſten! Sagt ihm ferner, ihr wäret in Konſtantinopel geweſen, und nachdem ihr eure Geſchäfte vollendet, habe euch auf einmal eine Statue folgenderweiſe angeredet: Gott hat mir die Sprache verliehen, um euch in euerm Glauben zu ſtärken, euch den Untergang der Chriſten und die Eroberung Konſtantinopels durch das Schwert Gottes, den tapfern Scharkan, zu verkünden; ferner um euch zu ſagen, daß ihr drei Tage weit von hier im Gebirge ein Kloſter finden werdet, wo durch die Liſt eines verruchten Mönchs ſchon viele Jahre ein frommer Derwiſch ſchmachtet; befreiet ihn und führet ihn zu den Muſelmännern zurück. Bin ich einmal als Derwiſch bei den Muſelmännern, ſo will ich ſchon das Weitere einleiten." Nach dieſer Verabredung ließ ſie ſich in eine Kiſte legen und in's muſelmänniſche Lager tragen.

Während die Alte gegen Scharkan neue Ränke ſchmiedete, feierten die Muſelmänner ihren Sieg und theilten unter einander die unermeßliche Beute, die ſie gemacht; ſie nahmen die beſten und größten Schiffe der Griechen, füllten ſie mit Soldaten und Lebensmitteln und bohrten die übrigen in den Grund. Dhul Makan, welcher wohl einſah, daß die Muſelmänner den Sieg nur ſeinem Bruder zu verdanken hatten, bat ihn, an ſeiner Stelle die Regierung zu übernehmen, während er nun den Kampf gegen die Ungläubigen fortſetzen und für ſeinen Vater zehn griechiſche Könige und fünfzigtauſend Soldaten tödten wolle. Aber Scharkan ſagte: „Ich werde, bis wir Konſtantinopel einnehmen — dauerte es auch Jahre lang — nicht in meine Heimath zurückkehren, ſo ſehr ich mich auch nach meiner wunderſchönen Tochter Kadba ſehne.“ Dhul Makan verſetzte hierauf: „Auch ich verlange ſehr nach meiner Sklavin, die ich in geſegneten Umſtänden verlaſſen; ich weiß nicht, was mir Gott beſcheren wird; doch, wenn mir Gott einen Sohn beſchert, wirſt du ihm deine Tochter zur Frau geben?“ Scharkan reichte ſeinem Bruder die Hand, als Zeichen ſeiner Zuſage. Sie beſchloſſen ſodann, mit einem Theile ihrer Truppen zu Land gegen Konſtantinopel vorzurücken und einen andern Theil zu Waſſer dahin zu ſenden. Nachdem ſie viele Wüſten und Einöden durchwandert hatten, kamen ſie endlich in eine grüne, fruchtbare Ebene mit vielen Quellen und Bächen.

Hohe Bäume ſproßten empor, unter deren Schatten Gazellen weideten und auf deren Zweigen die Vögel ſangen; die Roſe, von einem ſanften Zephyr angehaucht, ſchaukelte ſich wie ein Trunkener, Veilchen und Baſilienkraut erquickten mit ihrem lieblichen Dufte den Wanderer. Als Dhul Makan dieſe ſchöne Ebene ſah, ſagte er ſeinem Bruder: „Bei Gott, die Gegend von Damask iſt nicht ſo ſchön: wir wollen drei Tage hier verweilen und neue Kräfte ſchöpfen.“ Man hatte kaum ihr Zelt aufgeſchlagen, da vernahmen ſie ein Geſchrei in der Ferne.

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie fort:

Sechshundert und ſiebenzigſte Nacht.

Scharkan fragte, was es gäbe? Man ſagte ihm: eine Karavane ſyriſcher Kaufleute iſt angekommen, denen wahrſcheinlich die Soldaten einen Theil ihrer Waaren, die ſie aus dem Lande der Ungläubigen mitgebracht, weggenommen; nun rufen ſie nach Hülfe und wollen vor den König geführt werden. Scharkan ſagte: „Man bringe ſie her!“ Die verkleideten Chriſten kamen und erzählten, was ſie die Alte gelehrt, zeigten Scharkan den Freibrief, den ihnen der Kaiſer der Griechen gegeben, und ſagten: „O König der Zeit! die Ungläubigen haben uns nichts genommen, und nun ſollen wir hier von Muſelmännern beraubt werden?“ Scharkan erwiderte: „Eure Waare ſoll euch zurückgegeben werden; doch habt ihr Unrecht gethan, Waaren in's Land der Ungläubigen zu bringen.“ Da ſagten ſie: „Gott hat uns dahin geführt, um Etwas zu erlangen, was noch Niemand vor uns erlangt hat; doch das wollen wir dir nur allein ſagen, ſonſt könnten wir, und wer nach uns jene Gegend bereist, untergehen.“ Scharkan führte ſie hierauf in ſein Zelt, wo ſie ihm und Dhul Makan, der auch zugegen war, die Lüge vom frommen Derwiſch auf eine ſo rührende Weiſe erzählten, daß beide Brüder vor Mitleid weinen

mußten. Scharkan fragte dann: „Habt ihr ihn befreit, oder ſchmachtet er noch im Kloſter?“ — „Wir haben ihn befreit,“ antworteten die Kaufleute, „und den Aufſeher des Kloſters, aus Furcht verrathen zu werden, getödtet, und ſind ſchnell entflohen, obſchon wir gehört, daß in dieſem Kloſter viele Schätze verborgen ſind.“ Bei dieſen Worten öffneten ſie die Kiſte, die ſie bei ſich hatten, und holten die Alte hervor, die wie eine dürre Gurke ausſah.

Scharkan und ſein Bruder weinten ſehr heftig bei dem Anblick der magern und ausgetrockneten Dſat Dawahi, deren ganzer Körper von vielen erlittenen Qualen Zeugniß ablegte; ehrfurchtsvoll näherten ſie ſich ihr und küßten ihr Hände und Füße. Dſat Dawahi ſagte ihnen: „Laſſet eure Thränen, ich klage euch ja nichts, ich bin ja zufrieden mit dem, was der Herr über mich verhängt, ich ſehe mein Unglück als eine Verſuchung vom Allmächtigen an; denn wer ſein Unglück nicht ſtandhaft trägt, gelangt nicht in's Paradies, und wenn ich mich nach meiner Heimath zurückſehnte, ſo war es nur, um im heiligen Kampfe unter den Hufen der Pferde zu ſterben.“ Scharkan ſtand dann auf und ließ ihr etwas zu eſſen bringen; aber ſie ſchlug es ab und ſagte: „Gott weiß, ich faſte ſchon vierzehn Tage, wie ſoll ich jetzt aufhören, da mich Gott von meiner großen Pein befreit: ich werde nichs eſſen bis Abends.“ Des Abends brachten ſie ihr wieder zu eſſen, da ſagte ſie: „Noch iſt's nicht Zeit: ich muß zuerſt den allmächtigen Gott anbeten;“ und ſo betete ſie die ganze Nacht und die drei folgenden durch, und flößte Dhul

Makan ſo viele Ehrfurcht ein, daß er ihr ein Zelt neben dem ſeinigen aufſchlagen ließ; auch Scharkan hatte eine ſo hohe Meinung von ihr, daß er ſelbſt über ſie wachte und ſie bediente. Am vierten Tage forderte ſie zu eſſen; man brachte ihr allerlei Gerichte, ſie nahm aber bloß Brod mit etwas Salz und faſtete dann wieder. Scharkan, der ihr zuſah, ſagte zu ſeinem Bruder: „Dieſer Mann entſagt ſo ſehr allem weltlichen Vergnügen, daß, wäre nicht der heilige Krieg, ich bei ihm bleiben und mit ihm beten würde. Dhul Makan und der Vizier waren auch ſo ſehr für ſie eingenommen, daß ſie beſchloſſen, dieſe Nacht bei ihr zuzubringen, damit ſie für ſie bete."

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, um ſie in der folgenden Nacht mit nachſtehenden Worten wieder aufzunehmen:

Sechshundert

und

einundſiebenzigſte Nacht.

Dhul Makan und der Vizier trafen das verruchte Weib, als alle Leute ſchliefen, ſo andächtig betend, daß ſie ſich bis Mitternacht nicht nach ihnen umſah. Erſt nach Mitternacht unterbrach ſie ihr Gebet und fragte ſie, was ſie wollten? Dhul Makan bat ſie, ſie möchte ihnen die Geſchichte ihrer Gefangenſchaft erzählen und für ihn beten, das bringe ihm mehr Glück, als der Beſitz von Konſtantinopel. „Bei Gott," erwidert ſie: „wäret ihr nicht die Fürſten der Muſelmänner, ich würde euch nichts erzählen, weil ich keinem Menſchen, ſondern nur Gott meine Noth klage. Wiſſet, ich lebte lange beſcheiden nach Gottes Willen mit andern vornehmen Leuten in Jeruſalem; da ging ich eines Nachts am Waſſer ſpazieren, ſah mein Bild und ward eitel und hochmüthig. Um dieſe Sünde, die mein Herz zu verderben drohte, zu büßen, reiste ich ein Jahr lang umher und betete Gott an jedem heiligen Orte an; da kam ich auch in das Gebirg, wo das Kloſter eines Einſiedlers, Matruch genannt, liegt. Der Einſiedler kam mir entgegen, küßte mir Hände und Füße, und ſagte mir: „Ich ſehne mich ſchon lange nach dem Lande der Muſelmänner; kehre bei mir ein, morgen reiſe ich mit dir."

Hierauf führte er mich in's Kloſter, brachte mich in ein dunkles Zimmer, ſchloß die Thüre und ließ mich vierzig Tage eingeſperrt ohne Speiſe und ohne Trank. Am einundvierzigſten Tage kam der Patriarch Aſtimerus mit ſeiner ſchönen Tochter Tamthil und zehn Dienern in's Kloſter und Matruch erzählte ihm, wie er mich behandelt. Als aber Matruch mit dem Patriarchen, der meine Leiche ſehen wollte, in mein Zimmer trat und mich noch lebendig und eifrig betend fand, lief er weg und ſchrie: „Das iſt ein Zauberer.“ Aſtimerus aber blieb, und ließ mich durch ſeine Leute ſo tüchtig durchprügeln, daß ich mir den Tod wünſchte und dachte: ſo wird mein Dünkel beſtraft. Sie legten mich dann in Ketten und führten mich in ein noch dunkleres Gefängniß. Alle drei Tage ſchickten ſie mir ein Laibchen Gerſtenbrod, und alle paar Monate ſah ich den Patriarchen mit ſeiner Tochter im Kloſter. Letztere iſt, ſeitdem ſie herangereift, als Mann gekleidet; denn ſie iſt das ſchönſte Mädchen in Griechenland und ihr Vater fürchtete, der König möchte von ihr hören und ſie zur Gattin verlangen, obſchon ſie ſich dem Meſſias geweiht. In dieſem Kloſter hat der Patriarch alle ſeine Schätze verborgen, die ihr wohl eher als die Ungläubigen zu beſitzen verdient. Ich blieb fünfzehn Jahre eingeſperrt und ſah häufig die bezaubernde Tamthil und die unbeſchreiblichen Koſtbarkeiten, die im Kloſter verborgen ſind. Morgen Nacht wird nun Tamthil wieder mit ihrem Vater in's Kloſter kommen; wenn ihr wollt, ſo gehe ich mit euch, ihr werdet ein Mädchen finden, das die ſchönſten Lieder ſingt und eines Königs würdig iſt; nur ſchade, daß ihre Stimme nicht den Koran zu leſen ſich erhebt; auch werde ich euch die Schätze zeigen, deren ihr euch bemächtigen könnt. Doch fürchte ich ſehr,“ fuhr ſie fort, „wenn der Patriarch eure Armee ſieht, möchte er ſich fürchten, mit ſeiner Tochter in's Kloſter zu kommen.“ Die Prinzen hörten der häßlichen Alten mit Erſtaunen und Entzücken zu, ließen den Verwalter rufen und befahlen ihm, morgen früh mit der Armee gegen Konſtantinopel aufzubrechen; ſie aber wollten in drei Tagen ihm nachfolgen und nur mit hundert tapfern Rittern zurückbleiben; ſie baten ihn jedoch, ihre Abweſenheit der Armee zu verheimlichen.

Am folgenden Morgen brach die Armee, unter der Anführung des Verwalters, Bahrams und Ruſtums, gegen Konſtantinopel auf, während die Prinzen, der Vizier, die Alte, hundert Ritter und viele Diener mit Mauleſeln, um die Schätze des Patriarchen damit fortzuſchaffen, den Weg nach dem Kloſter einſchlugen. Die Alte hatte aber ſchon zum voraus auf den Flügeln eines Vogels dem Kaiſer von Konſtantinopel Nachricht von Allem gegeben und ihn gebeten, heimlich durch das Gebirg zehntauſend Mann nach dem Kloſter zu ſchicken, die ſie dann mit den Prinzen überfallen ſollten. „Ich werde,“ ſagte ſie am Schluſſe ihres Briefs, „den Muſelmännern die goldnen Kreuze

und andre Koſtbarkeiten des Kloſters überliefern, auch werde ich, um ſie deſto ſichrer zu täuſchen, den Einſiedler Matruch ermorden laſſen; dieſer muß als Opfer für das Chriſtenthum fallen, weil es dann um alle Muſelmänner geſchehen ſeyn wird.“ Sobald der Kaiſer dieſen Brief erhielt, ſandte er zehntauſend wohlbewaffnete Reiter mit Proviant verſehen ab, und in zwei Tagen waren ſie in der Nähe des Kloſters. Indeſſen führte die Alte die Prinzen und den Vizier in's Kloſter, und als ihnen der Einſiedler Matruch entgegen kam, rief ihnen die Alte zu: „Bringt dieſen Verruchten um!“ und im Augenblicke verſetzte ihm Scharkan mit dem Schwerte einen Todesſtreich. Die Alte führte ſie dann in das Gemach, wo allerlei Koſtbarkeiten des Kloſters verborgen waren. Die Muſelmänner freuten ſich ſehr, packten Alles in die Kiſten, die ſie mitgebracht hatten, und luden ſie auf ihre Mauleſel. Da aber Tamthil mit ihrem Vater, aus Furcht vor den Muſelmännern, nicht kam, wartete Scharkan noch drei Tage; dann ſehnte er ſich ſo ſehr nach ſeinen Truppen zurück, daß er ſich von Dhul Makan überreden ließ, abzureiſen und lieber nach der Eroberung von Konſtantinopel wieder Tamthil aufzuſuchen. Die Alte, um keinen Verdacht zu erregen, hielt ſie nicht länger auf, aber kaum waren ſie vom Berge herunter in das enge Thal gekommen, als ſie von zehntauſend Ungläubigen umzingelt wurden. Scharkan konnte ſich nicht erklären, wie ſo dieſe Truppen auf einmal hierher

gelangten, noch wer ſie hierher geleitet; ſein erſter Gedanke war nun, die Zugänge des Thales zu vertheidigen, aber Dhul Makan, welcher behauptete, ſchon einmal bei einer Belagerung Konſtantinopels mit ſeinem Vater in dieſer Gegend geweſen zu ſeyn, ſagte, man würde ſie vom Gebirg herunter mit Steinen todt werfen; das Beſte wäre daher, ſich in irgend einer Höhle, deren es viele in dieſem Thale gab, zu verſchanzen. Die Alte rief: „Was bedeutet dieſe Furcht? ſeyd ihr nicht entſchloſſen, euch auf dem Pfade Gottes zu opfern? war ich doch fünfzehn Jahre unter der Erde eingekerkert, ohne über Gottes Rathſchluß zu murren; darum kämpft nur: wer als Märtyrer ſtirbt, dem weiſt der einzige Gott das Paradies zur Wohnung an.“ Dieſe Worte belebten den muſelmänniſchen Muth ſo ſehr, daß Scharkan es wagte, mit Ungeſtüm auf den Feind einzudringen und mit ſeiner Hand voll Ritter den hartnäckigſten Kampf zu beſtehen.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Sechshundert

und

zweiundſiebenzigſte Nacht.

Auch Dhul Makan ſchlug die Köpfe der Chriſten fünf- und zehnweiſe herunter und die Alte ſpornte ihren Eifer ſtets durch Zeichen und Worte an. Der Kampf dauerte den ganzen Tag, und als die Nacht heranbrach, zog ſich Scharkan mit den Seinigen, von denen aber nur noch fünfundvierzig übrig waren, in eine Höhle zurück. Er war eine Weile ſehr beſtürzt, weil er die Alte nicht wiederſah, aber auf einmal kam die Verruchte mit dem Haupte des griechiſchen Feldherrn in der Hand. Dieſer wurde von einem Türken getödtet und Gott hatte ſchnell ſeinen Geiſt in die Hölle geſchickt, aber die Chriſten fielen über den Türken her und hauten ihn in Stücke, während Gott ſeine Seele in's Paradies ſandte. Die Verruchte ſchnitt dann den Kopf des todten Feldherrn ab, und brachte ihn den Prinzen höchſt erfreut und erzählte ihnen, ſie habe heute den Märtyrertod geſucht und nicht geruht, bis ſie den Feldherrn der Ungläubigen getödtet.

Sie redete ihnen dann wieder zu, nur den Muth nicht zu verlieren, ſie wolle noch dieſe Nacht auf einem kurzen Wege die muſelmänniſche Armee von ihrer Lage benachrichtigen und mit zwanzigtauſend Mann zurückkommen, die dieſe Ungläubigen aufreiben ſollten. Als Scharkan fragte, wie ſie entkommen wolle, da doch alle Ausgänge des Thals

bewacht wären? lachte ſie und ſagte: „Gott wird mich den Einen unſichtbar machen und den Andern den Muth nehmen, mir etwas zu leid zu thun.“ Scharkan verſetzte hierauf: „Bei Gott! du haſt Recht, ich habe auch heute bemerkt, daß Gott dich beſchützt; es wäre gut, wenn du bald gingeſt.“ — „Ich gehe gleich und wenn du mitkommen willſt; ſo mache ich dich auch unſichtbar; auch dein Bruder kann uns begleiten, doch mehr als zwei kann ich nicht ſchirmen.“ — „Was mich betrifft, ſo werde ich von meinen Gefährten mich nicht trennen, wenn aber mein Bruder und der Vizier mit dir gehen wollen, ſo mögen ſie es zum Wohl der Muſelmänner thun und morgen mit zehntauſend Mann zurückkehren.“ — „So warte eine Weile, ich will vorausgehen und ſehen, wo die Ungläubigen lagern und ob ſie ſchlafen, ich komme dann wieder und hole deinen Bruder und den Vizier ab.“ Während nun die Alte im feindlichen Lager mit den Griechen verabredete, daß ſie ſie mit dem Sultan Dhul Makan und dem Vizier frei durchziehen laſſen und erſt, wenn ſie mitten unter ihnen ſich befänden, ſie gefangen nehmen möchten, begab ſich Scharkan zu ſeinem Bruder und rühmte den Muth und die Heldenkraft des Derwiſch, der den oberſten Feldherrn getödtet, und als die Alte zurückkam und ihnen vollkommenes Gelingen ihrer Unternehmung verſprach, entſchloß ſich Dhul Makan und der Vizier, ihr zu folgen, denn das ihnen beſtimmte Geſchick mußte ſie ereilen. Als ſie an den

Ungläubigen, welche den Ausgang des engen Thals bewachten, vorüberkamen, widerſetzte ſich ihnen, der ſchlauen Verabredung mit der Alten gemäß, Niemand, ſo daß Dhul Makan ausrief: „Es gibt keinen Gott, außer Gott; und Mohammed iſt der Geſandte Gottes; das iſt ein offenbares Wunder, wie nur Heilige zu wirken im Stande ſind; dieſer Derwiſch muß einer der eifrigſten Diener Gottes ſeyn.“ Der Vizier ſagte hierauf: „Bei Gott! ich glaube, alle dieſe Griechen ſind blind, daß ſie uns ſo ungehindert durchziehen laſſen.“

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Sechshundert

und

dreiundſiebenzigſte Nacht.

Aber auf einmal ſprangen die Ungläubigen über den Vizier und den Prinzen her, legten ſie in Ketten und fragten: „Iſt noch ſonſt Jemand bei euch?“ ſie antworteten, indem ſie auf die Alte hindeuteten: „Hier iſt noch ein Mann;“ aber die Griechen ſagten: „Wir ſehen Niemanden,“ und die Alte verſchwand vor ihren Augen, ſo daß der Vizier und der Prinz glaubten, ſie haben ſich durch irgend eine Sünde oder ein Vergehen gegen den Derwiſch ſelbſt in dieſes Unglück geſtürzt; beſonders der Vizier, der früher einmal einige Zweifel gegen die Aufrichtigkeit der Alten geäußert hatte, machte ſich bittere Vorwürfe.

Scharkan, der glücklicherweiſe zurückgeblieben war, machte ſich am folgenden Morgen auf, betete, frühſtückte etwas, und rüſtete ſeine Soldaten wieder zum Kampfe gegen die Ungläubigen und flößte ihnen durch das Verſprechen eines himmliſchen Lohns viel Muth ein. Als ſie aber in die Nähe der Griechen kamen, riefen dieſe ihnen zu: „Wehe euch, Muſelmänner, wir haben ja euern Sultan und euern Vizier gefangen, kommt alſo mit in unſere Hauptſtadt, vielleicht wird unſer Kaiſer euch begnadigen und Frieden mit euch ſchließen: das iſt wohl das Beſte, was euch zukommen kann; wollt ihr nicht, ſo ſind wir bereit, euch zu bekämpfen, bis wir euch gänzlich aufgerieben.“

Scharkan war ſehr beſtürzt, als er dies hörte, und weinte heftig über die Gefangenſchaft ſeines Bruders und des Viziers, für deren Rettung ihm wenig Hoffnung übrig blieb. Gewiß, dachte er, haben ſie dem Derwiſch nicht die gebührende Ehrfurcht erwieſen; es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, als bei dem allmächtigen Gott; wir ſind Gottes und kehren zu ihm wieder zurück. Indeſſen drang er auf die Griechen, die ihn von allen Seiten umzingelten, muthig ein und tödtete Viele von ihnen. Keiner der Seinigen fürchtete den Tod und Niemand ſann auf die Flucht, bis die Erde mit Leichen bedeckt war und ein ganzes Meer von Blut ſich darüber ausdehnte. Der Kampf dauerte den ganzen Tag, erſt Abends zog ſich Scharkan mit den wenigen Seinigen wieder in die Höhle zurück, nachdem er an dieſem Tage fünfunddreißig ſeiner beſten Begleiter verloren hatte. Er war höchſt beſtürzt über ſeinen Verluſt und wußte kein andres Mittel, als ſich ganz dem Willen Gottes hinzugeben. Am folgenden Morgen ſagte er den paar Leuten, die noch bei ihm waren: „Bei Gott! wenn wir wieder den Kampf erneuern, wird kein Einziger von uns übrig bleiben; ich rathe daher, daß wir nur den Eingang der Höhle vertheidigen, vielleicht hat Gott doch den Derwiſch zu unſrer Armee gelangen laſſen, daß er bald mit zehntauſend Mann Hülfstruppen wieder zurückkehre.“ Dieſer Rath ward von ſeinen Gefährten gut geheißen; ſie blieben am Eingange der Höhle ſtehen und trieben den ganzen Tag durch die Griechen zurück, die ſich derſelben bemächtigen wollten, und tödteten gar Manchen von ihnen.

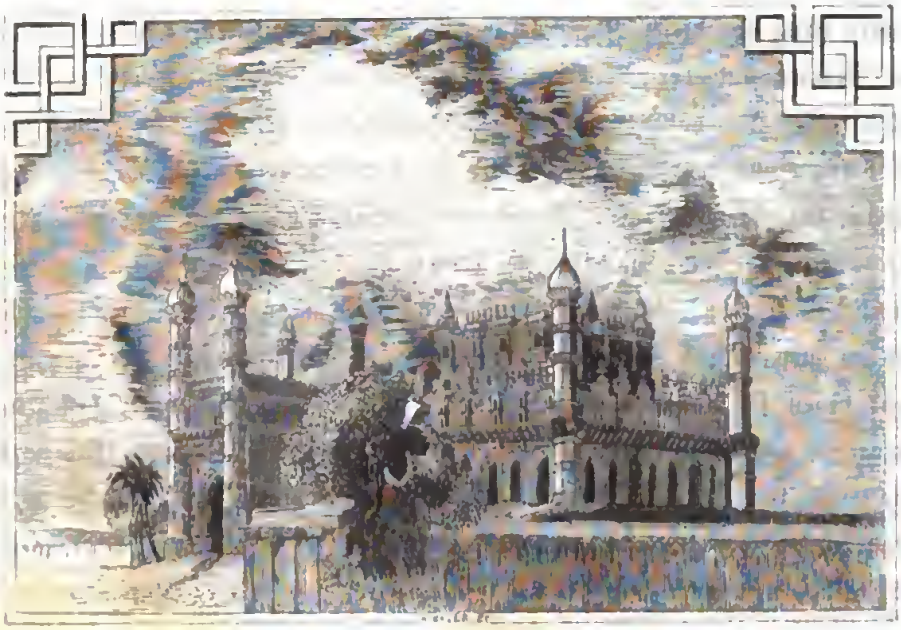
In der darauf folgenden Nacht ſagten die Griechen unter ſich: „Wie lange wollen wir noch hier verweilen, um gegen die fünfundzwanzig Mann zu kämpfen, die noch bei Scharkan übrig bleiben? Wohlan! laßt uns, wenn ſie ſich nicht ergeben, ihre Höhle in Brand ſtecken, ſo daß ſie ein Raub der Flammen werden und aller Welt zur Lehre dienen; der Meſſias verdamme ſie, ſie ſind alle ſo tapfer, daß wir ihnen nicht anders beikommen können.“ Sie trugen dann Holz zuſammen vor den Eingang der Höhle und zündeten es an. Scharkan rief in der höchſten Noth die Worte aus, deren ſich Niemand zu ſchämen hat: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Erhabenen.“ Schon wollten einige Griechen mit dem Schwerte auf ihn eindringen, als der Befehlshaber ihnen zurief: „Laßt ihn leben, wir wollen ihn gefangen dem Kaiſer nach Konſtantinopel bringen, er mag mit ihm nach Wunſch verfahren.“ Scharkan wurde hierauf gefeſſelt und einer ſtarken Wache übergeben. Als in der Nacht aber die Griechen alle betrunken waren und auf den Boden hingeſtreckt lagen, ſprengte Scharkan in der Verzweiflung die Ketten, dann nahm er dem Wächter die Schlüſſel zu den übrigen Ketten aus der Taſche und entfeſſelte Dhul Makan, den Vizier und die fünfundzwanzig Mann, die

noch bei ihm waren, und ſagte zu ſeinem Bruder: „Ich will nun drei von den Wachen tödten, und wir ziehen ihre Kleider an und gehen dann unbemerkt zu unſrer Armee.“ Aber Dbul Makan konnte dieſem Entſchluſſe nicht beiſtimmen; „denn,“ ſagte er: „leicht möchte ihr Geſchrei, wenn du ſie tödteſt, die Uebrigen aufwecken; es iſt beſſer, wir machen nur, daß wir ſo aus dieſer Schlucht herauskommen.“ So gingen ſie dann in der größten Angſt mitten durch die Griechen durch; Gott nahm ſie unter ſeinen Schutz und ließ keinen von den betrunken umherliegenden Griechen erwachen. Als ſie glücklich aus der Enge waren, ſagte Scharkan: „Mein Rath iſt nun, wir gehen auf dieſen Hügel und rufen Alle auf einmal: Gott iſt groß, hier iſt die muſelmänniſche Armee, ihr Feinde Gottes. Die Griechen werden in ihrer Trunkenheit und in der dunklen Nacht ſich nicht zu helfen wiſſen, und ſich ſelbſt unter einander morden.“ Dbul Makan widerſprach auch dieſem Rathe und ſchlug vor, lieber ganz ſtille und leiſe, ohne ein Wort zu ſprechen, ihre Armee einzuholen; „denn,“ ſagte er: „wie leicht könnten wir, wenn wir ſie aufwecken, von ihren leichtfüßigen Roſſen wieder eingeholt werden und Gott, geprieſen ſey ſein Name, hat geſagt: ſtürzt euch nicht ſelbſt in Gefahr!“ Aber Scharkan ſagte: „Es wird uns nichts geſchehen, ſo Gott will,“ und beredete die Uebrigen, mit ihm den Hügel zu erſteigen und ſo laut zu ſchreien: „Gott iſt groß!“

daß der ganze Berg zitterte, und Bäume und Steine mit ihnen aus Gottesfurcht einſtimmten.

Als die Griechen dies hörten, riefen ſie: „Bei dem Meſſias, der Feind hat uns überfallen!“ Sie umgürteten ihre Schwerter und erſchlugen Einer den Andern, bis ſo Viele von ihnen fielen, daß nur Gott ihre Zahl kennt. Als aber der Anführer der Griechen nach den Gefangenen ſehen wollte und keine Spur mehr von ihnen fand, ſagte er: „Wehe euch, gewiß haben die Gefangenen uns überliſtet, nun eilt ihnen nach und ſucht ſie noch im Gebirg einzuholen.“ Die Griechen faßten Muth und beſtiegen ihre Pferde, und es dauerte nicht lange, da hatten ſie die Muſelmänner ſo eng umzingelt, wie ein Armband den Arm umfaßt. Dhul Makan ſagte ſeinem Bruder: „Du ſiehſt, daß, was ich befürchtet habe, nun eingetroffen iſt, jetzt bleibt uns nichts übrig, als im heiligen Kampfe umzukommen.“

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Sechshundert und vierundſiebenzigſte Nacht.

Während aber Dhul Makan und Scharkan in der größten Bedrängniß feſt entſchloſſen waren, für Gottes Sache zu ſterben, ward auf einmal von dem lauten Rufe Allah Akbar! (Gott iſt groß!) die Erde erſchüttert und zwanzigtauſend Reiter verbreiteten ein ſchreckliches Blutbad die ganze Nacht durch unter den Griechen. Erſt als der Morgen leuchtete, erkannte Scharkan ſeine eigene Armee, an deren Spitze Bahram und Ruſtum ſtanden, welche von ihren Pferden abſtiegen und vor ihm und ſeinem Bruder ſich verbeugten. Folgendes iſt die wunderbare Urſache ihrer Ankunft: Bahram, Ruſtum und der Verwalter waren mit wehenden Fahnen, wie wir ſchon berichtet, bis vor Konſtantinopel gezogen. Als die auf den Wällen und Citadellen Wache haltenden Griechen das Gewieher der Pferde hörten und einen dicken Staub, dann eine Armee, tobend wie der Ocean und zahlreich wie ein Schwarm Heuſchrecken, ſahen, deren Stimme ſich bis zum Himmel erhob, benachrichtigten ſie den Kaiſer davon und in einem Augenblicke waren die Wälle mit unzählbaren Soldaten beſetzt. Der Verwalter ſagte dann zu Bahram und Ruſtum:

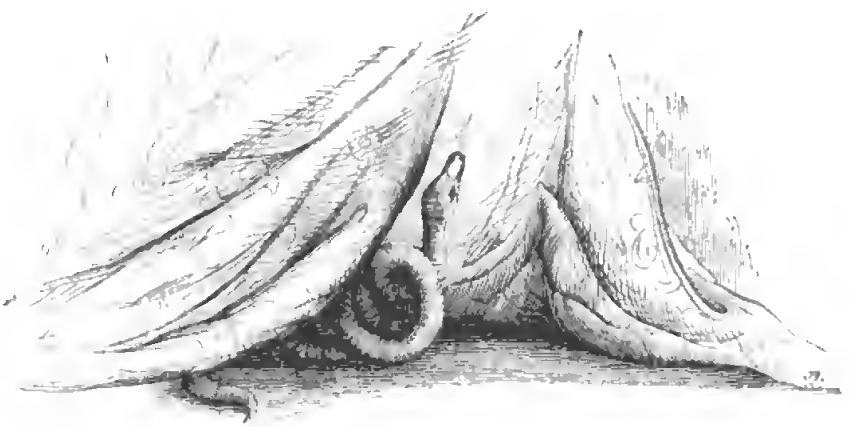
„Mir wird bang vor dieſer Maſſe Feinde, wie leicht könnten ſie durch Spione entdecken, daß die Prinzen und der Vizier nicht bei uns ſind und mit doppeltem Muthe uns überfallen; ich rathe daher, daß ihr mit zehntauſend Reitern nach dem Kloſter ziehet, um die Prinzen und den Vizier zu holen, dann haben wir nichts mehr zu befürchten.“ So wählten ſie jeder zehntauſend Reiter und machten ſich auf den Weg nach dem Kloſter. Auch die Alte hatte ſich, nachdem ſie Dhul Makan den Griechen überliefert, nach Konſtantinopel begeben, in der Abſicht, den Muſelmännern die Gefangenſchaft ihres Sultans zu melden und ſie dadurch in die größte Beſtürzung zu verſetzen, damit die Griechen, denen ſie Nachricht davon geben wollte, ſie um ſo leichter beſiegen könnten. Sie begegnete unterwegs Ruſtum und Bahram und glaubte anfangs, ſie ſeyen auf der Flucht und vor Konſtantinopel geſchlagen worden, bald aber bemerkte ſie, daß alle ihre Fahnen unverletzt geblieben, und ſie dachte wohl, ſie würden ihre Freunde aufſuchen; ſie erzählte ihnen daher, wie ſie von einer griechiſchen Armee überfallen worden und

wie Scharkan nur noch mit fünfundzwanzig Mann übrig geblieben. Bahram und Ruſtum dankten der Alten für ihre Nachricht und beſchleunigten ihren Marſch ſo ſehr, daß ſie, wie ſchon erwähnt, noch zur rechten Zeit eintrafen, um die Muſelmänner zu retten, die dann mit ihnen vereint ihren Zug nach Konſtantinopel antraten. Scharkan recitirte folgende Verſe nach der gewonnenen Schlacht:

„Sey geprieſen, o du, dem allein das höchſte Lob geziemt; du haſt mit deiner Huld mich reichlich beſchenkt, mir ein Königreich und ein Schwert der Kraft und des Siegs verliehen. Du haſt aus der größten Gefahr mich errettet und die Griechen mit blutbeflecktem Gewande zurückgetrieben; dort liegen ſie nun hingeſtreckt, wie vom Weine berauſcht. Von den Unſrigen ſind aber nur Wenige gefallen und dieſe beſitzen nun im ewigen Paradieſe unzählbare Schlöſſer.“

Die Alte, welche, nachdem ſie Ruſtum und Bahram verlaſſen, ihren Weg nach Konſtantinopel fortſetzte, begab ſich zum Verwalter, der ſie freundlich bewillkommnete, und erzählte ihm, wie ſie Ruſtum und Bahram auf dem Wege begegnet, ſetzte aber hinzu: ſie ſey in großer Angſt um ihretwillen, weil ſie auf eine weit zahlreichere Armee Ungläubiger ſtoßen würden, und rathe ihm daher, mit einem Theile ſeiner Armee ihnen nachzufolgen, um ſie vor dem Untergange zu bewahren.

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung, um ſie in der folgenden Nacht mit nachſtehenden Worten wieder aufzunehmen:



Sechshundert und fünfundſiebenzigſte Nacht.

Die Muſelmänner weinten über das traurige Loos, das ihren Brüdern bevorſtand, und bedauerten beſonders den tapfern Bahram. Der Verwalter wählte dann zehntauſend ſeiner beſten Reiter und ſandte ſie mit einem der tapferſten Helden, ſein Name war Kadaſch, den übrigen Truppen nach. Am folgenden Tage, als Kadaſch der Armee der Muſelmänner begegnete, hielt er ſie anfangs für feindliche Truppen und ſchrie: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott, dem Allmächtigen: nichts kann Gottes Beſtimmung ändern.“ Dhul Makan, der ſich ebenfalls vom Feinde angegriffen glaubte, ſagte zu ſeinem Bruder: „O ſähe ich doch noch einmal den frommen Derwiſch, daß er mich ſegne! dann will ich gern als Märtyrer ſterben.“ Als aber die Truppen einander näher kamen und auf den Fahnen die Inſchrift ſaben: „Es gibt keinen Gott, außer Gott, Mohammed iſt Gottes Geſandter,“ eilte Scharkan, wie der Blitz, zu ihrem Anführer, Kadaſch, der ihm die Urſache ſeiner Ankunft meldete und ſich ſehr freute, die Prinzen, den Vizier und die beiden Heerführer noch beim Leben zu finden. Dieſe erkundigten ſich dann nach dem Derwiſch und riefen aus: „Das iſt ein heiliger Mann, er hat in einem Tage eine Reiſe von zehn Tagen zurückgelegt!“ Sie zogen dann weiter gen Konſtantinopel, bis ſie auf einmal einen mächtigen Staub erblickten,

der die ganze Atmoſphäre verdüſterte, und ein lautes Kriegsgeſchrei vernahmen. Scharkan ſagte: „Ich fürchte, das iſt ein Wehegeſchrei der Muſelmänner, die von den Griechen geſchlagen worden.“ Er eilte den Ankommenden entgegen und ſah an ihrer Spitze den Derwiſch, der ihnen zurief: „Helft uns, o ihr Helden des einzigen Gottes! die verdammten Hunde, die Griechen, haben das muſelmänniſche Lager überfallen, als es ſich ſicher in ſeinen Zelten glaubte, und die ſchrecklichſte Niederlage hat es getroffen.“ Scharkan ſtieg erſchrocken von ſeinem Pferde ab und küßte dem Derwiſch ehrfurchtsvoll Hände und Füße. Das Gleiche that ſein Bruder, nur der Vizier blieb auf ſeinem Pferde ſitzen und ſagte: „Bei Gott! ich traue dem Derwiſch nicht, er hat uns kein Glück gebracht; laßt ihn ſagen, was er will, ich fürchte, er iſt ein Verräther, wie der, welcher unſern König Omar vergiftet.“ Scharkan machte ihm aber Vorwürfe über ſeinen ungerechten Verdacht und behauptete, daß er ohne Gottes Hülfe in ſo kurzer Zeit keine ſo große Strecke hätte zurücklegen können. Er ließ der Alten dann ein Maulthier vorführen, aber ſie wollte nicht reiten, ſondern lief wie ein Haſe neben Scharkans Pferd her und recitirte mit lauter Stimme Stellen aus dem Koran, bis ſie zur flüchtigen Armee der Muſelmänner kamen, unter welcher die Griechen zerſtörend umherwütheten.

Auch dieſe Niederlage der Muſelmänner war wieder das Werk der verfluchten Dſat Dawahi, die, nachdem ſie Ruſtum und Bahram begegnet war und dann auch noch Kadaſch mit zehntauſend Mann von der Armee getrennt hatte, dem Kaiſer ſchrieb: „Wiſſe, daß ich Scharkan, ſeinen Bruder, den Sultan, und den Vizier durch Liſt gefangen und durch falſche Botſchaft die muſelmänniſche Armee beſtürzt und zertheilt habe; überfalle alſo im Stillen mit allen Truppen der Stadt das noch übrige muſelmänniſche Lager, du kannſt es ganz aufreiben, der Meſſias hat dich mit ſeiner Gnade überſchüttet.“ Als der Kaiſer dieſen Brief geleſen, ließ er ihren Sohn, den König Hardub, rufen und theilte ihm den Brief ſeiner Mutter mit; ſie machten dann das Kreuz und ſagten: „Gott erhalte dieſes Weib.“ Hardub gab ſogleich den Feldherren Befehl zum Aufbruch, und dieſe fielen unter ihrem ungläubigen Feldgeſchrei über die Muſelmänner her. Der Verwalter rief grimmig ſeinen Truppen zu: „Wenn ihr fliebt, ſo ſeyd ihr verloren, haltet ihr aber eine Weile tapfer aus, ſo wird ſich Gott eurer erbarmen.“ Die Muſelmänner griffen nun, Gottes Einheit verkündigend, nach dem Schwerte, während die griechiſchen Prieſter das Kreuz in die Höhe ſchwangen. Die Heerde des Barmherzigen, von fliegenden Engeln umſchwärmt, miſchte ſich unter die Truppe des Satans, und den ganzen Tag durch flogen die Köpfe vom Rumpfe herunter. Während der Nacht umgaben die Griechen die Muſelmänner von allen Seiten, und als der Morgen graute, erneuerte ſich der

Kampf, bis das Schlachtfeld von Leichen bedeckt und ein Theil des muſelmänniſchen Lagers erſtürmt war; da ergriffen die übrigen Muſelmänner die Flucht und der Feind verfolgte ſie mit dem Schwert in der Hand. Aber in dieſem Augenblicke ſtieß Scharkan mit den übrigen Feldherren zu den Fliehenden, und ſie wendeten ſich vereint mit friſcher Kraft gegen die Ungläubigen, die, als ſie die Fahnen des Islams erblickten, Johannes,

Maria und das heilige Kreuz anriefen und zur Hauptarmee zurückkehrten, deren rechten Flügel der Kaiſer und deren linken Hardub befehligte. Scharkan ſtellte ſeine Truppen auch in Schlachtordnung und ſagte zu ſeinem Bruder: „Nun wünſchte ich nur, daß irgend eine Herausforderung, von Seiten der Griechen, zu einem Zweikampfe ſtattfände.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, als ein alter, ehrwürdiger, in weiße Wolle gekleideter Mann auf einem koſtbaren Mauleſel aus den Reihen der Griechen hervortrat und den Muſelmännern laut zurief: „Ich bin ein Geſandter, dem ihr vergönnen müßt, ſeine Botſchaft zu verkünden; ich komme mit einem Antrag von dem Kaiſer, der euch Frieden und Heil bringt; verſprecht mir Sicherheit, ſo ſteige ich ab und theile ihn euch mit.“ Als Scharkan ihm Sicherheit gewährte, ſtieg er ab und ſagte: „Ich komme vom Kaiſer, dem ich vorgeſtellt habe, wie ſündhaft es ſey, ſo viel Blut vergießen zu laſſen, da man doch lieber einen Zweikampf den Streit entſcheiden laſſen önne; er gab

mir Recht und ſagte: „Ich will gern mein Leben für meine Armee opfern, der Anführer der Muſelmänner mag daſſelbe thun, und wer von uns ſiegt, dem muß die Armee des Beſiegten ſich ergeben; auch will der König Hardub mit dem Bruder des Anführers ſich ſchlagen, beide Armeen mögen ganz ruhig zuſehen.“ Scharkan antwortete: „O Prieſter! wir nehmen dieſe Herausforderung an, ſage es deinem Kaiſer; doch ſind wir heute von der Reiſe zu ſehr ermüdet, wir wollen dieſe Nacht ausruhen und morgen früh ſoll der Zweikampf ſtattfinden.“ Der Prieſter ging freudig zum Kaiſer, und da dieſer ein ſehr tapferer Ritter und ein ſehr gewandter Schütze war und ſehr gut mit Schwert und Lanze umzugehen wußte, hoffte er ſchon durch ſeinen Sieg über Scharkan, die Zierde des Islams, ſich alle Muſelmänner zu unterwerfen, und brachte daher eine ſehr vergnügte Nacht zu.

Der Tag hinderte Scheberſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie fort:

Sechshundert

und

ſechsundſiebenzigſte Nacht.

Kaum leuchtete der Morgen, da kam der Kaiſer auf einem der beſten Pferde herangeritten in einem chineſiſchen, vergoldeten Panzer, der ſo ſtark mit Edelſteinen beſetzt war, daß er wie ein Spiegel glänzte, mit einem Schwerte und einer Lanze von fränkiſcher Arbeit bewaffnet; er entblößte ſein Geſicht und rief: „Wer mich kennt, der weiß, wer ich bin, wer mich nicht kennt, dem ſage ich: ich bin der Kaiſer Feridun.“ Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als Scharkan auf einem koſtbaren Pferde, reich bepanzert, mit einem indiſchen juwelenbeſetzten Schwerte in der Hand, herbeiſprengte und dem Kaiſer zurief: „Du Verruchter! glaubſt du, ich werde wie einer deiner ungläubigen Ritter vor dir weichen?“ Sie griffen dann einander an, als wenn zwei Berge zuſammenſtießen oder zwei Meere einander entgegenwogten. Bald näherten ſie ſich, bald gingen ſie wieder auseinander, bald ſcherzten ſie, bald machten ſie Ernſt, und die Griechen ſowohl als die Muſelmänner hofften, ihr Held werde doch zuletzt ſiegen.

Schon neigte ſich die Sonne zum Untergang, und noch war der Kampf unentſchieden. Der Kaiſer bat dann um Waffenſtillſtand und ſagte zu Scharkan: „Du biſt wahrlich ein wackerer Ritter, doch deine Leute, die hinter dir ſtehen, ſagen, du ſeyſt nicht von edler Geburt, ſie behaupten, du ſtammeſt von einem Sklaven her.“ Scharkan gerieth

durch dieſen Schimpf in Zorn und wollte ſich umdreben, um zu ſehen, wer ſo etwas geſagt; aber der Kaiſer benützte dieſen Augenblick, um mit dem Schwerte nach ihm zu ſchlagen; zwar bückte ſich Scharkan ſchnell hinter den Sattelknopf, um dem Hieb auszuweichen, doch erhielt er eine ſo ſchwere Wunde in die Bruſt, daß er laut ſchrie

und in Ohnmacht fiel. Dhul Makan eilte mit dem Vizier und den beſten Reitern herbei, aber auch der Kaiſer hatte ſeine Truppen zu Hülfe gerufen, ſo daß das Handgemenge allgemein ward und bis tief in die Nacht hinein dauerte. Als endlich die Finſterniß die beiden Heere trennte, begaben ſich alle Prieſter und Feldherren zum Kaiſer, um ihm zu ſeinem Siege Glück zu wünſchen; und er verſprach ihnen, am folgenden Tage Dhul Makan herauszufordern: dann, ſagte er, werden bald alle Muſelmänner die Flucht ergreifen. Im Lager der Muſelmänner hatten ſich indeſſen Dhul Makan, der Vizier und die Feldherren um Scharkan verſammelt; ſie ließen Aerzte kommen, um ihn zu pflegen, und wachten die ganze Nacht bei ihm. Auch die Alte kam herbei und weinte und ſeufzte, berührte Scharkans Wunde und las den Koran, bis er endlich des Morgens die Augen öffnete und wieder ſprach. Dhul Makan war außer ſich vor Freude und ſagte: „Gewiß verdankt er ſeine Geneſung dem Segen des Derwiſch.“

Scharkan erkundigte ſich dann nach der Armee und hörte, wie ſie um ſeinetwillen traure. Er dankte Gott für ſeine Geneſung und beſchwur ſeinen Bruder, Dhul Makan, auf den Kampfplatz zu eilen, wo beide Armeen ſchon ſchlagfertig einander gegenüber ſtanden. Als Dhul Makan auf das Schlachtfeld kam, fragte er: „Wo iſt der Kaiſer Feridun, daß ich ihn zu Boden werfe?“ Feridun wollte zu ihm hervortreten, aber der König Hardub hielt ihn zurück, mit den Worten: „Geſtern haſt du gekämpft, heute iſt die Reihe an mir.“ Er beſtieg ein noch beſſeres Pferd, als das des Kaiſers; ſein Wiehern entzückte jedes Ohr, es lief ſchneller als der Wind und leichter als der Blitz. Aber nicht lange dauerte der Kampf, bald verſetzte Dhul Makan dem König einen Hieb mit ſeinem Schwerte, daß ſein Kopf vom Rumpfe flog. Die Griechen eilten zu ſpät ihrem Könige zu Hülfe, der Vizier Dendan kam mit zwanzigtauſend Reitern herbei und rief ihnen zu: „Rächet Omar und Scharkan!“ und Gott verlieh den Gläubigen einen vollſtändigen Sieg; viele Feinde wurden niedergemäht und die Uebrigen in die Stadt zurückgetrieben, die ſie ſchnell hinter ſich ſchloſſen.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr ſie fort:

Sechshundert und ſiebenundſiebenzigſte Nacht.

Nach geendigtem Kampfe kehrte Dhul Makan zu ſeinem Bruder zurück und freute ſich ſehr, als er ihn viel beſſer fand; der Derwiſch ſaß neben ihm und las ihm Legenden von den Propheten und Geſetzprobleme vor. Scharkan ſagte zu ſeinem Bruder: „Ich wußte, daß ihr heute ſiegen würdet, ich vernahm euern Ruf: Allah Akbar! Doch verdankt ihr euern Sieg nur dem frommen Derwiſch, der den ganzen Tag für euch gebetet hat.“ Scharkan ließ ſich nun die Einzelnheiten der Schlacht erzählen, und als die als Derwiſch verkleidete Alte den Tod ihres Sohnes vernahm, vergeß ſie viele Thränen, welche die Muſelmänner für Freudenthränen hielten, und ſchwur bei ſich, Scharkan ſtatt ihres Sohnes zu tödten. Die Muſelmänner verhielten ſich nun ruhig, bis Scharkans Wunde geheilt war; dann ließ er der Armee bekannt machen, daß er am folgenden Morgen ſelbſt die Belagerungsarbeiten leiten würde. Als aber in der Nacht ein Jeder ſich zur Ruhe begeben hatte und nur einige Diener in Scharkans Zelt ſchliefen, ſchlich die Alte wie eine Schlange zu ihm, zog einen vergifteten Jatagan aus dem Buſen hervor, bedeckte Scharkan mit ihrer linken Hand Mund und Naſe und ſchnitt ihm mit der Rechten in den Hals, bis ſie ſeinen Kopf ganz vom Rumpfe trennte; ſie that

daſſelbe den Dienern, die umherlagen, verließ das Zelt und dachte bei ſich ſelbſt: Das iſt noch nicht genug für meinen Sohn, ich muß auch noch den Sultan ermorden. Als ſie aber nach ſeinem Zelte ging, fand ſie es ſo gut bewacht, daß ſie ſich fürchtete, ſich demſelben zu nähern.

Sie wandte ſich hierauf gegen das Zelt des Viziers und erſchrack, als ſie ihn noch wach und den Koran leſend fand. Der Vizier bewillkommte ſie und lud ſie ein, bei ihm zu bleiben, ſie ſagte aber: „Ich bin auf dem Wege, einen Heiligen zu beſuchen, da ich aber im Vorübergehen dich hörte im Koran leſen, wollte ich dir nur ſchnell gute Nacht wünſchen.“ Der Vizier dachte: Bei Gott! ich habe Luſt, mit ihr einen Heiligen zu beſuchen, und folgte ihr, als ſie ihn verließ. Sie bemerkte es aber und, aus Furcht verrathen zu werden, ſagte ſie: „O Vizier! bleibe du hier und leſe fort den Koran, ich darf dich nicht ohne Erlaubniß mitnehmen; wenn aber der Heilige dieſe Nacht es erlaubt, ſo komme ich morgen früh und führe dich zu ihm.“ Der Vizier wagte es nicht, ihr zu widerſprechen, doch überfiel ihn ein geheimer Schauer; er ſuchte vergebens einzuſchlafen, es ward ihm ſo bange, daß er aufſtand und zu Scharkan ging, in der Abſicht, die Nacht durch ſich mit ihm zu unterhalten. Als er aber in Scharkans Zelt kam, ſah er es mit Blut gefüllt und fand ihn und alle Diener geſchlachtet. Da ſtieß er einen ſo heftigen Schrei aus, daß alle Soldaten erwachten; auch der Sultan kam herbeigelaufen und alle Anweſenden weinten laut, als ſie ſahen.

was geschehen war, und riefen: „Es gibt keinen Schutz und keine Hülfe, außer bei Gott dem Erhabenen.“ Dhul Makan lag lang in Ohnmacht, und als er wieder zu sich kam, zerriß er seine Kleider und schlug sich in's Gesicht, bis das Blut herausspritzte, dann sagte er zum Vizier: „Wer mag wohl diesen Mord begangen haben, und warum sehe ich den Derwisch nicht hier?“ Der Vizier sagte: „Niemand anders als der Derwisch hat dieses Unheil angerichtet, ich fühlte im ersten Augenblick schon eine Abneigung gegen ihn.“ Er erzählte dann, wie der Derwisch in der Nacht in sein Zelt geschlichen und es nicht zugeben wollte, daß er ihm folge.

Am folgenden Tage rückten die Muselmänner, nach Scharkans Beerdigung, bis vor die Thore Konstantinopels, welche verschlossen blieben, und kein Grieche ließ sich auf den Wällen blicken. Dhul Makan schwur aber, nicht zu weichen, bis er für seinen Bruder Rache genommen, Konstantinopel zerstört und alle christlichen Könige getödtet haben würde, und müßte er auch Jahre lang hier lagern. Er ließ sich daher die Schätze bringen, die sie im Kloster erbeutet hatten, theilte sie unter die Truppen aus und befahl ihnen, einen Theil des Empfangenen ihren Familien zu schicken, weil sie doch noch lange hier bleiben würden. Er bat dann den Vizier Dendan, seiner Schwester Nushat Assaman zu schreiben, sie wegen des Verlustes ihres Bruders Scharkan zu trösten und ihr die Erziehung und Bildung seines Sohnes recht an's Herz zu legen. Er ließ hierauf den Anführer der Karavane kommen und übergab ihm den Brief an seine Schwester und empfahl ihm noch mündlich, daß seine Schwester auch über sein eigenes Kind wachen möge, da doch seine Frau, die er in gesegneten Umständen verlassen, wohl jetzt niedergekommen seyn müsse.

Nachdem die Karavane abgereist war, gab Dhul Makan den Truppen Befehl, die Mauern der Stadt von allen Seiten zu umzingeln. Sie waren aber höchst betroffen, als kein Grieche drei Tage lang sich auf den Wällen zum Kampfe sehen ließ, und ihre Bestürzung war nicht gering, als sie die Stadt so gut befestigt fanden, daß sie nicht wußten, wie hineindringen. Folgendes ist der Grund, warum kein Grieche drei Tage lang auf den Wällen erschien. Nachdem die Alte Scharkan ermordet hatte, näherte sie sich leise den Mauern, gab sich der griechischen Wache zu erkennen und ließ sich an einem Stricke hinaufziehen. Sie eilte zum Kaiser und fragte, ob es wahr sey, daß ihr Sohn erschlagen worden? Als der Kaiser ihre Frage bejahte, weinte und jammerte sie so lange, bis alle Anwesenden mit ihr weinten. Sie erzählte dann dem Kaiser, wie sie Scharkan und seine Diener geschlachtet, schwur aber, nicht eher zu

ruhen, bis ſie auch noch den Sultan Dhul Makan, den Vizier und die oberſten Feldherren durch irgend eine Liſt umbringe; „Scharkans Kopf allein," ſagte ſie, „kann den meines Sohnes nicht aufwiegen. Ich will," fuhr ſie fort, „ein Jahr lang über meinen Sohn trauern, alle Glocken abſchneiden und alle Kreuze zerbrechen, und ſo lange ſollt ihr auch den Krieg einſtellen. Die Muſelmänner können Jahre lang vor der Stadt lagern, ſie werden ſich vergebens abmühen, ſie einzunehmen.

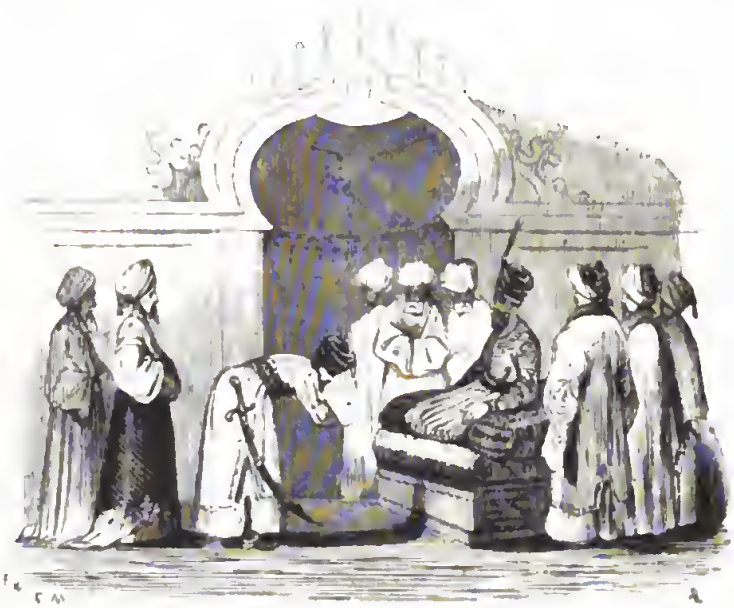
Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:

Sechshundert und achtundſiebenzigſte Nacht.

Die Alte ließ ſich dann Dinte und Papier reichen und ſchrieb den Muſelmännern: „Wiſſet, daß ich ſchon früher euern König Omar mitten in ſeinem Schloſſe ermordet, daß ich dann, als Derwiſch gekleidet, Viele der Eurigen vor der Höhle beim Kloſter erſchlagen und daß ich zuletzt noch Scharkan und ſeine Diener geſchlachtet habe; wäre mir das Schickſal geneigt geweſen, ſo hätte ich auch noch den Sultan und den Vizier getödtet. Wollt ihr euch nun vor weiterem Unglück ſchützen, ſo zieht ab und kehrt in eure Heimath zurück; wo nicht, ſo möget ihr Jahre lang hier zu euerm Verderben vergebens lagern.“ Dieſen Brief ließ ſie nach dreitägiger Trauer mit einem Pfeil zu den Muſelmännern hinüberſchleudern. Als die Muſelmänner den Brief an einem Pfeile ſahen, brachten ſie ihn dem Sultan und dieſer bat den Vizier, ihn zu leſen. Da rief der Vizier: „Bei Gott! ich fühlte immer eine geheime Abneigung gegen dieſe Perſon, die nun durch ihre Liſt uns ſchon zweimal in's Unglück ſtürzt.“ Dhul Makan ſchwur bei Gott, nicht von hier zu weichen, bis er dieſe Alte an das Thor Konſtantinopels aufgenagelt, und verſprach ſeinen Truppen, alle Schätze der Hauptſtadt unter ſie zu vertheilen.

Die Belagerung dauerte ſchon ein ganzes Jahr und Dhul Makan hörte nicht auf zu weinen und zu trauern, trotz aller Troſtworte des Viziers, bis endlich Turbedan,

der Anführer der Karavane, von Bagdad zurückkam und ihm einen Brief von ſeiner Schweſter Nushat Aſſaman mitbrachte, worin ſie ihm ſchrieb: „Nach vielen Grüßen



wiſſe, mein Bruder, daß dir Gott einen ſehr hübſchen Sohn geſchenkt hat, den ich Kana ma kana (was geſchehen iſt, iſt geſchehen) genannt habe. Es iſt ein wunderbares Kind, das einſt gewiß recht berühmt werden muß. Ich habe auf allen Kanzeln für euch beten laſſen, daß es euch gut gehe. Sowohl ich, als die Frauen der Feldherren und Soldaten, befinden uns wohl; es regnet häufig und Alles iſt ſehr wohlfeil bei uns. Deinem Freunde, dem Badheizer, geht es auch recht gut, er lebt in großem Wohlſtande und hat viele Diener und Sklaven; er möchte gerne wiſſen, was aus dir geworden, aber wir haben ihm Alles verſchwiegen. Friede ſey mit dir.“ Dhul Makan dankte Gott für dieſe Nachricht und ſagte dem Vizier: „Nun iſt das Jahr vorüber, wir wollen die Trauer ablegen und nur noch am Jahrestage des Todes meines Bruders Scharkan ein heiliges Todtenfeſt auf ſeinem Grabe feiern.“

Dhul Makan ließ nun neben dem Grabmale ſeines Bruders Zelte aufſchlagen und darin ein großes Mahl geben, wozu Viele von der Armee eingeladen wurden, welche den Koran verſtanden, und man brachte bei Wachslichtern die ganze Nacht damit zu, den Koran zu leſen und Gott zu preiſen. Des Morgens näherte ſich Dhul Makan weinend dem Grabe ſeines Bruders und ſprach folgende Verſe:

„Untröſtlich iſt mein Herz, weil der leuchtende Vollmond in's Grab geſunken, tadelt immerfort, nur heute tadelt mein Aug' nicht, wenn es blutige Thränen weint. Ohne Abſchied trennten wir uns und lange werden wir uns nicht wiederſehen. Manchen Unfall habe ich ſtandhaft getragen, aber für dieſen Schlag gibt es in dieſer Welt kein Heilmittel mehr.“

Dieſe Verſe rührten alle Anweſenden, auch der Vizier weinte und recitirte einige Trauergedichte, die auf's Neue viele Thränen hervorriefen und eine allgemeine Verwünſchung der Alten zur Folge hatten.

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier ihre Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:

Sechshundert und neunundſiebenzigſte Nacht.

Als Dhul Makan und der Vizier nach vollendeter Feierlichkeit ſich wieder in ihr Zelt begaben, beſprachen ſie ſich wegen der Belagerungsarbeiten; Dhul Makan verhehlte dem Vizier ſeinen Mißmuth über den ſich ſo ſehr in die Länge ziehenden Krieg nicht, und bat ihn, ihm zu ſeiner Zerſtreuung eine ſchöne Liebesgeſchichte oder irgend andere Abenteuer von alten Königen zu erzählen. Der Vizier antwortete: „Wenn dir eine Erzählung Zerſtreuung und Erheiterung gewähren kann, ſo ſoll es dir daran nicht fehlen, denn ich habe gar manche Nacht deinen ſeligen Vater mit allerlei Geſchichten und Erzählungen unterhalten; ich will dir dieſe Nacht die Geſchichte zweier Liebenden erzählen.“ Dhul Makan beſtimmte ihm die Stunde dazu und war ſehr ungeduldig, bis ſie herannahte. Sobald es dunkel ward ließ er Wachslichter und Lampen anzünden, allerlei Speiſen und Getränke auftragen und die beſten Räucherwerke anzünden. Dann ſchickte er nach dem Vizier und lud auch Bahram, Ruſtum, Derkaſch und den Verwalter ein, und bat Erſtern, da Gott den Vorhang der Nacht über ſie geworfen, nunmehr ſeine Erzählung zu beginnen. Der Vizier begann:

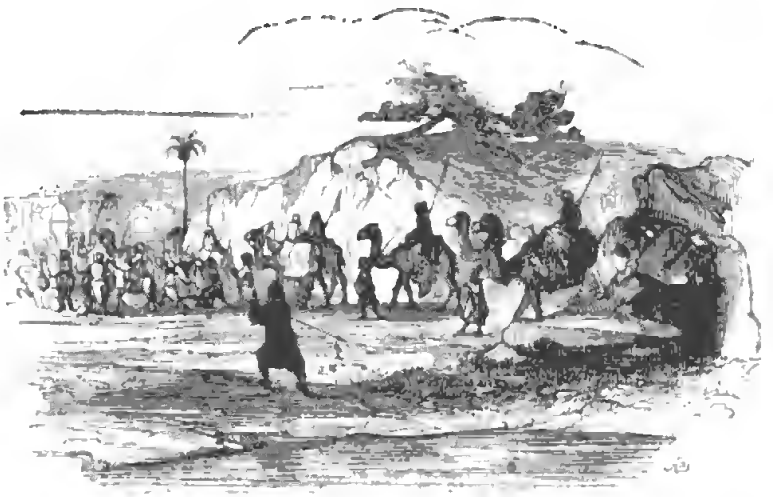
Geschichte der zwei Liebenden.[1]

Wisse, o großer König! einst lag hinter dem Gebirge Ispahan eine Stadt, welche man die Grüne nannte. Dort regierte ein König, sein Name war Suleiman, der sehr mächtig, gerecht und wohlthätig war, so daß sein Ruf sich allenthalben verbreitete und von allen Ländern Botschaften zu ihm gelangten. Er lebte viele Jahre zufrieden und glücklich, ohne Weib und Kinder. Eines Tages ließ er seinen ihm an Güte gleichenden Vizier rufen und sagte ihm: „Mir wird es unheimlich, weil ich nun bald schwach werde und ohne Weib und Kind bin, das paßt nicht für einen Regenten; wer soll nach mir herrschen? Je zahlreicher die Nachkommen eines Königs sind, um so größer und ausgedehnter wird seine Macht. Auch hat der Prophet gesagt (Gottes Gnade sey mit ihm!): die Ehe ist für mich etwas Heiliges und das war sie auch den frühern Propheten; was denkst du nun davon? sprich kurz!" Der Vizier sagte: „Wohlan, König der Zeit! gebiete nur, und ich bin bereit, für dich sogar den Zorn des Himmels auf mich zu laden und in die Hölle zu gehen." Der König erwiderte: „Ich lasse mir nicht gern eine Sklavin kaufen, deren Stamm und Abkunft mir unbekannt; die möchte mir, wenn sie von unedler Geburt ist, auch ungerathene Kinder zeugen: sie gleicht dann einem schlechten Boden, wo alle gute Saat vergebens ist. Darum wünsche ich, daß du für mich um irgend eine Prinzessin werbest, eine recht schöne und tugendhafte, so daß sie mir auch Kinder, die ihr gleichen, gebäre; nur eine solche will ich vor Zeugen gesetzlich heirathen." — „O König! schon sehe ich ein Mittel, deinen Wunsch zu erfüllen; ich habe gehört, Saherschah, der König des weißen Landes, habe eine Tochter, welche das schönste Mädchen ihrer Zeit ist. Wie Zweige des Ban ist ihr Wuchs, ihre Augen sind wie Kohl, ihre Stirne glänzt wie der Mond, lang sind ihre Haare und fein ist ihre Taille, wie ein Dichter sagt:

„Sie ist so zart gebaut, daß ihr Wuchs die Zweige des Ban beschämt, und ihr Gesicht Sonne, Mond und Blumen; sie ist ein Paradies dem, welchem sie lächelt, und eine brennende Hölle dem, den sie zurückstößt, ihre Küsse sind Honig, mit dem besten Weine vermischt, ihre Zähne sind Perlen. Wie Manchen hat ihre Liebe schon getödtet, wie manchen Freier hat ihr Blick zum Gefangenen gemacht."

[1] Der Schluß dieser Geschichte, von der sechshundert und zweiundneunzigsten Nacht bis zur siebenhundert und zweiten, hat Aehnlichkeit mit der Geschichte der Hajat Alnufus und des Prinzen Ardschir im zweiten Bande.

Als der König dieſe Schilderung vernahm, ſagte er dem Vizier: „Das Beſte iſt, du geheſt zu ihrem Vater und hältſt bei ihm um ſie an, der erhabene König wird mir ſie nicht verſagen; der Prophet hat ja geſagt: „Der Islam will kein Kloſterleben.“ Geh alſo jetzt nach Haus und mache dich auf morgen reiſefertig, damit ich bald meinen Gram und meine Sorgen los werde.“ Der Vizier verließ den König und ließ ſich, um Sayerſchah zu beſchenken, die ſchönſten und koſtbarſten Edelſteine, arabiſche Pferde und Waffen und ganze Kiſten voll Geld geben, lud Alles auf Kameele und Mauleſel, nahm fünfzig Mameluken, hundert Sklaven und eine Sklavin mit, verabſchiedete ſich beim Könige, der ihn erſuchte, recht ſchnell wieder zu kommen, und reiste Tag und Nacht, bis er nur noch eine Tagreiſe von der Stadt entfernt war, wo die Prinzeſſin



wohnte. Hier ließ er ſich am Ufer eines Baches nieder und ſchickte einen ſeiner Vertrauten voraus zum König, um ihm ſeine Ankunft zu melden. Der König, welcher gerade ausritt, begegnete dem Abgeſandten, und da er ihm anſah, daß er ein Fremder war, ließ er ihn zu ſich rufen, und als er von ihm hörte, daß der Vizier des mächtigen Königs Suleiman morgen zu ihm kommen wolle, freute er ſich ſehr und ſchickte ihm einige ſeiner Adjutanten mit andern hohen Perſonen entgegen. Da der Vizier ſchon um Mitternacht wieder aufgebrochen war, begegneten ihm die Adjutanten bald; ſie bewillkommten ihn und führten ihn in das königliche Schloß. Hier ſtiegen ſie mit dem Vizier ab und führten ihn durch ſieben Hallen in einen großen Saal. Mitten in dieſem Saale ſaß der König auf einem Thron aus Elfenbein, mit Perlen und Diamanten beſetzt, mit Füßen aus Elephantenzähnen und mit einem koſtbar durchwirkten

atlasnen Ueberzuge. Um den König herum ſtanden die höchſten Beamten des Hofs und der Armee.

Der Vizier erſchöpfte ſeine ganze Beredſamkeit in Verſen und in Proſa, um den König auf eine recht anſtändige Weiſe zu begrüßen. Der König erwiderte ſeine Grüße recht freundlich, nahm ihn mit vieler Auszeichnung auf, ließ ihn neben ſich ſitzen und unterhielt ſich lange mit ihm. Dann wurde ein Tiſch gedeckt und nach der Mahlzeit, als alle Leute die Tafel verließen und nur noch ein paar Vertraute des Königs übrigblieben, ſtand der Vizier auf und ſagte zum König: „O mächtiger Herr! ich komme in einer Angelegenheit zu dir, die dir nur Glück und Segen bringen kann; ich erſcheine als Geſandter des mächtigen, gerechten und wohlthätigen Königs Suleiman, des Herrn des grünen Landes und der Gebirge von Jspahan, vor dir; er ſchickt dir viel Geld und koſtbare Geſchenke und wünſcht ſich mit dir zu verſchwägern; iſt dir das wohl erwünſcht?“ Als Saherſchah dieſe Worte hörte, pries er Gott, ſtand auf, verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und ſagte: „O verehrter Vizier! höre meine Worte: ich bin ja nur einer von den vielen Dienern deines mächtigen Herrn und meine Tochter nur eine ſeiner vielen Sklavinnen; was du alſo begehrſt, kann mir nur höchſt angenehm ſeyn, ich habe weiter nichts zu antworten.“

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert und achtzigste Nacht.

Der König Saherschah ließ dann Kbadi's und Zeugen kommen, welche bezeugten, daß er seine Einwilligung dazu gegeben, daß der Vizier für seinen Herrn mit seiner Tochter einen Ehe-Contrakt schließe. Als dieser niedergeschrieben war, holte der Vizier die oben beschriebenen Geschenke herbei und überreichte sie dem Könige, der schon mit der Ausstattung seiner Tochter beschäftigt war. Nach zwei Monaten, als Alles in Ordnung war, wurden die Zelte vor der Stadt aufgeschlagen und alle Effekten der Prinzessin herausgebracht. Sie nahm zweihundert griechische, türkische und abyssinische Sklavinnen mit, so daß dieses Lager einer Abtheilung des Paradieses glich, denn die Mädchen waren alle hübsch und sung und ihre Herrin strahlte wie eine der schönsten Huri unter ihnen hervor, die der Engel Ridhwan schlecht bewacht. Als alle Kisten auf Maulesel und Kameele gepackt waren, kam der König in's Lager und begleitete seine Tochter drei Meilen weit; dann nahm er Abschied von ihr und übergab sie dem Vizier, der mit ihr heimwärts reiste.

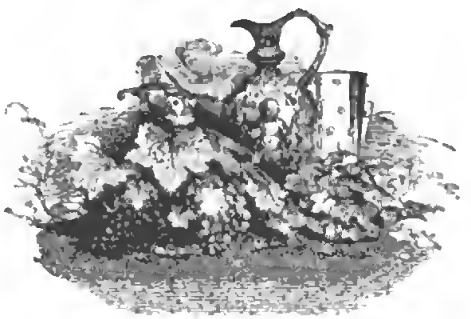
Als der Vizier nur noch drei Tage weit von seiner Heimath entfernt war, schickte er einen Boten voraus, um dem König die Ankunft seiner Braut zu melden. Der Bote eilte, so sehr er konnte, und als der König diese freudige Nachricht hörte, beschenkte er ihn und schickte Truppen ab, um seine Braut abzuholen. Auch ließ er in der Stadt

ausrufen, daß keine Frau und kein Mädchen, nicht einmal ein altes Weib, zu Hause bleibe, das ihr nicht entgegenginge und sie bis in's königliche Schloß begleite. Alle Straßen wurden verziert und illuminirt, und die Vornehmsten des Reichs standen auf dem Wege, um die königliche Braut zu erwarten. Endlich kam sie an, der Vizier ritt vor ihr her in dem Ehrenkleide, das ihm ihr Vater geschenkt hatte; alle Truppen umgaben

sie mit entfalteten Fahnen, die Erde war so voll von jubelnden Menschen und lärmender Musik, daß die wilden Thiere glaubten, der jüngste Tag sey gekommen, und in die Wüsten und Einöden flohen. So ging der Zug fort bis an das Schloß, das bald von der schönen Braut einen neuen Glanz erhielt. Man führte sie in einen Saal, wo ein Thron von Elfenbein für sie errichtet worden, und kaum hatte sie sich niedergelassen, als der König zu ihr hereintrat und nach Gottes Willen sie so schön und liebenswürdig fand, daß er ganz munter ward und bald mit ihr allein zu bleiben suchte. Nur kurze Zeit verging, bis sie dem König die Nachricht gab, daß sie die Hoffnung habe, Mutter zu werden, und vor Freude darüber verließ sie der König einen ganzen Monat lang keinen Augenblick. Erst nach Verlauf des Monats ging er wieder in seinen Divan, beschäftigte sich mit den Staatsangelegenheiten und theilte viele Geschenke aus. In der

letzten Nacht des neunten Monats, als die Königin das Herannahen ihrer Entbindung fühlte, wurden die Ammen gerufen, und Gott ließ ſie ohne Schmerzen mit einem Sohne niederkommen, hübſch wie der Mond; ſie nannte ihn Haſan und gab ihm den Beinamen Tadj Almuluk (Krone der Könige). Die Diener, welche ſogleich dem König die Entbindung ſeiner Gemahlin anzeigten, wurden für die frohe Botſchaft reichlich beſchenkt, auch fühlte ſich der König ſo glücklich, daß er alle Wittwen und Waiſen kleidete, ſeinen Unterthanen viele Abgaben erließ und öffentliche Feſtlichkeiten veranſtaltete.

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:



Sechshundert und einundachtzigste Nacht.

Das Kind wurde vier Jahre lang von seinen Ammen in einem Meere von Glück und Zärtlichkeit erzogen, dann ließ der König Gelehrte kommen, die ihm in Allem, was einem Prinzen zu wissen ziemt, Unterricht ertheilten. Als er in seinem vierzehnten Jahr in allen Wissenschaften vorangeschritten war, gab ihm sein Vater einen Fecht- und einen Reitmeister und er war bald ein sehr gewandter Ritter; dabei war er so schön, daß Alle, die ihn sahen, von ihm bezaubert wurden, und er hatte viele Freunde, die sich schon im voraus freuten, ihn einst als König zu sehen.

Tadj Almuluk ward in seinem achtzehnten Jahr ein so leidenschaftlicher Jäger, daß er kaum einen Augenblick mehr zu Hause Geduld hatte. Zwar suchte ihn sein Vater davon abzuhalten, weil er die Gefahren der Wüste und der wilden Thiere für ihn fürchtete, aber er ließ sich nicht rathen. Eines Tages veranstaltete er eine große Jagdpartie und nahm Lebensmittel auf zehn Tage mit. Man reiste vier Tage weit,

bis man in einen grünen Wald kam am Ufer eines Baches; hier ließ der Prinz einen großen Kreis ſchließen und beſtimmte die Stelle, wo man wieder zuſammentreffen ſollte. Die Jäger zogen aus und trieben eine Menge wilder Thiere vor ſich her; der weite Kreis zog ſich dann immer näher zuſammen und trieb das Wild in die Enge, bis es zuletzt unter den Pferden herumlief; dann ließen ſie die Hunde und Jagdvögel gegen es los und ſchoſſen mit Pfeilen darauf, ſo daß, als der Kreis beiſammen war, eine Menge Wild in ihre Hände fiel. Tadj Almuluk ließ ſich dann am Bache nieder, theilte das Wildpret unter ſeinen Leuten aus, legte das Beſte für ſeinen Vater und die Großen des Reichs zurück und brachte die Nacht im Walde zu. Am folgenden Morgen, als die Sonne aufging, ſah er in der Ferne eine große Karavane, die ſich auch an dieſem Bache, nicht weit von ſeinem Zelte, niedergelaſſen hatte. Er ſchickte einen ſeiner Freunde zu ihnen, um zu hören, wer ſie ſeyen und was ſie wollen. Der Bote kehrte bald wieder mit der Nachricht zurück, es wären Kaufleute, welche im Vertrauen auf die Sicherheit gewährende Regierung ſeines Vaters mit Waaren in dieſes Land gekommen, worunter Manche, die ſie nur um ſeinetwillen mitgebracht. Als der Prinz dies hörte, ſagte er: „Wenn ſie Waaren haben, die für mich paſſen, ſo will ich ſie ihnen abkaufen.“ Er ritt dann mit ſeinen Mameluken zum Anführer der Karavane. Dieſer wünſchte dem Prinzen viel Glück und langes Leben und ließ ihm ein rothes Atlaszelt mit Gold durchwirkt aufſchlagen und machte ihm einen Diwan auf zwei ſeidenen Teppichen zurecht. Der Prinz ließ dann die Kaufleute mit ihren Waaren zu ſich in das Zelt kommen und kaufte Vieles von ihnen, was er gerade brauchen konnte. Schon wollte er wieder weiter ziehen, als er bei der Karavane einen hübſchen Jüngling erblickte, mit leuchtender Stirne und marmornem Halſe, hübſch gekleidet, ehrwürdig ausſehend, doch ſehr blaß und niedergeſchlagen, wie Einer, der die Trennung von ſeiner Geliebten betrauert.

Als ſich Tadj Almuluk ihm näherte, hörte er, wie er folgende Verſe recitirte:

„Lange währt ſchon die Trennung, immer ſchwerer wird mein Kummer und meine Pein, und wie Regengüſſe ſtürzen Thränen aus meinen Augen. Als ich am Trennungstag ihr Lebewohl ſagte, verabſchiedete ich auch zugleich mein Herz und nun bin ich ſchon ohne Herz und ohne Hoffnung. O meine Freunde! wartet, bis ſie mir noch einmal Lebewohl ſagt, ihre Worte ſind ſo erquickend, daß ſie Kranke heilen; aber hütet euch vor ihrem bezaubernden Blicke, denn Niemand iſt vor den Pfeilen ihrer ſchwarzen Augen ſicher, ſie ſind ſanft und ſchmachtend, doch ſchneidender als das blanke Schwert; hütet euch auch vor ihrer wohlklingenden Stimme, ſie bringt euch Fieber und verwirrt euern Verſtand.“

Nachdem der Jüngling dieſe Verſe recitirt hatte, ſeufzte er tief und weinte, bis er ohnmächtig ward. Als er wieder zu ſich kam, fragte ihn der Prinz, der ihm zu Häupten ſtand: „Warum haſt du mir deine Waaren nicht auch vorgelegt?“ Der Jüngling antwortete: „Ich habe nichts, das würdig wäre, deiner Hoheit gezeigt zu werden.“ Aber Tadj Almuluk verſetzte: „Du mußt mir zeigen, was du haſt; auch ſollſt du mir ſagen, warum du ſo traurig biſt und ſo viel weinſt; iſt dir ein Unrecht geſchehen, ſo will ich es gut machen, biſt du verſchuldet, ſo will ich deine Schulden bezahlen, denn beim erſten Anblick fühlte ich mich ſchon zu dir hingezogen.“ Er ließ dann gleich zwei Stühle bringen aus Elfenbein und Ebenholz, mit grüner, golddurchwirkter Seide bepolſtert, und einen Teppich ausbreiten, und bat den Jüngling noch einmal, ihm ſeine Waaren vorzulegen. Der Jüngling ſagte: „Ich beſchwöre dich bei Gott! laß mich, ich habe nichts, das deiner würdig wäre.“ Aber Tadj Almuluk nöthigte ihn, ſeine Waaren herbeizuholen. Der Jüngling legte endlich, mit Thränen in den Augen, ein Stück Waare nach dem andern vor Tadj Almuluk. Es war unter Anderem ein Stück Atlas dabei, ganz mit Gold durchwirkt, das zweitauſend Dinare werth war. Als er

dieſes aufrollte, fiel ein Päckchen heraus, das er ſchnell verbarg, während er folgende Verſe ſprach:

„Mein Leben vergeht in Sehnsucht, Täuschung, Trennung und Liebesqual. Die Trennung will mich nicht tödten und keine Vereinigung mich beleben; die Entfernung läßt mich trostlos, und doch ist mir deine Nähe nicht gegönnt; du bist ungerecht und erbarmungslos, von dir ist keine Hülfe zu erwarten, und doch kann ich mich nicht von dir losreißen. Alle meine Kräfte vermögen nichts gegen deine Liebe, ich weiß nicht, wohin mich wenden.“

Als der Kaufmann das Päckchen unter seinen Beinen verbarg, fragte ihn Tadj Almuluk: „Was enthält dieses Päckchen?“ — „Mein Herr, kümmere dich darum nicht und verlange es nicht zu sehen, ich habe mich darum nur geweigert, dir meine Waaren zu zeigen, weil ich befürchtete, du möchtest es bemerken. Ich darf dir es durchaus nicht zeigen.“

Tadj Almuluk ließ aber nicht ab und drang so lang in den Jüngling, bis er es hervorholte. Als aber Tadj Almuluk einen alten Lappen Tuch sah, sagte er höchst erstaunt dem immer weinenden und Verse recitirenden Jüngling: „Ich glaube, du bist nicht recht bei Verstand; was vergießest du so viele Thränen über diesen alten Lappen?“ — „Mein Herr! meine Geschichte ist wunderbar, ich weine nur über das Bild, das in diesem Lappen verborgen ist, und über das Mädchen, das es gestickt.“

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung also wieder fort:

Sechshundert und zweiundachtzigste Nacht.

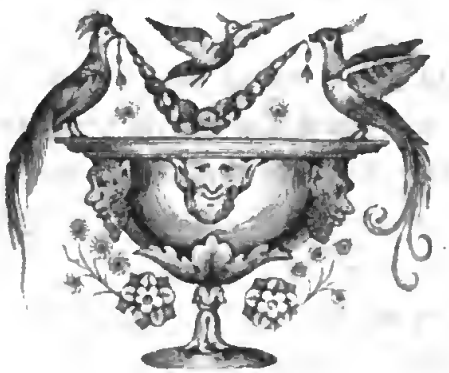
Der Jüngling rollte dann das Tuch auf, und siehe da, es stellte auf der einen Seite eine Gazelle vor, von feiner Seide gestickt und mit Goldfäden durchwirkt, auf der andern Seite eine Gazelle, mit Silberfäden durchwirkt, am Halse hatte sie eine goldene Kette und an der Stirne ein Diadem aus Smaragd; auch hatte sie ein buntmarmorirtes, mit Perlen besetztes seidenes Kleid überhängen. Tadj Almuluk bewunderte die kostbare Arbeit dieser Stickerei, die einer lebendigen Gazelle glich, und sagte: „Gepriesen sey der, welcher den Menschen so viele Weisheit und Geschicklichkeit verliehen! Der Künstler, welcher diese Gazelle gestickt hat, findet Seinesgleichen nicht." — „Mein Herr! ein Frauenzimmer hat dies Bild verfertigt, und ich habe wunderbare Abenteuer mit ihr erlebt." Der Prinz war so begierig, die Geschichte dieses Jünglings zu hören, daß er so lange in ihn drang, bis er folgendermaßen erzählte:

Wisse, mein Herr! mein Vater war ein reicher Kaufmann und Gott hatte ihm keine Nachkommen, außer mir, beschert. Ich ward mit meines Vaters Nichte erzogen, welche früh ihren Vater verloren hatte. Man ließ uns unbewacht beisammen leben und wie Geschwister auf einem Bette schlafen, weil mein Vater meinem seligen Onkel versprochen hatte, daß er seine Tochter mir zur Gattin geben wolle. Als ich kaum das Jünglingsalter erreicht hatte und noch ganz unerfahren war, sagte mein Vater zu meiner Mutter: „Nun ist

es Zeit, daß wir unſern Sohn mit unſerer Nichte vermählen, wir haben keinen Grund mehr, länger zu warten." Sie beſchäftigten ſich hierauf mit unſerer Ausſtattung und beſchloſſen, nächſten Freitag nach dem Gebete den Ehe-Contract ſchreiben zu laſſen und die Hochzeit zu feiern. Schon wurden alle Verwandten und Freunde meiner Eltern eingeladen, und als der Freitag kam, wurde unſer Haus gewaſchen und mit Teppichen belegt und alles Nöthige zum Feſte hergerichtet. Mein Vater ging aus, um Süßigkeiten, Roſenwaſſer und dergleichen einzukaufen; meine Mutter hieß mich in's Bad gehen und ſchickte mir ein neues Kleid nach, das ich nach dem Bade anzog. Ich wollte dann in die Moſchee gehen, als mir einfiel, daß ich noch einen Freund vergeſſen hatte einzuladen. Ich ging in ſeine Wohnung, er war nicht zu Hauſe, und ich mußte in der ganzen Stadt herumlaufen, um ihn aufzuſuchen. Da kam ich in eine Straße, die ich in meinem Leben nicht betreten hatte; ich war ſehr ermüdet und angegriffen vom Bade ſowohl, als vom neuen Kleide, deſſen Wohlgeruch die ganze Straße parfümirte; ich ſetzte mich auf eine Bank am Ecke dieſer Straße und legte mein geſticktes Taſchentuch unter, in welches einiges Geld eingebunden war. Die Hitze war ſo groß, daß mir der Schweiß zum Geſichte herunterlief und auf mein Kleid tropfte. Da ich auf meinem Sacktuche ſaß, wollte ich meinen Kaftan nehmen, um mich abzutrocknen, da fiel mir auf einmal ein weißes Tuch in den Schoß, zarter als der Zephyr.

Ich nahm das Tuch und warf einen Blick in die Höhe, um zu ſehen, wo es hergekommen; da begegnete mein Auge der Meiſterin dieſer Gazelle an einem Fenſter, vor welchem ein großes meſſingenes Gitter war; ſie legte den Finger vor den Mund und zeigte mir ein ſo ſchönes Geſicht, daß ich deſſen Reize gar nicht beſchreiben kann. Sie legte dann den Zeigefinger und den mittlern Finger auf ihren Buſen, ſchloß das Fenſter und verſchwand, ließ aber in meinem Herzen eine brennende Flamme zurück; ich wußte nicht, was beginnen, denn ich verſtand ihren Wink nicht und, obſchon ich bis Sonnenuntergang vor ihrem Hauſe ſitzen blieb, ſah und hörte ich doch Niemanden mehr.

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht begann ſie mit folgenden Worten:



Sechshundert

und

dreinndachtzigſte Nacht.

Der Jüngling erzählte weiter: Endlich ſtand ich auf und entfaltete das Tuch, das mir das Mädchen zugeworfen, und es kam mir ein Moſchusduft entgegen, der mir in's Hirn ſtieg und ſo ſehr meine Nerven reizte, daß mir ward, als befände ich mich im Paradies. Als ich von meiner Betäubung mich wieder erholte, ſah ich ein Briefchen vor mir, auf dem folgende Verſe geſchrieben waren:

„Hier ſchicke ich dir in zarter Schrift meine Klage über den Schmerz der Entfernung; wundere dich nicht, daß meine Schrift ſo fein und faſt unleſerlich zart: ſo müſſen Liebende ſchreiben, die ſelbſt vor Gram ſo mager geworden."

Auf dem Tuche ſelbſt ſtand geſchrieben:

„Ich bin das Tuch der treu Liebenden und diene nun gerne dem ſchönen Jünglinge, um ihm Stirne und Wangen abzutrocknen."

Dieſe Verſe vermehrten noch meine Flamme, ſchnell ſteckte ich das Tuch und das Briefchen ein und ging damit nach Haus. Es war ſchon eine Weile Nacht, als ich nach Hauſe kam. Meine Braut hatte den Kopf auf die Kniee geſtützt und weinte; als ſie mich aber ſah, trocknete ſie ihre Thränen ab, ſtand auf, zog mir mein Kleid aus und ſagte: „Alle Gäſte ſind gekommen, nebſt dem Khadi und den Zeugen, und ſind ſchon längſt von der Tafel aufgeſtanden; da du aber immer nicht erſchienſt, ſchwur dein

Vater, aufgebracht darüber, daß er so viele Unkosten vergebens gehabt, daß er nun vor einem Jahr unsern Ehe-Contract nicht schreiben lassen werde. Wo warst du denn so lange?" Ich erzählte ihr Alles, was mir widerfahren, und bat sie, mir beizustehen und mir die Fingersprache meiner Geliebten zu erklären. Sie schwur, mir mit allen Kräften behülflich seyn zu wollen, und sagte: „Das Zeichen mit dem Finger auf den Mund bedeutet: bei dem, der Himmel und Erde geschaffen! du bist mein Leben und mein Herz; das Tuch bedeutet einen freundlichen Gruß von der Geliebten, und die zwei Finger, die sie auf den Busen legte, bedeuten: nach zwei Tagen komme wieder, da können wir uns wiedersehen und unsern Gram verscheuchen. Glaube nur, mein Vetter! sie liebt dich sehr und setzt ihr Vertrauen auf dich, das kann ich dir sagen; und dürfte ich frei ein- und ausgehen, ich würde euch unter meinem Schutze vereinigen." Als ich dies hörte, dankte ich ihr und dachte: hier ist nichts zu thun, als zwei Tage Geduld zu haben. Ich ging nicht aus, aß und trank nicht, sondern blieb die zwei Tage traurig zu Hause sitzen, den Kopf auf dem Schoße meiner Cousine ausruhend, die mich herzlich liebte. Als die zwei Tage vorüber waren, sagte sie mir: „Nimm dich nun zusammen und fasse Muth." Sie holte mir dann andere Kleider, zog mich an und beräucherte mich; ich ging wieder in jene Straße und setzte mich auf die Bank vor dem Hause meiner Geliebten.

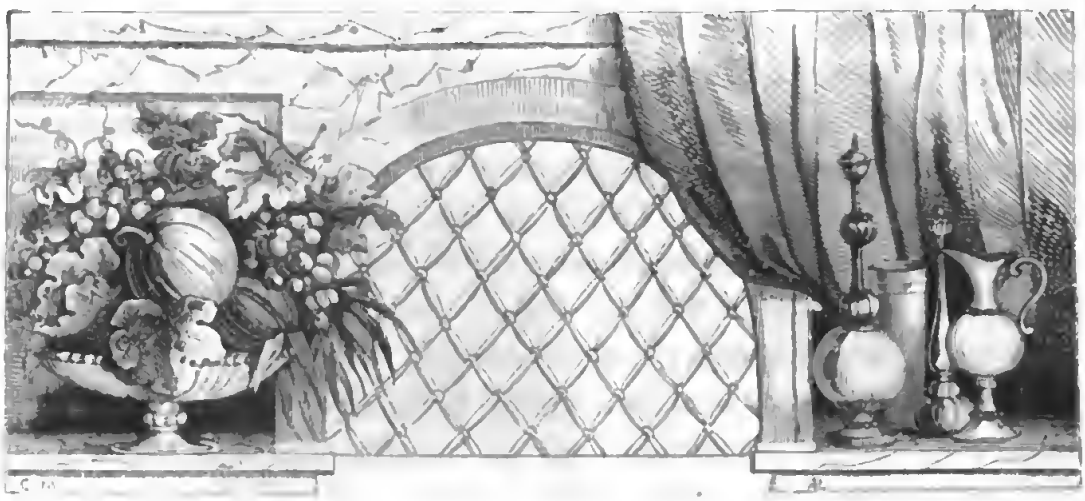
Als ich eine Weile da saß, öffnete sich das Fenster, ich blickte hinauf und begegnete dem Auge meiner Geliebten und war ganz außer mir vor Entzücken. Sie verschwand dann einen Augenblick vom Fenster und kehrte wieder mit einer Frau und einem rothen Tuche, sie schob ihre Aermel zurück und legte alle fünf Finger auf die Brust, dann hob sie die Hand weg und zeigte mir die Frau am Fenster, dann hing sie das rothe Tuch dreimal zur Straße heraus, nahm es wieder hinein, preßte es aus und legte es zusammen; hierauf winkte sie mit dem Kopfe nach dem Ende der Straße, schloß das Fenster, verschwand und nahm mein Herz mit und kehrte nicht mehr wieder. Ich war wieder in der größten Verwirrung, denn sie hatte abermals kein Wort gesprochen, so daß ich sie für stumm halten konnte, und ich hatte wieder ihre Zeichen nicht verstanden. Ich blieb bis Sonnenuntergang auf der Bank sitzen und ging dann zu meiner Cousine, welche, die Wangen auf ihre Hand gestützt, weinend da saß. Sobald sie mich sah, sprang sie auf und nahm mir mein Kleid ab, legte meinen Kopf in ihren Schoß, trocknete mein Gesicht mit ihrem Aermel ab, bemitleidete und ermuthigte mich. Als ich ihr erzählte, was ich gesehen, sagte sie: „Das Zeichen mit den fünf Fingern bedeutet: nach fünf Tagen kehre wieder; das Zeichen mit dem rothen Tuch und der Frau bedeutet:

warte im Laden des Färbers, bis dieſe Frau kommt und dich abholt.“ Ich ſagte: „Bei Gott! deine Erklärung iſt richtig, denn ich ſah am Ende der Straße den Laden eines jüdiſchen Färbers; aber,“ ſetzte ich weinend hinzu: „wer kann fünf Tage warten?“ Meine Couſine tröſtete mich und ſagte: „Faſſe Muth! wie manche Leute ſchmachten Jahre lang vergebens, und du liebſt ja erſt ſeit zwei Tagen.“ Sie brachte mir dann Speiſen, ich nahm einen Biſſen und wollte eſſen, da fiel mir meine ſchöne Geliebte ein und es ſchmeckte mir nichts. Das Leben ward mir ſauer, ich konnte weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen; ich ward blaß und ſah ſehr übel aus, denn ich war noch ſehr jung und empfindſam und liebte zum erſten Male in meinem Leben. Meine Couſine wachte ſtets bei mir und erzählte mir Liebesgeſchichten, bis ich einſchlief. Beim Erwachen fand ich ſie wieder neben mir, mit Thränen des Mitleids in den Augen. So brachte ich fünf Tage zu. Dann brachte mir meine Couſine warmes Waſſer, wuſch mich, trocknete mich

ab und sagte: „Nun geh! Gott stehe dir bei und stille dein Verlangen nach deiner Geliebten.“ Ich ging an's Ende der Straße und setzte mich vor den Laden des jüdischen Färbers, der des Samstags wegen geschlossen war. Ich wartete den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend, bis man vor Dunkelheit gar nichts mehr sah, aber Niemand ließ Etwas von sich hören. Da fürchtete ich mich, länger hier allein zu sitzen, und kehrte, mit Mühe meine Beine nachschleppend und wie ein Betrunkener taumelnd, nach Hause zurück. Meine Cousine kam mir entgegen, trocknete mir Thränen und Schweiß ab und sagte lächelnd: „Warum hast du nicht die Nacht bei deiner Geliebten zugebracht?“ Diese Worte brachten mich so sehr auf, daß ich sie mit einem Stoße auf die Brust zu Boden warf. Sie fiel mit dem Kopf auf ein Rauchfäßchen, das gerade im Saale stand, und das Blut strömte aus ihrer offenen Stirne.

Sie stand auf, ohne ein Wort zu sagen, untersuchte ihre Wunde, verband sie, wusch das Blut vom Teppich ab und sagte mir lächelnd und mit zarter Stimme: „Bei Gott! mein Vetter, meine Absicht war nicht, dich oder deine Geliebte zu verspotten. Uebrigens wollte ich mir ohnedies heute zur Ader lassen und jetzt ist durch diesen Blutverlust mein Kopf viel leichter; erzähle mir nun, wie es dir heute gegangen.“ Als ich ihr weinend erzählte, wie ich vergebens meine Geliebte erwartet, sagte sie: „Sieh das nicht als Zeichen ihrer Gleichgültigkeit an, sie wollte gewiß nur deine Ausdauer prüfen; geh morgen wieder hin: deine Erlösung ist nahe.“ Sie sagte mir dann noch Manches zu meiner Beruhigung, aber ich war untröstlich.

Scheherſad schwieg, um in der folgenden Nacht mit den eigenen Worten des Jünglings weiter zu erzählen:



Sechshundert und vierundachtzigſte Nacht.

Als meine Couſine mir zu eſſen brachte, ſtieß ich es mit den Füßen weg und ſagte: „Wer liebt, iſt verrückt, dem ſchmeckt keine Speiſe und kein Schlaf mehr.“ Sie weinte, hob die Schüſſel vom Boden auf, wuſch den Boden und unterhielt mich mit Erzählungen und Mährchen, ich aber betete zu Gott, er möge doch bald Tag werden laſſen. Des Morgens früh eilte ich wieder nach der Straße meiner Geliebten und ſetzte mich auf die Bank. Da öffnete ſich das Fenſter, meine Geliebte erſchien und lachte, ſie verſchwand eine Weile und kehrte wieder mit einem Spiegel, einem Säckchen und einem Gefäße, das mit grünem Samen gefüllt war; ſie öffnete das Säckchen, ſtreckte den Spiegel hinein, knüpfte es wieder zu und warf es in's Zimmer, dann löste ſie ihre Haare auf und ließ ſie über ihr Geſicht herunterhängen, zuletzt brachte ſie eine Lampe und ſtellte ſie zum Samen hin, verſchwand und kehrte nicht wieder. Mein Herz zerbrach faſt vor Qual über ihre ſtummen Zeichen, ich kehrte traurig zu meiner Couſine zurück, welche mit Thränen in den Augen an die Wand gelehnt ſtand. Als ſie mich ſah, trocknete ſie ihre Thränen ab, wagte es aber lange nicht, mich anzureden; endlich ſagte ſie: „Nun, mein Vetter, wie geht es denn?“ Ich erzählte ihr weinend, was meine Geliebte vor meinen Augen gethan. Da ſagte ſie: „Habe Geduld, deine

Trommel hat noch nicht geſchlagen. Das Verſtecken des Spiegels und das Herabhängen der Haare bedeutet Sonnenuntergang und dunkle Nacht; die Samen bedeuten eine Zuſammenkunft im Garten, der hinter ihrer Straße iſt; und durch die Lampe wollte ſie ſagen, du ſolleſt im Garten nur dieſe Lampe aufſuchen und ſie dort erwarten." Als ich dieſe Erklärung vernahm, rief ich aus: „O wie lange wird noch unſere Trennung währen!" Meine Couſine ſagte mir: „Habe nur noch dieſen Tag Geduld!" nahm mir mein Kleid ab und hatte nicht den Muth, mir zu eſſen vorzuſtellen; ſie bat mich dann, mich mit ihr den Tag durch zu unterhalten, da ich doch Abends bei einer Andern ſeyn würde; ich aber betete immerfort zu Gott, daß er doch bald die Nacht heranbrechen laſſe. Als endlich die Sonne unterging, gab mir meine Couſine weinend ein Stückchen Moſchus und ſagte mir: „Stecke das in den Mund und wenn du nach ſüßen Umarmungen von deiner Geliebten Abſchied nimmſt, ſo ſprich folgenden Vers:

„O ihr Liebenden! bei Gott! ſagt mir, wenn die Liebe den Jüngling überwältigt, was ſoll er thun?“

Sie küßte mich dann und ich mußte ihr ſchwören, daß ich dieſen Vers beim Herausgehen ſagen würde. Hierauf ging ich in den Garten, deſſen Thüre offen war, und nahm meine Richtung nach einem Lichte, das ich in der Ferne ſah, und ich fand es in einem hübſchen Gartenhäuschen, mit ſeidenen Teppichen belegt und außer der Lampe von vielen Wachskerzen beleuchtet; vor dem Sopha ſtand ein Tiſchchen mit einem ſeidenen Tuche, auf dem, zwiſchen allerlei Blumen und Aromaten, die koſtbarſten Speiſen und Getränke, in den feinſten chineſiſchen und goldenen Gefäßen, ſtanden. Das Gartenhäuschen ſchien mir ſehr geeignet zu einer Zuſammenkunft, doch ſah ich keinen Menſchen darin, um mich zu empfangen.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit den eigenen Worten des Jünglings weiter:

Sechshundert

und

fünfundachtzigſte Nacht.

Ich ſetzte mich auf das Sopha, um meine Geliebte zu erwarten, aber drei Stunden vergingen und Niemand kam; da verlor ich die Geduld, auch ſtiegen mir die feinen Gerüche der Speiſen in die Naſe, denn ich hatte ſchon mehrere Tage nichts gegeſſen, ſo daß ich ziemlich ausgehungert war; ich näherte mich dem Tiſchchen und deckte die Platte auf, da fand ich in deren Mitte, auf einem chineſiſchen Teller, vier gebratene Hahnen und rund herum ſtanden Granatäpfelbeeren und mehrere andere ſaure und ſüße Zuſpeiſen; ich aß bis ich ſatt war, und da ich ſchon lange nicht ſchlafen konnte, ſo hatte ich kaum meine Hände gewaſchen, als ſich meine Augen ſchloſſen und mein Kopf auf das Kiſſen fiel; ich hatte einen ſehr tiefen Schlaf, aus dem ich nicht eher erwachte, bis mich die Sonne brannte. Als ich die Augen öffnete, fand ich auf meinem Leibe einige Kohlen und Salz umhergeſtreut; ich ſtand auf, ſchüttelte mein Kleid ab, ſah mich rechts und links um, fand aber Niemanden; auch bemerkte ich, daß ich auf dem harten marmornen Boden gelegen war. Ich ward ſehr traurig, weinte heftig vor Aerger über meinen Schlaf und ging wieder nach Hauſe zu meiner Couſine, welche ſich auf die Bruſt ſchlug und heftig weinte. Als ſie mich ſah, trocknete ſie ſchnell ihre Thränen ab, kam mir freundlich entgegen und ſagte: „O mein Vetter! tadle mich nicht, wenn ich

darüber weine, daß du in deiner Liebe glücklich biſt, während ich verlaſſen zu Hauſe bleibe." Sie nahm mir dann lächelnd mein Kleid ab, ſchüttelte es aus und ſagte: „Bei Gott! das iſt nicht der Geruch eines Glücklichen; was iſt dir geſchehen, mein Vetter?" Als ich ihr Alles erzählte, ſagte ſie: „Wehe, mein Vetter! wahrlich du dauerſt mich, dieſes Weib plagt dich ſehr, ſie hat dich wahrſcheinlich ſchlafend gefunden und war böſe darüber, denn ſie hielt dich für einen Lügner, weil wahre Liebende nicht ſchlafen, darum hat ſie dich auch nicht geweckt, ſondern dich mit Salz beſtreut, um dir zu ſagen, du ſeyeſt ſehr geſchmacklos und bedürfteſt gar zu ſehr noch einiger Würze, denn ernſtlich Liebenden iſt der Schlaf eine Sünde. Mit den Kohlen meinte ſie: Gott ſchwärze dein Angeſicht! Gott bewahre dich vor ihr!" Als ich dieſe Erklärung vernahm, ſah ich mein Unrecht ein und bedauerte, ſo viel gegeſſen zu haben, brach in laute Thränen aus und beſchwur meine Couſine, Mitleid mit mir zu haben und mir zu rathen, was ich nun thun könne, um nicht vor Verzweiflung zu ſterben.

Da meine Couſine mich ſehr lieb hatte, ſagte ſie: „Bei meinem Haupte und meinen Augen, ich habe dir ſchon geſagt: wenn ich ausgehen dürfte, ich hätte euch ſchon längſt unter meinem Schutze vereinigt; doch nun kann ich dir keinen beſſern Rath geben, als dieſen Abend wieder in das Gartenhäuschen zu gehen, du mußt aber den vierten Theil der Nacht ruhig warten und nichts eſſen, damit dich nicht der Schlaf überfalle." Ich dankte ihr für ihren Rath und betete zu Gott, daß es doch bald Nacht werden möchte. Als die Nacht heranbrach und ich weggehen wollte, rief mir meine Couſine noch einmal zu, ich möchte ja den Vers nicht vergeſſen.

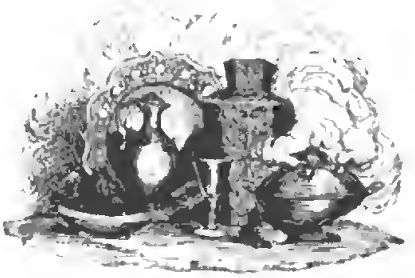
Ich fand im Garten wieder Alles ſo hergerichtet, wie am vorhergehenden Abend, und ganz friſche Speiſen ſtanden wieder auf dem Tiſche, die einen ſolchen Wohlgeruch verbreiteten, daß ich meine Luſt, ſie zu ſehen, nicht lange bezähmen konnte; ich deckte die Schüſſel auf und ſah wieder Hahnen mit verſchiedenen Zuſpeiſen, die mich ſo anlachten, daß ich mich nicht enthalten konnte, von jedem Gerichte Etwas zu nehmen; da es aber ſehr wohlſchmeckte, aß und trank ich, bis ich ſatt war, zog dann das Kiſſen herbei und dachte: ich will mich nur ein wenig anlehnen, gewiß nicht ſchlafen; aber bald fielen meine Augen zu und ich erwachte erſt nach Sonnenaufgang. Als ich meine Augen wieder öffnete, fand ich auf meinem Leibe einen Knochen, einige Datteln und Dattelkerne und etwas Zuckerbrod, und das ganze Häuschen war geleert; ich ſchüttelte Alles ab und ging beſtürzt nach Hauſe. Meine Couſine, die aus hoffnungsloſer Liebe zu mir immer weinte und Verſe recitirte, kam mir entgegen; ich ſchmähte ſie und ſchrie ſie an, ſie aber trocknete ihre Thränen ab, küßte mich zwiſchen die Augen und drückte mich an

ihren Busen; da ich mich aber unfreundlich zurückzog, sagte sie: „Mir ist, als hättest du wieder geschlafen.“ Ich erwiderte: „Ja, bei Gott!“ erzählte ihr, was ich beim Erwachen auf meinem Leibe gefunden, und beschwur sie bei Gott, mir es zu erklären. Sie sagte weinend: „Bei meinem Haupte und meinen Augen! sie wollte mit dem abgenagten Knochen dir sagen, daß, wenn du wirklich liebtest, du abgezehrt seyn müßtest und weder an den Freuden des Tisches, noch am Schlafe Labung fändest; mit den Datteln, den Dattelkernen und dem Zuckerbrode wollte sie andeuten, daß, wenn du auch bei ihr bist, dein Sinn doch anderwärts ist, es müsse dir daher leicht seyn, sie aufzugeben und an einem süßen Bissen dich zu erquicken.“ Diese Erklärung schürte die Flamme in meinem Herzen, ich schrie und jammerte und bat meine Cousine, mir zu rathen, was ich nun thun könne. Sie sagte: „Ich weiß nichts Anderes, als, daß du diesen Abend doch noch einmal hingehest; aber nimm dich ja in Acht, nicht wieder zu schlafen.“ Sie brachte

mir dann zu eſſen und ſagte: „Iß dich nur jetzt recht ſatt, damit du heute Abend nicht wieder in Verſuchung geratheſt.“ Ich aß mich ſatt und des Nachts zog mir meine Couſine ein koſtbares Kleid an, küßte mich und erinnerte mich wieder an den Vers.

Ich begab mich wieder in den Garten, ging aber weit vom Tiſche weg, hielt meine Augen mit den Fingern offen und ſchüttelte meinen Kopf hin und her; als ich aber lange wartete, ward ich hungrig und der Geruch der Speiſen und des Weins tödtete mich faſt. Ich näherte mich dem Tiſchchen und aß ein Bischen Fleiſch mit einigen Zuſpeiſen; dann ging ich auf den Weinkrug los, in der Abſicht, nur einen Becher voll zu trinken, aber es kam zu einem zweiten, dritten und bis zu einem zehnten Becher, da fiel ich wie eine Leiche um und kam erſt, als der Tag herangebrochen war, wieder zu mir. Als ich erwachte, fand ich auf meinem Leibe ein Schwert und eine eiſerne Münze, und ich ſelbſt lag vor dem Garten draußen.

Scheherſad brach für heute hier ab. In der nächſten Nacht begann ſie wieder mit den eigenen Worten des Jünglings:



Sechshundert und ſechsundachtzigſte Nacht.

Ich nahm das Schwert und die Münze und ging erſchrocken nach Hauſe, warf Schwert und Münze vor meine traurige Couſine hin, ſchlug meine Bruſt und zerbiß mir die Hände vor Reue; meine Couſine weinte vor Mitleid eine Weile mit mir, bis ich ſie bat, mir zu erklären, was das Schwert und das Eiſen bedeute. Da ſagte ſie: „Die Münze ſtellt ihr Aug' vor, bei dem ſie ſchwöret, daß, wenn du wiederkehreſt und einſchläfſt, ſie dich mit dem Schwerte tödtet; darum, mein Vetter, bin ich ſehr ängſtlich um deinetwillen und rathe dir, dich ja keinem Unglück auszuſetzen, wenn du nicht gewiß biſt, daß du wach bleibſt.“ Ich fragte ſie, was ich thun ſollte, um mich vor dem Schlafe zu hüten? Sie drückte mich an ihren Buſen, legte mich auf's Bett und liebkoſte und ſtreichelte mich ſo lange, bis ich einſchlief; ſie nahm dann einen Fächer und machte mir Wind, bis die Sonne ſich zum Untergange neigte; da weckte ſie mich und als ich die Augen öffnete, ſah ich, wie ſie ihre Thränen abtrocknete. Sie brachte mir hierauf zu eſſen, und als ich nichts eſſen wollte, ſagte ſie: „Haſt du mir nicht verſprochen, mir zu gehorchen?“ Ich ließ mir nun von ihr Eſſen einſtopfen, bis ich ſatt war, ſie gab mir dann Zuckerwaſſer zu trinken, wuſch mich mit Roſenwaſſer, zog mir wieder ein ſchönes Kleid an und ſagte: „Nun, mein Vetter! ſchlafe ja nicht und vergiß auch meinen Vers nicht, du wirſt gewiß dieſe

Nacht bei deiner Geliebten zubringen, bleibe nur wach, denn ſie wird erſt ſpät kommen.“ Ich ging vergnügt und mit vollem Leibe in den Garten und wartete wachend drei Viertel der Nacht, bis ſchon der Hahn krähte. Da ward ich hungrig, näherte mich dem Tiſch und aß, bis ich ſatt war. Schon war mir der Kopf ſchwer und ich wollte wieder einſchlafen, als ich aus der Ferne ein Licht ſich nähern ſah. Ich nahm mich zuſammen und nach einem Augenblick erſchien meine Geliebte von zehn Sklavinnen umgeben, wie

der Mond zwiſchen Sternen hervorſtrahlt; ſie hatte ein grünes, golddurchwirktes Attaskleid an, wie ein Dichter ſagte:

„Sie erſchien im Garten in grünem Gewande, mit aufgelöstem Gürtel und herabhängenden Haaren; ich fragte ſie nach ihrem Namen und ſie ſagte: Ich bin die, welche Feuer ſchleudert in's Herz der Liebenden. Ich klagte ihr meinen Liebesgram und ſagte: Wäre dein Herz auch von Stein, ſo hat doch Gott aus dem harten Felſen ſchon ſüßes Waſſer entſpringen laſſen.“

Sie lachte, als ſie mich ſah, und ſagte: „Ich wundere mich, daß du doch einmal wach biſt; dürfen die, welche den Mond lieben, ſo die ganze Nacht ſchlafen?“ Sie gab dann ihren Sklavinnen einen Wink, worauf ſie ſich entfernten; dann fiel ſie in meine Arme, wir küßten einander, ich ſog an ihrer obern und ſie an meiner untern Lippe, dann ließen wir uns auf das Sopha nieder und brachten die ganze Nacht in den ſeligſten Umarmungen zu.

Als ich des Morgens weggehen wollte, ſagte ſie: „Warte eine Weile, ich muß dir noch Etwas zeigen.“ Sie zog ein Tuch heraus, in welches eine Gazelle geſtickt war, und da es mir ſehr wohlgefiel, ſchenkte ſie mir es, unter der Bedingung, daß ich ſie jede Nacht im Garten beſuchen wolle; ſie ſagte mir aber: „Nimm es wohl in Acht, es iſt die Arbeit meiner Schweſter Nur Alhuda.“ Ich war vor Freude ganz außer mir und verließ ſie, ohne mich des Verſes zu erinnern, den mich meine Couſine gelehrt.

Mit dieſen Worten ſchwieg Scheherſad; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Sechshundert

und

ſiebenundachtzigſte Nacht.

Der Jüngling erzählte weiter: Als ich nach Hauſe kam, fand ich meine Couſine auf dem Bette, und Thränen ſtürzten auf ihre Wangen herunter. Sobald ſie mich ſah, kam ſie mir entgegen, küßte mich und fragte, ob ich ihren Vers recitirt habe? Ich ſagte: „Nein, bei Gott, dieſe Gazelle hat mich ihn vergeſſen laſſen,“ und zeigte ihr das geſtickte Tuch, das mir meine Geliebte gegeben. Als der Abend kam, ſagte ſie: „Gehe nun wieder in Gottes Namen, aber vergiß den Vers nicht!“ Als ich in den Garten kam, war meine Geliebte ſchon da und erwartete mich. Ich ſetzte mich neben ſie, wir aßen und tranken und brachten die Nacht wieder wie die vorhergehende zu; des Morgens beim Weggehen ſagte ich den Vers:

„O ihr Liebenden, bei Gott, ſagt mir, wenn Liebe den Mann überwältigt,
was ſoll er thun?“

Als ſie dieſen Vers hörte, ſtrömten Thränen aus ihren Augen und ſie recitirte folgenden Vers:

„Er ſoll beſcheiden ſeine Liebe verſchweigen und mit Demuth und Geduld
Alles ertragen.“

Ich lernte dieſen Vers auswendig und freute mich, den Wunſch meiner Couſine erfüllt zu haben. Als ich nach Hauſe kam, fand ich ſie auf dem Bette liegend; meine

Mutter stand ihr zu Häupten und weinte um sie, und sagte mir: „Du bist ein schöner Vetter, deine Cousine ist sehr unwohl, und du verläßt sie.“ Meine Cousine richtete sich dann auf und fragte mich, was meine Geliebte gesagt? Als ich ihr den Vers meiner Geliebten mitgetheilt, sagte sie: „Ich beschwöre dich bei Gott, wenn du wieder zu ihr kömmst, so recitire ihr folgenden Vers:

„Wie soll er eine Liebe bemeistern, die ihn tödtet, die ihm jeden Tag das Herz spattet?“

Ich versprach es ihr, und hielt auch Wort, als ich am folgenden Abende wieder, wie früher, mit meiner Geliebten vereinigt war. Letztere weinte über den Vers und recitirte folgenden:

„Wer nicht Kraft genug hat, seine Liebe zu verbergen, für den gibt es kein anderes Mittel, als der Tod.“

Als ich nach Hause kam, fand ich meine Cousine schlafend, und meine Mutter stand neben ihr. Aber sie hatte kaum meine Stimme vernommen, als sie die Augen öffnete und sagte: „O mein Theurer, hast du meinen Vers recitirt?“ Ich sagte: „Ja,“ und wiederholte ihr den meiner Geliebten. Sie fiel in Ohnmacht, und als sie wieder zu sich kam, recitirte sie folgenden Vers:

„Wir haben vernommen, wir gehorchen und sterben gern; bring' nun meinen Gruß derjenigen, welche meine Liebe nicht erwidert.“

Als ich meiner Geliebten am folgenden Tage diesen Vers sagte, schrie sie: „Wehe! wehe! die, welche diesen Vers gesagt, ist todt; wehe dir, ist es nicht eine Verwandte?“ — „Es ist meine Cousine.“ — „Wehe dir, du hast ihre Liebe nicht erwidert, und so ist sie den Märtyrertod gestorben; Gott verdamme dich! hätte ich davon was gewußt, so wärest du nie in meine Nähe gekommen.“ — „Sie aber wußte um unsere Liebe; sie erklärte mir deine Zeichen, und war mir in Allem behülflich.“ — „Gott zerstöre deine Jugend, wie du die ihrige zerstört, du Hund hast sie getödtet, geh nur nach Hause und frage nach ihr.“ Ich ging in der größten Verwirrung nach Hause und schon, als ich in unsere Straße kam, vernahm ich ein lautes Wehegeschrei, und als ich fragte, was das bedeute, erhielt ich zur Antwort: man habe meine Cousine todt gefunden.

Als ich nach Hause kam, sagte mir meine Mutter: „Gott gebe, daß das Blut meiner Nichte, die wir todt gefunden und die unter deinem Schutze stand, nicht auf dir laste.“ Ich antwortete nicht, gedachte aber der Verse, die sie recitirt. Nachdem sie beerdigt war und ich vier Tage lang an ihrem Grabe getrauert hatte, fragte mich meine Mutter wieder: „Was hast du denn deiner Cousine gethan, daß sie vor Gram

geſtorben? Ich," fuhr ſie fort, „habe ſie oft nach der Urſache ihrer Krankheit gefragt, ſie hat mir aber nichts geſtanden." Da ich meiner Mutter nichts geſtehen wollte, behauptete ich, ihr nichts zu Leid gethan zu haben. Sie erzählte mir dann, ſie ſey kurz vor ihrem Tode noch bei ihr geweſen und habe gehört, wie ſie mich immerwährend ſegnete und oft ausrief: Gott möge mir ihren Tod als keine Schuld anrechnen; aber trotz aller Bitten verſchwieg ſie hartnäckig die Urſache ihrer Leiden, und auf die Frage: was ich ihr zu Leid gethan, antwortete ſie: „Nichts, Gott führt mich aus dieſer vergänglichen Welt in jene ewig dauernde hinüber." Ihre letzten Worte waren: „Sage deinem Sohne, wenn er wieder dahin geht, wo er hinzugehen pflegt, ſo möge er dieſe Worte ſagen: Treue iſt ſchön, Verrath aber abſcheulich;" dieſe Worte, ſagte ſie, würden auch nach ihrem Tode mir noch einen Beweis ihrer aufrichtigen Theilnahme ſeyn. „Dann," fuhr meine Mutter fort, „gab ſie mir noch Etwas für dich, das ich dir aber nicht eher ausliefern ſoll, bis du über ſie weinſt und jammerſt." Ich wünſchte es zu ſehen, aber meine Mutter ſagte: „Ich zeige und gebe es dir erſt, wenn ich dich in dem Zuſtande ſehe, wie meine Nichte mir anbefohlen." Ich aber vergaß meine Couſine bald und dachte Tag und Nacht nur an meine Geliebte. Ich konnte kaum den Abend

erwarten, bis ich in den Garten kam und sie mir wieder um den Hals fiel. Sie fragte mich nach meiner Cousine und ich sagte ihr: „Sie ist todt, und darum bin ich auch der Trauergebete willen vier Tage nicht gekommen.“ Meine Geliebte sagte weinend: „Habe ich es nicht gewußt? du hast sie getödtet; hätte ich es doch früher geahnt und sie für ihre Wohlthat belohnt, die Edle, die mich mit dir vereint hat. Nun hüte dich! Gott hat sich ihrer erbarmt; ich fürchte sehr, du hast dich an ihr versündigt.“ Ich sagte ihr: „Sie hat mir vor ihrem Tode verziehen,“ erzählte ihr auch, was mir meine Mutter gesagt, und wiederholte ihre Worte: „Treue ist schön, Verrath abscheulich.“ Als sie diese Worte hörte, sagte sie: „Gottes Erbarmen sey mit ihr! diese Worte retten dich, ich will dich nicht mehr betrüben und dir keinen Gram verursachen; aber ich bin sehr ängstlich um deinetwillen, du bist noch jung und unerfahren, kennst die List und Bosheit der Welt nicht, und hast nun Niemanden mehr, der dir beisteht; drum nimm dich vor Allem wohl in Acht, Jemanden dein Geheimniß anzuvertrauen: du könntest in ein Unglück stürzen, und deine Retterin ist nicht mehr.“

Bei diesen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der folgenden Nacht fuhr sie mit des Jünglings Worten fort:

Sechshundert

und

achtundachtzigste Nacht.

Meine Geliebte weinte noch lange über meine Couſine, und bewunderte die Kraft, mit welcher ſie ihr Geheimniß ſo ſorgfältig bewahrte, und die Selbſtaufopferung, mit der ſie ihren Geliebten einer Andern überließ. Sie bat mich dann, ſie auf ihr Grab zu begleiten, damit ſie einige Verſe auf ihren Grabſtein einhaue. Ich verſprach ihr, am folgenden Morgen mit ihr zu gehen, und brachte noch die Nacht bei ihr zu. Sie ſagte jeden Augenblick: „Warum haſt du mir früher nichts von deiner Couſine erzählt?“ Ich antwortete immer: „Treue iſt ſchön, Verrath abſcheulich,“ und ſo ſchwieg ſie ſtill. Des Morgens früh ſtand ſie auf, nahm einen Beutel voll Geld zu ſich und bat mich nochmals, mit ihr auf das Grab meiner Couſine zu gehen. Sie griff auf dem Wege immer in den Beutel, theilte im Gehen Geld aus und ſagte dabei: „Dieſe Almoſen gebe ich für das Heil der Theuren, die ihr Geheimniß verborgen bis ſie den Todeskelch geleert.“ Als wir an das Grab kamen, warf ſie ſich darauf hin, zog dann einen kleinen Hammer und Meißel aus der Taſche und ſchrieb in einer zierlichen Schrift folgende Verſe auf den Grabſtein:

„Ich kam auf ein zertretenes Grab, mitten in einem Garten, wo viele Anemone blühten, und fragte: Wem gehöret dieſes Grab? Da antwortete mir die Erde: Es iſt das Grab einer Liebenden. Ich ſagte: O Liebende, Gott ſchenke die Heil und laſſe dich auf den ſchönſten Anhöhen des Paradieſes wohnen! Arme Liebende, ſogar ihr Grab verräth die Demüthigung, die ſie unter den Menſchen erlitten. Könnte ich, ich würde dein Grab in einen Garten umwandeln und ihn mit meinen Thränen bewäſſern.“

Nachdem ſie dieſe Verſe eingegraben und lange geweint hatte, kehrten wir in ihren Garten zurück und ſie verſprach mir, mich nie zu verlaſſen. Ich blieb ein Jahr lang bei ihr, ward dick und fett, denn ich that weiter nichts, als eſſen und trinken und küſſen und Kleiderwechſeln, hatte gar keinen Kummer und keine Sorge, und meine Couſine war längſt bei mir vergeſſen. Eines Abends, als ich hübſch gekleidet und wohl parfümirt aus dem Bade kam, trank ich ſo viel Wein, bis ich nicht mehr recht wußte,

was ich that. Ich wollte in den Garten zu meiner Geliebten gehen, kam aber in eine falsche Straße; da begegnete mir ein altes Weib, das in der einen Hand eine Wachskerze und in der andern einen zugerollten Brief trug.

Ich näherte mich der Alten und hörte, wie sie weinend folgende Verse recitirte:

„Gott segne den frohen Boten, der mir so süße Kunde bringt; könnte ihm ein Geschenk genügen, ich gäbe ihm ein Herz, das in der Abschiedsstunde zerstückelt worden."

Als sie mich bemerkte, fragte sie mich, ob ich lesen könne, und als ich ihre Frage bejahte, zeigte sie mir einen Brief von einem lange abwesenden Freunde; ich las ihn und theilte ihr dessen frohen Inhalt mit; sie dankte mir mit den Worten: „Gott befreie dich von jedem Kummer, wie du eben den meinigen zerstreut." Ich wollte schon wieder weiter gehen, da sprang sie auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte: „O mein Herr, Gott bewahre deine Jugend zum Lohne; komm mit mir an dieses Hausthor, da wohnt meine Tochter; der Brief, den du gelesen, ist der erste von meinem Sohne, der schon vor zehn Jahren mit Waaren abgereist ist, so daß wir alle Hoffnung, ihn wiederzusehen, schon aufgegeben hatten."

Scheherſad unterbrach hier diese Erzählung; in der folgenden Nacht begann sie von Neuem mit des Jünglings eigenen Worten:

Sechshundert

und

neununddachtzigſte Nacht.

Die Alte ſetzte dann noch hinzu: „Komm nun mit mir und leſe den Brief meiner Tochter vor, die ihren Bruder außerordentlich liebt und Tag und Nacht über ihn weint, denn mir glaubt ſie es doch nicht, wenn ich ihr auch ſage, er hat geſchrieben, daß er wohl iſt, denn die zärtlich Liebenden befürchten immer das Schlimmſte. Sey alſo ſo gefällig, mit mir an die Thüre zu kommen, ich will meine Tochter herunterrufen, daß ſie dir innerhalb der Thüre zuhöre; du wirſt auf dieſe Weiſe ihrem Jammer ein Ende machen. Hat nicht der Geſandte Gottes (Gottes Friede ſey mit ihm!) geſagt: Wer ſeinem Nebenmenſchen in dieſee Welt eine Sorge abnimmt, dem nimmt Gott der Erhabene am Auferſtehungstage dafür zweiundſiebenzig Qualen ab.“ Da ich noch früh genug zu meiner Geliebten zu kommen glaubte, folgte ich der Alten bis vor ein großes Hausthor, das mit Meſſing belegt war. Ich blieb an der Thüre ſtehen und die Alte rief einige perſiſche Worte hinauf, da kam eine junge Dame herunter, mit heraufgeſchürztem Kleide, als käme ſie eben von irgend einer Arbeit, ſie ſah aber ſehr vornehm aus; ihre wohlgeformten Füße waren von

goldnen Fußringen, mit einem Schloſſe von ſieben Diamanten, umfaßt, an ihrem Halſe hing eine koſtbare Perlenſchnur, ein feuerſtrahlendes Diadem ſchmückte ihre Stirne, ein paar feingearbeitete Armbänder lagen um den weißeſten Arm, den Gott geſchaffen. Sobald ſie mich erblickte, ſagte ſie mit einer ſüßen Stimme, wie ich ſie noch nie gehört: „O Mutter, iſt das der Mann, der den Brief leſen will?" Die Alte ſagte: „Ja," und reichte mir den Brief hin. Aber als ich mich zu ihr hinneigte, um den Brief zu nehmen, ſtieß ſie mich in's Haus hinein, eilte wie ein Blitz auf das Hausthor zu und verſchloß es.

Ich war kaum im dunklen Gang, als die Dame mich mit aller Kraft umfaßte und mich durch ſieben Gänge in einen großen Saal mit vier Erhöhungen ſchleppte. Hier legte ſie mich auf den Boden und ſagte: „Oeffne deine Augen!" Als ich wieder frei athmete und die Augen öffnete, erſtaunte ich über den prachtvollen Saal, in welchem ich mich befand. Der marmorne Boden war mit ſeidenen Teppichen und Divanen, wie ſie nur einem Könige ziemen, belegt. Sie fragte mich dann: „Was haſt du lieber, Theurer! den Tod oder das Leben?" — „Allerdings ziehe ich das Leben vor." — „So heirathe mich!" — „Ich kann dich nicht heirathen." — „Wenn du bei mir bleibſt, ſo biſt du ſicher vor jenem liſtigen Weibe." — „Was für ein liſtiges Weib?" — „Kennſt du wohl das Weib nicht, mit dem du nun ſchon über ein Jahr Umgang haſt? Gott verdamme deine Geliebte und beſtrafe ſie durch noch ſchlimmere Menſchen, als ſie iſt; wie viele Männer hat ſie ſchon in's Unglück geſtürzt; ich begreife gar nicht, wie du, mein Sohn, ſo lange von ihr verſchont bleibſt." Da erzählte ich ihr Alles, was zwiſchen uns vorgefallen, verheimlichte ihr nichts, auch von meiner Couſine und von den Verſen, die ſie mich gelehrt. Da weinte die Dame laut und ſagte: „Bei Gott! ſo gibt es keine Zweite mehr, wie deine Couſine war, und ohne ſie wäreſt du ſchon längſt in's Verderben geſtürzt. Nun iſt aber mein Herz ruhig, ich habe dich von dieſem böſen Weibe befreit. Ich wünſchte ſchon lange, dich hierher zu locken, es iſt mir aber erſt heute durch die Liſt der Alten gelungen. Sey nun ganz zufrieden und heiter, bleibe bei mir, du biſt ein hübſcher Junge, ich will dich nach der Vorſchrift Gottes und ſeines Geſandten heirathen und dir Alles gewähren, was du an Geld oder andern Gegenſtänden bedarfſt. Du findeſt hier dein Brod gebacken und dein Waſſer im Becher bereit; du haſt nichts Anderes zu thun, als zu eſſen, zu trinken und mich zu küſſen." Sie klatſchte dann mit den Händen und ſagte der Alten, welche herbeigelaufen kam: „Bringe deine Leute her." Die Alte kam nach einer Weile mit vier Zeugen wieder, zündete vier Wachslichter an und warf ein ſeidenes Tuch um die Dame. Die Zeugen ſchrieben den Ehe-Contract und die Dame erklärte, zehntauſend

Dinare als Morgengabe erhalten zu haben. Nachdem dies geſchehen war, gab ſie den Zeugen ihren Lohn und ſie gingen wieder fort. Kaum waren die Zeugen zur Thüre hinaus, als die Dame das Tuch wieder von ſich warf und ſich zu mir auf den Divan ſetzte.

Als ich eine Weile ſchüchtern neben ihr ſaß, faßte ſie mich bei der Hand, küßte und umarmte mich mit den Worten: „Erlaubter Genuß iſt keine Schande.“ Hierauf warf ich mich an ihre Bruſt und brachte die ganze Nacht in den ſüßeſten Umarmungen zu. Als ich des Morgens weggehen wollte, kam ſie mir lachend entgegen und ſagte: „Glaubſt du, es geht hier, wie bei deiner erſten Geliebten? Du biſt mein geſetzlicher Gatte in Gegenwart von vier Zeugen geworden; wenn du geſchlafen haſt, ſo erwache, und wenn du betrunken warſt, ſo werde nüchtern. Dieſes Haus wird nur einmal im Jahre geöffnet; geh einmal und betrachte das Hausthor!“ Ich ſtand auf und ging nach dem Hausthor und fand es mit eiſernen Nägeln vernagelt. Meine Gattin ſagte mir dann: „Wir haben hier Mehl und Getreide, Granatäpfel, Zucker, allerlei Backwerk, Schafe, Hühner und Gänſe und ſonſt Alles, was wir auf ein Jahr brauchen; ich erkläre dir alſo, daß du vor Verlauf eines ganzen Jahres nicht hinauskommen wirſt.“ Da rief ich verzweiflungsvoll: „Es gibt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott

dem Erhabenen!" Sie aber sagte: „Was liegt daran? du hast ja hier das angenehmste Leben auf der Welt, du brauchst gar nichts zu arbeiten und findest in diesen Mauern alle Lebensgenüsse vereint." Ich fügte mich in mein Schicksal und brachte ein ganzes Jahr bei meiner Gattin zu, that nichts, als essen und trinken und sie umarmen. Nach neun Monaten gebar mir meine Gattin einen Sohn, der mir das letzte Vierteljahr verkürzte. Als das Jahr zu Ende war, hörte ich, wie man die Thüre öffnete, und es traten Männer herein mit Mehl und Zucker und anderem Lebensvorrath; da wollte ich hinausgehen, aber meine Frau sagte: „Warte bis Abends, so wie du hierhergekommen, sollst du auch wieder weggehen." Ich wartete zitternd bis Abend; als ich dann gehen wollte, sagte meine Frau: „Bei Gott! ich lasse dich nicht zur Thüre hinaus, wenn du mir nicht vorher schwörst, daß du vor Tagesanbruch, ehe die Thüre wieder geschlossen, wiederkehrst." Ich willigte ein, und sie ließ mich den heiligsten Eid, bei dem Koran, dem Schwerte und unserer Scheidung, schwören, daß ich nur meinen Vater besuchen und dann gleich wieder zu ihr kommen wollte. Als ich von ihr wegging und an dem Garten vorüber kam, wo meine erste Geliebte wohnte, fand ich ihn offen, da dachte ich: ich komme doch nun unvermuthet, nach einer Abwesenheit von einem Jahre, wieder, und doch ist der Garten offen. Ich muß doch einmal sehen, was meine Geliebte macht; nachher will ich meinen Vater besuchen.

Bei Tagesanbruch unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht erzählte sie wieder mit des Jünglings Worten:

Sechshundert und neunzigste Nacht.

Als ich in das Gartenhäuschen kam, sah ich meine geliebte Dalila dasitzen, den Kopf auf die Knie gestützt und die Hand auf die Wangen. Sie sah sehr blaß und entstellt aus und ihre Augen waren hohl vom vielen Wachen und Weinen. Als sie mich sah, sagte sie: „Gelobt sey Gott, der dich wohl erhalten." Sie freute sich sehr mit mir, sprang auf und küßte mich. Ich stand ganz beschämt vor ihr und sagte: „Wie so hast du gewußt, daß ich eben jetzt kommen würde?" — „Das konnte ich allerdings nicht wissen, aber, bei Gott! ich bringe nun hier schon ein ganzes Jahr, jede Nacht wachend, zu, um dich zu erwarten; so lebe ich höchst betrübt seit dem Tage, wo du mich verließest, nachdem ich dir ein kostbares, neues Kleid geschenkt und du mir versprachst, bald wieder zu kommen. Nun, mein Geliebter! erzähle mir, warum du so lange ausgeblieben?" Ich berichtete ihr Alles, was mir widerfahren, sagte ihr auch, daß ich verheirathet wäre mit Habiba und daß ich geschworen habe, vor Tagesanbruch wieder bei ihr zu seyn. Als Dalila dies hörte, ward sie ganz blaß und sagte: „Nun denke, wenn Habiba — nachdem sie durch eine List dich ein Jahr lang bei sich eingesperrt hielt — doch noch keine einzige Nacht von dir getrennt bleiben will, wie muß mir zu Muth seyn, da ich schon ein ganzes Jahr mit allen seinen dreihundert und sechsundsechzig

Nächten ohne dich lebe? Ich habe dich doch früher gekannt und weil ich deiner Liebe traute und aus Rückſicht für deine Couſine, der Gott ſein Erbarmen ſchenken möge, dir gar keinen Zwang auferlegt." Bei dieſen Worten ſah ſie mich ganz grimmig an, wie ein Geſpenſt, ſo daß ich an allen Gliedern zitterte. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie fort: „Nun, da du verheirathet biſt und einen Sohn haſt, was kann mir deine Geſellſchaft nützen? Ich kann keinen Ehemann um mich leiden ich lebe nur gern in Geſellſchaft unverheiratheter Männer; du haſt mich für eine gemeine Dirne aufgegeben, die dich durch Liſt herbeigelockt, ich habe nichts mehr mit dir gemein; aber, bei Gott! ſie ſoll dich auch nicht länger beſitzen, keine von uns Beiden ſoll dich haben." Sie rief hierauf ihre Leute herbei, und es kamen zehn Sklavinnen, die mich zu Boden warfen und auf mir knieten. Dalila ergriff ein Meſſer und ſagte: „Bei Gott! ich ſchlachte dich, wie

man einen Bock ſchlachtet, das iſt die geringſte Strafe, die du für dein Verfahren gegen deine Couſine verdienſt."

Als ich auf dem Boden lag, von den Sklavinnen feſtgehalten, und Dalila ſchon das Meſſer wetzte, verlor ich alle Hoffnung auf das Leben und ſchrie nach Hülfe, aber Niemand hörte mich und Dalila wurde immer härter und grimmiger, befahl den Sklavinnen, mich zu binden und zu prügeln, wobei ſie ſelbſt nicht unthätig blieb, bis

meine Stimme erloſch und ich in Ohnmacht fiel. Ich dachte, als ich wieder zu mir kam, es wäre beſſer für mich geweſen, ſie hätte mich gleich geſchlachtet, als ſo gepeinigt, und nun glaubte ich die Worte meiner Couſine, welche mir ſagte: „Gott bewahre dich vor ihrer Bosheit und Liſt.“ Ich ſchrie und weinte wieder, aber ſie kehrte ſich nicht daran, und ſobald ſie das Meſſer gewetzt hatte, hieß ſie die Sklavinnen, welche noch immer auf mir knieten, aufſtehen und kam auf mich zu, um mir den Hals abzuſchneiden. Da gab mir Gott die Worte meiner Couſine ein: „Treue iſt ſchön, Verrath abſcheulich.“ Als Dalila dieſe Worte hörte, warf ſie das Meſſer weg und ſagte: „Gott erbarme ſich deiner Couſine, die auch nach ihrem Tode dir noch das Leben rettet; doch will ich dich nicht ohne Zeichen für deine Untreue entlaſſen.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht begann ſie wieder mit des Jünglings Worten:

Sechshundert

und

einundneunzigſte Nacht.

Dalila ließ mir dann die Hände binden, ſetzte ein kupfernes Pfännchen über das Feuer, goß Schmalz hinein und einige andere Salben. Dann nahm ſie ein Raſirmeſſer und ſchnitt mir die rechte Hand ab, brannte die Wunde mit einem heißen Eiſen und legte ein blutſtillendes Pflaſter darauf. Ich lag lange in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, war das Blut ſchon geſtillt, aber ich hatte nur noch eine Hand. Als Dalila meine Augen offen ſah, ſagte ſie mir: „Nun kannſt du wieder zu deiner Gattin gehen oder zu wem du ſonſt willſt; ich habe meine Rache vollbracht, packe dich jetzt fort und danke dein Leben deiner Couſine.“ Bei dieſen Worten gab ſie mir einen Tritt mit dem Fuße; da ich aber nicht aufſtehen konnte, ließ ſie mich durch ihre Sklavinnen zur Thüre hinaustragen. Ich blieb eine Weile auf der Straße liegen, bis ich im Stande war aufzuſtehen, dann kroch ich ganz langſam zu meiner Frau, deren Hausthüre noch offen war. Ich fiel an der Thüre hin, und meine Frau kam heraus und trug mich in den Saal. Da ſie mich aber ſo verſtümmelt fand und wohl wußte, daß ich meinen Eid gebrochen, ließ ſie mich im Schlafe wegtragen. Als ich erwachte, fand ich mich auf der Straße vor der Thüre ihres Gartens liegen.

Ich ſtand auf und ging in mein elterliches Haus; da hörte ich, wie meine Mutter über meine lange Abweſenheit weinte; ſie ſagte eben: „O mein Sohn Aſis, wüßte ich doch nur, in welchem Lande du dich aufhältſt!“ In dieſem Augenblicke nahete ich mich ihr und umarmte ſie. Sie weinte, ſowohl vor Freude mich wieder zu ſehen, als vor Kummer über mein übles Ausſehen, und auch ich weinte mit ihr, weil ich mich meiner Couſine erinnerte, die mir ſo viele Wohlthaten erwieſen. Noch größer aber ward meine Trauer, als ich nach meinem Vater fragte und meine Mutter mir ſagte, er ſey vor zehn Tagen geſtorben. Dieſe Nachricht ſchmerzte mich ſo ſehr, daß ich in Ohnmacht fiel. Als ich wieder zu mir kam, fiel mein Blick auf den Platz, wo meine Couſine zu ſitzen pflegte, und ich

weinte wieder in einem fort bis Mitternacht und ſagte meiner Mutter: „Wohl habe ich mein Schickſal verdient und noch ein härteres.“ Meine Mutter fragte mich, was mir denn widerfahren, und ich erzählte ihr meine Abenteuer. Da dankte ſie Gott, daß ich noch ſo davon gekommen und nicht geſchlachtet worden ſey; ſie tröſtete mich dann und pflegte mich, bis ich wieder ganz geheilt war. Dann ſagte ſie: „Jetzt, da du keine Geliebte mehr haſt und deine Couſine von Herzen beweinſt, will ich ihrem Willen gemäß dir geben, was ich für dich aufbewahren ſollte.“ Sie öffnete eine Kiſte und gab mir das Stück Tuch, worauf die Gazelle geſtickt war, das ich von Dalila empfangen, und es waren folgende Verſe dazu geſchrieben:

„Du haſt der Liebe Schmerz in mir erregt und biſt dabei ruhig geblieben; du haſt mein müdes Aug' wachen laſſen, während das deinige ſchlief. Du verſprachſt mir meine Liebe zu verbergen und ließeſt dir Alles auslocken. Dein Bild ſchwebt mir ſtets vor Augen, ſie werden ſich nie dem Schlafe ſchließen, noch wird mein Herz je dem Troſte zugänglich ſeyn. O mein Freund! ich beſchwöre dich, ſchreibe auf meinen Grabſtein, wenn ich todt ſeyn werde, daß ich als Opfer der Liebe geſtorben. Rufe meinen Namen aus, wenn du an meinem Grabe vorübergehſt: meine Gebeine werden ſtöhnend deinen Gruß erwidern."

Ich weinte laut, als ich dieſe Verſe geleſen hatte, und ſchlug mir in's Geſicht. In dieſem Briefchen fand ich dann noch ein anderes Papier, auf dem Folgendes geſchrieben war: „Wiſſe, mein Vetter, daß ich dich von meinem Blute freiſpreche und zu Gott bete, daß er zwiſchen dir und deiner Geliebten immerwährende Eintracht erhalte; ſollte ſie dir etwas zu Leid thun, ſo kehre nicht zu ihr zurück und knüpfe auch kein neues Verhältniß an; ertrage dein Unglück mit Geduld, ſonſt gehſt du zu Grunde; denn wäre nicht dein Lebensziel beſtimmt, ſo hätteſt du ſchon längſt den Todeskelch verſchlungen; doch gelobt ſey Gott, der meinen Sterbetag vor dem deinigen geſetzt. Gib wohl Acht auf dieſe Gazelle, die mein einziger Troſt in deiner Abweſenheit war. Kommſt du in die Nähe des Mädchens, das dieſe Gazelle geſtickt hat, ſo reiß' dich von ihr los, knüpfe aber dann keine andere Bekanntſchaft an. Wiſſe, daß diejenige, welche dieſe Gazelle geſtickt hat, jedes Jahr eine ſolche verfertigt und in die Welt ſchickt, um berühmt zu werden. Deine Geliebte hat ſie zufällig bekommen und aus falſcher Ruhmſucht den Leuten geſagt, ſie wäre von ihrer Schweſter. Das iſt mein letzter Wille, den du zu deinem Beſten beherzigen magſt, denn nach meinem Tode wirſt du erſt mich zu ſchätzen wiſſen, wenn die weite Welt dir zu eng geworden." Als ich dieſen Brief geleſen hatte, weinte ich den ganzen Abend mit meiner Mutter und verlebte dann ein trauriges Jahr mit ihr, bis Kaufleute aus meiner Stadt ſich zu einer Reiſe vorbereiteten; da entſchloß ich mich, ſie zu begleiten, auch meine Mutter redete mir zu, weil ſie hoffte, die Reiſe würde mich zerſtreuen, und ſo machte ich mich mit ihnen auf den Weg; doch blieb mir auf der ganzen Reiſe kein Auge trocken, und ſo oft wir in eine Herberge einkehrten, nahm ich mein Päckchen heraus und betrachtete die Gazelle und dachte an meine Couſine, die aus hoffnungsloſer Liebe zu mir geſtorben. Nach einem Jahre kehrte ich mit der Karavane nach Hauſe zurück. Da aber meine Leiden immer mehr wuchſen, trat ich eine zweite Reiſe an, die mich an den ſieben Kampher-Inſeln vorüberführte, mit ihren kryſtallenen Schlöſſern; dort regiert ein König, welcher Scheherman heißt, und man

ſagte mir, meine Gazelle ſey von deſſen Tochter Dunia geſtickt. Als ich ſie ſah, weinte ich von Neuem über meine Verſtümmelung, denn Dunia iſt das reizendſte Geſchöpf Gottes, und ſeither iſt mein Schmerz nicht mehr zu lindern. Ich bin nun des traurigen Lebens ſatt, ich will jetzt in meine Heimath zurückkehren und bei meiner Mutter ſterben.“

Hierauf weinte und ſeufzte der Jüngling lange, betrachtete die Gazelle und ſagte dem Prinzen: „Das iſt meine Geſchichte, mein Herr, haſt du je eine ſo wunderbare gehört?“

Da bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht erzählte ſie weiter:

Sechshundert und zweiundneunzigste Nacht.

Als Tadj Almuluk von der berühmten Künstlerin Dunia hörte, entzündete sich eine Flamme in seinem Herzen und er sagte ganz verwirrt zu dem Jüngling: „Bei Gott! dir ist widerfahren, was noch keinem Andern vor dir; aber sage mir, wie so hast du das Mädchen gesehen, das diese Gazelle gestickt?“ Asis antwortetete: „Mein Herr! ich bin durch List zu ihr gelangt. Als ich nämlich mit diesen Kaufleuten in die Stadt kam, wo sie wohnt, und in den Gärten spazieren ging, sah ich einen steinalten Mann vor einem herrlich blühenden Garten sitzen; ich fragte ihn, wem dieser Garten gehöre, und er antwortete mir: „Der Prinzessin Dunia, deren Schloß gerade über dem Garten liegt, und aus dem sie durch eine geheime Thüre zuweilen hierher spazieren geht, um den Duft der Blumen einzuathmen.“ In der Hoffnung, durch einen Blick das Feuer, das in mir brannte, zu löschen, bat ich den Alten um Erlaubniß, mich ein wenig in den Garten zu setzen. Als er es mir erlaubte, gab ich ihm einiges Geld, um etwas zu essen zu holen; er nahm das Geld freudig, führte mich an einen angenehmen, schattigen Platz und sagte: „Warte hier, bis ich wieder komme.“ Der alte Gärtner kam bald mit einem Hammelsbraten zurück und wir aßen zusammen, bis wir satt waren;

mir aber zersprang das Herz vor Ungeduld, die Prinzessin zu sehen. Auf einmal öffnete sich die geheime Thüre und der Alte sagte mir: „Verbirg dich schnell, mein Sohn!“

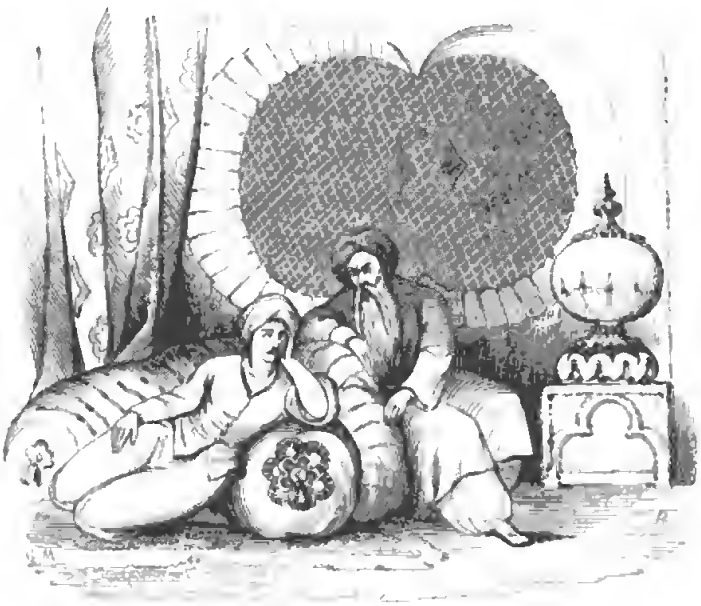
Dann trat ein Verschnittener zum Alten und fragte ihn, ob Jemand bei ihm wäre? Der Alte sagte: „Nein!“ und schloß die Gartenthüre. Jetzt trat ein Mädchen aus dem Schlosse heraus, so schön, daß ich glaubte, der Mond ginge eben auf. Ich sah sie lange an und verlangte nach ihr, wie der Durstige nach Wasser. Als sie wieder in's Schloß zurückging, verließ auch ich den Garten und begab mich in meine Wohnung, denn ich wußte, daß ich als Kaufmann um keine Prinzessin werben könnte, und dann war ich ja auch ganz verstümmelt; darum hielt ich mich denn auch nicht länger dort auf und setzte meine Reise mit den Kaufleuten weiter fort, bis hierher.“

Tadj Almuluks Verwirrung nahm immer zu; er bestieg sein Pferd, nahm Asis mit in seine Heimath und ließ ihm ein Haus einräumen mit Allem, was er bedurfte. Aber das, was er gehört hatte, ließ einen so tiefen Eindruck in ihm zurück, als hätte er Dunia gesehen; er ging am folgenden Tage weinend und entstellt in's Schloß und erzählte seinem Vater, was er von Asis über die Reize und Geschicklichkeit der Prinzessin Dunia gehört.

Der König sagte zu Tadj Almuluk: „Mein Sohn, laß ab von solchen Gedanken! die Prinzessin Dunia ist die Tochter eines großen Königs, dessen Land sehr entfernt von

dem unfeigen liegt; was iſt zu thun? Geh lieber in das Schloß deiner Mutter, dort findeſt du fünfhundert Mädchen wie der Mond, wähle dir, welche du willſt, und gefällt die keine davon, ſo verſchaffe ich dir eine Prinzeſſin aus unſern Nachbarländern, die wohl noch ſchöner ſeyn mag, als Dunia." Der Prinz aber erwiderte: „Ich will keine Andere als die, welche dieſe Gazelle geſtickt; wo nicht, ſo irre ich in Wüſten und in Einöden umher, bis ich ſterbe." — „So habe wenigſtens Geduld, mein Sohn, bis ich zu ihrem Vater ſchicke und bei ihm für dich anhalten laſſe, ſo wie es auch bei mir mit deiner Mutter der Fall war, und wenn er ſie dir verweigert, ſo mache ich ſein Königreich vor einer Armee zittern, deren Vorpoſten bis zu ſeinem Lande reichen, während der Nachtrab noch hier lagert."

Bei dieſen Worten war bereits der Tag angebrochen, weßhalb Scheherſad für heute hier endigte, in der nächſten Nacht aber alſo weiter erzählte:



Sechshundert

und

dreiundneunzigſte Nacht.

Der König rief ſogleich Aſis und bat ihn, da er den Weg nach den Kampherinſeln wiſſe, ſeinen Vizier dahin zu begleiten; dem Vizier ward ſogleich befohlen, ſich reiſefertig zu machen, um bei dem Könige der Kampherinſeln für Tadj Almuluk um ſeine Tochter anzuhalten. Tadj Almuluk war indeſſen ſehr niedergeſchlagen, und als der Abend dämmerte, recitirte er folgende Verſe:

„Die Dunkelheit bricht herau und meine Thränen fließen ſtärker und der Liebesgram entlockt mir brennende Seufzer. Fragt nur die Nacht, ſie wird euch von meiner Qual Kunde geben. Sehnſuchtsvoll blicke ich zu den Sternen hinauf und wie Hagelkörner ſtürzen Thränen aus meinen Augen. Ich fühle mich ſo einſam und verlaſſen wie ein Waiſenknabe und klage meinen Schmerz Niemanden, als Gott.“

Als des andern Morgens ſein Vater zu ihm kam und ihn ſehr übel ausſehend fand, tröſtete er ihn und verſprach ihm, ihn mit ſeiner Geliebten zu vereinigen. Sobald der Vizier reiſefertig war, reiste er mit Aſis ab und der König gab ihm viele Geſchenke mit. An der Grenze der Kampherinſel angelangt, ſchickte der Vizier einen Boten voraus,

um dem König seine Ankunft zu melden, und der König schickte mehrere Meilen weit ihm seine Adjutanten entgegen, die ihn in's Schloß geleiteten. Nachdem der Vizier vier Tage lang im Fremdenhotel bewirthet wurde, begab er sich zum Könige und trug ihm sein Anliegen vor. Der König beugte verlegen den Kopf zur Erde, weil er wohl wußte, daß seine Tochter keine Lust zum Heirathen hatte. Dann sagte er zu einem seiner Diener: „Geh zu deiner Herrin Dunia und berichte ihr, was du eben gehört." Der Diener kam nach einer Weile zurück und sagte: „Als ich deinen Befehl bei der Prinzessin vollzog, ward sie so aufgebracht, daß sie mit einem Messer auf mich losſprang und mir das Hirn spalten wollte; auch sagte sie: Wenn man mich zur Ehe zwingen will, so werde ich meinen Gatten umbringen." Der König sagte hierauf zum Vizier: „Ihr habt gehört, meine Tochter will nicht heirathen, berichtet es euerm Könige." Der Vizier und Asis kehrten nun unverrichteter Sache in ihre Heimath zurück und erstatteten dem Könige Bericht von dem Mißlingen ihrer Sendung. Der König ließ sogleich die Befehlshaber seiner Armee rufen und befahl ihnen, die Truppen zu einer Expedition auszurüſten. Aber der Vizier rieth ihm ab und sagte: „Der König ist ja ganz unschuldig, nur seine Tochter hat ihm sagen lassen, daß, wenn er sie zwinge, sie ihren Gatten tödten würde." Der König war sehr verlegen und ängstlich für seinen Sohn, als dieser sagte: „O mein Vater! ich kann nicht länger das Leben so ertragen, ich will selbst nach den Kampherinseln reisen und Mittel suchen, zur Prinzessin zu gelangen, und sollte ich auch sterben; ich weiß nichts Anderes zu thun." Der König willigte ein und fragte ihn: „In welcher Eigenschaft willst du dahin reisen?" — „Ich will am liebsten als Kaufmann dort erscheinen." Der König ließ sogleich für einmalhunderttausend Dinare Waaren einpacken und Tadj Almuluk machte sich reisefertig, brachte jedoch vor Liebesgram und Sehnsucht eine sehr unruhige Nacht zu; eben so Asis, der mit dem Prinzen weinte, weil er sich wieder seiner Cousine erinnerte. Am folgenden Morgen trat Tadj Almuluk in Reisekleidern vor seine Mutter, meldete ihr seine Abreise, ließ sich fünfzigtausend Dinare von ihr geben und nahm Abschied von ihr; dann ging er zu seinem Vater, der ihm ebenfalls noch fünfzigtausend Dinare gab und ihm erlaubte, einstweilen sein Zelt vor der Stadt aufschlagen zu lassen, was auch sogleich geschah. Der Prinz blieb dann noch zwei Tage im Zelte mit Asis, den er immer lieber gewann, so daß er ihn beschwor, ihn zu begleiten. Asis willigte ein, trotz seiner Sehnsucht nach seiner Mutter. Nach zwei Tagen reisten sie in Gesellschaft des Viziers ab, der alles Mögliche that, um Tadj Almuluk zu beruhigen. Als aber die Reise schon ununterbrochen zwei Monate dauerte, ward dieser ungeduldig und sprach voller Verzweiflung folgende Verse:

„Lang iſt der Weg, groß mein Schmerz und brennend die Liebesflamme meines Herzens. Meine Leiden haben mein Haar grau gefärbt, denn ich ſchwöre, ſie ſind ſo ſchwer, daß der höchſte Berg ſie nicht tragen könnte. Erkundigt euch bei der Nacht nach mir, ſie wird euch ſagen, daß ſie mich nie anders als von Sehnſucht verzehrt geſehen. O Dunia, deine Liebe tödtet mich und nur die Hoffnung einer Vereinigung gibt mir Kraft, weiter zu ziehen!“

Er fragte dann den Vizier, wie weit noch bis zu den Kampherinſeln wäre, und er ward untröſtlich, als er hörte, er habe noch zwei Monate zu reiſen. Aber er faßte wieder neue Geduld und Hoffnung, als Nachts im Traume ſeine Geliebte ihn beſuchte und ſich in ſeine Arme warf. „Dies,“ ſagte der Vizier, als ihm der Prinz ſeinen Traum erzählte: „iſt ein gutes Zeichen; ſey nur munter und fröhlich.“

Nach einer Reiſe von vier Monaten entdeckten ſie endlich in der Ferne einen weißen Punkt und Aſis ſagte zu Tadj Almuluk, als eben die Sonne aufging: „Dieſer

weiße Punkt iſt die Stadt, die wir ſuchen.“ Tadj Almuluk war vor Freude außer ſich, ging mit neuer Kraft vorwärts und ſtieg, da er als Kaufmann reiste, in der Kaufmannsherberge ab, wo früher ſchon Aſis mit ſeiner Karavane gewohnt hatte. Hier lud er ſeine Waaren ab, brachte ſie in die Magazine und ruhte vier Tage aus. Der Vizier hielt es dann für rathſam, ein großes, geräumiges Haus zu miethen, wo man viele Feſte geben und recht viel Aufſehen erregen könnte. Als ſich ein ſolches Haus gefunden hatte, ſagte er zum Prinzen: „Das genügt noch nicht, um unſern Zweck zu erreichen; wir müſſen nun auf dem großen, vielbeſuchten Bazar einen Laden miethen; du wirſt durch deine Schönheit bald viel Aufſehen erregen und Aſis kann als dein Gehülfe bei dir ſitzen; ſo werden wir, ſo Gott will, nach und nach zum Ziele gelangen.“ Sie gingen nun zuſammen auf den Bazar, und alle Leute, die den Prinzen ſahen, ſagten: „Der Engel Rhidwan hat die Pforten des Paradieſes ſchlecht bewacht, ſo daß dieſer ſchöne Jüngling entweichen konnte;“ ein Anderer ſagte: „Das iſt gewiß ein Engel.“ Der Vizier erkundigte ſich auf dem Bazar nach dem Oberſten der Kaufleute, und man führte ihn in ſeinen Laden, wo viele Kaufleute verſammelt waren, welche Alle den Vizier ſeines ehrwürdigen Ausſehens willen mit vieler Auszeichnung aufnahmen.

Scheherſad unterbrach hier ihre heutige Erzählung; in der nächſten Nacht aber nahm ſie den Faden der Geſchichte folgendermaßen wieder auf:

Sechshundert

und

vierundneunzigſte Nacht.

Auch der Oberſte ſtand ſogleich vor dem Vizier auf, grüßte ihn freundlich, bewillkommte ihn, hieß ihn neben ſich ſitzen und fragte ihn, ob er irgend ein Anliegen habe? Er antwortete: „Mein Herr, ich bin ein alter Mann und Vater dieſer beiden Söhne, mit denen ich ſchon alle Länder durchreist habe; ich pflege immer in den großen Städten ein Jahr zuzubringen, damit meine Söhne ſich zerſtreuen und deren Einwohner kennen lernen. Ich habe nun auch hier ſchon eine Wohnung gemiethet und wünſche nun noch einen ſchönen Laden in der günſtigſten Lage des Bazars, damit meine Söhne mit dem hieſigen Handel und den hieſigen Kaufleuten bekannt werden.“ Der Oberſte, welchen das ſchöne Geſicht des Prinzen und Aſis' beſtach, rief voll Entzücken aus: „Geprieſen ſey Allah, der dir ſo hübſche Söhne beſcheert,“ und ging ſogleich wie ein Diener ſelbſt mit dem Vizier und wies ihm einen ſehr ſchönen und geräumigen Laden an, deſſen Decke von ausgeſchnitztem Elfenbein und Ebenholz war, übergab ihm die Schlüſſel dazu und wünſchte ihm viel Glück. Der Vizier dankte ihm und ließ alle Waaren aus den Magazinen in den Laden bringen.

Als am folgenden Morgen alle Waaren im Laden waren, ging der Vizier mit dem Prinzen und Aſis in's Bad; da der Oberſte der Kaufleute hörte, daß ſie in's Bad gegangen, begab er ſich auch dahin und wartete im Saale, bis ſie aus dem Badezimmer herauskamen. Auf einmal erſchienen der Prinz und Aſis mit rothen Wangen, ſchwarzen Augen und glänzender Haut; ſie glichen zwei Monden und gingen beſcheiden einher

wie zwei Gazellen. Der Oberſte ſagte ihnen: „Euer Bad bekomme euch wohl!“ Sie ſchlugen beſchämt die Augen nieder und Tadj Almuluk erwiderte: „Warum biſt du nicht zu uns in's Bad gekommen? Erlaube, daß wir dir die Hand küſſen!“ Beide gingen dann auf ihn zu und küßten ihm die Hand und erboten ſich, noch einmal mit ihm in's Badezimmer zu gehen, um ihn zu bedienen, weil er ihnen einen ſo ſchönen Laden angewieſen. Als ſie zum zweiten Male im Bade waren, ließ Aſis keinen Andern den Oberſten mit Waſſer begießen und der Prinz wuſch ihn mit eigener Hand. Der Oberſte wollte

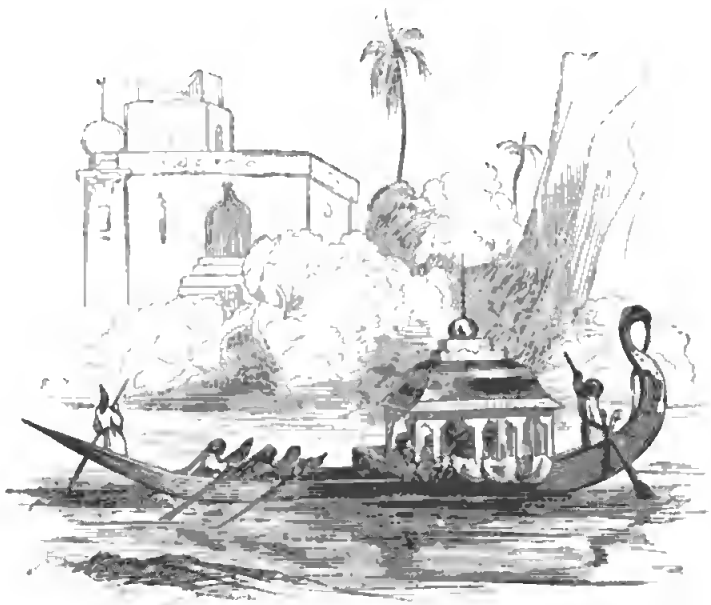
es zwar nicht zugeben, aber der Vizier ſagte: „Betrachte meine Söhne nur als die deinigen.“ Darauf antwortete der Oberſte: „Gott erhalte ſie, gewiß werden ſie über die ganze Stadt Segen verbreiten.“ Als der Oberſte ſo von Aſis begoſſen und von dem Prinzen gewaſchen wurde, glaubte er, er wäre im Paradieſe. Nachdem er am ganzen Körper gewaſchen war, brachten die Diener feine Tücher und trockneten ihn ab; dann zog er ſich an und verließ mit dem Vizier, dem Prinzen und Aſis das Badhaus. Im Heimgehen ſagte der Vizier zum Oberſten: „O mein Herr, iſt nicht das Bad der höchſte Genuß auf Erden?“ Der Oberſte antwortete: „Gott laſſe es dir und deinen Söhnen wohl bekommen und bewahre ſie vor dem böſen Auge!“ Tadj Almuluk recitirte dann folgende Verſe:

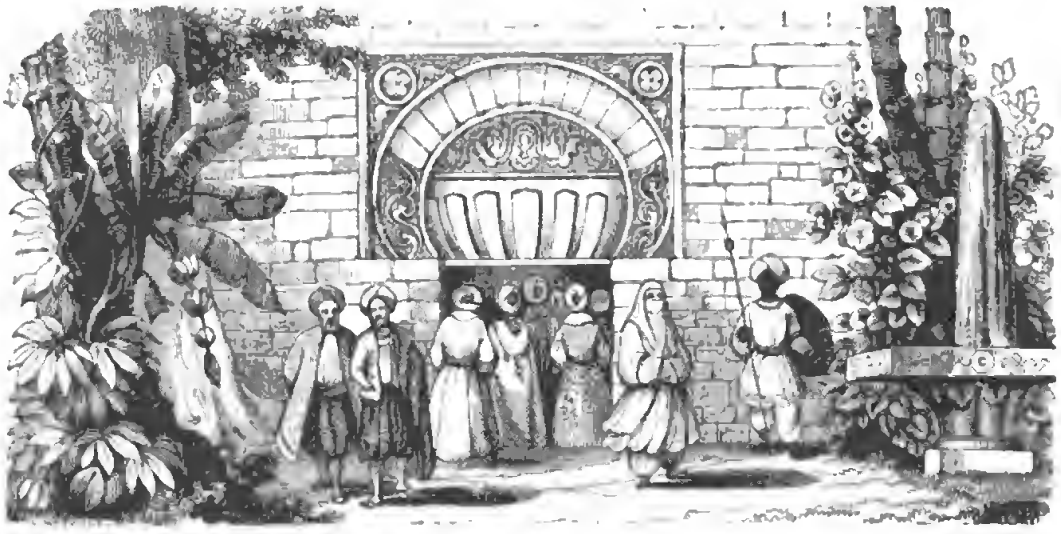
„Das Leben im Bade iſt das allerſchönſte Leben, nur ſchade, daß man ſo kurz darin verweilt. Es iſt ein Paradies, in dem man aber nicht gern lange weilt, und eine Hölle, in die man gerne geht; man lebt im Waſſer auf wie Moſes, und im Feuer wie Abraham.“

Aſis ſagte dann: „Ich weiß auch einige Verſe über das Bad,“ und auf Verlangen des Oberſten recitirte er folgende:

„Ich kenne ein Haus, in welchem die ſchönſten Blumen aus harten Steinen aufblühen, während rund umher ein Höllenfeuer brennt. Es iſt ein Paradies, das wie die Hölle ausſieht, darin wandeln viele Sonnen und Monde umher.“

Mit dieſen Worten beendigte Scheherſad ihre Erzählung für dieſe Nacht; in der folgenden begann ſie:





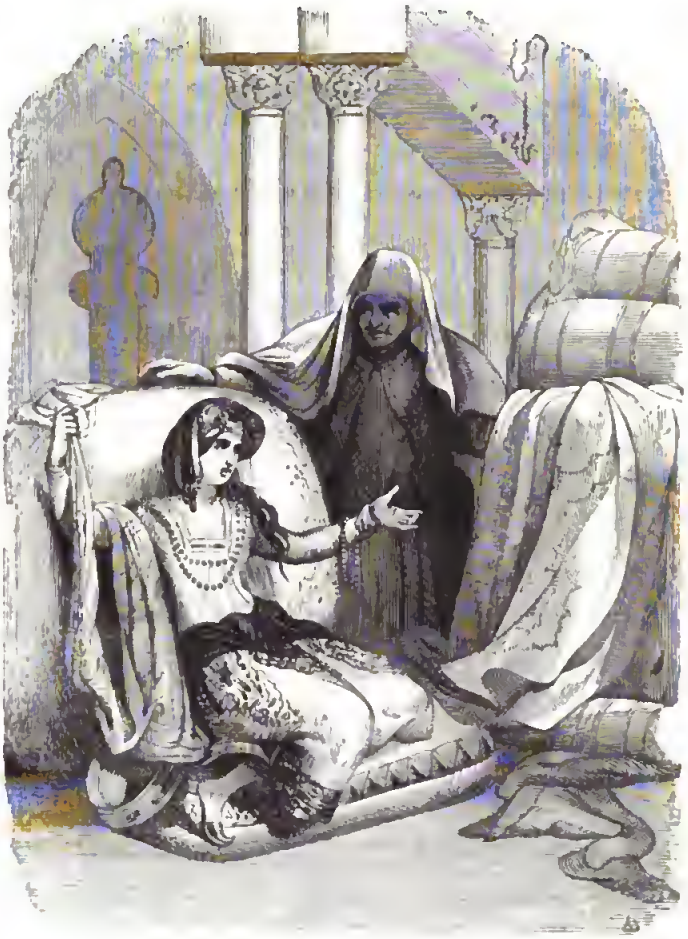
Sechshundert und fünfundneunzigste Nacht.

Dem Obersten gefielen diese Verse so gut, daß er den Vizier mit den Jungen zu sich einlud, aber sie nahmen es nicht an, sondern gingen in ihr Haus und erst am folgenden Morgen öffneten sie ihren Laden, nachdem sie die kostbarsten Teppiche, Divane und Matten dahin geschafft hatten. Der Vizier saß mitten im Laden und an seinen beiden Seiten saßen der Prinz und Asis; vor Jedem standen zwei Diener, außer vielen Andern, die im Hintergrunde allerlei Arbeiten verrichteten. So blieben sie den ganzen Tag beisammen und sahen aus, als kämen sie vom Paradiese. Bald verbreitete sich ihr Ruf durch die ganze Stadt und alle Leute drängten sich in ihren Laden, um die kostbaren Waaren und die schönen Jünglinge zu sehen. Der Prinz, aus Furcht, sich zu verrathen, wagte es nicht, nach seiner Geliebten zu fragen, und seufzte und schmachtete lange vergebens nach ihr; es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, und er ward sehr mager und blaß.

Eines Tags, als er im Laden saß, blieb eine Alte mit zwei Sklavinnen vor dem Laden stehen und bewunderte sein schönes Gesicht und seinen hübschen Wuchs, und rief aus: „Gepriesen sey Allah, der ihn geschaffen und wie den schönsten Baumzweig gebildet: das muß ein vornehmer Prinz seyn!“ Sie näherte sich ihm dann und grüßte ihn. Er erwiderte ihren Gruß, lächelte ihr auf einen Wink von Asis freundlich zu und hieß sie

ſitzen. Da ſagte die Alte: „Mein Sohn, Inbegriff aller Schönheit, biſt du von hier?“ — „Meine Herrin, ich bin dieſes Jahr erſt hierher gekommen, um mich einige Zeit hier zu zerſtreuen.“ — „Ich bitte dich, zeige mir die Waaren, die du mitgebracht, aber die ſchönſten, die du haſt, denn ſie ſind für eine Schönheit.“ — Dem Prinzen klopfte das Herz bei dieſen Worten, obſchon er nicht wußte, wen ſie meinte. — „Ich habe, was du nur wünſchen kannſt: Stoffe, die nur Königen oder Prinzeſſinnen ziemen; ſage mir doch, für wen willſt du etwas kaufen, damit ich dir das vorlege, was jener Perſon würdig iſt?“ — „Mein Sohn, ich will etwas Schönes für die Prinzeſſin Dunia, Tochter des Königs Scheberman, die ſchönſte Perle ihrer Zeit.“ Der Prinz, außer ſich vor Freude, als er ſeine Geliebte nennen hörte, ließ ſich von Aſis die koſtbarſten Stoffe reichen und ſagte der Alten: „Solche Stoffe findeſt du bei keinem Andern, auch nicht in den königlichen Magazinen.“ Die Alte wählte für tauſend Dinare koſtbare Stoffe und fragte den Prinzen: „Wie theuer ſind ſie?“ — „Glaubſt du, daß ich für eine ſolche Kleinigkeit dir etwas abnehmen werde? Ich danke Gott, daß ich durch meine Waaren mit die bekannt geworden bin, ſo daß ich, wenn ich irgend ein Anliegen habe, mich an dich wenden kann.“ — „Gott, was für ein ſchöner Mann biſt du und wie edel iſt deine Handlungsweiſe! Wohl der, die von Abends bis Morgens in deinen Armen liegen darf!“ Der Prinz und Aſis lachten heftig und ſagten unter ſich: Das ſind die Verführerinnen; mit dieſen Frauen kann man Alles richten. — „Und wie heißt du, theurer Jüngling?“ fragte die Alte. „Mein Name iſt Tadj Almuluk.“ — „Das iſt ja ein königlicher Name.“ [1] — „Meine Leute nannten mich ſo aus allzugroßer Liebe.“ — „Sie haben Recht; Gott bewahre dich nur vor dem böſen Auge!“ Hierauf ging die Alte, in Gedanken ſtets mit dem ſchönen Manne beſchäftigt, zur Prinzeſſin, legte ihr die Waaren vor und ſagte: „Hier bringe ich dir etwas Schönes, ich aber habe noch etwas weit Schöneres geſehen; Ridhwan war nachläſſig an den Pforten des Paradieſes und ließ einen ſchönen, wohlgeformten und beredten Jüngling entweichen; ich wollte, er ſchliefe heute Nacht an deiner Seite! Es iſt ein fremder Kaufmann, der mit den ſchönſten Seidenſtoffen hierhergekommen und Jeden, der ihn ſieht, bezaubert.“ Die Prinzeſſin ſagte lachend: „Du biſt heute verrückt, du verdammte Alte.“ Indeſſen betrachtete die Prinzeſſin die Waaren und geſtand, daß ſie in ihrem Leben keine ſchöneren geſehen. „Wenn du nur auch den Verkäufer dieſer Waaren ſäheſt,“ ſagte die Alte: „bei Gott, nichts auf der ganzen Erde gleicht ihm.“ — „Wenn er dir ſo gut gefällt, ſo geh zu ihm und ſage ihm, ſeine Anweſenheit mache unſerer

[1] Tadj Almuluk bedeutet: Krone der Könige.



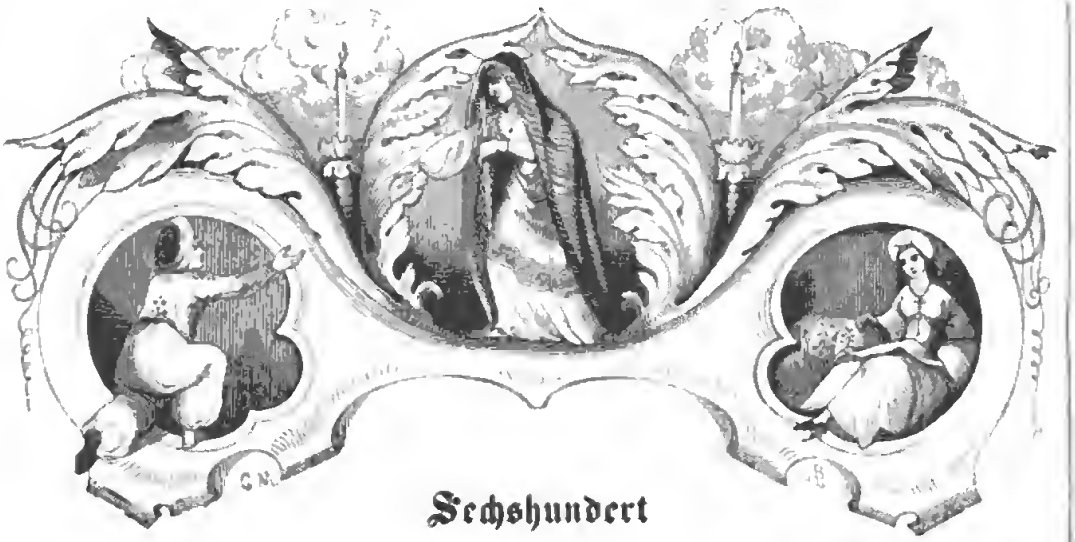
Stadt Ehre und wenn er irgend ein Anliegen habe, so wollen wir bei unſerm Haupte und unſern Augen uns ſeiner annehmen.“ Der Prinz war außer ſich vor Freude, als er die Alte wiederkommen ſah; er ſtand vor ihr auf, ergriff ihre Hand und ließ ſie neben ſich ſitzen; noch heiterer ward er aber, als ſie ihm der Prinzeſſin Worte wieder ſagte; nun, dachte er, bin ich dem Ziele meiner Wünſche ſchon ſehr nahe. Er fragte dann die Alte, ob ſie wohl einen Brief der Prinzeſſin überbringen wolle? und als ſie ſich dazu erbot, ließ er ſich von Aſis Dinte, Papier und Kalam reichen und ſchrieb Folgendes:

„O du mein höchſtes Verlangen, ich beſchreibe dir hiemit die Schmerzen der Trennung. — Zuerſt möchte ich dir die Flamme meines Herzens ſchildern, dann meine quälende Sehnſucht, hierauf das Dahinſchwinden meiner Ruhe und meiner Geduld und die ſchmerzliche Fortdauer meiner Liebespein. Zuletzt frage ich: wann werden meine Augen dich erblicken? wann iſt der Tag der Vereinigung?

Dieſe Zeilen ſchreibt der von Liebe Glühende, während viele Thränen aus ſeinen Augen ſtürzen, an die Gazelle, an die Sonne, an den herrlichſten Myrthenzweig, deſſen Schönheit mit nichts verglichen werden kann."

Er legte dann den Brief zu, verſiegelte ihn, gab ihn der Alten für die Prinzeſſin und ſchenkte ihr noch hundert Dinare. Die Alte ging, dem Prinzen dankend und ihn ſegnend, wieder zur Prinzeſſin, und als Letztere fragte, was ſie für ein Anliegen habe, ſagte ſie: „Hier iſt ein Brief von dem jungen Kaufmanne; ich weiß nicht, was er enthält." Die Prinzeſſin las den Brief und rief entrüſtet aus: „Wer iſt der Mann, der es wagt, mir einen ſolchen Brief zu ſchreiben?" — „Es iſt ein ſchöner Jüngling, dem man wohl anſieht, daß er aus einer ſehr vornehmen Familie ſeyn muß." — „Du verruchte Alte, wohin haſt du mich gebracht? Wehe! Wehe! iſt dir mein Ruf ſo gleichgültig?" — „Was hat er dir denn geſchrieben? Hat er dir eine ungerechte Klage vorgetragen, oder die Rechnung für die Waaren geſchickt?" — „Keines von Beiden, er hat mir eine Liebeserklärung gemacht. Bei Gott, wenn ich mich nicht vor einer Sünde fürchtete, ich ließe ihn vor ſeinem Laden aufhängen; du biſt an Allem Schuld, ſonſt wäre er gewiß nicht ſo verwegen."

Scheherſad ſchwieg am Schluſſe dieſer Geſchichte, da der Tag ſchon nahe war; in der folgenden Nacht fuhr ſie in ihrer Erzählung alſo fort:



Sechshundert

und

ſechsundneunzigſte Nacht.

Die Alte entgegnete der Peinzeſſin: „O Herein, ich wußte ja nicht, was im Briefe ſteht, ich glaubte, er enthalte eine Rechnung oder irgend eine Bitte. Doch ſey ruhig, du biſt ja eine große Dame und bewohnſt ein hohes Schloß, in das kaum die Vögel hineinblicken können, und ſtehſt über alle Nachrede erhaben. Schreibe ihm nur einen recht drohenden Brief, ich will ihn ihm bringen, da wird er ſchon ablaſſen wie ein bellender Hund, der die Flucht ergreift, wenn ein anderer noch lauter bellt.“ Die Prinzeſſin ließ ſich Dinte und Papier geben und ſchrieb:

„Verwegener, der du über Liebesſchmerz, Sehnſucht und Schlafloſigkeit klagſt, kannſt du Gewährung deiner Wünſche vom Mond erwarten, du Wahnſinniger! Ich eathe dir, ſolche Gedanken aufzugeben, wenn du dir nicht gar zu viel Gefahr zuziehen willſt. Bei dem, dee Alles geſchaffen, dem Sonne und Mond ihe Licht verdanken: wenn du nicht abläßt von deiner Vermeſſenheit, ſo laſſe ich dich hängen.“

Sie legte dann den Brief zu, gab ihn der Alten und empfahl ihr noch, ihn mündlich zu warnen, daß er ſich die Sache aus dem Kopfe ſchlage. Die Alte ging über dieſe Antwort betrübt nach Hauſe und begab ſich am folgenden Morgen zum Prinzen, der ſie

erwartete und faſt vor Freude flog, als er ſie kommen ſah. Sie ſetzte ſich neben ihn, überreichte ihm Dunia's Brief und ſagte: „Lies ihn einmal, die Prinzeſſin war ſehr

aufgebracht, als ſie deinen Brief erhielt, doch ich habe ihr ſo lange ſüße Worte gegeben und mit ihr geſcherzt, bis ſie beſänftigt ward.“ Der Prinz dankte ihr und ließ ihr hundert Dinare geben. Dann las er den Brief und weinte bis er in Ohnmacht fiel. Die Alte bemitleidete ihn und fragte ihn, was denn der Brief enthalte? „Die Prinzeſſin droht mir mit dem Tode, aber ich will lieber ſterben, als ihr entſagen.“ — „Und ich ſchwöre dir, daß ich gerne mein eigenes Leben in Gefahr ſetze, um die Erfüllung deiner Wünſche herbeizuführen.“ Der Prinz nahm dann Papier und ſchrieb:

„Du drohſt mir, wegen meiner Liebe mich zu tödten: nun, der Tod, wenn er vom Himmel beſtimmt iſt, kann mir nur Ruhe bringen. Der Tod iſt dem Liebenden erwünſcht, der vergebens nach der Nähe ſeiner Geliebten ſich ſehnt. Verſtoße mich nicht, denn nur deine Liebe kann mich retten; habe Mitleid mit mir: mein Schlaf iſt dahin, meine Augenlieder ſind verwundet, und wenn jede Liebe falſch iſt, ſo iſt doch die meinige wahr.

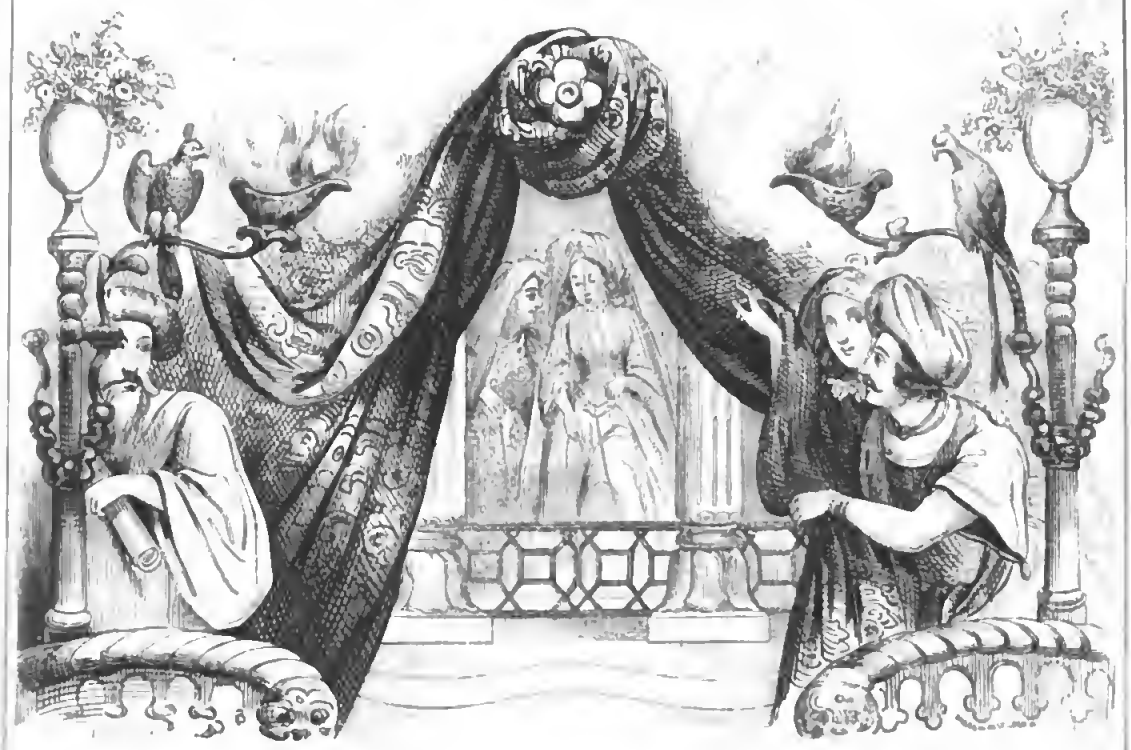
Er ſeufzte und weinte lange, dann gab er den Brief der Alten, die ihn bat, die Hoffnung nicht aufzugeben, und ihm von Neuem ihren Beiſtand zuſagte. Sie ließ ihn

dann auf feurigen Kohlen und ging zur Prinzessin, welche vor vielem Nachdenken über diesen Vorfall ganz blaß geworden. Sie ward aber roth vor Zorn, als die Alte ihr des Prinzen Brief überreichte, und ganz außer sich schrie sie die Alte an: „Habe ich nicht gesagt, wenn ich ihm schreibe, wird er nur noch kühner?“ — „Und was liegt dir an diesem Hunde? Schreibe ihm, daß, wenn er dir noch einen Brief zusendet, du ihm den Hals abschlagen läßt.“ — „Ich will doch zuerst seinen Brief lesen.“ Als sie ihn gelesen hatte, ließ sie sich Papier geben und schrieb:

„Du Thor, der du die Tücke des Schicksals nicht kennst und von Vereinigung träumst, bedenke einmal, ob du den Himmel erreichen kannst oder den leuchtenden Mond! Bist du einmal Herr der strahlenden Sonne am Firmamente und umarmst sie von Osten bis Westen, dann kannst du auch mich erlangen und meine zarte Taille umfassen.“

Sie legte den Brief zu und gab ihn der Alten, die ihn dem Prinzen brachte.

Scheherſad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie ihre Erzählung also wieder fort:



Sechshundert und siebenundneunzigste Nacht.

Als der Prinz den Brief gelesen hatte, wünschte er sich den Tod und schrieb weinend folgende Verse:

„Höre auf, mich zu tadeln, schon hast du meine Haare grau gefärbt und viele Thränen hat mir deine Härte entlockt; glaube nicht, daß ich Freude am Leben habe, ohne deine Liebe wird mein Geist mir entfliehen; o Verlangen meiner Seele! beschließe nicht zu schnell meine Verbannung, sey gnädig gegen den Liebetrunkenen!"

Er legte den Brief zu und gab ihn der Alten, entschuldigte sich, daß er ihr so viele Mühe mache, und ließ ihr hundert Dinare geben. Die Alte suchte ihn zu trösten und versicherte ihn, sie werde die kurze Lebensfrist, die ihr noch übrig bleibe, dazu verwenden, ihn, den hellstrahlenden Mond, mit der Prinzessin, der aufgehenden Sonne, zu vereinigen; sie schwur, man solle an ihrem Grabe ihr nicht nachsagen, daß sie nicht im Stande war, zwei Liebende mit einander zu vermählen. Sie versteckte dann den Brief in ihre Haare und ging zur Prinzessin. Als sie an ihrer Seite saß, kratzte sie

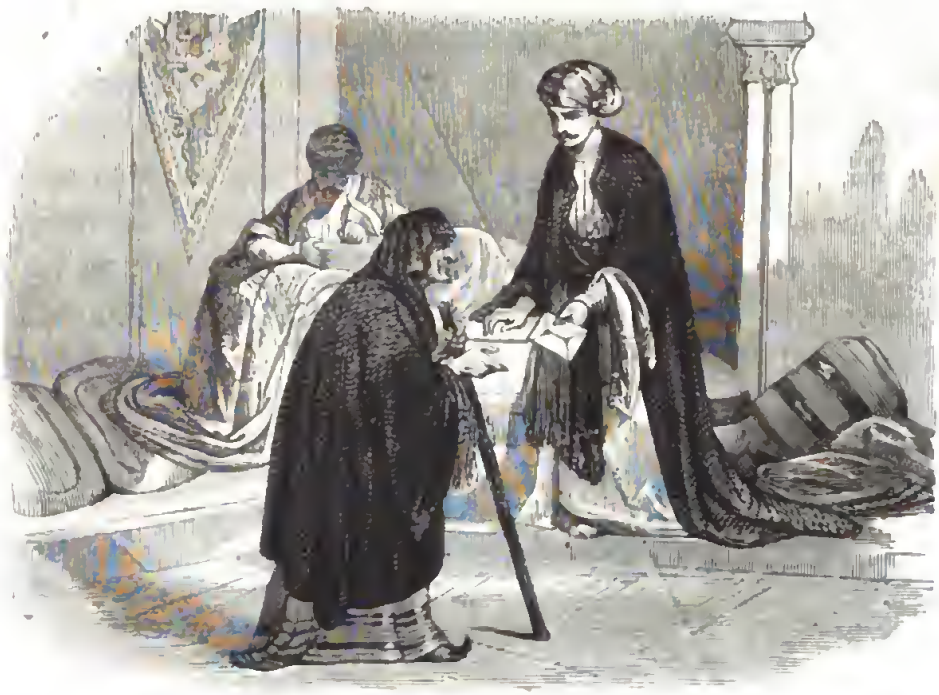
auf dem Kopfe und sagte: „Ich war schon lange nicht im Bade, willst du mir nicht ein wenig die Haare in Ordnung bringen?“ Die Prinzessin löste ihre Haare auf, so daß der Brief herausfiel, und fragte, als sie ihn auf dem Boden liegen sah: „Was ist das für ein Papier?“ Die Alte antwortete: „Es muß im Laden des Kaufmanns, als ich mit ihm rechnete, an meinen Haaren hängen geblieben seyn; gib her, ich will es ihm zurückbringen.“ Aber die Prinzessin öffnete es und las die Verse des Prinzen. Dann sagte sie: „Bei Gott, das ist nur eine List von dir, und hättest du mich nicht erzogen, ich würde hart gegen dich verfahren. Du bist an Allem Schuld; ich weiß nicht, wie sonst dieser Fremdling, dessen Heimath wir gar nicht kennen, so kühn seyn dürfte; Niemand hat bisher noch etwas Aehnliches gewagt; ich fürchte sehr, man möchte sagen, ich stehe mit einem hergelaufenen Menschen in einem Liebesverhältnisse.“ — „Sey ganz unbesorgt, Prinzessin, Niemand wird es wagen, auf eine solche Weise von dir zu sprechen, Jedermann fürchtet deine Strenge und deine Macht sowohl, als die deines Vaters; schreibe ihm nur eine Antwort!“ — „O, meine Amme, das muß ein Teufel seyn, da ich ihm mit dem Tode gedroht und er doch nicht abläßt; er trotzt der Macht des Sultans, ich weiß nicht, was ich von ihm denken soll.“ Sie ließ sich dann Tinte und Papier geben und schrieb:

„Du hast mich nun lang genug mit deiner Einbildung geplagt, wie lange muß ich dich noch zurückweisen? Ich hatte dir verziehen, nun kehrst du wieder und zeigst dich der Gnade unwürdig. Verschweige nur deine Liebe, sprichst du sie aus, so schone ich dich nicht länger mehr, und kehrst du mit deinen Anträgen wieder, so wird der Rabe der Trennung dir zurufen: du kannst auf immer von der Welt Abschied nehmen und der Wind wird über dein Grab herfausen.“

Sie legte den Brief zu und gab ihn der Alten, die ihn sogleich dem Prinzen brachte. Als dieser ihn gelesen und daraus die Hartherzigkeit seiner Geliebten erkannt hatte, klagte er dem Vizier sein Unglück und fragte ihn um Rath. Der Vizier sagte: „Du mußt ihr noch einen Brief schreiben, in welchem du sie verwünschest und vor Gottes Richterstuhl anklagst.“ Da aber der Prinz keinen solchen Brief schreiben konnte, bat er Asis, es für ihn zu thun. Asis schrieb folgende Verse:

„O Herr, rette mich aus der schweren Pein, mit der du mich heimgesucht; du kennst die Flamme, die mein Innerstes verzehrt, und weißt, daß der Gegenstand meines Verlangens kein Mitleid fühlt. Du weißt, mit welcher Zärtlichkeit ich liebe und wie grausam meine Geliebte gegen mich verfährt; es ist dir nicht verborgen, wie ich meine Nächte mit immer wiederholten Seufzern und Klagen

zubringe. Hoffnungslos taumle ich in unermeßlichen Tiefen umher und Niemand erbarmt sich meiner. Gerne möchte ich meiner Liebe entsagen, hätte ich nur die Kraft dazu. Grausame, die du mir das Glück deiner Nähe versagst, bist du denn sicher vor den Unglücksfällen des Schicksals? Freilich ist dir des Lebens Bitterkeit noch fremd, mich aber trifft schweres Unglück fern von meiner Heimath."



Tadj Almuluk gefielen diese Verse sehr gut; er überreichte sie der Alten, die sie sogleich der Prinzessin brachte. Als diese die Verse gelesen hatte, gerieth sie in den heftigsten Zorn und sagte zur Alten: „Du verruchtes Weib hast mir diese Verlegenheit zugezogen." Sie rief dann ihre Sklavinnen und befahl ihnen, die Alte mit ihren Pantoffeln zu prügeln, bis ihr fast die Seele ausging und sie nicht mehr schreien konnte. Dann ließ sie sie zur Thüre hinaus schleppen und sagte: „Wenn ich mich nicht vor Gott fürchtete, so würde ich sie umbringen lassen." Als die Alte wieder zu sich kam, stand sie auf und ging in ihre Wohnung. Am folgenden Morgen begab sie sich zu dem Prinzen und erzählte ihm, was ihr widerfahren. Der Prinz sagte ihr: „Ich bedaure sehr, dir so vielen Schmerz zu verursachen, doch geschieht ja Alles durch die Fügung Gottes." Er fragte sie dann, woher der Haß der Prinzessin gegen die Männer komme? „Wisse, mein Herr," begann die Alte, „die Prinzessin hat einst im Traume einen Vogelfänger gesehen, welcher ein Netz auswarf und Waizen darauf streute; da kam eine Taube, es war ein Männchen, und blieb mit dem Fuße im Netze hängen;

alle Vögel entflohen, nur sein Weibchen eilte herbei, machte es mit dem Schnabel los und flog mit ihm weg. Der Vogelfänger machte hierauf das Netz zurecht und setzte sich in die Ferne, da kehrten die Vögel wieder und das Weibchen verstrickte sich im Netze. Trotz dem Nothruf des Weibchens flogen doch alle Vögel davon und auch das Männchen kam nicht wieder, um das Weibchen zu befreien, so daß es in die Hände des Vogelfängers fiel und geschlachtet ward. Dieser Traum erschreckte die Prinzessin sehr und flößte ihr Verachtung gegen alle Männer ein." Der Prinz fragte dann die Alte, ob es denn nicht möglich wäre, sie wenigstens einmal zu sehen? „Versuche es, sie kommt jeden Monat einmal in den Garten, der unter ihrem Schlosse liegt; du kannst sie vielleicht dort sehen, und wenn sie dich erblickt, wird sie dich gewiß lieben." Der Prinz schenkte dann Asis den Laden mit Allem, was darin war, zum Lohne, weil er seinetwillen seine Heimath verlassen, und erzählte dem Vizier, was er von der Alten vernommen. Der Vizier sagte: „Laßt uns unsere schönsten Kleider anziehen und mit drei Mameluken in den Garten gehen."

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht begann sie folgendermaßen:

Sechshundert

und

achtundneunzigſte Nacht.

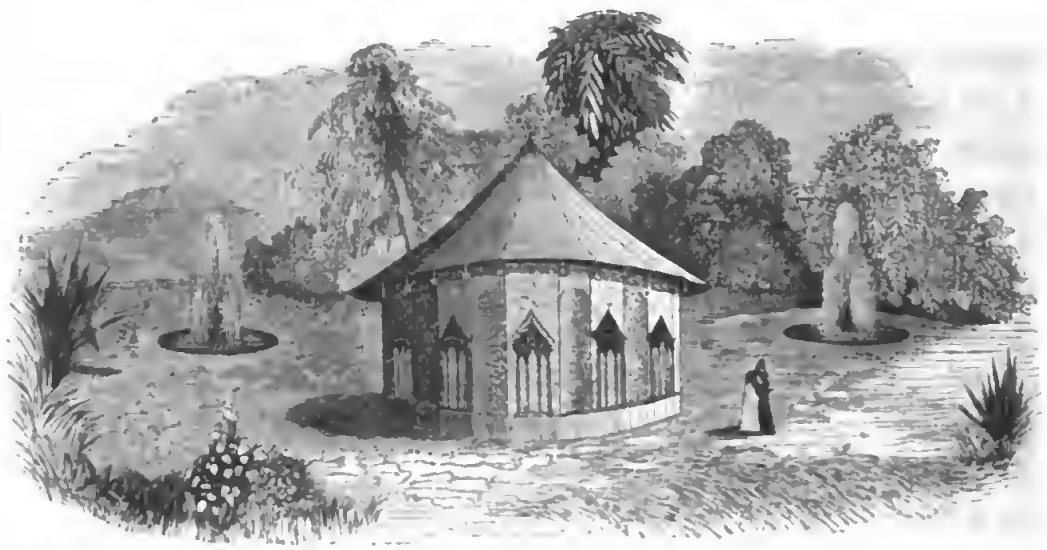
Der Vizier grüßte den Gärtner, der an der Thüre ſaß, überreichte ihm hundert Dinare und ſagte: „Ich bin hier fremd mit meinen Söhnen und wünſche den königlichen Garten zu ſehen, hole uns etwas zu eſſen.“ Der Gärtner nahm das Geld und hieß ſie einſtweilen im Garten ſpazieren gehen, bis er zurückkomme. Er brachte bald Braten und ſüße Speiſen in den Garten, ſie aßen und unterhielten ſich mit einander. Der Vizier fragte dann den Gärtner, wie viel Lohn er habe? Er antwortete: „Einen Dinar monatlich, nicht mehr.“ Der Vizier ſah ſich überall im Garten um und entdeckte mitten im Garten einen halb zerfallenen Kiosk; da ſagte er dem Gärtner: „Ich will hier etwas arbeiten laſſen, das mir einen guten Namen verſchaffen und auch dir, ſo Gott will, viel Glück bringen ſoll; erwarte mich nur morgen wieder.“ Er ſchenkte dann dem Gärtner noch hundert Dinare und verließ ihn höchſt erfreut über ſeine Entdeckung ſowohl, als über die Zugänglichkeit des Gärtners. Am folgenden Morgen nahm der Vizier einen geſchickten Künſtler mit allen nötigen Inſtrumenten und Gold- und Azurfarben mit in den Garten und bat ihn, den Kiosk friſch anzuſtreichen und dann die Geſtalt eines Vogelfängers zu malen, der ein Netz auswirft, in welches ein weibliches Täubchen mit dem Fuße ſich verſtrickt; der Vogelfänger komme dann herbei und lege ihm das Meſſer an den Hals. Dann ſollte der Maler auf die andere Seite der Wand einen Raubvogel malen, der ein Männchen in den Krallen feſthält. Als Alles dies vollendet war, kehrte der Vizier wieder mit dem Prinzen und Aſis in ſeine Wohnung zurück und ſie brachten die ganze Nacht zu,

den Prinzen zu trösten und durch allerlei Liebesgedichte zu zerstreuen. Indessen kam die Zeit, wo die Prinzessin in den Garten zu gehen pflegte, und da sie ihn nie ohne die Alte besuchen durfte, schickte sie nach ihr, suchte sie wieder zufrieden zu stellen, machte ihr viele Geschenke und sagte ihr, sie möchte doch mit ihr in den Garten gehen. Die Alte erwiderte: „Du hast zu befehlen, ich bin zu Allem bereit, doch muß ich schnell vorher nach Hause gehen, um etwas zu holen, das ich vergessen habe.“ Die Prinzessin erlaubte ihr zu gehen und bat sie nur, bald wiederzukehren.

Aber die Alte lief schnell zu Tadj Almuluk und sagte ihm: „Kleide dich schnell an, gehe in den Garten der Prinzessin und verbirg dich darin, hüte dich aber wohl, von Jemanden gesehen zu werden.“ Sie verabredete dann noch Einiges mit ihm und kehrte zur Prinzessin zurück. Der Vizier und Asis zogen dem Prinzen königliche Kleider an, warfen ihm ein Oberkleid um, das tausend Dinare werth war, flochten sein Haar,

umgürteten ihn mit einem goldgeſtickten mit Perlen durchwirkten Gürtel und gingen mit ihm zum Gärtner, der ihnen den Garten öffnete, weil er noch nicht wußte, daß die Prinzeſſin in den Garten kommen würde. Der Vizier und Aſis ließen dann den Prinzen allein, und bald darauf kamen eine Menge Diener und Sklavinnen und Aga's aus der geheimen Thüre. Als der Gärtner ſie ſah, eilte er zu dem Prinzen und meldete ihm die Ankunft der Prinzeſſin. Der Prinz ſagte ihm: „Fürchte nichts, ich werde mich hier wohl verſtecken, daß Niemand mich ſieht," und ſo ließ ihn der Gärtner im Garten. Die Alte, welche die Prinzeſſin begleitete, dachte: Wenn alle Diener und das ganze Gefolge der Prinzeſſin im Garten bleiben, ſo kann der Prinz ſeinen Zweck nicht erreichen. Sie bat daher die Prinzeſſin, unter dem Vorwande, ungeſtörter ſpazieren gehen zu können, das ganze Gefolge zu entlaſſen. So blieb dann die Prinzeſſin allein und ging an dem Prinzen vorüber, der hinter einem Gebüſche verſteckt war, ſie aber recht gut ſehen und ihre Schönheit bewundern konnte. Sie gefiel ihm ſo gut, daß er vor Verlangen bald in Ohnmacht fiel.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr ſie fort:



Sechshundert und neunundneunzigste Nacht.

Die Alte führte dann die Prinzessin in den Kiosk. Als diese den alten Kiosk neu angestrichen fand, sagte sie zur Alten: „Ich glaube, der Gärtner hat diesen Kiosk wieder neu herrichten lassen.“ — „Wie wäre das möglich?“ versetzte die Alte: „er ist ja ein armer Mann.“ Die Prinzessin ging dann in den Kiosk hinein, und als sie an der Wand den Vogelfänger, die Vögel, die Tauben und das Netz sah, rief sie erstaunt: „O Amme, gepriesen sey Gott! hier sehe ich Alles gemalt, wie ich es geträumt habe, wie willst du noch vor mir das treulose Männergeschlecht erwähnen?“ Aber die Alte zeigte ihr das, was auf der andern Wand gemalt war; da rief die Prinzessin: „Wehe mir, ich habe doch den Männern Unrecht gethan; das arme Männchen wollte das Weibchen retten, ist aber selbst von einem Raubvogel ergriffen worden.“ In diesem Augenblicke gab die Alte vom Fenster des Kiosk aus dem Prinzen ein Zeichen, hinter seinem Verstecke hervorzutreten.

Als die Prinzessin herunter zwischen die Bäume kam, erblickte sie den Prinzen und bewunderte sein schönes Gesicht und seinen hübschen Wuchs. „Wer ist dieser schöne Jüngling?“ fragte sie die Alte. „Ich weiß es nicht, doch muß er seinem Aussehen nach ein Jüngling aus dem Paradiese oder ein vornehmer Prinz seyn.“ Je mehr ihn die Prinzessin

betrachtete, desto größer ward ihre Verwirrung und desto heftiger pochte es in ihrem Herzen. Sie fing an zu zittern vor feurigem Verlangen und sagte zur Alten: „Bei Gott, Amme, das ist ein schöner Mann.“ — „Du hast Recht,“ erwiderte die Alte; gab aber bald darauf dem Prinzen ein Zeichen, sich zu entfernen. Dieser ließ sich vom Gärtner die Thüre öffnen und begab sich mit den Seinigen wieder in seine Wohnung. Seine Liebe zu Dunia hatte zwar den höchsten Grad erreicht, doch hatte er es nicht gewagt, sich dem Willen der Alten zu widersetzen, und auch der Vizier und Asis sagten ihm, daß ihm gewiß die Alte nur zu seinem Besten gerathen habe, sich zu entfernen. Während dies mit dem Prinzen vorging, begab sich die Prinzessin, liebeskrank und sehr entstellt, in ihr Schloß und sagte der Alten: „Ich kann mich nur an dich wenden, um mit dem schönen Jüngling, den ich im Garten gesehen, vereinigt zu werden.“ — „Bewahre der Himmel!“ rief die Alte: „hast du mir nicht oft gesagt, du findest kein Wohlgefallen an den Männern, und geschworen, nie zu heirathen?“ — „Ich habe in meinem Leben keinen so hübschen Jüngling gesehen; ich beschwöre dich bei Gott, suche mich wieder in seine Nähe zu bringen.“ — „Recht gern, Niemand ist deiner so würdig, als er.“ — „Aber säume nur nicht, du sollst für deine Mühe hundert Dinare und ein schönes Kleid haben; denn wenn ich ihn nicht bald wiedersehe, so muß ich sterben.“ Die Alte ging sogleich zum Prinzen, der sie auf feurigen Kohlen erwartete; er stand vor ihr auf und ward neu belebt, als er sie erblickte, küßte ihre Hände und ließ sie neben sich sitzen. Als sie ausgeruht hatte, sagte sie ihm: „Sey frohen Muthes und ohne Sorgen, dein Anliegen nimmt ein erwünschtes Ende. Die List ist gelungen, die Prinzessin liebt dich noch leidenschaftlicher, als du sie.“ Hierauf erzählte sie ihm Alles, was sie von der Prinzessin gehört. Tadj Almuluk fragte: „Und wann kann ich sie wiedersehen?“ Die Alte antwortete: „Morgen, so Gott will.“ Er gab dann der Alten hundert Dinare und ein Kleid, das eben so viel werth war. Sie verließ den Prinzen und ging zur Prinzessin, sagte ihr, daß sie des Jünglings Wohnung gefunden, und daß sie am folgenden Tage Alles auf's beste veranstalten wolle. Des Morgens früh besuchte sie den Prinzen wieder und sagte ihm: „Du mußt mir gehorchen in Allem, was ich dir befehle.“ Sie öffnete ein Kästchen, in dem ein Frauenkostüm war, und zog es ihm an; dann sagte sie ihm: „Geh hinter mir her, aber nicht zu schnell, sondern ein wenig hin- und herschaukelnd, und kehre dich an Niemanden, der mit dir sprechen will.“ Nachdem sie ihm noch Mehreres eingeschärft hatte, gingen sie zusammen in der Prinzessin Schloß. Niemand legte dem Prinzen Schwierigkeiten in den Weg, weil man die Alte kannte. Erst als sie an die siebente Thüre kamen, sagte die Alte: „Wenn ich dir zurufe: Geh voran,

Mädchen, ſo ſäume nicht, geh den Gang hinauf und zähle fünf Thüren zur Rechten, öffne dann die ſechste, da findeſt du, was du ſuchſt, denn der alte Pförtner könnte dich leicht dort aufhalten wollen, weil er den Auftrag hat, Niemanden hineingehen zu laſſen."

In der That, als ſie an die ſiebente Thüre kamen, da trat ihnen ein alter Diener entgegen und fragte: „Wer iſt dieſes Mädchen?" Die Alte antwortete: „Es iſt ein

Mädchen, von deſſen Geſchicklichkeit die Prinzeſſin ſo viel gehört hat, daß ſie Luſt hat, ſie zu kaufen." — „Das geht mich nichts an, ich laſſe Niemanden herein, ohne ihn zuerſt zu unterſuchen — wie mir der König befohlen." Die Alte ſtellte ſich höchſt entrüſtet und ſagte: „Wenn du nicht allein Verſtand haſt, ſo ſage ich der Prinzeſſin, daß du ihrer Sklavin den Weg verſperrſt; ſie wird dich dafür vor die Thüre ihres Schloſſes hängen laſſen; da hilft dir kein König und kein Vizier." Sie rief dann dem Prinzen zu: „Geh nur vorwärts, Sklavin!" und der Diener war ſo eingeſchüchtert, daß er ihn gehen ließ. Der Prinz zählte fünf Thüren, öffnete die ſechste und kam in das Zimmer, wo ihn die Prinzeſſin erwartete. Sie erkannte ihn gleich und drückte ihn an ihren Buſen, und Beide hielten ſich eine Weile bewußtlos umarmt. Die Dienerinnen, welche im Vorzimmer waren, wurden durch der Alten Liſt entfernt und die Alte ſtand ſelbſt Wache an der Thüre, ſo daß die beiden Liebenden die ganze Nacht ſich ungeſtört küſſen

und umarmen konnten. Als der Morgen heranbrach, führte die Prinzessin ihren Geliebten in ein Nebenzimmer, sie aber blieb wie gewöhnlich im Saale, von ihrer Bedienung umgeben. Des Abends wurden wieder alle Sklavinnen entlassen. Die Alte mußte etwas zu essen herbeischaffen und an der Thüre Wache stehen; der Prinz ward wieder herausgeholt und durfte die ganze Nacht im Saale bei seiner Geliebten zubringen. So verging ein ganzer Monat. Der Vizier und Asis waren sehr ängstlich, als der Prinz so lange nicht zurückkam, und fürchteten, die Prinzessin möchte aus Haß gegen die Männer ihn getödtet haben. Sie wußten keinen andern Rath, als zu des Prinzen Vater zurückzureisen, um ihm von der Gefahr, in der sein Sohn schwebte, Nachricht zu geben.

Scheherfad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier ihre Erzählung; in der nächsten Nacht aber begann sie wieder mit folgenden Worten:

Siebenhundertſte Nacht.

Während nun der Vizier und Aſis zum Sultan Suleiman Schah reisten, blieb der Prinz immerfort im Schloſſe; ſeine Liebe zur Prinzeſſin nahm immer zu, und nachdem er ein halbes Jahr, um ſeine Geliebte auf jede Weiſe zu prüfen, ihr ſeine hohe Geburt verheimlicht und trotz ſeiner immer wachſenden Leidenſchaft ihre Unſchuld geſchont hatte, ſagte er: „Möchteſt du nicht auf geſetzliche Weiſe meine Gattin werden? Ich bin kein Kaufmann, ſondern ein königlicher Prinz, derſelbe, der vor einem Jahre um deine Hand anhielt.“ Die Prinzeſſin freute ſich ſehr, als ſie dies hörte, und ſie beſchloſſen, der Prinz ſollte am folgenden Tage heimkehren und ſein Vater abermals um ſie anhalten laſſen. Nun wollte aber die Beſtimmung, daß ſie dieſe Nacht in der Freude über ihre baldige Vermählung länger als gewöhnlich ſchliefen. Der König ſaß ſchon auf ſeinem Throne, von den Großen des Reichs umgeben, da trat der Oberſte der Juweliere herein mit einem Schmuck, der ſo reich an großen Smaragden, Rubinen und andern Edelſteinen war, daß man ihn auf hunderttauſend Dinare ſchätzte. Der König fand ihn ſehr ſchön und ſagte dem alten Diener, der den Prinzen an der Thüre aufgehalten hatte: „Geh und bring dieſen Schmuck der Prinzeſſin!“ Der Diener ging an ihr Zimmer und fand es geſchloſſen, und die Alte ſchlief an der Thürſchwelle. Da rief der Diener: „Wie, ihr ſchlaft Alle

noch ſo ſpät?" Bei dieſen Worten erwachte die Alte, ſprang auf und ſagte: „Warte, bis ich die Schlüſſel hole," und entfloh. Als ſie aber nicht wiederkam und der Alte auch ihre Verlegenheit bemerkt hatte, hob er die Thüre aus, trat in's Zimmer und fand die Prinzeſſin in den Armen Tadj Almuluks.

Er ſtaunte ſie eine Weile an und wollte eben wieder zum König zurückgehen, als die Prinzeſſin erwachte. Sie ward todtblaß beim Anblick des Dieners und ſagte: „O Kaſur, verſchweige, was Gott verheimlicht." Er aber antwortete: „Gott hat euer Geheimniß offenbart, ich kann dem König nichts verbergen." Er ſchloß dann die Thüre hinter ihnen zu, ging zum König und erzählte ihm, was er geſehen. Der König befahl, daß Beide vor ihm erſcheinen ſollten. Als ſie hereintraten, ſagte er ganz zornig: „Was iſt das für eine abſcheuliche Handlung?" und er war ſo aufgebracht, daß er ſchon im Begriff war, dem Prinzen ſelbſt den Kopf abzuſchlagen. Aber die Prinzeſſin fiel über ihn her und ſagte: „Tödte mich zuerſt und laß mich ſeinen Tod nicht erleben." Der König ſchalt ſie und ließ ſie mit Gewalt auf ihr Zimmer bringen. Dann wandte er ſich zu Tadj Almuluk und ſagte: „Woher biſt du? wer hat dich zu meiner Tochter gebracht? wer biſt du, daß du es wagſt, meine Tochter zu verführen?" Der Prinz antwortete: „Ich bin der Sohn des Sultans Suleiman Schah, und wenn du mich

umbringen läßt und er es hört, wird er mit einer Armee dich überfallen, die du eben ſo wenig als den Sand und Kies der Erde zählen kannſt.“ Als der König dies hörte, ſagte er: „Wir wollen ſeinen Tod verſchieben und zuerſt erforſchen, ob er wahr geſprochen.“ Aber der Vizier entgegnete: „Laß ihn nur gleich hinrichten, denn er hat deine königliche Ehre geſchändet.“ Der König befahl dem Scharfrichter, den Prinzen zu köpfen, und als Jener ein wenig zögerte, ſagte ihm der König: „Wenn du ihn nicht gleich hinrichteſt, ſo geht's, bei Gott, um deinen Kopf.“ Der Scharfrichter hob bei dieſen Worten den Arm in die Höhe, bis man die Haare unter den Achſeln ſah, und wollte eben zuſchlagen, als man einen großen Lärmen auf der Straße hörte; alle Läden wurden geſchloſſen und die Leute entflohen in größter Furcht. Da ſagte der König zum Scharfrichter: „Halt' ein, bis wir hören, was dieſer Tumult bedeutet.“

Der Tag hinderte Scheherſad, weiter zu erzählen; in der nächſten Nacht aber fuhr ſie fort:

Siebenhundert und erſte Nacht.

Sogleich wurde ein Bote abgeſchickt, der bald wiederkehrte und dem König ſagte: „O Herr, ich habe eine Armee geſehen wie das tobende Meer, ſie zieht ſchnell daher wie eine Feuerflamme; ſie iſt ſo zahlreich, daß ſie das Licht der Sonne verfinſtert, und die Erde zittert unter den Hufen ihrer Pferde, ich weiß nicht, was ſie von uns will.“ Der König ſchickte höchſt erſchrocken den Vizier, um zu ſehen, was der Anzug dieſer Armee bedeute. Aber ſchon kamen die Adjutanten mit den Geſandten des Sultans, unter denen ein alter Mann war. Dieſer ſprach zum König: „O König der Zeit! der Sultan Suleiman, vor deſſen Reiter und Fußvolk du zitterſt, iſt nicht gewaltthätig und ungerecht, wie ſo viele Herrſcher vor ihm; er hat nur gehört, daß ſein innigſt geliebter Sohn hier bei dir iſt, und will weiter gar nichts, als ihn befreien und dir noch für ſeine Rettung danken. Nur wenn ihm etwas zu Leid geſchehen, dann wird er dein ganzes Land ſo verheeren, daß in Zukunft nur Raben und Eulen darin hauſen werden.“

Der König ward bei dieſen Worten von einer ſolchen Angſt überfallen, daß er den vor ihm mit zugebundenen Augen ſtehenden Prinzen ganz vergaß und den Dienern ſagte, ſie möchten gehen und den jungen Fremden holen. Aber die Geſandten erkannten

bald den Prinzen; ſie löſten ſeine Augenbinde und er erkannte den Vizier nnd Aſis, welche unter den Geſandten waren, und ihre gegenſeitige Freude war ſo groß, daß ſie eine Weile bewußtlos da lagen. Der erſchrockene König Scheherman ſtand vom Throne auf, küßte weinend den Prinzen, bat ihn um Verzeihung, entſchuldigte ſich, daß er ihm nicht geglaubt, und beſchwor ihn, zu verhüten, daß ſein Königreich verwüſtet werde. Der Prinz ſagte ihm: „Sey ohne Furcht, aber hüte dich wohl, deiner Tochter etwas zu Leid zu thun.“ Der König Scheherman befahl dann den Großen ſeines Reichs, den Prinzen in's Bad zu führen und ihm ein königliches Kleid anzuziehen. Als er zurückkam, ſtanden der König und alle Großen des Reichs vor ihm auf. Er aber unterhielt ſich zuerſt mit dem Vizier und Aſis und erzählte ihnen, wie er ein halbes Jahr bei der Prinzeſſin heimlich zugebracht, und dankte ihnen dafür, daß ſie zu ſeiner Rettung mit einer Armee herbeigekommen. Indeſſen hatte ſich der König zu ſeiner Tochter begeben, die er weinend und ſeufzend fand; ſie ſaß in Gedanken da, hatte den Griff eines Schwertes auf den Boden gelehnt und die Spitze an ihr Herz, nnd als

ihr Vater hereintrat, ſagte ſie: „Ich werde mich nun tödten, wenn mein Geliebter nicht mehr lebt.“ Der König rief ihr zu: „Thu' dies nicht! aus Mitleid gegen deinen Vater und dein Vaterland;“ nnd erzählte ihr Alles, was inzwiſchen vorgefallen. Die Prinzeſſin ſagte lächelnd: „Habe ich dir nicht geſagt, er iſt ein vornehmer Prinz; aber du wollteſt

mir nicht glauben, nun mag er dich auf einen Galgen hängen, der nicht zwei Drachmen werth ist." Der König bat sie, ihn zu verschonen, dann würde Gott sich auch ihrer erbarmen. Sie befahl ihm dann, zum Prinzen zu gehen und ihn zu ihr zu schicken, damit er sie beruhige. Als er mit dem Prinzen bald wieder kam, umarmte ihn die Prinzessin vor den Augen ihres Vaters. Es wurden dann Boten an Suleiman Schah gesendet, um ihm vom Wohl seines Sohnes und dessen bevorstehender Vermählung mit der Prinzessin Dunia Nachricht zu geben. Der König begab sich hierauf mit hundert Pferden, hundert schwarzen und hundert weißen Sklavinnen und hundert Dromedaren zum Vizier und Asis, und übergab ihnen Alles als Geschenk an den Sultan Suleiman. Bald nachher erschien auch Tadj Almuluk königlich gekleidet; man rief den Khadi und die Zeugen, welche sogleich den Ehe-Contract schrieben. Tadj Almuluk erzählte dann dem Könige, was Asis für ihn gethan und wie er ihn nun nicht länger von seiner Mutter trennen wolle. Der König ließ für ihn hundert Kameele mit den besten Waaren beladen, und gab ihm einige Sklaven mit. Asis nahm Alles dankbar an und verabschiedete sich beim König und bei dem Prinzen, die ihn noch drei Meilen weit begleiteten und beschworen, sie bald wieder zu besuchen.

Der Prinz traf nun auch Anstalten für seine Rückreise mit seiner Gattin und dem Vizier und kehrte, nachdem er noch drei Tage im Lager mit seinem Schwiegervater zugebracht hatte, in seine Heimath zurück. Als er in die Nähe der Residenz kam, schickte er Boten voraus, um seine und seiner Gattin Ankunft zu melden. Sein Vater kam ihm freudig entgegen, und nachdem sie einander lange umarmt hatten, erzählte er ihm Alles, was ihm widerfahren. Als sie in die Stadt zogen, fanden sie die ganze Stadt beleuchtet. Tadj Almuluk besuchte sogleich seine Mutter, welche ihre Haare abgeschnitten und im Schloßhofe ein Grabmal angeordnet hatte und Trauerverse über ihren Sohn recitirte. Sie saß eben schluchzend am Grabe, als sie ihren Sohn hereintreten sah. Da sprang sie ihm entgegen, umarmte ihn und fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, erzählte er ihr die Ursache seines langen Ausbleibens nebst Allem, was ihm in seiner Abwesenheit zugestoßen. Dann ging er wieder zu Dunia und feierte die Hochzeit. Mehrere Monate hindurch reihte sich ein Fest an's andere, bei welchen viel Geld ausgetheilt wurde; auch kamen Gesandte aus allen Ländern, um dem Prinzen Glück zu wünschen, der bei seinem Vater und seiner Gattin in höchster Seligkeit lebte.

Als der Vizier Dendan diese Erzählung vollendet hatte, sagte Dhul Makan: „Niemand weiß, wie du, ein betrübtes Herz aufzuheitern." Der Vizier versprach ihm, die nächste Nacht noch eine schönere Geschichte zu erzählen. Indessen dauerte die Belagerung

von Konſtantinopel vier Jahre lang, und die Truppen waren ermüdet von vielem Arbeiten und Wachen und beklagten ſich beim Vizier. Der Vizier kam zu Dhul Makan und ſagte ihm: „Die Truppen fangen an zu murren, ſie ſehnen ſich nach ihrer Heimath zurück.“ Dhul Makan ließ die Anführer der Armee verſammeln und fragte ſie, ob ſie wohl abziehen wollten, ohne für den König Omar und deſſen Sohn Scharkan Rache genommen und ohne die Alte gehängt zu haben, die an allem Unheil ſchuld ſey? Die Heerführer übertrugen ihre Stimmen dem Vizier, und dieſer ſagte dem König: „Ein längeres Bleiben wäre jetzt doch ganz fruchtlos; ich halte es für beſſer, jetzt heimzukehren und nach einiger Zeit wieder die Kreuzanbeter plötzlich mit allerlei Kriegsmaſchinen und Belagerungswerkzeugen zu überfallen.“ Dhul Makan willigte in den Abzug ein, denn auch er ſehnte ſich nach ſeinem Sohne Kana ma Kana und ſeiner Nichte Kadha.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:

Siebenhundert und zweite Nacht.

Dhul Makan ließ alsbald bekannt machen, daß er in drei Tagen aufbrechen würde, und die ganze Armee bereitete ſich höchſt entzückt zur Rückreiſe vor. Am vierten Tage erſchallten die Trompeten und Zimbeln, die Fahnen entfalteten ſich und die Truppen brachen freudig auf, mit dem König und dem Vizier an ihrer Spitze. Ganz Bagdad war auf den Beinen, als die Armee zurückkehrte und Freunde und Verwandte ſich wiederſahen. Der König eilte in ſein Schloß, wo er ſeine Gattin und ſeinen nunmehr ſiebenjährigen Sohn Kana wiederfand.

Als der König von der Reiſe ausgeruht hatte, ging er mit ſeinem Sohn in's Bad, dann beſtieg er den Thron, den ſeine Viziere und Vornehmen des Reichs umgaben, und ließ den Badheizer rufen, gegen den er ſo viele Verbindlichkeiten hatte. Als er hereintrat, ſtanden der König und alle Großen vor ihm auf; der Badheizer war höchſt erſtaunt, als man ihm ſo viele Ehre erwies, denn er erkannte den König nicht. Aber dieſer näherte ſich ihm und ſagte: „O wie ſchnell haſt du mich vergeſſen!“ Als er ihn wieder erkannte, umarmte er ihn und ſagte: „Mein Freund! wer hat dich zum Sultan gemacht?“ Alle Umſtehenden lachten über ihn und Dendan ſagte ihm: „Sey nur ehrerbietig, dein ehemaliger Freund iſt jetzt Sultan, du biſt ihm noch theuer; drum, wenn er dir ſagt, du ſollſt dir Etwas wünſchen, ſo fordere nur recht viel.“ Der Badheizer dankte ihm für ſeinen Rath und ſagte: „Er wolle Etwas verlangen, wovon ihm jede Nacht träume und das er ſtets im Sinne habe, vielleicht werde ſein Freund es ihm gewähren.“ —

„Sey nur nicht ſchüchtern," ſagte der Vizier: „bei Gott! wenn du ſtatt ſeines Bruders die Statthalterſchaft von Damaskus von ihm forderſt, wird er dir es auch gewähren." Als nun Dhul Makan dem Badheizer ſagte: „Wünſche dir, was du willſt, und forderſt du die Hälfte des Königreichs, ſoll es dir gewährt ſeyn, weil du mir das Leben gerettet," antwortete er: „Ich möchte Etwas, aber ich fürchte, du wirſt mir es abſchlagen." Der König wiederholte: „Gib mir nur deinen Wunſch zu erkennen, fürchte nichts!" Aber der Badheizer ſagte mehrere Male, er fürchte, es möchte dem König ſo leicht nicht ſeyn, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und er wolle es lieber nicht ſagen; denn er fürchte, und ſo fort, bis endlich der König ihm zornig zurief: „Wie oft muß ich dir noch ſagen: fürchte nichts, es ſey, was es wolle." Da ſagte der Badheizer: „Gib mir einen Firman, der mich zum Aufſeher aller Badheizer von Jeruſalem ernennt." Der Sultan lachte, und alle Anweſenden ſagten lachend: „Du forderſt Etwas, das nicht in des Sultans Macht ſteht; wünſche dir etwas Anderes!" Da ſagte der Badheizer: „Habe ich nicht voraus gewußt, daß der Sultan mir meine Bitte nicht gewähren kann?" Der Vizier winkte ihm und hieß ihn etwas Anderes wünſchen, aber er blieb bei dem, was er geſagt. Endlich ſagte ihm Dhul Makan: „Wünſche ſchnell noch Etwas!" — „Nun, ich will Miſtträger im großen Bade zu Damask ſeyn." Alle Anweſenden lachten noch mehr, und

der Vizier ſchlug ihn. Da ſagte der Badheizer: „Was ſchlägſt du mich? ich bin ja unſchuldig; haſt du mir nicht geſagt, ich dürfe das Allerhöchſte wünſchen? Wenn mir der Sultan dies nicht gewähren will, ſo verlaſſe ich Seine Hoheit und gehe in meine Heimath zurück.“ Der König näherte ſich ihm dann und ſagte: „Ich beſchwöre dich, mache jetzt dem Scherz ein End' und ſage mir, was du begehrſt.“ Der Badheizer ſagte: „Nun, wenn ich ernſt ſeyn ſoll, ſo bitte ich dich um die Statthalterſchaft von Damask.“ Der König ſagte: „Sie ſey dir verliehen,“ und ließ ihm ſogleich den Firman ausfertigen.

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:

Siebenhundert

und

dritte Nacht.

Dhul Makan ſagte dann zum Vizier: „Du gehſt mit ihm nach Damask und kehrſt bald wieder mit meiner Nichte Kadha hierher zurück, daß ich ſehe, wie es ihr gegangen und was ſie gelernt hat.“ In einem Monate war Alles zur Reiſe bereit; der Vizier und der Badheizer nahmen dann Abſchied vom Sultan, der dieſem empfahl, in ſeiner Statthalterſchaft Gerechtigkeit walten zu laſſen und für das Wohl der Muſelmänner beſorgt zu ſeyn. Auch verlangte er von ihm, daß er ſich zum heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen rüſte, damit er mit ſeinen Truppen erſcheine, ſobald er dazu aufgefordert würde, und dann nahmen ſie Abſchied von einander.

Der Badheizer, dem Dhul Makan den Namen Sultan Seilakan gab, reiste mit dreitauſend Mameluken ab, die ihm die Großen Bagdads geſchenkt hatten, und Ruſtum und die andern Heerführer der Muſelmänner begleiteten ihn drei Tage weit. Als er in Damask ankam, wo man ſchon durch Eilboten und durch Vögel von ſeiner Ernennung zum Statthalter Nachricht hatte, fand er die ganze Stadt beleuchtet und alle Bewohner, Groß und Klein, Jung und Alt, Freie und Sklaven, kamen ihm entgegen. Er begab ſich in die Citadelle mit dem Vizier, der ihn in Allem unterrichtete, beſtieg den Thron, theilte viele Geſchenke aus und regierte mit ſo vieler Einſicht, daß ihn der Vizier bewunderte.

Er beſchäftigte ſich dann bald mit der Ausſtattung Kadha's, der Tochter Scharkans; er ließ ihr eine ſchöne Sänfte machen, ſchenkte ihr zwei Sklavinnen zur Bedienung und übergab ſie dem Vizier, der ſie in einem Monate nach Bagdad brachte. Dhul Makan, welcher dem Vizier, ſobald er ſeine Ankunft vernahm, entgegen ging, freute ſich ſehr, als er ſeine achtjährige Nichte ſah, doch rief ihr Anblick eine ſchmerzliche Erinnerung an ihren Vater zurück; er ließ ihr viele Kleider zuſchneiden und koſtbaren Schmuck verfertigen und ſie mußte mit ſeinem Sohne Kana zuſammenwohnen. Beide wurden ſehr geſchickt, doch war Kadha durch ihren Verſtand und durch ihre Bedachtſamkeit ausgezeichnet, während Kana etwas leichtſinnig, hingegen äußerſt freigebig und edelmüthig war. Sie ritten oft mit einander aus und übten ſich im Schlagen und Fechten. Als ſie Beide zwölf Jahre alt waren und der König alle Vorbereitungen zum heiligen Kampfe getroffen hatte, ließ er den Vizier rufen und neben ſich ſitzen, und nachdem er ihn reichlich beſchenkte, ſagte er ihm: „Ich muß dich um Rath fragen, ob ich recht thue, wenn ich die Regierung meinem Sohne Kana übertrage, damit ich mich bei meinem Leben noch an ſeiner Herrſchaft freue. Der Vizier rieth ihm ab, weil erſtens der Prinz noch zu jung war, und weil zweitens gar oft ein Sultan, der die Herrſchaft ſeinem Sohne überläßt, bald darauf ſtirbt. Der König ſtimmte ihm bei und fragte ihn dann, ob er dazu rathe, daß er ſeinen Sohn Kana mit ſeiner Nichte Kadha vermähle, da doch Beide gleich ſchön und liebenswürdig und daſſelbe Alter und denſelben Rang haben? Der Vizier antwortete: „Verfahre in dieſer Sache, wie es dir gut dünkt, wir werden deinem Befehle gehorchen.“ Der König ließ ſogleich den Verwalter, den Gatten ſeiner Schweſter, rufen, ernannte ihn in Gegenwart aller Großen des Reichs zum Vormund ſeines Sohnes und ließ ihn den Eid der Treue ſchwören.

Dhul Makan ging dann zu ſeiner Schweſter Nushat Aſſaman und empfahl ihr ſeinen Sohn Kana und deſſen Mutter, und ſie verſprach ihm, Kana wie ihren eigenen Sohn zu lieben. Sodann predigte Dhul Makan ſeinem Sohne Tag und Nacht über das, was er nach ſeinem Tode zu thun habe, denn er fühlte wohl, daß ſeine Stunde nicht mehr fern ſeyn würde. In der That ward er bald ſo krank, daß er wenig Hoffnung mehr zur Geneſung hatte. Er ließ dann wieder ſeinen Sohn und den Vizier rufen, und als Beide neben ihm ſaßen, ſagte er Jenem: „Mein Sohn! betrachte dieſen Vizier als deinen Vater, eben ſo auch den Verwalter, den ich zu deinem Pflegevater ernannt, denn ich werde bald aus dieſer vergänglichen Welt in jene ewigdauernde übergehen. Es thut meinem Herzen weh, mich von dir, meiner Gattin und meiner Schweſter zu trennen. Noch Etwas wird aber bis zur Sterbeſtunde mich kränken;

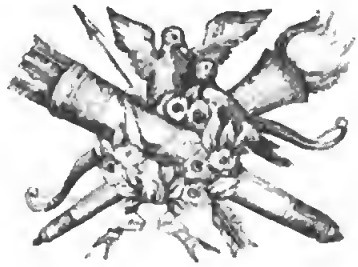
es iſt der Tod deines Großvaters Omar und deines Oheims Scharkan, für die ich noch keine Rache genommen. Ich beſchwöre dich daher bei Gott! wenn er dich nach mir beim Leben erhält, räche deinen Großvater und deinen Onkel an den Ungläubigen, beſonders an der verruchten Dſat Dawahi; doch nimm dich wohl in Acht vor ihrer Liſt und Bosheit, und befolge den Rath des Verwalters und des Viziers.“ Als Kana dieſe Worte hörte, floſſen ſeine Augen in Thränen über, und auch der alte Vizier mußte weinen. Indeſſen zog ſich die Krankheit des Sultans noch mehrere Jahre hin. Der Verwalter leitete indeſſen alle Regierungsangelegenheiten und fand überall Treue und Gehorſam. Kana und ſeine Braut Kadha brachten ihre ganze Zeit mit Fechten, Reiten, Schießen und Jagen zu. Kana's Mutter aber verließ das Bett ihres immer ſchwächer werdenden Gatten nicht. Eines Tages, als Dhul Makan ganz allein auf ſeinem Krankenbette lag und über ſein baldiges Scheiden von Allem, was er beſaß, nachdachte, recitirte er folgende Verſe:

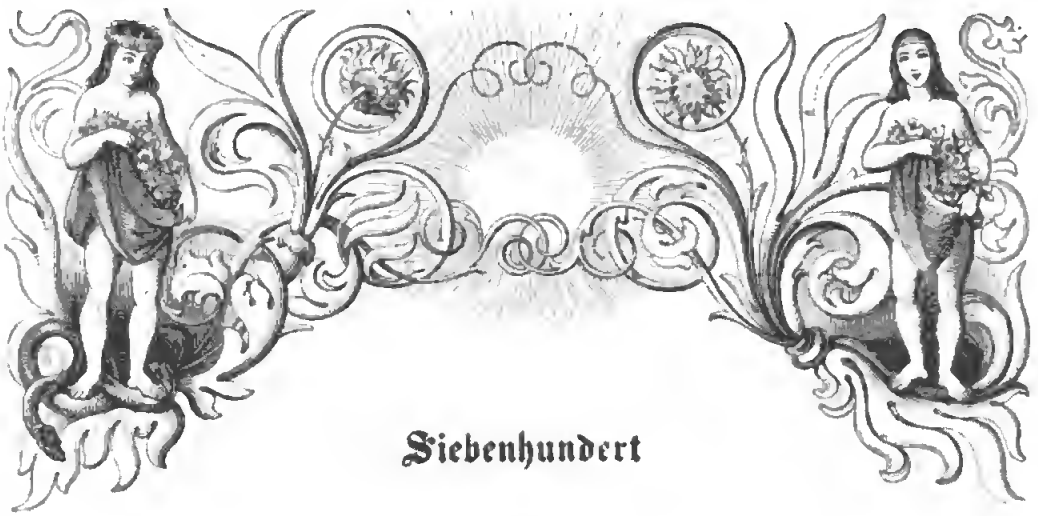
„Mein Wohlſtand iſt geſunken, meine Zeit iſt vorüber, ihr ſeht, in welchem Zuſtande ich mich nun befinde. In den Tagen des Glücks war ich der Erſte unter meinem Volke und derjenige, dem am wenigſten zu wünſchen übrigblieb. Nun mußte ich mein Königreich aufgeben und in einen Zuſtand der Schwäche

und Unthätigkeit verfallen. Meine Geduld und meine Standhaftigkeit ſind dahin. Wenn nur Gott mir die Gnade ſchenkt, daß mein Sohn meinen Platz auf dem Throne einnehme, und mit Schwert und Lanze an meinen Feinden Rache ausübe; nur dieſen Wunſch möchte ich noch vor meinem Tode erfüllt ſehen."

Als er dieſe Verſe vollendet hatte, erſchien ihm im Traume Jemand, der ihm ſagte: „Sey nur froh, dein Sohn wird an deine Stelle treten und alle Länder mit ſeinem Namen erfüllen. Danke dem Herrn, dem Schöpfer des Weltalls, der ſeine Huld an dir vollendet, und betrübe dich nicht über den Verluſt deines Königreichs, deiner Schätze und deines Lebens." Wenige Tage nachher war ſeine beſtimmte Lebenszeit abgelaufen und er ſtarb. Alle Bewohner Bagdads waren tief betrübt über ſeinen Tod und er ward von Vornehmen und Niedern beweint. Doch bald ward er vergeſſen und ſeine Gattin und ihr Sohn Kana wurden immer mehr vernachläſſigt. Sie mußten zuſammen in einem Zimmer wohnen und erhielten nur ein ſpärliches Monatgeld.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. In der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:





Siebenhundert

und

vierte Nacht.

Kana's Mutter ging weinend zu Nushat Assaman und sagte ihr in Anwesenheit ihres Gatten, des Verwalters: „O große erhabene Herrin! Gott lasse Euch nie in Noth kommen und fahre fort, Euch über alle Eure Unterthanen mit Gerechtigkeit regieren zu lassen. Ihr wißt, was wir einst an Vermögen, Rang und Macht besaßen, und nun ist Alles dahin durch den Tod meines Gatten; ich komme daher, um Eure Hülfe zu erflehen." Nushat Assaman ward gerührt, als sie wieder an ihren Bruder erinnert ward; sie tröstete die Wittwe und versprach ihr allen Beistand, erwies ihr viele Ehre, schenkte ihr ein kostbares Kleid und ließ ihr im Schlosse neben ihrer Wohnung ein geräumiges Zimmer einrichten, wo sie wieder einige Zeit recht vergnügt mit ihrem Sohne Kana lebte. Dieser war schon glücklich, wenn er nur Kadha sehen durfte, und wenn sie beisammen waren, glichen sie zwei leuchtenden Sternen, oder zwei glänzenden Monden, oder zwei schlanken Baumzweigen. Kadha übertraf in ihrem fünfzehnten Jahre die Sonne an Schönheit; ihr Gesicht war voller Anmuth, ihre Taille zart und die Küsse ihres Mundes süß wie ein Paradiesesstrom. Auch Kana war ausgezeichnet durch seine unbeschreibliche Schönheit. Edelmuth und Tapferkeit strahlten aus seinen Augen und doch lag viel Sanftes und Süßes in allen seinen Zügen; er hatte hübsche Locken und auch sein Schnurrbart fing an sichtbar zu werden.

Eines Tages war Kadha am Tigris von Sklavinnen und Dienern umgeben, es war im Frühling, die Erde hatte ihr grünes Prachtgewand umhüllt und stolzirte mit ihren wunderbaren Blumen. Die Rosen dufteten unter dem Thau hervor, die Kamomille lächelte den sanften Zephyr an. Ihr Geliebter war nicht fern und bewachte sie vor dem bösen Auge, denn sie sah aus wie der leuchtende Mond. Aber sein Herz ward verwundet von den Pfeilen ihrer Augen, sein Gemüth ward aufgeregt und er brach in folgende Verse aus:

„Wann wird mein durch Trennung gemartertes Herz befriedigt werden? Ich klage Gott meine Pein und meinen Liebesgram; o wüßte ich doch nur, ob Kadha meine Liebe theilt."

Als Kadha, von ihren Dienern und Sklavinnen umgeben, diese Verse hörte, ward sie sehr aufgebracht und sagte zu Kana: „Willst du durch deine Verse mich zum allgemeinen Gerede machen? Bei Gott! wenn du das noch einmal thust, so beklage ich mich bei

meinem Vater, dem mächtigen Sultan von Bagdad, der wird dich ſchon demüthigen." Kana ging betrübt in die Stadt allein zurück und Kadha erzählte ihrer Mutter Nushat Aſſaman, wie Kana durch ſeine Verſe ihrem Rufe ſchade. Ihre Mutter ſagte: „Laß ihn, er iſt ein armer Waiſe, er hat es nicht bös gemeint; hüte dich, deinem Vater etwas davon zu ſagen, der würde ſonſt ſeinem Leben bald ein Ende machen; man würde bald ſo wenig wie vom geſtrigen Tag mehr von ihm ſehen, und in ganz Bagdad hieße es dann, Kana hat ſich ſchlecht aufgeführt." Kana wurde indeſſen immer verzweifelter; er machte gar kein Geheimniß aus ſeiner Liebe und ſchaffte ſeinem Herzen durch Gedichte Luſt, bis endlich dem Verwalter, welcher nun den Namen Safan führte, einige ſeiner Verſe zu Ohren kamen. Er ging ſogleich zu ſeiner Gattin und ſagte: „Sittlichkeit und Zuſammenleben junger Leute verſchiedenen Geſchlechts vertragen ſich nicht mit einander; bei Königen ſollten nicht einmal Bruder und Schweſter in einem Hauſe wohnen; ſo lange Augen blicken und Herzen ſchlagen, ſind Jünglinge und Mädchen nicht ſicher bei einander; darum wäre es wohl jetzt auch Zeit, da Kana das Mannesalter erreicht hat, daß ihm kein Zutritt mehr zu Kadha geſtattet werde, welche doch wohl verdient, daß man ſie ſorgfältig bewache."

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Siebenhundert

und

fünfte Nacht.

Nushat Aſſaman gab dem Verwalter Recht, und als am folgenden Tage Kana wie gewöhnlich zu ſeiner Tante kam, ſagte ſie ihm: „Ich fühle mich gezwungen, dir einen guten Rath zu ertheilen: der Sultan hat von den Verſen gehört, die du in deiner Leidenſchaft gedichtet, und mir den Befehl ertheilt, dir den Zutritt zu Kadha zu verſagen; drum komme gar nicht mehr in's Haus, und wenn du was brauchſt, ſo laß mich herausrufen: ich reiche dir, was du verlangſt, zur Thüre hinaus.“ Kana konnte vor Zorn und Thränen kein Wort herausbringen. Er eilte zu ſeiner Mutter und erzählte ihr, was ihm ſeine Tante geſagt. Seine Mutter ſagte: „Das kommt von deinem vielen Reden und Ausplaudern deines Geheimniſſes; du weißt, daß Kadha durch ihre Schönheit berühmt iſt, und da ihr Vater dich erzogen hat, ſo hätteſt du mit ihr keine Liebſchaft anknüpfen ſollen.“ Kana erwiderte hierauf: „Und wer verdient denn eher als ich ihr Gatte zu werden? Bin ich nicht ihr Vetter?“ Seine Mutter antwortete ihm: „Laß ab von ſolchen Reden und hüte dich wohl, ſo etwas einem Andern als mir zu ſagen; denn wenn der König Saſan ſo etwas hört, iſt es um dich geſchehen; wer Kadha heirathen will, muß zuerſt in den Himmel ſteigen und das Zwillingsgeſtirn herunterholen.“ Kana ward höchſt beſtürzt, als er ſeine Mutter ſo ſprechen hörte, und

nach einer Weile ſagte er ihr: „Wenn dem ſo iſt, ſo kann ich nicht länger hier bleiben; laß uns von hier wegziehen!“ Seine Mutter weinte heftig und willigte zuletzt ein. Sie ging in Saſans Palaſt und nahm das Nöthige für ſich und ihren Sohn; da begegnete ihr Kadha mit ihrer Mutter und erkundigte ſich nach ihrem Sohne, und als ſie ihr ſeinen Zuſtand ſchilderte, ſagte Kadha: „Bei Gott! ich habe ihn ungern aus meiner Nähe verſtoßen, denn ich liebe ihn noch heftiger, als er mich liebt, ich fürchtete nur die Bosheit der Menſchen; ich bin ihm von meiner Jugend her recht gut. Meine Zunge iſt ohnmächtig, alle Liebe auszuſprechen, die ich für ihn fühle, und wäre die ſeinige nicht ſo voreilig geweſen, ſo hätte ihm mein Vater ſeine Gunſt nicht entzogen; doch die Zeiten ſind veränderlich und die ſchönſte Tugend iſt Geduld; vielleicht wird Derjenige, welcher jetzt unſere Trennung beſchloſſen, auch einſt wieder uns vereinigen.“ Kana's Mutter dankte ihr und ging wieder zu ihrem Sohne zurück, um ihn durch Kadha's freundliche Worte zu tröſten. Dieſer Troſt belebte ihn wieder von Neuem, aber ſeine Leidenſchaft ward auch wieder um ſo heftiger. Er lebte lange noch auf feurigen Kohlen, bis er ſiebzehn Jahre alt war; da dachte er in einer ſchlafloſen Nacht: Wie lange ſoll ich noch hier bleiben und meinen Körper zuſammenſchmelzen laſſen, ohne meine Geliebte zu ſehen? Mein Aufenthalt hier iſt zu peinlich, ich habe nicht einmal einen Freund, dem ich meinen Kummer vertrauen kann; es iſt beſſer, ich verlaſſe dieſes Land. Er ging hierauf barfuß und halb nackt aus dem Schloſſe, mit einer alten ſiebenjährigen Mütze auf dem Kopfe und einem trockenen Laib Brod unter dem Arm, und wartete im Dunkeln, bis das Stadtthor geöffnet ward, dann lief er den ganzen Tag im Freien umher. Seine Mutter war verzweifelt, als ſie ihn nicht wiederkommen ſah, und ſchrie weinend: „O mein einziger Freund, o mein Sohn, o Verlangen der Edlen, wie betrübt mich deine Abweſenheit! Ich will nicht mehr eſſen und nicht mehr trinken und nicht mehr in dieſem Schloſſe ruhen, ich will nichts als weinen und jammern; o mein Sohn, wo biſt du? wo ſoll ich dich rufen? wo biſt du, Dhul Makan? ſiehſt du nicht, wie dein Sohn aus ſeiner Heimath vertrieben worden? du warſt doch ſo gerecht, haſt alle Hungrigen geſättigt und den Schutzloſen Hülfe gereicht.“ Sie jammerte und weinte ſo lange, daß ſie alle Bewohner Bagdads rührte. Einige gingen zum König Saſan und ſagten: „O König der Zeit! Kana iſt doch der Sohn unſers Königs, wir müſſen ihn aufſuchen laſſen.“ Er ſchrie ſie aber heftig an und ſagte: „Ergreift ihn und theilt ihn in Zwei.“ Alle Anweſenden wurden durch dieſe Worte eingeſchüchtert und ſagten für ſich: „Wir müſſen geduldig Gottes Beſchluß abwarten.“ Später erinnerte ſich Saſan doch des letzten Willens des verſtorbenen Königs, worin

er ihm seinen Sohn empfahl. Er schickte Derkasch mit hundert Reitern aus, um ihn aufzusuchen, Derkasch kam aber nach zehn Tagen ohne Nachricht von ihm zurück. Kana irrte indessen in der Wüste umher, nährte sich von den Pflanzen der Erde und schützte sich gegen die Mittagssonne unter den Bäumen. Einst kam er in ein Thal in der Nähe eines Flusses, da hörte er in der Nacht, wie Jemand seufzte und weinte und Liebesgedichte recitirte; da er hoffte, hier einen tröstenden Freund und Reisegesellschafter zu finden, ging er der Stimme nach und rief: „O nächtlicher Wanderer, nähere dich mir und erzähle mir deine Geschichte, vielleicht kann ich dir in deinem Unglück beistehen.“ Der Fremde antwortete: „Zudringlicher, der du mich in meiner Freude störst und mich belauschest, sage mir, wer bist du? Bist du ein Mensch, oder ein Geist? Nur schnell ehe dein Tod sich naht; denn ich wandere schon zwanzig Tage umher, ohne einem lebendigen Wesen zu begegnen. Bist du ein Geist, so ziehe weiter in Frieden; bist du ein Ritter, so bleibe an deinem Platze stehen, bis der Tag heranbricht, da wird sich's

zeigen, wer von uns der Wackerſte.“ Kana wich, als er dies hörte, nicht von der Stelle, und der Fremde eben ſo wenig, und Beide recitirten die ganze Nacht durch Liebesgedichte. Als der Tag heraubrach, ſah Kana, daß der Fremde ein Beduine war. Er trug Schwert und Schild und einen Schlauch voll Lebensmittel, und ſah verliebt und unglücklich aus. Kana grüßte ihn und der Beduine erwiderte ſeinen Gruß, ſah ihn verächtlich an, weil er ſo jung und arm ausſah, und ſagte: „Wer biſt du, Junge, daß du ſo in der Nacht umherwanderſt? Du ſiehſt ziemlich armſelig aus, ich habe Mitleid mit dir und will dich in meine Dienſte nehmen.“ Als Kana merkte, daß der Beduine mit Verachtung auf ihn herabſah, ſagte er mit ſanfter Stimme: „Da ich dir doch dienen ſoll, ſo ſage mir auch, wer du biſt.“

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht begann ſie mit folgenden Worten:

Siebenhundert

und

ſechste Nacht.

Als der Beduine Kana's Bitte vernommen, erwiderte er ihm: „Wiſſe, ich bin Sabach, der Sohn Rabachs, des Sohnes Hamams, und mein Stamm gehört zu den ſyriſchen Beduinen. Ich habe eine reizende Couſine, welche Radjma heißt. Nach dem Tode meines Vaters ward ich mit ihr bei meinem Oheim erzogen. Als wir aber Beide herangewachſen waren, verſtieß mich mein Oheim, weil ich ein armer Waiſe bin. Die Vornehmen des Stammes gingen zu ihm und redeten ihm zu, mir ſeine Tochter zur Frau zu geben. Er ſchämte ſich, mir ſie geradezu zu verweigern, und ſagte: „Wenn er die Morgengabe entrichten kann, ſo ſoll er ſie haben.“ Als ich ihn aber fragte, was er als Morgengabe verlange, ſagte er: „Fünfzig Pferde, fünfzig Kameele, zehn Sklaven und zehn Sklavinnen, fünfzig Kameele voll Waizen und eben ſo viel mit Gerſte, und fünfzig Stück Seidenſtoff.“ Bei dieſer Forderung beſchloß ich, von Syrien nach Irak zu reiſen und in der Nähe von Bagdad eine reiche Karavane auszuplündern, um das von mir als Morgengabe Verlangte bezahlen zu können. Nun ſage mir aber auch, wer du biſt.“ — „Ich bin der Sohn des Königs Dhul Makan, und befinde mich in derſelben Lage, wie du; bin nur noch unglücklicher, weil meine Geliebte eine Prinzeſſin iſt, für die ich keine Morgengabe auftreiben kann.“ — „Du ſiehſt wahrlich eher einem

Bettler, als einem Prinzen gleich.“ — „Edler Araber,“ verſetzte Kana: „wundere dich nicht über die Launen des Schickſals, das mich ſo tief gebeugt; der Aufenthalt in meiner Heimath, ohne meine Geliebte zu ſehen, ward mir ſo drückend, daß ich in dieſem Aufzuge nächtlich entflob; aber nichts deſto weniger bin ich ein königlichee Prinz.“ Als der Beduine Sabach dies hörte, rief er freudig: „O welches Glück! mein Ziel iſt erreicht, nun brauche ich nichts mehe; du biſt von königlichem Geblüte und haſt dich nur als Bettler verkleidet; gewiß werden die Deinigen dich aufſuchen und, wenn ſie dich finden, die größten Schätze für dein Löſegeld bieten: kehre alſo um, Junge, und geb als mein Sklave vor mir her.“ Kana erwiderte: „O edler Araber, handle nicht ſo ſchlecht und

mache dir keine eitlen Hoffnungen; meine Leute werden mich nicht um eine Drachme loskaufen, ſie wünſchen im Gegentheile nichts mehr, als mich in's Verderben geſtürzt zu wiſſen, um Ruhe zu bekommen, und ich ſelbſt bin ſehr arm, habe nicht viel und nicht

wenig; laß uns lieber zuſammen nach Irak reiſen, vielleicht können wir dort mit einander die Morgengabe erringen, ſo daß du dann deine Couſine beirathen kannſt.“ Der hochmüthige Sabach ward ſehr aufgebracht und ſagte: „Wehe dir! du wagſt es noch, mir zu widerſprechen? Gleich kehre dich um und gehe vor mir her, ſonſt geht es dir ſchlecht.“ — „Wie ſoll ich dir gehorchen,“ verſetzte Kana, „wenn du ſo ungerecht gegen mich handelſt? Fürchteſt du nicht den Tadel der Araber? Willſt du mich demüthig vor dir herführen, ohne mich vorher auf dem Kampfplatze erprobt zu haben? Weißt du denn, ob ich feig oder tapfer bin?“ Sabach ſagte lächelnd: „Bei Gott! das ſind Worte eines wackern Helden; nun, was hältſt du denn für billig?“ Kana antwortete: „Wenn du willſt, daß ich dein Diener werde, ſo lege deine Waffen ab und ringe mit mir; wer von uns ſiegt, der gebiete dem Andern.“ Sabach lachte ſo heftig, daß er auf den Rücken fiel, dann warf er Schwert und Schild und den Sack mit Vorrath weg, ſchürzte ſich auf und ging auf Kana los, und umfaßte ihn in der Meinung, ihn leicht auf den Boden zu werfen; aber er fand bald, daß Kana im Ringen unüberwindlich. Schon wankten ſeine Füße und er bereute es, ihn nicht gleich mit dem Schwerte getödtet zu haben; er wollte daher auf das Schwert losſpringen, aber Kana hielt ihn feſt und ſchüttelte ihn ſo heftig, daß ihm die Eingeweide zerriſſen, dann hob er ihn in die Höhe, wie einen Spatzen, und wollte ihn in den Fluß werfen.

Scheherſad unterbrach hier ihre Erzählung; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Siebenhundert und ſiebente Nacht.

Sabach ſchrie in Kana's Armen: „Was beginnſt du mit mir?“ — „Ich werfe dich in den Fluß, welcher ſich in den Tigris ergießt, der dich dann in den Jeſusbach trägt, und letzterer bringt dich in den Euphrat, mit dem du in deine Heimath ſchwimmſt. Dort wird man dich erkennen und deine Tapferkeit loben und deine treue Liebe.“ Sabach ſchrie: „Bei dem Leben deiner Couſine, der Zierde aller Schönen, laß mich!“ Kana ließ ihn langſam zu Boden nieder. Als aber Sabach wieder auf ſeine Waffen zuging, um Kana damit anzugreifen, ſagte ihm dieſer: „Ich weiß, was in dir vorgeht, du denkſt, im Ringen biſt du der Schwächere, aber mit den Waffen in der Hand würdeſt du mich beſiegen; nun, damit dir gar kein Vorwand bleibe, ergreife du dein Schwert, laß mir nur den Schild: wir wollen ſehen, wer von uns den Andern erſchlägt.“ Sabach freute ſich mit dieſem Vorſchlag und drang mit dem Schwert auf Kana ein; dieſer ſchlug gar nicht, ſondern vertheidigte ſich nur mit dem Schilde, bis er merkte, daß Sabachs Kräfte abgenommen, und ſeine Hände vom Schlagen ermüdet waren; dann erſt drang er auf ihn ein, ſtürzte ihn zu Boden und ſchleppte ihn an den Füßen dem Fluſſe zu. Sabach ſchrie: „Was willſt du thun, du einziger Ritter deiner Zeit?“ — „Habe ich dir nicht geſagt, ich will dich den Deinigen zuſenden, daß ſie nicht länger um dich verlegen ſeyen und deine Couſine ihren Bräutigam wieder finde.“

Sabach schrie wieder: „Thu' dies nicht, du Held deines Jahrhunderts! ich will dir schwören, daß ich dir als Diener folge.“ Er recitirte dann weinend folgende Verse:

„Wehe mir! ich lebe schon lange fern von meiner Heimath als verstoßener Fremdling; o wüßte ich, ob ich in der Fremde sterben soll, ohne daß meine Verwandten meinen Tod erfahren, ohne daß ein Freund mich beweine.“

Kana bemitleidete ihn und ließ ihn los, nachdem er ihm einen Eid abnahm, daß er ihm als treuer Gefährte folgen wolle. Sabach holte dann, nachdem er Kana die Hand geküßt, seinen Vorrath an Gerstenbrod herbei und verzehrte ihn mit Kana am Ufer des Flusses; hierauf wuschen sie sich, beteten und unterhielten sich von ihren Familien-Angelegenheiten. Kana fragte dann Sabach: „Wohin möchtest du jetzt reisen?“ Er antwortete: „Am liebsten nach Bagdad, in deine Heimath.“ Da sagte Kana: „So zieh' hin, ich sage dich von deinem Eide los und folge dir bald.“ Als aber Sabach von ihm Abschied genommen hatte, dachte er: Bei Gott! in einer solchen Armuth und in so elendem Zustande kehre ich nicht in die Heimath zurück, vielleicht wird mir durch Gottes Gnade geholfen. Er fiel dann vor dem Flusse zu Boden und betete: „O Gott! der du die Erde durch Regen befruchtest, den Fischen im Meer und dem Wurm im steinigen Boden ihre Nahrung reichst, du einziger Gott, habe Mitleid mit mir und spende mir deine gnädige Hülfe!“ Während er so in Verzweiflung mit der Stirne auf der Erde hingestreckt lag, hörte er ein Geräusch in der Ferne; er sah umher und erblickte einen Ritter, der wie der Blitz auf einem Pferde herbeisprengte. Der Ritter war verwundet, ließ dem Pferde die Zügel frei und hielt sich am Halse fest; als er zu Kana kam, der sich inzwischen erhoben hatte, war er in den letzten Zügen; das Blut strömte aus seiner Wunde wie Wasser aus der Mündung eines Schlauchs hervor, kaum hatte er noch Kraft genug, Kana zuzurufen: „O Herr der Araber! hebe mich langsam vom Pferde herunter und sieh mich als deinen Freund an, so lange ich noch lebe, und gib mir ein wenig Wasser, obschon ein Verwundeter, besonders wenn ihm bald die Seele ausgeht, nicht trinken sollte. Wenn ich leben bleibe, so mache ich deiner Armuth ein Ende, und wenn ich sterbe, so hast du durch deine That dir himmlischen Lohn erworben.“ Kana bemitleidete den Ritter, hob ihn von einem Pferde herunter, welches das beste seiner Zeit war, gab ihm Wasser zu trinken und, nachdem er ihn ein wenig in Ruhe gelassen, fragte er ihn: „Wer hat dich so mißhandelt?“ Der Ritter antwortete: „Wahrheit ist besser als Trug, darum wisse, daß ich mein ganzes Leben als Pferderäuber zugebracht habe; sobald ich ein gutes Pferd sah, jagte ich ihm nach und scheute keine Gefahr, um mir es zuzueignen, und wenn es dessen Eigenthümer zwischen seine Augenlieder

verborgen hielt; ich kann alle Ketten löſen und jedes Band zerreißen; mein Name iſt Ghaſan, und man nennt mich das Verderben aller Roſſe und das Schreckniß aller Ritter. Ich hatte auch von dieſem Pferde gehört, das dem Könige Feridun, dem Kreuzanbeter von Konſtantinopel, gehörte, er hatte ihm den Namen Katul (das Tödtende) und den Beinamen Madjnun (der Verrückte) gegeben; ich reiste daher nach Konſtantinopel und blieb eine Weile dort, um es zu ſtehlen. Eines Tages ſah ich auf dieſem Pferde eine bei den Griechen hochverehrte alte Frau, ihr Name war Oſat Dawahi (die Uubeilverbreitende). Sie war bloß von zehn Sklaven begleitet und begab ſich nach Bagdad zum Könige Saſan, um Friedensunterhandlungen mit ihm anzuknüpfen; ich folgte ihr, konnte aber nicht zum Pferde gelangen, weil es zu gut von den Sklaven bewacht wurde. Als ſie endlich nicht mehr weit von Bagdad war und ich nachdachte, wie ich das Pferd mir zueignen könnte, ehe ſie die Stadt erreicht, erhob ſich ein mächtiger Staub, und fünfzig Reiter, welche Straßenräuber waren, kamen herbei mit ihrem Hauptmann, der wie ein zürnender Bär oder wie ein reißender Löwe ausſah. Der Hauptmann, welcher Kadaſch hieß, umzingelte mit ſeinen Räubern die Alte, und in einem Augenblicke hatte er die zehn Sklaven gefeſſelt und die Alte und das Pferd weggenommen; da dachte ich, nun iſt alle meine Mühe vergebens, mein Wunſch wird nicht in Erfüllung gehen; ich

blieb indeſſen doch in der Nähe, um zu ſehen, wie das enden würde. Die Alte fing an zu weinen, als ſie ſich in ſolcher Noth ſah, und ſagte: „O mächtiger Held! was willſt du von mir und meinen Sklaven? haſt du nicht genug an meinem Pferde? ich bin ja nur eine Abgeſandte;“ ſie flehte dann ſo lange und verſprach ihm ſo viele Pferde und anderes Vieh, bis er ſie losließ und mit ſeinen Räubern wieder weiter zog. Ich folgte ihm bei Tag und bei Nacht, bis ich eine Gelegenheit fand, das Pferd zu ſtehlen, dann beſtieg ich es ſchnell und trieb es fort; aber die Räuber holten mich ein, umzingelten mich von allen Seiten und drangen mit ihren ſcharfen Schwertern auf mich ein; ich hielt mich zwar feſt auf dem Pferde, das für mich kämpfte mit den Vorder- und Hinterbeinen, bis es endlich wie ein fliegender Stern oder abgeſchoſſener Pfeil mit mir davonſprang. Doch erhielt ich im Kampf eine ſchwere Wunde, und nun reite ich ſchon drei Tage umher, ohne Etwas zu genießen oder zu ſchlafen, und das Blut ſtrömt immerfort aus meinen Wunden. Du haſt mir nun eine große Wohlthat erwieſen, die dir Gott vergelten mag; aber ſage mir doch, du ſiehſt ſo arm und elend aus, und doch ſind unverkennbare Spuren eines ehemaligen Wohlſtandes an dir merkbar: wer biſt du wohl?“

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:

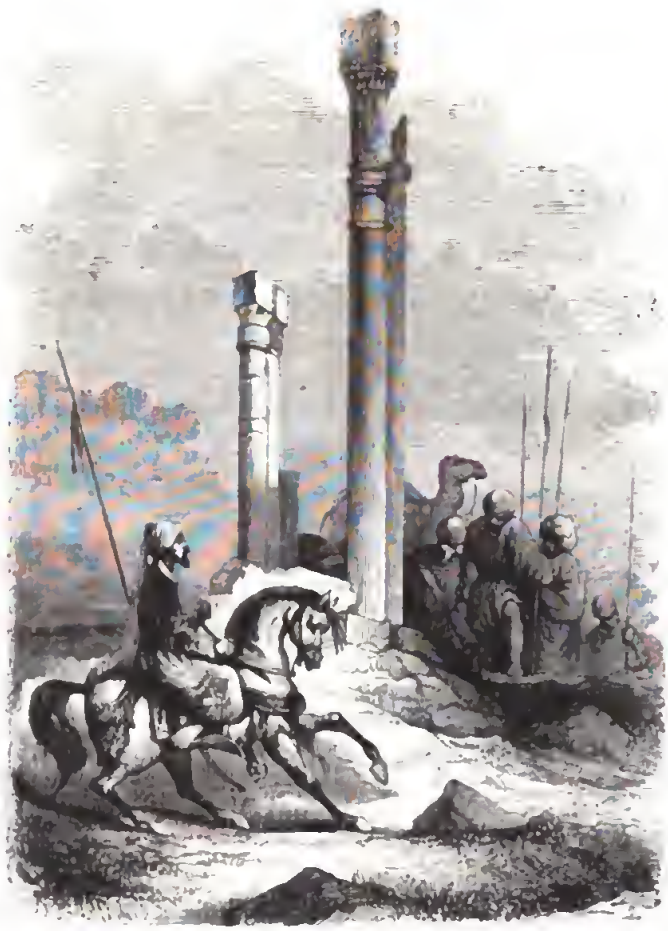
Siebenhundert

und

achte Nacht.

Als Kana dem Verwundeten hierauf ſeine ganze Geſchichte erzählte und ihm Auskunft über ſeine Familie gab, ſagte Jener: „Du wirſt gewiß einſt noch recht groß werden, der größte aller arabiſchen Könige, denn nichts geſchieht ohne Urſache; du wirſt der berühmteſte Ritter deiner Zeit werden; doch jetzt bitte ich dich, mich wieder auf mein Pferd zu heben, und dich hinter mich zu ſetzen und das Pferd in meine Heimath zu lenken, denn ich habe nicht mehr ſo viel Kraft, den Zaum zu halten.“ Kana ſagte: „Bei Gott! wenn du es wünſcheſt, ich würde dich auf meinen Schultern in deine Heimath bringen; ich ſtamme von Leuten her, die gerne Wohlthaten ausüben und Unglücklichen beiſtehen, weil man ſich dadurch ſiebenzig Unglücksthore in der Hölle verſchließt; laß uns alſo gehen!“ Aber der Ritter ſagte: „Warte nur ein Bischen!“ drückte die Augen zu, ſtreckte die Hände aus und rief: „Ich bezeuge, daß es keinen Gott gibt, außer Gott, und daß Mohammed ſein Prophet; o Erhabener, verzeihe mir meine großen Verbrechen, ich habe viele Gewaltthaten ausgeübt, habe immerfort Wein getrunken und Pferde geraubt, habe manche That vollbracht, die ein Kind grau machen könnte.“ Als er dieſe Worte geſprochen, ſperrte er den Mund auf und ſchöpfte den letzten Athemzug. Kana grub ihm ein Grab und legte ihn hinein; dann ging er auf das Pferd zu, trocknete es ab, küßte es und nahm den Weg nach Bagdad.

Kana freute ſich außerordentlich mit ſeinem Pferde, er hielt ſich für den glücklichſten Menſchen und dachte: ein ſolches gibt es nicht einmal in den Ställen des Königs Saſan, und ſo wanderte er vergnügt weiter. Bald begegnete er einer Karavane von Bagdad,



welche ihm die Nachricht gab, daß der Vizier Deudan eine Verſchwörung gegen den König Saſan angezettelt habe, und daß ſchon ein Theil der Armee geſchworen, ſie wollten keinen andern König, als Kana; der Vizier ſammle nur noch mehr Truppen aus den indiſchen Inſeln, aus Nubien und andern Gegenden, ſo viele, daß man gar nicht mehr weiß, wo ihre Zahl anfängt und wo ſie aufhört, in der Abſicht, Kana auf den Thron zu ſetzen. „Dieſer Aufruhr," fuhren die Kaufleute fort, „beſtürzte Saſan ſehr, denn er ſah voraus, daß ſich bald Alles gegen ihn empören würde, Groß und Klein, Freie und Sklaven. Er öffnete daher ſeine Schatzkammern und theilte viele Schätze unter den Großen des Reichs aus; auch bereute er es, Kana ſo mißhandelt

zu haben, und wünſchte, daß er zurückkehre, damit er ihn durch Geſchenke, durch Ehren-Aemter und durch die Verbindung mit ſeiner Tochter für ſich gewinnen könne.“ Kana trat bei dieſen Worten ſchnell die Rückreiſe nach Bagdad an, und wie der Wind flog er dahin auf ſeinem Pferde, das Jedermann in Erſtaunen ſetzte. Ganz Bagdad lief ihm entgegen, die vornehmſten Bewohner der Stadt begleiteten ihn in's Schloß, und einige Sklaven eilten zu ſeiner Mutter, um ihr die Ankunft ihres Sohnes zu melden. Aber Kana hielt ſich nur wenige Augenblicke bei ihr auf; dann ſagte er ihr: „Laß mich jetzt, ich will zu meinem Oheim, dem König Saſan, durch deſſen Huld ich erzogen worden bin.“ Als er zu Saſan kam, ſtand dieſer vor ihm auf und bewillkommte ihn. Kana küßte ihm Hände und Füße und ſchenkte ihm ſein Pferd. Der König bewillkommte ihn nochmals und ſagte: „Bei Gott! die ganze Erde war mir zu eng ſeit deiner Abweſenheit; gelobt ſey Gott, der dich wohl erhalten.“

Mit dieſen Worten ſchwieg Scheherſad; in der nächſten Nacht begann ſie folgendermaßen:

Siebenhundert

und

neunte Nacht.

Der König Safan bewunderte dann Kana's Pferd und ſagte: „Ich habe ſchon viel von dieſem Katul gehört, als ich gegen die Kreuzanbeter mit deinem Vater Dhul Makan und deinem Oheim Scharkan Krieg führte; hätte dein Vater es kaufen können, er hätte gern tauſend andere Pferde dafür gegeben; nun Gottlob, daß wir es haben; aber du ſollſt es für dich behalten, denn du biſt deſſen würdiger, als jeder Andere.“ Er ließ dann Kana Ehrenkleider, Geld und Pferde geben und die ſchönſte Wohnung im Schloſſe einräumen, denn er wußte nicht, wie es mit dem Vizier und den Rebellen ſtand. Kana vergaß bald ſein früheres Elend, er ging zu ſeiner Mutter und erkundigte ſich nach ſeiner Geliebten. Seine Mutter ſagte: „Ich habe während deiner Abweſenheit gar nicht an deine Geliebte gedacht, um ſo weniger, da ſie die Urſache deiner Abreiſe war.“ Er klagte ihr dann ſeine Liebe und bat ſie, zu ihr zu gehen, vielleicht würde ſie ihn bemitleiden und mit einem Blicke begnadigen und ſeinem Kummer ein Ende machen. Die Mutter ſagte: „Laß dies! Gelüſte koſten dem Menſchen das Leben, laß ab von Dingen, die nur Unheil bringen, ich werde nie zu ihr gehen.“ Kana verließ ſeine Mutter troſtlos und begegnete einer alten Frau, ihr Name war Saadana, klagte ihr ſeine Lage und bat ſie, Kadha wieder für ihn zu gewinnen. Saadana willigte ein und ging in's

Schloß; nach einer Weile kehrte ſie wieder und ſagte ihm: „Kadba grüßt dich und läßt dir ſagen, ſie wird um Mitternacht zu dir kommen.“ Kana war außer ſich vor Freude; als ſie aber um Mitternacht, in ein ſchwarzes Tuch wie eine Sklavin eingehüllt, in Kana's Zimmer trat, fand ſie ihn ſchlafend. Sie weckte ihn auf und ſagte: „Wie kannſt du mir glauben machen, du liebeſt mich, und ſchläfſt hier ſo ruhig?“ Kana ſprang erſchrocken auf und ſagte: „Bei Gott! o Verlangen meines Herzens, ich habe nur geſchlafen, weil ich dein Bild im Traume zu ſehen wünſchte.“ Sie umarmten ſich dann und klagten einander gegenſeitig die erlittenen Trennungsſchmerzen.

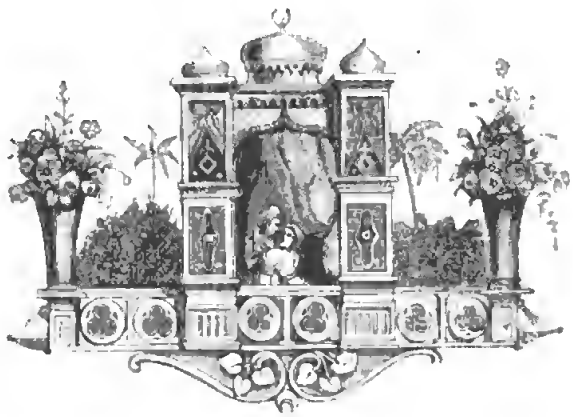
Als der Morgen heranbrach, nahm Kadha von ihrem Geliebten Abſchied, kehrte in ihre Wohnung zurück und vertraute ihr Geheimniß einer ihrer Dienerinnen; dieſe verrieth ſie aber beim König Saſan, der in eine ſolche Wuth gerieth, daß er mit einem Schwert auf Kadha losging und ſie erſchlagen wollte; aber ſeine Gemahlin

Nushat Aſſaman eilte herbei und beſchwor ihn, keine Handlung zu begehen, die ihn vor allen Königen zu Schanden machen würde. „Uebrigens," ſagte ſie, „hat Kadha nichts verbrochen; Kana iſt ein Mann von Ehre, kein ſchlechter Menſch; übereile dich nicht, die ganze Stadt weiß ſchon von der Verſchwörung des Viziers und von den Truppen, die er geſammelt, um Kana auf den Thron zu ſetzen." Saſan verſetzte: „Wehe dir! glaubſt du, ich laſſe dieſen Buben leben, bis der Vizier anrückt? Bei Gott! ich will ihn in einen Abgrund ſtürzen, wo Erde und Himmel ihm keinen Schatten gewähren, denn alles Gute, das ich ihm bisher erwieſen, geſchah nur der Erhaltung meines Thrones willen; du ſollſt ſchon ſehen, was ich thun werde." Am folgenden Tage kam Kana zu ſeiner Mutter und ſagte ihr: „Ich habe beſchloſſen, auf Abenteuer auszugehen; ich will die großen Herren überfallen und berauben, ihre Pferde, ihre Sklaven und all ihr Gut wegführen; wenn ich dann recht reich bin, ſo kehre ich wieder und werbe um Kadha bei ihrem Vater." Seine Mutter ſuchte ihm vergebens die Gefahr vorzuſtellen, die ſolche Züge begleiten, er blieb bei ſeinem Entſchluſſe, ſchickte die Alte zu Kadha und ließ ihr ſagen, daß er wegreiſe, um eine ihr geziemende Morgengabe ſich zu verſchaffen, und ließ ſie bitten, nur noch einmal zu ihm zu kommen. Die Alte ging zu ihr und kehrte bald wieder mit der Antwort: ſie würde ihn um Mitternacht beſuchen. Als ſie zur beſtimmten Stunde der Nacht erſchien, ſagte ſie ihm: „Nimm mein Leben für den Schlaf, den ich dir ſo lange geraubt, und für die Sorgen, die ich dir verurſacht." Er ſprang auf und küßte ſie und ſagte: „O Wunſch meines Herzens, mein Leben werde das Löſegeld für alle deine Leiden!" Er theilte ihr dann ſeinen Entſchluß mit, und als ſie darüber weinte, ſagte er ihr: „Weine nicht, meine Couſine, ich hoffe, daß Gott, der jetzt unſere Trennung beſchloſſen, uns auch bald wieder vereinigen wird." Sobald der Morgen heranbrach, ging Kana zu ſeiner Mutter und nahm Abſchied von ihr, umgürtete ſein Schwert, ergriff die Lanze, beſtieg ſein Pferd Katul und ritt durch die Stadt ſo ſchön und ſtrahlend, wie der Vollmond. Als er an das Thor kam, begegnete ihm ſein Gefährte Sabach und ſagte ihm: „Wie ich ſehe, biſt du ſchon reich geworden und beſitzeſt ein koſtbares Pferd, ich aber bin noch eben ſo arm, wie ich war." Kana antwortete ihm: „Auch dir wird das Glück noch lächeln; willſt du mit mir reiſen und gemeinſchaftlich mit mir auf Raub ausgehen? was wir erlangen, theilen wir dann." — „Ja wohl, bei Gott!" erwiderte Sabach: „ich verlaſſe dich nicht mehr." Er lief dann vor dem Pferde her, mit einem Schwert auf dem Arm und die Vorrathstaſche zwiſchen den Schultern. Sie wanderten vier Tage in der Wüſte umher und ſtillten ihren Hunger an erlegten Gazellen und ihren Durſt an Quellenwaſſer; am fünften Tage kamen

ſie vor einen hohen Berg, an deſſen Fuß allerlei Grünes wuchs, Blumen und Früchte blühten, und Pferde und allerlei Vieh umherweidete. Als Kana dies ſah, freute er ſich ſehr, rüſtete ſich zum Kampfe und beſchloß, dieſe ganze Heerde wegzuführen; er ſagte zu Sabach: „Komm, laß uns dieſe Sklaven tödten und ihre Heerde wegnehmen, da können wir auf einmal Schätze ſammeln.“ Sabach erwiderte aber: „Es ſind zu viele Leute dabei, worunter recht Wackere, wir können uns in keine ſo große Gefahr begeben, aus der wir gewiß nicht glücklich entkommen; laß ab davon, wir würden nie mehr unſere Geliebten wiederſehen.“ Kana lachte über Sabachs Feigheit und ließ ihn ſtehen, ſtürzte wie ein junger Löwe unter die Heerde und trieb alles Vieh mit den Sklaven vor ſich her.

Aber bald umzingelte ihn eine Maſſe Sklaven mit ſcharfen Schwertern und langen Lanzen, angeführt von einem ſehr ſtarken türkiſchen Ritter, den das Schlagen nie ermüdete; dieſer drang auf Kana ein und ſagte ihm: „Wehe dir! wüßteſt du, wem dieſe Heerde gehört, du hätteſt ſie nicht ſo weggeführt; wiſſe, ſie gehört den cirkaſſiſchen Helden; es ſind deren fünfzig, Löwen gleich, die noch kein Sultan unterjochen konnte. Es iſt ihnen in dieſer Gegend ein Pferd geſtohlen worden, und ſie haben geſchworen, nicht von hier zu weichen, bis ſie es wieder haben; darum weidet ihr Vieh noch hier, während ſie den Dieb aufſuchen.“

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung; in der folgenden Nacht fuhr ſie fort:



Siebenhundert und zehnte Nacht.

Als Kana dies hörte, ſagte er: „Hier iſt das Pferd, von dem ihr ſprecht, es gehört mir, was wollt ihr nun von mir?“ Er ſchrie dann ſeinem Pferde Katul in die Ohren; es ſprang wie raſend auf, und Kana fiel über den Ritter und ſeine Umgebung her und tödtete Einen nach dem Andern, bis die übrigen Sklaven ſich fürchteten; da rief er ihnen zu: „Ihr Baſtarde! ſchnell treibt die Heerde vor mir her, ſonſt färbe ich meine Lanze mit euerm Blute.“ Die Sklaven befolgten Kana's Befehl, und als Sabach dies ſah, kam auch er wieder freudig zu Kana herbei. Aber plötzlich erhob ſich ein Staub und fünfzig Ritter ſprengten heran, wie zürnende Löwen; Sabach entfloh wieder auf den höchſten Hügel, um dem Kampfe zuzuſehen, und ſagte: „Ich bin kein Ritter, ich bin nur ein Spaßvogel.“ Die fünfzig Ritter umgaben Kana von allen Seiten, dann trat Einer von ihnen zu ihm heran und fragte, wo er mit dieſer Heerde hin wolle? Kana antwortete: „Laß mich, oder kämpfe mit mir! Dieſe Heerde beſchützt ein Löwe, ein Held, deſſen Schwert Alles niederhaut.“ Der Ritter, welcher der Hauptmann der Fünfzig war und Kardaſch hieß, betrachtete Kana, aus deſſen Augen Heldenmuth ſtrahlte und der lieblich wie eine dürſtende Gazelle ausſah, und hielt ihn für ſeine Geliebte Faten, mit welcher er die größte Aehnlichkeit hatte. Faten war die Anführerin

ihres Stammes, durch Tapferkeit und Gewandtheit in der Kriegskunst eben so ausgezeichnet, wie durch Anmuth und Schönheit; sie hatte geschworen, nur den Mann zu lieben, der sie auf dem Kampfplatze besiegen würde. Kardasch war unter ihren Werbern, aber er fürchtete sich, mit einem Frauenzimmer zu kämpfen; zwar hatten ihm seine Freunde gesagt: du bist so schön und so reizend, daß, sobald Faten dich sieht, sie so sehr für dich eingenommen seyn wird, daß sie sich freiwillig dir ergibt. Aber er konnte sich doch nicht dazu entschließen, und hatte sich daher mit seinen Freunden auf den Weg gemacht. Als er aber jetzt Kana erblickte und ihn für Faten hielt, glaubte er, sie folge ihm aus Liebe, weil sie so viel von seiner Schönheit und Tapferkeit gehört; er ging daher auf Kana zu und sagte: „Wehe dir, Faten! du kommst, um mir Beweise von deiner Tapferkeit zu geben; sey mir willkommen! steige nur ab, ich habe mir nur deinetwillen alle diese Schätze erworben; heirathe mich, ich lasse dich von Prinzessinnen bedienen und die ganze Welt soll deiner Schönheit huldigen, denn ich erhebe dich zur Königin dieser Länder.“ Bei diesen Worten entbrannte Kana's Zorn immer mehr und er rief: „Du Hund! laß jetzt Faten und trete hervor zum Kampfe, du wirst bald auf der Erde hingestreckt liegen.“

Als Kardasch merkte, daß er es mit einem wackern Ritter und tüchtigen Krieger zu thun hatte und seinen Irrthum einsah, sagte er zu den ihn begleitenden Rittern:

„Hütet euch, Alle auf einmal über unſern Gegner herzufallen, das wäre eine Schmach für uns; es ſoll nur Einer nach dem Andern mit ihm kämpfen, er mag auch noch ſo wacker ſeyn.“ Auf dieſe Worte trat ein Ritter hervor auf einem braunen Pferde mit einem Silberflecken auf der Stirne; es war groß, aber dünnleibig wie Antars Renner. Kana drang auf ihn ein und nach einem erſtaunlich harten Kampfe ſpaltete er ihm mit einem geſchickten Heldenhiebe das Hirn, ſo daß er wie ein Kameel zu Boden ſtürzte. Nun trat ein Zweiter und ein Dritter hervor, aber Kana durchbohrte ſie, den Einen nach dem Andern.

Hier unterbrach Scheherſad ihre Erzählung. Zu der nächſten Nacht begann ſie, wie folgt:

Siebenhundert

und

elfte Nacht.

Als Kardaſch ſeinen Gegner als den beſten Krieger ſeiner Zeit erkannte, rief er ihm zu: „O Held deines Jahrhunderts! ich will dir dein Leben ſchenken und das Blut meiner Gefährten nicht rächen, denn ich habe Mitleid mit deiner Jugend; geh und nimm von dieſer Heerde, was du willſt.“ Kana erwiderte: „Laß dieſe Reden, ich brauche dein Mitleid nicht, ſuche nur dich ſelbſt zu retten.“ Kardaſch entbrannte vor Zorn und ſchrie: „Wehe dir! wüßteſt du, wer ich bin, ſo ſprächeſt du anders auf dieſem Kampfplatze; erkundige dich nur nach mir, ich bin ein reißender Löwe, der tapferſte aller Ritter, mein Name iſt Kardaſch, ich bin's, der die mächtigſten Könige beraubt und die beſtbedeckten Karavanen ausplündert, das Pferd, auf dem du ſitzeſt, iſt das Einzige, was ich wünſche, auch möchte ich wiſſen, wie es in deine Hand gefallen.“ — „Auf dieſem Pferde,“ verſetzte Kana, „ritt zum König Saſan eine alte Frau, gegen die wir noch wegen meines Großvaters Omar und meines Oheims Scharkan Rache zu nehmen haben; denn wiſſe, ich bin Kana, der Sohn des Königs Dhul Makan.“ Als Kardaſch dies hörte, ſagte er: „Nun ſo fliehe, denn dein Vater war ein tugendhafter, wohlthätiger Mann.“ Kana erwiderte aber: „Ich fürchte dich nicht, du Schurke!“ Jetzt fielen ſie über einander her mit lautem Kriegsgeſchrei, ſo daß man glaubte, der

Himmel ſtürze über ſie zuſammen, und rannten gegen einander an wie zwei Böcke. Kana ward beim erſten Angriffe zum Weichen genöthigt, aber bald kehrte er um und durchſtach Kardaſch mit ſeiner Lanze. Er trieb dann die ganze Heerde und alle Güter zuſammen und befahl den Sklaven, Alles ſchnell wegzuführen. Sabach kam auch wieder vom Berge herunter und ſagte zu Kana: „Du haſt brav gekämpft, du beſter Ritter deiner Zeit, ich habe indeſſen für dich gebetet und Gott hat mein Gebet erhört;“ er fiel dann über Kardaſch her, ſchnitt ihm den Kopf ab und ſteckte ihn auf ſeine Lanze. Kana befahl ihm, die Heerde zu treiben, und ſo zogen ſie mit einander fort Tag und Nacht, bis ſie nach Bagdad kamen. Alle Bewohner Bagdads freuten ſich, als ſie Kana mit einer ſo großen Heerde ſahen, und als ſie Kardaſchs Kopf erblickten, waren ſie froh, einen ſo fürchterlichen Straßenräuber aus dem Wege geſchafft zu wiſſen. Als Kana dann alle ſeine Abenteuer erzählte, wurde er mit großer Ehrfurcht aufgenommen, und ein zahlreiches Gefolge begleitete ihn nach dem Schloſſe, wo er ſehr viele Geſchenke austheilte. Sobald aber der König ſeine Ankunft vernahm, verſammelte er die Vertrauteſten ſeiner Räthe und ſagte zu ihnen: „Ich muß euch jetzt meine geheimſten

Gedanken mittheilen. Wiſſet, daß der Tod Kardaſchs durch Kana unſerm Lande Verderben bringt, denn er ſtand mit gar vielen Türken und Stämmen der Wüſte in Verbindung, die ihn rächen werden, auch ſind unſere meiſten Offiziere mit ihm verwandt.

Auch wiſſet ihr wohl, daß der Vizier Dendan ſich gegen mich verſchworen hat und mit einem Theile des Heeres Kana durch Gewalt auf den Thron ſetzen will; mein Untergang iſt dann um ſo ſicherer, da alle Bewohner Bagdads Kana gewogen ſind, weil er der rechtmäßige Erbe ſeines Vaters und Großvaters iſt. Ihr ſehet wohl die Gefahr, die mir droht, und es gibt nur ein Mittel, ſie abzuwenden."

Als die Räthe des Königs dieſe Worte vernahmen, ſagten ſie: „O König! hier iſt leicht zu helfen; wir glauben, daß die Leute nur darum Kana gern haben, weil ſie wiſſen, daß du ihn erzogen, und glauben, daß du ihn wie einen Sohn liebſt; übrigens ſind wir zu Allem bereit: willſt du, daß wir ihn tödten, ſo tödten wir ihn, oder wenn du willſt, ſo ſchaffen wir ihn auf ſonſt eine Weiſe aus dem Wege." Der König ſagte: „Das wäre das Beſte, doch ſchwört mir es." Da ſchwuren ſie beim erhabenen Koran, daß ſie Kana tödten wollten; dann ſagten ſie: „Wenn der Vizier Dendan ſeinen Tod vernimmt, wird all ſein Bemühen vergebens ſeyn." Der König dankte ihnen hierauf und begab ſich nach Hauſe; auch die Räthe trennten ſich mit dem feſten Entſchluſſe, Kana zu tödten. Dies erfuhr aber Kadha und ward höchſt beſtürzt darüber; ſie ließ die Alte rufen, die ſchon früher ihr behülflich war, und ſchickte ſie zu Kana, um ihn von der Abſicht des Königs in Kenntniß zu ſetzen. Kana ließ ihr antworten: „Die Erde iſt Gottes, er läßt darüber ſchalten, wen er will." Kana verließ die Stadt nicht, und der König hoffte lange vergebens, daß er einmal ausgehen würde, um ihn heimlich umbringen zu laſſen. Eines Tages ging er mit Sabach, der ihn überall hin begleitete, auf die Jagd und fing zehn Gazellen, da war eine hübſche ſchwarzäugige dabei, die immer rechts und links ſich drehte. Kana bemitleidete ſie und ließ ſie wieder laufen. Sabach fragte: „Warum haſt du dies gethan?" Kana lachte und ließ auch die übrigen laufen, und ſagte: „Es geziemt einem Manne nicht, eine ſchwache Gazelle gefangen zu nehmen, die ſich ſo nach ihren Jungen umſieht." Da ſagte Sabach lachend: „Laß mich auch frei, daß ich zu den Meinigen zurückkehre." Kana lachte und ſtieß ihn mit dem Schafte ſeiner Lanze zu Boden, ſo daß er wie eine Schlange ſich herumwand. Auf einmal erhob ſich ein Staub, und zwanzig Perſer kamen geritten, die der König abgeſchickt hatte, ſobald er hörte, daß Kana ſich aus der Stadt entfernt. Sie fielen über Kana her, aber er kämpfte wie ein Löwe, bis er Einen nach dem Andern getödtet. Der König war ſehr beſtürzt, als er erfuhr, daß ſtatt Kana ſeine beſten zwanzig Ritter um's Leben gekommen. Kana kehrte nach dieſem Kampfe wieder nach Bagdad zurück, wo alle Leute ihm zur Rettung aus der Gewalt der Reiter Glück wünſchten. Der König Saſan aber ging zu ſeiner Gattin und erzählte ihr, wie alle Bewohner

Bagdads für Kana eingenommen wären, und wie nun der Verrätber Dendan bald mit der Armee ankommen würde, um Kana auf den Thron zu ſetzen, ſo daß ihm nur Schmach und Tod übrig bleibe, wenn er nicht ein Mittel finde, Kana zu tödten. Nusbat Aſſaman ſagte: „Verrath iſt abſcheulich, ſogar gegen Feinde, um wie viel mehr gegen ſo nahe Verwandte; das Beſte iſt, du gibſt ihm deine Tochter zur Frau.“ Aber der König ſtand zornig auf und ſagte: „Bei Gott! glaubte ich nicht, du ſcherzeſt nur, ich würde dir das Leben nehmen.“ Durch dieſe Worte eingeſchüchtert, ſagte Nusbat Aſſaman: „Nun, du haſt Recht, ich ſcherze nur; wir müſſen durch irgend eine Liſt Kana in's Grab ſchicken, und zwar am beſten durch unſere ſchlaue, ränkeſchmiedende Sklavin Bakun.“ Dieſe hatte Kana und Kadha erzogen, und Kana war ihr ſehr zugethan und ſchlief oft auf ihrem Schoße.

Bei dieſen Worten bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der folgenden Nacht fuhr ſie alſo fort:

Siebenhundert

und

zwölfte Nacht.

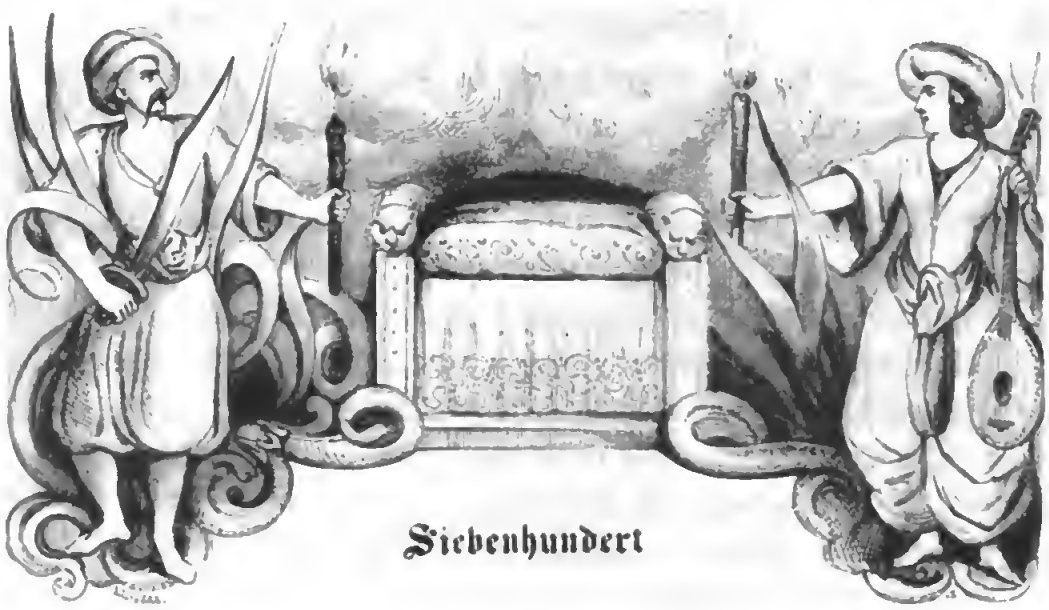
Safan ließ die Sklavin Bakun ſogleich rufen und machte ihr die ſchönſten Verſprechungen, wenn ſie Kana umbringen wollte. Sie antwortete: „Dazu geſchieht mir zwar ſehr wehe, doch befolge ich deinen Befehl; verſchaffe mir nur einen giftigen Dolch, es ſoll bald um ihn geſchehen ſeyn.“ Safan rief freudig aus: „Gott ſegne dich!“ und brachte ihr einen Dolch. Bakun begab ſich nun zu Kana, der auf feurigen Kohlen ſtand, weil er gerade Kadha erwartete, und ſagte ihm: „Die Zeit der Vereinigung iſt nahe; die Tage der Trennung ſind vorüber, das habe ich dir von Kadha zu verkündigen.“

Kana freute ſich ſehr und verſprach ihr den ſchönſten Lohn. Sie erbot ſich dann, ihm allerlei ſchöne Mährchen zu erzählen, bis Kadha ihn beſuchen könnte. Kana nahm ihr Anerbieten mit Dank an, legte den Kopf auf ihren Schoß und ſchlief ein. Als Bakun ſah, daß er feſt ſchlief, dachte ſie: nun iſt es Zeit an's Werk zu gehen; ſie zog den Dolch aus ihrem Buſen und wollte eben Kana damit durchbohren, als ſeine Mutter in's Zimmer trat. Bakun verbarg ſchnell ihren Dolch und ging Kana's Mutter entgegen, die ſogleich ihren Sohn weckte. Sie hatte nämlich von Kadha gehört, daß ihr Vater ſeinen Tod beſchloſſen, und war daher zu ihm geeilt, um ihn zur Flucht zu bewegen. Kana verließ am folgenden Morgen mit ſeinen Freunden Bagdad und begab

ſich zu Dendan, bei dem er auch Nushat Aſſaman traf, welche von ihrem Gatten entfloben war; ſie machten mit ihren Truppen einen Streifzug in's Gebiet des griechiſchen Fürſten Rumfan, wurden aber nach mehrern glücklichen Gefechten gefangen und erhielten Befehl, ſich zum Könige zu begeben. Kana ſowohl als der Vizier glaubten dem Tode ſehr nahe zu ſeyn; aber der König ließ ſie ſitzen und Tiſche vor ihnen decken, und nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſagte er ihnen: „Ich will euch einen Traum erzählen, den ich dieſe Nacht gehabt, vielleicht könnt ihr mir ihn deuten.“ Der Vizier ſagte: „Gut, mein König, erzähle, was du geſehen.“ Der König ſprach: „Ich befand mich im Traum in einer ſehr finſtern Grube, wo ich gar zu ſehr gepeinigt wurde, ich wollte aufſtehen und die Grube verlaſſen, da ſah ich einen goldenen Gürtel liegen; ich ſtreckte die Hand darnach aus, um ihn zu nehmen, und es wurden auf einmal zwei Gürtel daraus, ich umgürtete mich damit, und ſieh, da war es wieder nur ein Gürtel; das iſt's, o Vizier! was ich im Traume geſehen.“ Der Vizier ſagte: „O unſer Sultan! bei dem höchſten König und Richter, dein Traum bedeutet (doch nur Gott iſt allwiſſend): es wird ein Bruder, ein Neffe, ein Vetter oder ſonſt Einer von deinen Verwandten gegen dich auftreten und dir dein Königreich ſtreitig machen.“ Als der König dies hörte, dachte er, ich muß mich meiner Gefangenen ſchnell entledigen, um bald wieder in

meiner Reſidenz zu ſeyn; er ließ daher alle gefangenen Fürſten der Saſſaniden köpfen; dann fiel ihm ein, daß ihm Kana am gefährlichſten werden könnte, und er ertheilte dem Scharfrichter den Befehl, auch ihm den Kopf abzuſchlagen. Aber in dieſem Augenblicke trat die Amme des Königs hervor und ſagte in fränkiſcher Sprache: „O König! wie kannſt du das Herz haben, deinen Neffen zu erſchlagen, den Sohn deines Bruders und deiner Schweſter?“ Als der König dies hörte, ward ihm ganz trübe vor den Augen und er ſchrie ganz zornig: „Du haſt oft von einer Perle geſprochen und von meinem Vater, der durch Gift geſtorben, und von meiner Mutter, die von einem Sklaven umgebracht worden war, warum haſt du mir nicht die ganze Geſchichte erzählt?“ Da ſagte die Amme: „Ich will dir nun Alles mittheilen, was ich weiß. Mein Name iſt Murdjana und deine Mutter hieß Ibris; ſie war ſowohl wegen ihrer Schönheit, wie auch wegen ihrer Tapferkeit ſehr berühmt, auch ihre Beredſamkeit verſchaffte ihr großes Anſehen. Der große König Omar, der ohne Zweifel dein Vater war, ſchickte einſt ſeinen älteſten Sohn Scharkan mit dem Vizier Dendan in den Krieg. Scharkan verließ ſeine Armee und begegnete deiner Mutter Ibris, die ich damals begleitete, auf ihrem Gute am Ufer eines Fluſſes. Ibris bewirthete Scharkan fünf Tage lang in ihrem Schloſſe. Da hörte es ihr Vater, der König Hardub, durch die alte Schawahi, und Ibris, welche Muſelmännin geworden, mußte mit Scharkan zu ſeinem Vater Omar nach Bagdad fliehen. Ich zog mit ihr, auch Richana und zwanzig andere Sklavinnen, unter dem Schutze Scharkans.“

Scheherſad bemerkte den Tag und unterbrach deßhalb hier ihre Erzählung; in der nächſten Nacht aber begann ſie wieder mit folgenden Worten:



Siebenhundert

und

dreizehnte Nacht.

Die Amme erzählte weiter: „Als der König Omar Ibris sah, liebte er sie so sehr, daß er seiner Leidenschaft nicht mehr Herr war und vermöge eines Schlaftrunks sie überlistete. Deine Mutter hatte Omar drei Perlen geschenkt, wovon er eine seiner Tochter Nushat Assaman gab, eine Scharfan und die dritte Dbul Makan. Deine Mutter nahm dann die Scharfans wieder und verließ Bagdad heimlich mit mir und einem Sklaven, Namens Ghadhban. Dieser führte uns über Berge und Wüsten, bis er eines Nachts deine Mutter Ibris so verbrecherisch anfiel, daß sie vor Schrecken und Angst niederkam. In diesem Augenblicke sahen wir von der Seite unserer Heimath her einen mächtigen Staub, der die ganze Atmosphäre verdunkelte. Der Sklave fürchtete den Tod und brachte in der Wuth deine Mutter um (Gott verdamme ihn!) und ergriff die Flucht. Als er weg war, kam dein Großvater, der König Hardub, mit Soldaten und fand seine Tochter erschlagen auf den Boden hingestreckt. Wir beerdigten dann deine Mutter in ihrem Schlosse und ich nahm ihr die Perle ab, die an ihr hing, und hing sie dir um; ich verbarg dir aber Alles dies, weil es der große König Hardub mir so befohlen; aber nun darf ich dir nimmer länger ein Geheimniß aus deiner Geburt und Abstammung machen.“ Nusbat Assaman schrie laut auf, als

ſie dies hörte, und ſagte: „Alſo iſt der König Rumſan mein Bruder von Seiten meines Vaters, des großen Königs Omar, und Ibris, die Tochter des Königs Hardub, war deine Mutter, denn in der That erkenne ich die Sklavin Murdjana wieder.“ Der König weinte, als er dies hörte, nahm dem Scharfrichter das Schwert weg, ließ Kana und den Vizier, welche ſchon vom Leben Abſchied genommen hatten, entfeſſeln und bat Murdjana, Alles zu wiederholen, was ſie ſo eben erzählt hatte. Dieſe that, wie ihr befohlen worden, und als ſie ihre Erzählung vollendet hatte, bemerkte ſie die dritte Perle an Kana's Hals und ſchrie: „Hier iſt der ſicherſte Beweis, daß ich die Wahrheit berichtet; hier iſt die zweite Perle, ähnlich derjenigen, welche ich von deiner Mutter genommen und dir umhing.“ Als dem König kein Zweifel mehr blieb, daß er Kana's Oheim ſey, umarmte er den Vizier und Kana, und ließ ſogleich durch Freudenboten mit Trompeten und Pſaltern ſeinen Truppen die Ankunft ſeiner Verwandten verkündigen.

Der Vizier Dendan ſchickte auch Boten an die Anführer ſeiner Truppen und befahl ihnen, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Als er dann dem König Rumſan das treuloſe Benehmen des Königs Saſan gegen Kana ſchilderte, beſchloß Jener, mit ihm nach Irak zu ziehen, um Kana auf den ihm gebührenden Thron zu ſetzen. Beide Armeen vereinigten ſich unter den Befehlen Rumſans und Dendans; Saſan ergriff die Flucht, ſobald er von ihrem Anzuge hörte, und überließ die Regierung Kana und Rumſan, welche übereinkamen, daß jeden Tag ein Anderer herrſchen ſollte. Eines Tages, als Rumſan auf dem Throne ſaß, trat ein Kaufmann weinend vor ihn und erzählte ihm, er ſey vor den Thoren Bagdads mit ſeiner ganzen Karavane ausgeplündert worden, und bat ihn, eine Abtheilung Truppen den Räubern nachzuſenden. Rumſan ſowohl als Kana, der die Klage des Kaufmanns mit anhörte, bemitleideten ihn; Jeder von ihnen ſtellte ſich an die Spitze von hundert tapfern Rittern und ſchwuren, nicht eher heimzukehren, bis ſie die Räuber gezüchtigt und der Karavane ihr Gut wieder verſchafft. Nach einem vierundzwanzigſtündigen Marſche holten ſie die Räuber in einem fruchtbaren Thale ein, als ſie gerade beſchäftigt waren, die erbeuteten Waaren unter ſich zu vertheilen; ſie umzingelten ſie von allen Seiten, und nach einer kurzen Gegenwehr führten ſie ſie mit allen ihren Gütern gefangen nach Bagdad. Hier wurden dem Kaufmann ſeine Waaren zurückgegeben, und ſiehe da, es fielen zwei Briefe heraus: der eine war von Scharkans und der andere von Nushat Aſſamans Hand. Kana erkannte die Schrift ſogleich und fragte den Kaufmann, wie er zu dieſen Briefen gekommen und was ſie enthalten? Der Kaufmann erzählte ihm, daß er vor vielen

Jahren eine Sklavin mit Namen Nushat Assaman gekauft, die er dem König Scharkan in Damaskus geschenkt, und Beide haben ihm Empfehlungsbriefe an den damaligen König Omar gegeben. Als Kana dies hörte, ließ er Nushat Assaman rufen und stellte ihr den Kaufmann vor. Sie erkannte ihn sogleich als den Mann, der sie vom Beduinen gekauft, bewillkommte ihn freundlich und ließ ihn in ihrem Schlosse mit der größten Ehrerbietung bewirthen. Kana ließ dann die Räuber vor sich kommen und es stellte sich in der Untersuchung heraus, daß Drei von ihnen als eigentliche Anführer am schuldigsten waren. Der König forderte sie auf, ihm einige ihrer Abenteuer zu erzählen. Da trat Einer von ihnen hervor und sagte: „Der schönste Raub, den ich in meinem Leben begangen, war der eines jungen Mädchens aus Jerusalem. Sie sah sehr arm aus, war aber ausgezeichnet schön; ich bot ihr eine Stelle als Gesellschafterin meiner Tochter an, als ich sie aber auf meinem Kameele hatte, führte ich sie nach Damaskus und verkaufte sie als Sklavin für hunderttausend Dinare." Als Nushat Assaman diese Erzählung hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus und sagte dem König: „Das ist der Beduine, der mich von Jerusalem entführt und mich auf dem Wege so grausam behandelt hat; der verdient den Tod." Sie zog bei diesen Worten Kana's

Schwert aus der Scheide und erschlug den Beduinen. Sie ließ ihn dann an den Füßen wegschleppen und vor das Thor den Hunden zur Nahrung hinwerfen. Die beiden Andern

hatten kein beſſeres Loos, denn es zeigte ſich bald, daß der Eine der Sklave Ghadhban war, welcher Ibris getödtet, und der Andere der Kameeltreiber, welcher Dhul Makans Geld behalten und ihn vor die Thüre des Badheizers geworfen hatte. „Nun," ſagte Kana, nachdem alle Drei hingerichtet waren, „bleibt uns nur noch an der verruchten Dſat Dawahi Rache zu nehmen, die meinen Oheim und Großvater meuchelmörderiſch umgebracht." — „Auch dieſe will ich in deine Hände liefern," verſetzte Rumſan. Er ließ ſich ſogleich Dinte und Kalam reichen und ſchrieb der Alten, er habe ganz Irak erobert und alle Muſelmänner unterworfen, und lud ſie ein, zu ihm nach Bagdad zu kommen. Rumſan, der längſt Muſelmann geworden, kleidete ſich wieder als Franke und ging ihr entgegen. Sobald ſie aber in Bagdad anlangte, ward ſie von Kana's Leibwache ergriffen und vor ein Thor der Stadt gehängt. Bagdad ward hierauf drei Nächte nach einander beleuchtet, und Kana feierte ſeine Vermählung mit Kadha.

Der Tag dämmerte bereits, als Scheherſad dieſe Erzählung beendigte; ſie begann deßhalb erſt in der nächſten Nacht mit folgender Geſchichte:

Siebenhundert

und

vierzehnte Nacht.

Geſchichte des Königs Kalad und ſeines Viziers Schimas.

Man behauptet, einſt lebte in Indien ein mächtiger König von hoher Statur und ſtarkem Körperbau, ſein Name war Kalad. Er gebot über zweiundſiebenzig Vicekönige; dreihundert und fünfzig Khadi's war die Juſtizpflege anvertraut, und in ſeinem Divan ſaßen ſiebenzig Viziere, von denen je Zehn einem Obern gehorchten. Ueber alle Siebenzig ſtand aber der Großvizier Schimas, der ſowohl bei dem König als bei den übrigen Vizieren ſehr beliebt war. Die Regierung dieſes Königs war ſehr mild, denn er liebte ſeine Unterthanen, war ſehr wohlthätig und erleichterte ihre Abgaben mehr als alle ſeine Vorgänger. Er war aber doch ſehr mißvergnügt, weil er keinen Sohn hatte, der ihm hätte auf dem Throne folgen können. Eines Nachts, als ihn der Schlaf in dieſen Gedanken überwältigte, ſah er im Traume die Wurzel eines Baumes, aus dem viele Zweige hervorſproſſen; dann entſtieg dieſer Wurzel eine Flamme, welche alle Zweige rund umher verzehrte. Der König erwachte hierauf ſehr erſchrocken und befahl einem

ſeiner Diener, ſogleich den Vizier Schimas zu rufen. Dieſer kam ſchnell herbei und verbeugte ſich vor dem König, der auf ſeinem Bette ſaß, wünſchte ihm dauerndes Glück und ſagte: „O König, Gott erhalte dich! was iſt dir Unangenehmes widerfahren, daß du mich plötzlich in der Nacht rufen läßt?“ Der König hieß ihn ſitzen, erzählte ihm ſeinen Traum und ſagte: „Ich habe dich rufen laſſen, weil ich dich als einen großen

Gelehrten kenne, der Träume auszulegen verſteht.“ Schimas beugte den Kopf eine Weile und erhob ihn dann wieder lächelnd. Der König bat ihn, ihm zu ſagen, was er von dieſem Traume halte, ihm aber ja nichts zu verbergen. Schimas antwortete: „Beruhige dich in Gottes Namen und ſey froh, denn ich ſehe viel Glück für dich. Gott wird dir einen Sohn beſcheren, der nach langem Leben dein Reich erben wird, doch Etwas wird vorfallen, das ich dir jetzt noch nicht mittheilen kann.“ Der König freute ſich ſehr und ſagte: „Wenn deine Deutung wahr iſt, ſo erkläre mir Alles, damit meine Freude vollkommen ſey; gibt es doch nichts Unangenehmes gegen Gottes Willen.“ Schimas aber ſuchte allerlei Vorwand, um ſich von der gänzlichen Auslegung des Traumes loszuſagen. Da ließ der König Aſtrologen und andere Traumdeuter rufen und bat ſie, ihm ſeinen ganzen Traum auszulegen. Einer von ihnen bat um das Wort und ſagte: „O König! dein Vizier Schimas kann den Traum eben ſo gut deuten,

als Einer von uns, aber er ſcheut ſich vor dir; wenn du mir deine Gnade verbürgſt, will ich dir enthüllen, was er dir verborgen.“ Als der König ihm Gnade verſprach, ſagte er: „Wiſſe, o König, du wirſt einen Sohn zeugen, der dein Reich erben und einige Zeit in deinem Pfade wandeln wird, bald aber wird er treulos gegen ſeine Unterthanen handeln, ſein Volk wird mißvergnügt werden, und es wird ihm gehen, wie der Maus mit der Katze.“ Der König rief Gottes Hülfe an und fragte: „Was iſt das für eine Geſchichte?“ Da begann der Traumdeuter:

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad mit den Worten des Traumdeuters:

und

fünfzehnte Nacht.

Geſchichte der Katze und der Maus.

Man erzählt, o König, eine Katze ging einſt in der Nacht auf Raub aus, lief aber die ganze Nacht in den Wieſen umher, ohne etwas zu finden. Da es heftig regnete und es ſie ſehr frierte, ſuchte ſie einen trockenen Zufluchtsort und ging auf ein Loch zu, welches ſie in der Wurzel eines Baumes bemerkte. Als ſie nahe daran war, roch ſie eine Maus darin und kroch langſam an den Baum hin, um ſie zu fangen. Da aber die Maus die Nähe der Katze merkte, ſchleppte ſie ſchnell Erde herbei und verſtopfte die Oeffnung des Lochs. Die Katze miaute gar jämmerlich und ſchrie: „Warum thuſt du dies, mein Freund? Ich ſuche Zuflucht bei dir, erbarme dich meiner und laß mich dieſe Nacht im Eingange deiner Höhle zubringen; ich bin alt, ſchwach und matt, kann mich nicht mehr bewegen; ich laufe ſchon die ganze Nacht auf dem Felde umher, habe mir oft den Tod gewünſcht, um einmal meiner Qualen los zu werden, und nun liege ich hier vor deiner Thüre, krank vor Näſſe und Kälte; ich bitte dich um Gottes willen, beherberge mich im Gange deiner Höhle, ich bin arm und fremd; es heißt ja: Wer einen Fremden bei ſich beherbergt, dem wird am Gerichtstage das Paradies als Wohnung angewieſen.“ Als die Maus das Flehen der Katze vernahm, ſagte ſie erſchrocken: „Wie kann ich dir öffnen? du biſt doch mein natürlicher Feind und lebſt nur von meinem

Fleische, ich fürchte deinen Verrath, du bist treulos von Natur, ich kann dir nicht glauben, ich kann dir eben so wenig mein Leben anvertrauen, als man eine schöne Frau einem Wollüstling, einen Schatz einem Diebe, oder Holz dem brennenden Feuer anvertraut; auch sagt man: Von einer natürlichen Feindschaft, so schwach sie auch seyn mag, ist doch starkes Uebel zu erwarten."

Die Katze antwortete hierauf mit demüthiger, rührender Stimme: „Was du sagst, mein Freund, ist wahr; ich leugne meine Sünden gar nicht, doch Gott verzeihe mir und verzeihe auch du mir vergangene Schuld, heißt es doch: Wer einem Geschöpfe Seinesgleichen verzeiht, dem verzeiht auch Gott; ich war allerdings bisher dein Feind, doch nun suche ich deine Freundschaft; sagt man nicht: Willst du deinen Feind in einen Freund verwandeln, so erweise ihm Gutes; ich will nun einen festen Bund mit dir schließen und dir versprechen, daß ich dir nie etwas zu Leid thun werde; ohnedies habe ich gar keine Kraft mehr dazu. Nimm nur meine Freundschaft an, vertraue auf Gott und versage mir deine Hülfe nicht!" Da sagte die Maus: „Wie soll ich mit einem Treulosen einen Bund schließen? wie darf ich das thun, da doch unsere Feindschaft uns von Natur angeboren ist? Legte ich mich in deine Gewalt, so wäre es gerade, als wenn Jemand seine Hand in den Mund einer Otter stecken wollte." Da sagte die listige Katze: „Mein Leben erlischt in mir, bald werde ich vor deiner Thüre sterben, und du wirst die Schuld tragen, denn du hättest mich retten können; ich sage dir zum letzten Male, wenn du mich einlässest, so werde ich dein wahrer Freund seyn, stets für dich beten, und der Himmel wird dich dafür belohnen." Bei diesen Worten wurde die Maus von Gottesfurcht ergriffen und dachte bei sich: Wer seinem Feinde Gutes erweist, dem steht Gott gegen ihn bei; ich will nun im Vertrauen auf Gott diese Katze vom Untergange retten und mir dadurch himmlischen Lohn erwerben. Sie trat dann zur Katze heraus und schleppte sie in die Höhle; die Katze machte sich schwer und stellte sich todt, so daß es der Maus sehr mühsam ward, sie auf ihr Lager zu bringen. Nachdem die Katze ein wenig ausgeruht hatte, öffnete sie den Mund und klagte über Schwäche und Mattigkeit. Die Maus bemitleidete sie und redete ihr Muth ein. Die Katze aber kroch allmälig bis zur Oeffnung der Höhle, um der Maus den Ausgang zu versperren, dann sprang sie auf sie los und faßte sie mit allen Vieren und biß sie; hierauf schlenderte sie sie in die Höhe und lief ihr wieder nach. Die Maus rief Gottes Hülfe an und sagte zur Katze: „Treuloser Freund, hältst du so den Bund, den wir geschlossen, und den Eid, den du geschworen? Ist das mein Lohn dafür, daß ich dich in meine Höhle hereingelassen und dir mein Leben anvertraut? Mit Recht sagt man: Wer dem Versprechen seines Feindes

traut, der ist seines Lebens nicht mehr sicher und verdient den Tod; doch ich vertraue auf Gott, der wird mich retten." Während die Maus so zur Katze sprach, welche damit umging, sie zu zerreißen, kam ein Jäger mit jungen Hunden herbei; einer derselben hörte das Geräusch in der Höhle, sprang munter heran in der Meinung, es sey ein

Hase, der etwas zerreißen wolle, packte die Katze von hinten, und zog sie heraus und zerriß sie in Stücken. Die Maus aber kam ohne schwere Wunde davon, denn die Katze hatte sie in ihrem Schrecken losgelassen, und so bestätigte sich hier: Wer Mitleid hat, der wird auch (von Gott) bemitleidet; wer unrecht handelt, dem geschieht auch Unrecht.

„Das ist's, o König, was dieser Katze geschehen, darum soll Niemand sein Wort brechen und das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen; sonst geht es ihm auch so; wer aber Gutes übt, dem wird reicher Lohn. Doch betrübe dich nicht, o König, dein Sohn wird später wieder deinen Pfad wandeln und Buße thun. Dein gelehrter Vizier fürchtete sich aber, dir dies zu offenbaren, weil schon Mancher durch seine Gelehrsamkeit sich große Gefahr zugezogen." Der König entließ die Traumdeuter hierauf gnädigst, ging nachdenkend in seine Wohnung und brachte die Nacht bei der geliebtesten und geachtetsten seiner Frauen zu. Nach einigen Monaten, als sie die Merkmale der Schwangerschaft an sich wahrnahm, lief sie freudig zum König, um es ihm zu melden.

Dieſer rief höchſt entzückt aus: „So war mein Traum doch wahr! Gott wird mir auch ferner in Allem beiſtehen.“ Er erwies von nun an ſeiner Frau viele Ehre und ließ ihr das ſchönſte und beſte Zimmer im Schloſſe einräumen. Sobald Schimas in's Schloß kam, theilte ihm der König ſeine Hoffnung, bald Vater zu werden, mit und ſagte: „Nun ſind meine Wünſche erfüllt; ich hoffe, meine Frau wird einen Sohn gebären, der meinen Thron erben kann. Was ſagſt du dazu, Schimas?“ Schimas ſchwieg und antwortete nichts. Da ſagte der König: „Warum freuſt du dich nicht mit mir? Warum ſchweigſt du? Iſt dir das nicht angenehm?“ Schimas verbeugte ſich und ſagte: „Mögeſt du lange leben, o König; warum ſollte der in der Mittagshitze unter einem ſchattigen Baume Ausruhende, oder der Lechzende, welcher an klarem Wein oder friſchem Quellwaſſer ſich labt, ſich nicht freuen? Noch größer, o König, iſt meine Freude mit dem, was dir Gott geſchenkt, bin ich doch ein Diener Gottes und dein Diener. Doch ſagt man: Von drei Dingen darf ein Verſtändiger nicht zu früh ſprechen: von einem auf die Reiſe gehenden Kaufmanne, bis er zurückkehrt; von einem in den Krieg Ziehenden, bis er ſeinen Feind überwunden, und von einer Schwangern, bis ſie ihr Kind geboren; denn wiſſe, o König, wer von etwas ſpricht, ehe es da iſt, dem geht es wie dem Einſiedler mit dem verſchütteten Schmalze.“ Der König fragte: „Was iſt das für eine Geſchichte?“ Da begann Schimas:

Scheherſad unterbrach hier die Erzählung; in der folgenden Nacht aber fuhr ſie mit Schimas' Worten alſo fort:

Siebenhundert und ſechzehnte Nacht.

Geſchichte des Einſiedlers mit dem Schmalze.

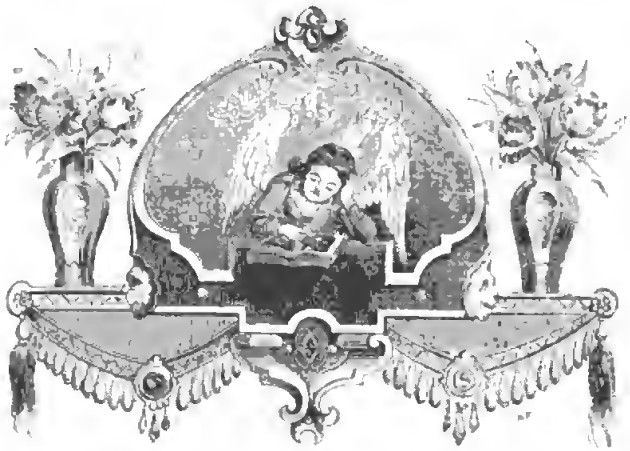
Wiſſe, o König, einſt lebte ein Einſiedler in einer Stadt bei einem der vornehmſten Bürger, der ihn ſehr liebte und ihm jeden Tag drei Brödchen und etwas Honig und Schmalz reichen ließ. Da das Schmalz damals ſehr ſelten und theuer war, ſammelte der Einſiedler alles, was er von ſeinem Gönner erhielt, in einem großen Kruge, den er zu Häupten ſeines Bettes ſtellte, um immer ein wachſames Auge darauf haben zu können. Eines Tages, als er auf ſeinem Bette ſaß, fiel ihm ſein Schmalz ein, das jetzt ſo hoch im Preiſe ſtand, und er dachte bei ſich: Ich werde es jetzt ganz im Stillen verkaufen und dafür eine Ziege kaufen, ich mache dann Gemeinſchaft mit einem Bauer, der einen Bock hat, ſie wird im erſten Jahre ein Männchen oder ein Weibchen, und im zweiten ein Weibchen oder ein Männchen gebären, und ſo wird das fortgehen, bis ich eine Menge Böcke und Ziegen habe; ich verkaufe dann die Böcke und kaufe Kühe und Stiere dafür; wenn auch dieſe ſich vermehrt haben, verkaufe ich einen Theil davon und kaufe ein ſchönes Gut und bebaue es; dann laſſe ich mir ein ſchönes Schloß darauf bauen, ſchaffe mir koſtbare Kleider an, kaufe Sklaven und Sklavinnen, dann heirathe ich die Tochter eines reichen Kaufmanns oder Fürſten, und feiere eine Hochzeit, wie noch nie eine gefeiert worden; es wird weder an allerlei Fleiſchgerichten noch an Süßigkeiten fehlen. Auch laſſe ich Muſiker und Sänger und Mährchenerzähler kommen, die uns bei dem Dufte der ſchönſten Blumen und der feinſten Wohlgerüche beluſtigen; ich werde Reiche und Arme einladen, Alles, was durch Gelehrſamkeit und Bildung ſich hervorthut, ſogar den Sultan mit ſeinen Offizieren; ich laſſe in der ganzen Stadt ausrufen: Jeder

ſoll zu eſſen und zu trinken bei mir finden! Iſt dann die Braut königlich geſchmückt, begebe ich mich zu ihr und ergötze mich an ihren Reizen, eſſe und trinke und ſcherze mit ihr und denke bei mir ſelbſt: Nun bin ich am Ziele meiner Wünſche, fern von dem traurigen Einſiedlerleben. Bald freue ich mich dann mit dem Knaben, den mir meine Frau gebären wird, und gebe ein großes Feſt bei ſeiner Geburt; ich laſſe ihn in Pracht und Glanz erziehen und in Allem unterrichten, ſo daß ſein Name berühmt werde in allen Geſellſchaften. Ich werde ihm dann Dies und Jenes befehlen, gehorcht er mir, ſo laſſe ich ihn immer mehr unterrichten, wird er aber ungehorſam, ſo komme ich mit dem Stocke hinter ihn. Bei dieſen letzten Worten hob der Einſiedler den Stock, den er in der Hand hatte, mit aller Kraft in die Höhe, begegnete dem Schmalzkruge, der ihm zu Häupten ſtand, und zerbrach ihn; das Schmalz ſtürzte über ſeinen Kopf herunter,

beſchmierte ſein Geſicht und ſeinen Bart, und befleckte ſeine Kleider und ſein Bett, und ſo wurde er eine Warnung Denen, die ſich belehren wollen.

„Darum, o König, ſoll man niemals von etwas ſprechen, das noch gar nicht iſt.“ Der König ſagte: „Du haſt Recht, Schimas, du biſt ein herrlicher Vizier, deine Worte ſind aufrichtig und dein Wandel gerade, darum nehme ich auch Alles von dir gut auf.“ Schimas erwiderte, ſich verbeugend: „Gott ſchenke dir ein langes Leben und eine dauerhafte, glänzende Regierung; du weißt, daß ich dir ſtets meinen aufrichtigen Rath ertheile, daß nur deine Zufriedenheit mit mir mich glücklich macht, daß ich keine andere Freude, als die deinige habe, daß ich nicht ſchlafe, wenn du mir zürnſt, denn Gott hat mich durch dein Wohlwollen über alle Erwartung bereichert; darum bete ich immer zu ihm, daß ſeine Engel dich beſchützen mögen und er durch ſeine Gnade dir reichen Lohn zufließen laſſe. Amen.“

Mit dieſen Worten beendigte Scheherſad ihre Erzählung für dieſe Nacht; in der folgenden ſprach ſie weiter:



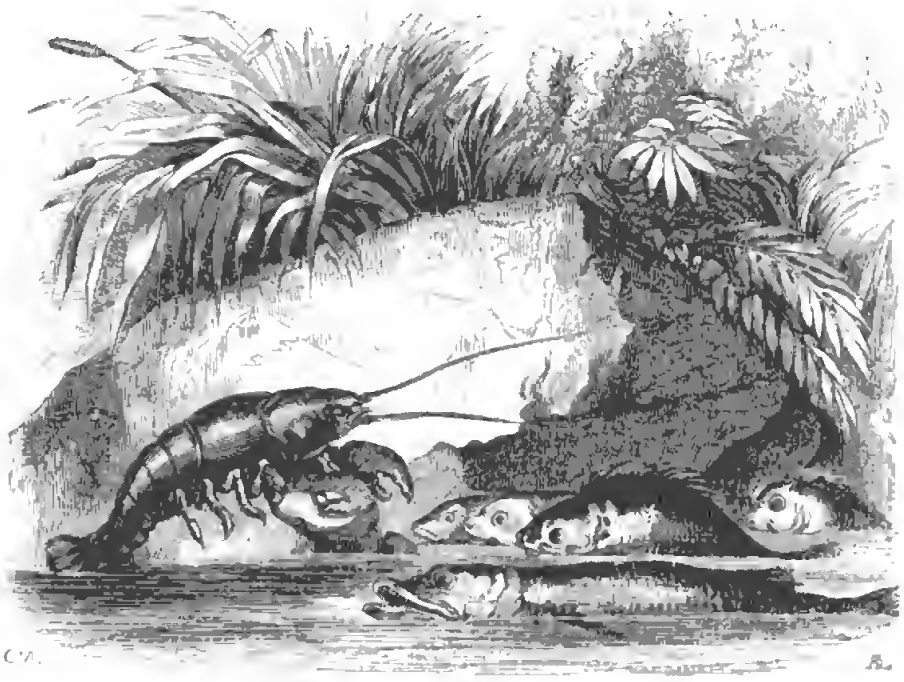
Siebenhundert und siebenzehnte Nacht.

Der König war entzückt über die Worte des Viziers, und erhöhte seinen Rang und seine Stellung noch mehr. Nach einiger Zeit gebar die Königin einen Sohn; der König freute sich sehr, als man es ihm meldete, und dankte Gott, dem barmherzigen Vater, für diese nicht mehr erwartete Gnade. Er ließ dann nach allen Seiten seines Landes schreiben, und alle Viziere, Oberhäupter der Truppen, andere Großen des Reichs und alle Gelehrten zu einem Feste einladen; die Gäste fanden sich zahlreich ein, denn Jeder wollte den geliebten König beglückwünschen. Nach dem Feste entließ sie der König wieder hochgeehrt und reichlich beschenkt. Als er wieder allein mit seinen Vizieren war, fragte er sie: „Was denkt ihr von dem Glück, das mir beschert worden?“ Der Großvizier

Schimas bat um das Wort und sprach: „Gepriesen sey Gott, unser Herr, der uns aus Nichts geschaffen, daß er uns einen König geschenkt, durch dessen Huld uns so viel Glück zuströmt und durch dessen Gerechtigkeitsliebe ein Jeder in unserm Lande sicher und ruhig lebt. Wo regiert wohl noch ein so gerechter, weiser, fürsorgender und beschützender König? Wie wacht er über alle unsere Bedürfnisse; wie horcht er auf alle Klagen seiner Unterthanen, und wie beschützt er sie gegen jeden Feind! Haben doch die Türken ihre Söhne ihren Königen als Sklaven gegeben, damit er sie gegen Feinde beschütze: wie dankbar müssen wir seyn, da unter der Regierung unsers Königs kein Feind unser Land zu betreten wagt; wie sehr verdient er die göttliche Huld, da wir so unbeschreiblich glücklich unter seinen Fittigen leben; Gott erhalte ihn lange! Nun hatten wir aber bisher immer zu Gott gebeten, daß er ihn mit einem Sohne segne, und jetzt, wo er unser Gebet erhört hat, ist unsre Freude so groß, wie die jenes Fisches im Wasserteiche. Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?"

Geschichte eines Fisches im Wasserteiche.

Wisse, o König, fuhr Schimas fort: einst hielten sich viele Fische in einem Wasserteiche auf, der nur von Regenwasser gefüllt war. Da kam einmal ein Sommer, in welchem es sehr wenig regnete. Der Teich ward immer kleiner, und die Abnahme des Wassers setzte die Fische in große Besorgniß. Sie sagten Einer zum Andern: „Was wird aus uns werden; was fangen wir an und bei wem holen wir Rath?" Da sprang der Aelteste hervor und sagte: „Es bleibt uns nichts übrig, als zu Gott unsre Zuflucht zu nehmen und zum Krebse, dem Verständigsten unter allen Wasserbewohnern." Die übrigen Fische stimmten ihm bei und sie begaben sich sämmtlich zum Krebse, der ruhig an der Thüre seines Nests lag und nichts von der Noth der Fische wußte. Der Aelteste trat zu ihm und sagte, nachdem er ihn gegrüßt hatte: „Macht dir unsre traurige Lage keine Sorge, o weiser, gelehrter Krebs?" Dieser fragte: „In welcher Lage befindet ihr euch denn?" Da erzählten sie ihm von dem Mangel an Wasser und von ihrem nahen Untergange, und baten ihn um Rath und Beistand. Der Krebs schwieg eine Weile und dachte: Wie wenig Vertrauen haben diese unverständigen Fische zu Gott, doch ich will ihre Furcht verscheuchen; Gottes Wille wird dann geschehen. Er sagte ihnen daher: „Wisset, ihr Fische, das Jahr hat ja erst begonnen und noch bleibt uns Wasser genug; es wird gewiß noch regnen, darum vertraut auf Gott, betet viel zu ihm, denn er erhört



das Gebet seiner Geschöpfe; laßt uns nur den Winter abwarten; regnet es dann wie gewöhnlich, so brauchen wir nicht aus dem Teiche zu entfliehen." Sämmtliche Fische stimmten der Meinung des Krebses bei, dankten ihm und gingen ihres Weges. Nach wenigen Tagen kam ein Regen vom Himmel und füllte den Teich noch mehr als gewöhnlich.

„So auch wir, o König; schon hatten wir alle Hoffnung auf einen Thronerben aufgegeben — der Mensch soll aber nie an seinem Herrn verzweifeln — und nun ist unser Wunsch erfüllt: Gott hat dich mit einem Sohne gesegnet, dessen Regierung nach Vollendung deines langen Lebens unsern Nachkommen Heil bringen wird."

Der zweite Vizier sagte dann: „Wie sehr verdient ein König, der gerecht und mild gegen seine Unterthanen ist, der ihre Frauen und Güter beschützt und stets ein wachsames Auge auf ihr Wohl richtet, daß er in diesem und in jenem Leben den höchsten Rang einnehme. Da nun du, o König, alle Herrschertugenden im höchsten Maße besitzest und dein Land durch dich so gesegnet ist, so mußte es uns wehe thun, dich ohne Nachkommen zu sehen; nun hat aber Gott unser Gebet erhört. Deine Hingebung und volles Vertrauen zu Gott ward belohnt, wie das des Raben mit der Schlange." Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?"

Geschichte des Raben und der Schlange.

Wisse, o König, erzählte der zweite Vizier: einst wohnte ein Rabe mit seinem Weibchen auf einem Baume. Als die Zeit kam, wo sie Jungen ausbrüteten — es war im Sommer — da kroch eine Schlange aus ihrer Höhle hervor, hing sich an die Wurzel des Baumes fest, schlich hinauf, bis sie zu dem Neste des Raben gelangte, legte sich hinein und brachte den ganzen Sommer darin zu. Der Rabe wartete, bis sie nach der heißen Jahreszeit das Nest wieder verließ, und ging dann wieder hinein mit seinem Weibchen und sagte zu diesem: „Laß uns Gott danken, der uns von diesem Uebel befreit, und haben wir auch dieses Jahr keine Jungen ausbrüten können, so hören wir doch nicht auf, auf Gott, unsern Schöpfer, zu vertrauen, und danken wir ihm, daß er uns gesund und wohl wieder hierher zurückkehren ließ. Wir müssen uns eben in seinen Willen fügen, vielleicht werden wir das nächste Jahr uns an unsern Jungen freuen.“ Als aber die Zeit kam, wo sie wieder Eier legten, kam die Schlange wieder aus ihrer Höhle, und wollte wieder auf den Baum kriechen und in das Nest des Raben schleichen. Da ließ sich aber ein Raubvogel vom Himmel herunter, biß sie in den Kopf, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel, und die Ameisen sich um ihre Wunde sammelten und sie auffraßen. Der Rabe lebte nun in Ruhe mit seinem Weibchen, das ungestört seine Eier ausbrütete und den Schöpfer pries.

„So wollen auch wir Gott danken, daß er dich mit einem Sohne gesegnet, und beten, daß er Alles zu einem glücklichen Ende führe!“

Der dritte Vizier begann hierauf: „Freue dich, o König, mit der Wohlthat des Himmels, der dir eben so hold ist, wie allen Menschen, die in deinem Reiche leben. Alles, was der Mensch hat, kömmt ihm ja von Gott, der Jeden nach Willen beschenkt: den Einen mit Wohlstand und Kindern, den Andern mit Vernunft und Verstand, er erhebt und erniedrigt, macht reich oder arm, und für Alles muß man ihm danken. Aber du, o König, gehörst zu den Glücklichen in diesem Leben, und wirst es auch einst jenseits werden. Doch Jeder muß mit seinem Loose zufrieden seyn und wer sich nicht begnügt mit dem, was er hat, dem geht es wie dem wilden Esel mit dem Fuchse.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Der Vizier antwortete:

Geſchichte des wilden Eſels mit dem Fuchſe.

Man erzählt, o König, einſt lebte ein Fuchs, der jeden Tag ſeine Höhle verließ, um ſich ſeine Nahrung zu verſchaffen. Eines Tages, als er wie gewöhnlich auf's Gebirge ging, traf er einen andern Fuchs, und ſie erzählten einander, was ſie auf ihrem Raubzuge gefangen. Da ſagte der Eine: „Ich traf geſtern einen todten wilden Eſel, und da ich ſehr hungrig war, — denn ich hatte in drei Tagen faſt gar nichts gegeſſen — freute ich mich ſehr darüber und dankte Gott, der mir ihn beſchert. Ich habe mich an deſſen Herz ſo ſatt gegeſſen, daß ich ſeit drei Tagen nicht hungre.“ Als der andre Fuchs dies hörte, beneidete er ihn und dachte bei ſich: Ich muß doch auch einmal ein Eſelsherz eſſen, um ſo ſatt zu werden. Er ging ſo lange mit dieſem Gedanken um, bis er ganz mager ward und erſchöpft in ſeiner Höhle lag. An dieſem Tage gingen Jäger auf die Jagd und konnten den ganzen Tag nichts ſchießen, bis ſie endlich einen wilden Eſel trafen. Einer von ihnen ſchoß mit einem Pfeile nach ihm, der im Herzen ſtecken blieb, worauf der wilde Eſel leblos vor die Höhle des Fuchſes hinfiel. Die Jäger wollten dem Eſel den Pfeil aus dem Herzen ziehen, aber nur das Holz ging heraus, die eiſerne Spitze blieb darin ſtecken.

In der nächſten Nacht erzählte Scheherſad weiter:

Siebenhundert und achtzehnte Nacht.

Als der Fuchs das Geräusch vor seiner Thüre hörte, verbarg er sich bis Nachts, wo die Jäger wieder fort waren. Jetzt kam er langsam aus seiner Höhle hervor, denn er konnte vor Schwäche nicht mehr schnell gehen, und freute sich sehr, als er einen todten Esel vor der Thüre fand, und dankte Gott, der ihm so seinen Wunsch ohne Mühe erfüllte. Er ging heißhungrig darauf los, riß ihm den Leib auf und wühlte mit seinem Rachen umher, bis er das Herz fand. Aber die Spitze des Pfeils blieb ihm im Halse stecken und brachte ihn dem Tode nahe; da klagte und jammerte er: „Mir geschieht es recht; kein Geschöpf soll mehr verlangen, als ihm Gott zugetheilt — ich wäre jetzt nicht in solcher Noth, wenn ich mich mit Gottes Gabe begnügt hätte.“

„So, o König, wagten auch wir nichts mehr von Gott zu fordern, aber er hat dich doch mit einem Erben beglückt, dem er ein langes Leben schenken und den er deinen Pfad betreten lassen möge!“

Dann ſprach der vierte Vizier: „Wenn ein König weiſe iſt und verſteht beglückend über ſeine Unterthanen zu herrſchen, wenn er ſich zum Guten wendet und das Böſe meidet, wenn er die Abgaben ſeines Volks erleichtert, ihr Blut ſchont und ihre Schwäche deckt, ſo wird dadurch ſein Reich immer mehr befeſtigt, er wird ſtets gegen ſeine Feinde ſiegen und durch Gottes Huld Alles erlangen, wornach er ſtrebt. Ein gewaltthätiger Regent aber wird ſich und ſeine Unterthanen in's Verderben ſtürzen und es wird ihm gehen, wie dem König mit dem Reiſenden.“ Der König fragte, was das für eine Geſchichte wäre? Da erzählte der Vizier:

Geſchichte des Königs und des Wanderers.

Wiſſe, o König, einſt herrſchte im äußerſten Weſten ein König, der ſehr gewaltthätig war, und ſowohl ſeine Unterthanen, als Fremde, die in ſein Land kamen, unterdrückte. Jeder Fremde fürchtete ſich, ſein Land zu betreten, denn es wurde ihm nur der fünfte Theil ſeines Beſitzes gelaſſen und die übrigen vier Fünftheile für den König weggenommen. Es traf ſich nun, daß einſt ein Wanderer, der von Jugend auf nur dem Gottesdienſte lebte, auf ſeinen Reiſen auch die Reſidenz dieſes Königs beſuchte. Sobald er an's Thor kam, fielen die Beamten, die die vier Fünftel einzunehmen hatten, über ihn her und unterſuchten ſein Gepäck; ſie fanden aber nur zwei Kleider auf ihm, von denen ſie ihm

das eine auszogen, nachdem ſie ihn vorher tüchtig durchprügelten. Der fromme Wanderer ſchrie: „Wehe euch, ihr Uebelthäter, ich bin ein armer Pilger, was thut ihr mit meinem Kleide? Laßt mir es, oder ich verklage euch beim Regenten.“ Sie antworteten: „Wir handeln nach dem Befehle des Regenten; thue, was du willſt!“ Da dachte der Wanderer bei ſich ſelbſt: Ich will einmal zum Regenten gehen und ſehen, ob dieſe Leute die Wahrheit ſagen. Er erkundigte ſich nach dem königlichen Palaſte; aber als er hineintreten wollte, hielten ihn die Pförtner auf und mißhandelten ihn. Nun dachte er: Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu warten, bis der König ausgeht, dann will ich ihm klagen, was mir widerfahren. Während er ſo dachte, hörte er, wie Jemand aus dem Palaſte ſagte: „Der König geht auf die Jagd.“ Da freute er ſich ſehr und ſtellte ſich auf den Weg, wo der König vorbeireiten mußte, grüßte ihn und ſagte: „O König, höre meine Klage! Ich bin ein armer Wanderer, werde überall gut behandelt, wohin ich mich wende; als ich aber hierher kam, fielen deine Leute über mich her, ſchlugen mich und zogen mir ein Kleid aus; nun bitte ich dich um deinen Beiſtand.“ Da ſagte der König: „Wer hieß dich als Fremder meine Stadt betreten?“ Der Wanderer antwortete: „Ich habe gefehlt, o König, ich will nie mehr dieſe Stadt betreten, laß mir nur mein Kleid zurückgeben.“ Der König verſetzte: „Du beklagſt dich, daß wir dir dein Kleid genommen und freueſt dich nicht, daß dein Leben verſchont geblieben; morgen will ich dir auch das Leben nehmen.“ Hierauf ließ ihn der König einſperren. Der Wanderer bereute es, nicht ſein Leben gerettet und lieber ſein Kleid aufgegeben zu haben. Als es Nacht ward, betete er: „O Gott, du kennſt meine Lage dieſem Tyrannen gegenüber, ich flehe dich an, rette mich aus ſeiner Hand und beſtrafe dieſen gewaltthätigen Mann, der Arme und Fremde unterdrückt; du biſt doch der gerechte und allwiſſende Richter.“ Der Gefängnißwächter, der dieſes Gebet hörte, dachte, als um Mitternacht ein Brand ausbrach, der den König mit ſeiner ganzen Familie verzehrte und die ganze Stadt in Aſche verwandelte, das iſt gewiß nur in Folge des Gebets des Wanderers geſchehen; er befreite ihn daher und rettete ſich mit ihm in eine andere Stadt.

„So, mächtiger Herr, enden ungerechte Tyrannen: ſie werden hier von Allen verflucht, und Gottes Strafe harrt ihrer in jenem Leben. Wir aber, o König, danken Morgens und Abends dem Herrn, daß er uns einen ſo edlen und beſchützenden Herrn geſchenkt. Wir waren nur darüber betrübt, daß er dir einen Erben verſagt, und fürchteten, es möchte dir Jemand folgen, der die Treue gegen uns verletze. Nun hat aber der gnädige Gott uns auch von dieſer Sorge befreit, indem er dich mit einem Sohne geſegnet, den er in dauerndem Ruhm und Glück dir nachfolgen laſſe!“

Der fünfte Vizier begann: „Gepriesen sey der allmächtige Gott, der edle Gaben spendet denen, die in reiner Absicht ihn anflehen, der seine Huld schenkt denen, die durch einen religiösen Lebenswandel ihm ihre Dankbarkeit bezeigen: so hat auch Gott dich, o König, der du die höchsten Tugenden besitzest, nach langer Hoffnungslosigkeit noch mit einem Sohne gesegnet, mit dem wir uns herzlich freuen, weil wir stets befürchteten, du möchtest ohne Nachkommen sterben, wir aber in Fehde und Zwiespalt zuletzt untergehen, wie die Raben durch den Falken." Der König fragte: „Wie war das?"

Hier hörte Scheherfad auf zu erzählen; in der folgenden Nacht aber begann sie mit den Worten des Viziers:

Siebenhundert

und

neunzehnte Nacht.

Geschichte des Falken und der Raben.

Wisse, o König! erzählte der Vizier: Es lebten einst in einem weiten Thale, das reich an Früchten, Flüssen und Brunnen war, viele Vögel, welche den Schöpfer des Tags und der Nacht priesen. Die meisten dieser Vögel waren Raben, die in Friede und Sicherheit unter einem von ihrem Geschlechte lebten, der die Obergewalt mit vieler Milde und Güte handhabte und sie gegen die größten Raubvögel beschützte. Groß war daher die Trauer der Vögel, als ihr Anführer starb. Sie versammelten sich, um einen Nachfolger zu wählen, aber es entstand ein großer Zwist unter ihnen, weil Manche wieder einen Raben wählen wollten, Andere aber nicht. Endlich kamen die Obersten der Vögel dahin überein, daß alle Vögel einen Tag fasten und am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zu gleicher Zeit in die Höhe fliegen sollten: wer dann am höchsten flöge, der sollte König werden. Dies geschah am folgenden Tage, und nach langem Wettfluge sahen die Vögel in die Höhe und fanden einen Falken über sie alle hervorragen.

Dieſer ward nun einſtimmig zum Könige gewählt; er übernahm gern die Regierung und verſprach, ſeine Unterthanen noch beſſer als ſein Vorfahrer zu behandeln. Aber bald nach ſeinem Regierungsantritte flog er jeden Tag mit einer Abtheilung Vögel nach einer Höhle, fraß dort ihre Augen und ihr Gehirn und warf ihren Körper in's Waſſer. Die Vögel merkten bald, daß ihre Zahl jeden Tag geringer ward; ſie gingen daher zum Falken und ſagten: „O König! wir wiſſen nicht, wie es zugeht, daß wir ſeit deinem Regierungsantritt uns jeden Tag vermindern, und beſonders vermiſſen wir ſolche Vögel, die als deine Diener dich umgeben.“ Der Falke erwiderte zürnend: „Gewiß bringt ihr die Vögel aus meinem Gefolge um's Leben, und jetzt fordert ihr ſie von mir.“ Er ſprang dann auf ſie los, nahm zehn ihrer Häupter gefangen, drohte ihnen mit dem Tod und ließ ſie im Angeſicht aller Vögel prügeln. Nun bereuten die Vögel, was ſie gethan, und ſagten: „Wir wußten wohl, daß es uns nach dem Tod unſers erſten Königs ſchlecht gehen würde, aber wir verdienen es um ſo mehr, weil wir einen Fremden

über uns geſetzt; mit Recht ſagt das Sprichwort: wer nicht von den Seinigen regiert ſeyn will, der wird vom Feinde tyranniſirt; nun bleibt uns nichts übrig, als uns zu zerſtreuen und in fernen Gegenden einen Zufluchtsort zu ſuchen.

„So, o König! fürchteten auch wir, es möchte ein gottloſer Mann einſt unſer König werden; nun hat aber Gott dich mit einem Sohne geſegnet, von dem wir nur Heil erwarten.“

Dann ſprach der ſechste Vizier: „Du haſt gehört, o König! wie es den Vögeln mit dem Falken gegangen und wie auch wir ein ähnliches Loos befürchteten. Nun müſſen wir nur noch zu Gott beten, daß er deinem Sohne ein langes Leben ſchenke. Zwar kann der Menſch nie im Voraus wiſſen, ob das, was er wünſcht, ihm frommt oder nicht, und es könnte Manchem durch vermeſſene Wünſche gehen, wie dem Schlangenbeſchwörer und ſeiner Frau und ſeinen Kindern.“ Der König fragte: „Wie ging es dieſen?“ Da erzählte der Vizier:

Mit denſelben Worten erzählte Scheherſad in der nächſten Nacht:

Siebenhundert

und

zwanzigste Nacht.

Geschichte des Schlangenbeschwörers und seiner Frau und Kinder.

Wisse, o König! Einst lebte ein Mann, dessen Geschäft war, Schlangen zu erziehen, um sie über die Zukunft zu berathen. Er hielt seine Schlangen in einem großen Kruge vor den Seinigen verborgen, ging jeden Morgen damit in die Stadt, um durch seine Schlangen Nahrung zu suchen, und kehrte Abends wieder nach Hause zurück und verbarg den Krug. Aber eines Tages bemerkte seine Frau diesen Krug und fragte ihn, was er enthalte? Ihr Mann sagte ihr: „Was liegt dir daran? haben wir nicht unser tägliches Brod im Ueberflusse? begnüge dich damit und frage nicht weiter.“ Die Frau schwieg, dachte aber bei sich: Ich werde schon durch irgend eine List Mittel finden, zu sehen, was in diesem Krug ist. Sie hieß dann auch ihre Kinder, den Vater zu bitten, daß er ihnen sage, was sein Krug enthalte. Die Kinder, welche glaubten, es sey etwas zu essen darin, plagten nun ihren Vater täglich, er möchte ihnen doch zeigen, was er in seinem Kruge habe; er aber wies sie ab und suchte sie durch allerlei Ausreden zufrieden zu stellen. Nach langer Weigerung des Schlangenbeschwörers verabredeten sich endlich seine Kinder mit ihrer Mutter, sie wollten vor ihrem Vater nichts mehr

eſſen noch trinken, bis er ihnen zeige, was in dem Kruge verborgen. Als der Vater bald darauf mit allerlei Speiſen nach Hauſe kam und die Kinder zum Eſſen einlud, ſtellten ſie ſich recht böſe und nahmen nichts an. Der Vater gab ihnen ſüße Worte und fragte ſie, was ſie für Speiſen, Getränke oder Kleidungsſtücke wünſchten. Sie antworteten aber: „Wir wollen nichts, als daß du uns deinen Krug öffneſt, damit wir ſehen, was darin iſt; ſonſt bringen wir uns um.“ Er erwiderte: „Es wird euch nichts Gutes daraus entſprießen, wohl aber großes Unglück.“ Doch die Kinder hörten nicht auf zu murren und zu trotzen, bis ihr Vater einen Stock herbeiholte und ihnen mit Schlägen drohte und, als ſie davon liefen, ſie in's Innere der Wohnung verfolgte. Während er aber mit ſeinen Kindern beſchäftigt war und die Frau allein mit dem Kruge blieb, in welchem die Schlangen waren, deckte ſie ihn auf. Die Schlangen

krochen heraus und tödteten ſie und ihre Kinder, nur ihr Mann entkam durch eine ſchnelle Flucht aus dem Hauſe.

„Daraus merkte ich mir, o König! daß kein Menſch ſo zudringlich Etwas begehren ſoll, das ihm Gott nicht gewähren will. Aber du, o König! warſt geduldig und ergeben, baſt auf Gott vertrauend ihn nicht zu ſehr mit Bitten um ein Kind beſtürmt; er erkannte aber dein Inneres und ſegnete dich mit einem Sohne, den er zu deinem gerechten, gottgefälligen Nachfolger heranwachſen laſſen möge."

Der ſiebente Vizier ſprach endlich: „Ich habe vernommen, was die gelehrten ſechs Viziere vor mir über deinen ausgezeichneten Lebenswandel geſagt. Auch ich danke dem Herrn, der dir einen Sohn geſchenkt, die edelſte Gabe, die einem Menſchen auf Erden werden kann, denn wer kinderlos ſtirbt, deſſen Andenken erliſcht mit ihm. Durch dein Vertrauen auf Gott ging es dir wie der Spinne mit dem Winde." Der König fragte, was das für eine Geſchichte wäre? und der Vizier fuhr fort:

Scheherſad bemerkte den Tag und erzählte erſt in der folgenden Nacht mit des Viziers Worten weiter:

Siebenhundert und einundzwanzigſte Nacht.

Geſchichte der Spinne mit dem Winde.

Wiſſe, o König! eine Spinne ſetzte ſich einſt an einen hohen Maſtbaum feſt, baute ſich dort ihr Haus, wohnte darin in voller Ruhe und dankte Gott für den ſichern Zufluchtsort, den ſie gefunden. Aber nach einiger Zeit wollte Gott ihre Geduld und Ausdauer prüfen; er ließ einen heftigen Sturm wehen, der ſie ſammt ihrem Hauſe wegriß und auf das tobende Meer ſchleuderte. Aber bald trieben die Wellen ſie wieder an's Land und ſie dankte Gott für ihre Rettung; doch ſtellte ſie den Wind zur Rede und ſagte: „Warum haſt du aus meiner Wohnung mich vertrieben, iſt das von Gott erlaubt?“ Der Wind antwortete: „O Spinne! weißt du nicht, daß dieſe Welt eine Wohnung des Unglücks iſt? wem hat je das Glück immer gelächelt? weißt du nicht, daß Gott ſeine Geſchöpfe verſucht, um ihre Geduld zu prüfen? was klagſt du, da er dich aus dem furchtbaren Meere gerettet?“ Die Spinne antwortete: „Du haſt Recht, ich bin Gott Dank ſchuldig und ich vertraue ihm auch, er wird in dieſem fremden Lande mein Führer

ſeyn und mich in meine Heimath zurückbringen." Hierauf verſetzte der Wind: „Ich ſelbſt hoffe mit dem nächſten Weſtwinde dich wieder mitzunehmen, weil du ſo dankbar und ſo gottergeben biſt; vertraue nur auf Gott: wer ihm vertraut, dem kömmt er entgegen, wer mit Geduld ausharrt, der erreicht das Ziel." Die Spinne betete nun mit noch mehr Hingebung zu Gott; Gott erhörte ihr Gebet und gebot einem ſanften Winde, ſie wieder in ihre Heimath zu tragen.

„So wollen auch wir jetzt zu Gott beten, der lange deine Ausdauer geprüft und nun in deinem Alter dir noch einen Sohn geſchenkt hat, daß er dieſem verleihe, was er dir an Macht und Ruhm verliehen."

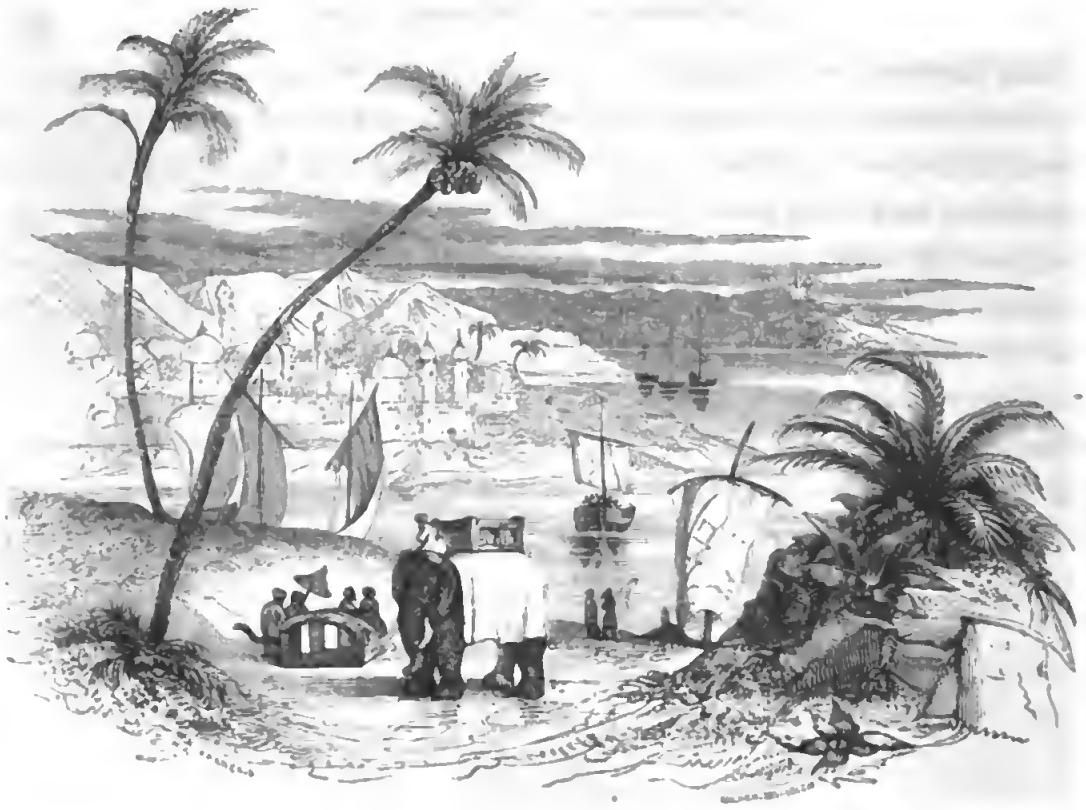
Als der König die ſieben Viziere vernommen und ihnen für ihr Lob und ihre Glückwünſche gedankt hatte, ſagte er: „Wiſſet, o Viziere! Gottes Beſchluß iſt unabänderlich,

ſein Wille geſchehe an meinem Sohne; was er voraus beſtimmt hat, trifft ſicherer ein, als Alles, was ihr von deſſen Widerſpenſtigkeit und Treuloſigkeit vorausſehet; laſſet uns hoffen, daß Gott ihn ſegnen und zu einem frommen, tugendhaften Regenten heranwachſen laſſen wird! Amen." Hierauf erhoben ſich die Viziere und verbeugten ſich vor dem Könige, der ſie mit reichen Geſchenken entließ. Dann ging der König zu ſeinem Sohne, küßte und ſegnete ihn und nannte ihn Wardchan. Als der Prinz zwölf Jahre alt war, ließ ihm der König ein Schloß bauen mit dreihundert und ſechzig

Gemächern, und übergab ihn drei Lehrern, die ihn in allen Wissenschaften unterrichten sollten. Sie mußten jeden Tag in einem andern Zimmer zubringen, und wenn sie es verließen, auf die Thüre schreiben, was der Prinz an diesem Tage gelernt, und alle sieben Tage dem Könige Bericht erstatten. Da der Prinz viel Verstand, Geist und Gedächtniß hatte, auch mit derselben Lust die Lehren aufnahm, wie ein Kranker ein Arzneimittel, durch welches er seine Gesundheit wieder zu erlangen hofft, so bezeigten sie dem König ihre Zufriedenheit mit demselben und sagten ihm, sie hätten in ihrem Leben keinen Schüler gehabt, der Alles so leicht begreife; sie scheuten daher auch keine Mühe, um ihn Alles zu lehren, was sie wußten, weßhalb ihnen der König immer mehr Ehre erwies. Bald übertraf Wardchan alle seine Zeitgenossen in seinen Kenntnissen, und die Lehrer stellten ihn seinem Vater vor mit den Worten: „Freue dich, o König! mit deinem Sohne, der Alles gelernt hat, was wir selbst wissen.“ Der entzückte König dankte Gott, ließ den Vizier Schimas rufen und theilte ihm die Worte der Lehrer seines Sohnes mit. Der Vizier sagte: „Der rothe Rubin glänzt auch aus dem härtesten Gebirge hervor; dein Sohn aber ist eine kostbare Perle, aus andern edlen Perlen entsprungen, und sein reicher Verstand stimmt mit seiner schönen Gestalt überein. Nun halte ich es für angemessen, o König! daß du morgen alle Viziere und Gelehrten und Philosophen zusammen berufest, damit sie öffentlich sich mit dem Prinzen unterhalten, und ein Jeder sich von seinen Kenntnissen überzeuge.“ Der König billigte diesen Vorschlag, und am folgenden Tage, als alle Gelehrten der Stadt versammelt waren, trat zuletzt Schimas in die Versammlung und verbeugte sich vor dem Prinzen. Als dieser sich zu gleicher Zeit vor Schimas verbeugte, sagte Letzterer: „Es ziemt einem jungen Löwen nicht, daß er vor einem andern Thiere sich verbeuge, und nicht dem Lichte, daß es gegen die Finsterniß ehrerbietig sey.“ Da erwiderte der Prinz: „Auch der junge Löwe verbeugt sich vor dem Leoparden, und das Licht vor der Finsterniß, um zu sehen, was darin verborgen ist.“ Schimas bat dann um Erlaubniß, einige Fragen an ihn zu richten, und als der Prinz sie zu beantworten sich erbot, fragte er: „Welcher Mensch ist der vorzüglichste?“ — „Derjenige, der die zukünftige Welt dieser vorzieht.“ — „Und wer kann dies?“ — „Derjenige, welcher bedenkt, daß er in einer vergänglichen Welt lebt, daß er sterben muß, daß dem Tod ein neues Leben und ein Tag des Gerichts folgt, und daß, wer hier nicht fromm lebt, keine gute Zukunft zu erwarten hat. Den Bewohnern dieser Welt geht es wie Handwerkern, die einst in einem engen Hause eine Arbeit zu verrichten hatten; Jedem war sein Werk vorgezeichnet, und es wurden Aufseher angestellt, die einen Jeden nach vollendeter Arbeit aus dem Hause befreien und ihn

reichlich belohnen, die Müßiggänger aber hart bestrafen sollten. Während sie nun an der Arbeit waren, zeigte sich ihnen ein Honigstock, sie kosteten ihn und fanden ihn süß, vernachlässigten aber die Arbeit, um an der Süßigkeit des Honigs sich zu ergötzen, und alle Warnungen der Aufseher blieben fruchtlos. Als der Oberste dies vernahm, befahl er den Aufsehern, Alle umzubringen, die wegen des Bischens Süßigkeit ihr Werk vernachlässigt, diejenigen aber zu belohnen, welche die Süßigkeit verschmäht." — „Du hast Recht; doch wie lassen sich die Bedürfnisse dieser Welt mit den Ansprüchen der zukünftigen vereinigen? wenn der Mensch nicht für irdische Bedürfnisse sorgt, so geht doch sein Körper zu Grunde." — „Man kann auf dem Wege des Rechts für irdische Bedürfnisse sorgen, aber ein Theil des Tages genügt dazu, den übrigen soll man seinem Seelenheil und dem zukünftigen Leben widmen. Ich will dir hierüber noch ein Beispiel anführen:"

In der nächsten Nacht erzählte Scheherzad weiter:



Siebenhundert und zweiundzwanzigste Nacht.

Der Prinz fuhr fort: „Einst herrschten gleichzeitig zwei Könige, von denen der eine gerecht, der andere aber gewaltthätig war. Das Land des Letztern war sehr fruchtbar und lieblich, und reich an Fundgruben von Perlen und Edelsteinen; der König war aber so habgierig, daß er alle Kaufleute in seinem Reiche beraubte. Als der gerechte König, der ein großer Liebhaber von Edelsteinen war, von diesem Lande hörte, ließ er einen seiner Leute rufen, gab ihm viel Geld und befahl ihm, in jenes Land zu reisen, um Edelsteine für ihn zu kaufen. Sobald aber der gewaltthätige König von der Ankunft dieses Mannes hörte, ließ er ihn vor sich kommen, und sagte ihm: „Wehe dir! weißt du nicht, wie ich selbst gegen die Kaufleute meines eigenen Landes verfahre? Wie magst du, Fremdling, mein Land betreten? wer bist du?“ Der Kaufmann sagte ihm, sein König habe ihn

mit Geld hierhergeſchickt, um Edelſteine einzukaufen, und das Geld, das er bei ſich habe, gehöre nicht ihm. Da erwiderte der König: „Ich laſſe dich nicht lebendig aus meinem Lande ziehen, wenn du mir nicht dein Geld gibſt.“ Der Kaufmann ließ den Kopf ſinken und dachte bei ſich: Ich ſtehe hier zwiſchen zwei Königen; widerſtehe ich dieſem, ſo läßt er mir mein Geld mit Gewalt nehmen und mich umbringen, ſtelle ich ihn zufrieden, ſo wird mein König, dem das Geld gehört, mich umbringen laſſen. Das Beſte iſt, ich gebe dieſem König einen Theil meines Geldes und rette dadurch mein Leben, für das übrige kaufe ich Edelſteine, die hier ja ſo wohlfeil ſind, und bringe ſie meinem König, und ſo ſtelle ich Beide zufrieden. Der Kaufmann bot hierauf dem König eine bedeutende Summe und bat um Erlaubniß, noch einige Zeit im Lande bleiben zu dürfen, um die Geſchäfte ſeines Königs zu verrichten. Der König nahm das Geld und gewährte dem Kaufmann ſeine Bitte. Dieſer kaufte für das ihm übriggebliebene

Geld die koſtbarſten Edelſteine um einen ſehr geringen Preis, reiſte dann wieder in ſeine Heimath und entſchuldigte ſich bei ſeinem Könige. Der gerechte König nahm ſeine Entſchuldigung an, ſetzte ihn zur Rechten in ſeinem Divan und ſicherte ihm ein reiches Einkommen für ſein ganzes Leben zu.“ Als der Vizier nach der Anwendung dieſes Beiſpiels fragte, ſagte der Prinz: „Der gerechte König ſtellt die zukünftige Welt vor, der gewaltthätige dieſe Welt; der Kaufmann iſt das Bild des Menſchen, das Geld

bedeutet die Gaben Gottes, und die Edelsteine die schönen frommen Werke; wer sich damit begnügt, für unentbehrliche Bedürfnisse dieses Lebens tagtäglich zu sorgen, und mit der übrigen Zeit sich jene Welt zu verschaffen sucht, der stellt beide Theile zufrieden." Der Vizier fragte dann: „Werden Körper und Seele gleich seyn in Lohn und Strafe?" — „Sie nehmen gleichen Antheil an Allem, denn sie handeln auch hier in Gemeinschaft, wie einst ein Blinder und ein Lahmer." — „Was ist das für eine Geschichte?" — „Ein Blinder und ein Lahmer, welche Freunde waren und mit einander bettelten, wünschten sich eines Tages, ein reicher Mann möchte sie doch in seinen Garten aufnehmen; dies hörte ein gutherziger Mann, der einen Garten hatte, er bemitleidete sie, nahm sie in seinen Garten, pflückte ihnen Früchte, ließ sie im Garten und bat sie nur, nichts darin zu verderben. Sobald diese aber die süßen Früchte gekostet hatten, schmeckten sie ihnen so gut, daß sie nach mehr gelüsteten."

Scheherfad bemerkte den Tag und schwieg; in der nächsten Nacht setzte sie die Erzählung des Prinzen also wieder fort:

Siebenhundert

und

dreiundzwanzigſte Nacht.

„Der Lahme und der Blinde theilten einander ihr Verlangen mit; der Lahme bedauerte, nicht zu den Früchten gelangen zu können, und der Blinde, ſie nicht zu ſehen. Während ſie ſo nach dieſen Früchten ſchmachteten, kam der Wächter zu ihnen und fragte ſie, warum ſie ſo traurig wären; als ſie ihm die Urſache geſtanden, rief er ihnen zu: „Wehe euch! habt ihr nicht gehört, wie der Eigenthümer des Gartens euch gewarnt hat, nichts im Garten zu verderben? Bezähmet daher eure Begierde, ſonſt wird er euch aus ſeinem Garten jagen.“ Aber ſie erwiderten: „Wir müſſen von dieſen Früchten haben, der Eigenthümer wird nichts merken, wir bitten dich, uns nicht zu verrathen und uns ein Mittel anzugeben, wie wir unſere Begierde befriedigen können.“ Als der Wächter ſah, daß ſie ſeinem Rathe nicht folgen wollten, ſagte er zum Blinden: „Richte dich auf und nimm den Lahmen auf deine Schultern, er wird mit ſeinen Augen dich leiten und du mit deinen Füßen ihn zum Baum tragen; ich entferne mich, und ihr könnt dann eure Luſt ſtillen.“ Der Blinde erhob ſich ſogleich, nahm den Lahmen auf die Schultern und trug ihn an den Baum hin, wo ſie nun Früchte pflückten und Zweige zuſammenriſſen und den ganzen Garten zertraten.

Sobald der Eigenthümer des Gartens aber heimkehrte und den ganzen Garten in Unordnung fand, ging er zornig auf ſie los und ſagte ihnen: „Was habt ihr gethan? iſt das der Lohn dafür, daß ich euch in meinen Garten gelaſſen und euch von deſſen Früchten gereicht habe? Konntet ihr ſo mein Vertrauen mißbrauchen?“ Sie antworteten: „O Herr! du weißt doch, daß wir nichts verderben konnten, der Eine iſt ja blind und der Andere lahm.“ Aber er erwiderte: „Wollt ihr eure That auch noch leugnen? glaubt ihr, ich wiſſe nicht, wie ihr es gemacht? Hättet ihr eure Schuld geſtanden, ſo würde ich euch euers Weges gehen laſſen, weil ihr ſie aber noch leugnet, verdient ihr beſtraft zu werden.“ Er jagte ſie hierauf aus dem Garten und warf ſie in einen Kerker, wo ſie umkamen. Die Bedeutung dieſer Parabel,“ fuhr der Prinz fort, „iſt folgende: Der Blinde ſtellt den Körper vor und der Lahme die Seele; der Garten iſt das Bild der Welt, der Eigenthümer des Gartens iſt Gott der Schöpfer; der Baum bedeutet die thieriſche Luſt und der Wächter den Verſtand, der vor dem Böſen warnt

und das Gute empfiehlt; darum müſſen auch Körper und Seele Lohn und Strafe mit einander theilen.“ Schimas fragte ferner: „Welcher Gelehrte iſt der vorzüglichſte?“ — „Der nach den Geboten des Herrn handelt, nur ſein Wohlgefallen ſucht und ſeinen Unwillen ſcheut.“ — „Welche Gebote ſollen wir uns am meiſten zu Herzen nehmen?“ — „Die, welche uns auffordern, gegen Nebenmenſchen mild zu ſeyn, unſern Stolz zu beugen, und oft an Gott zu denken; wer dies thut, gleicht dem, der einen klaren Spiegel immer ſäubert, ſo daß er ſtets an Glanz zunimmt.“ — „Welche Schätze ſind die vorzüglichſten?“ — „Die des Himmels, Lob und Preis Gottes; auch Wohlthätigkeit gehört zu den Schätzen des Himmels.“ — „Was entſtellt Einſicht, Vernunft und Wiſſenſchaft?“ — „Die Begierden und Leidenſchaften; ſobald dieſe bei den Menſchen Eingang finden, entarten ſie alle ſeine Vorzüge, und er gleicht dem in der Luft ſchwebenden Raben.“ — „Wie ſo das?“

Scheherſad ſchwieg, da der Tag nahe war; in der nächſten Nacht begann ſie mit folgenden Worten:

Siebenhundert und vierundzwanzigste Nacht.

„Ein Rabe," erzählte der Prinz, „der verständigste und bescheidenste aller Vögel seiner Zeit, lebte lange in einer einsamen Wüste; da kam eines Tages ein Jäger in die Wüste, spannte sein Netz aus, warf ein Stückchen Fleisch hinein und ging fort. Der Rabe sah dies aus der Ferne, aber seine Begierde nach dem Fleische war so groß, daß er das Netz darüber vergaß; er ließ sich herunter, fiel über das Fleisch her und verstrickte sich im Netze. Als der Jäger wiederkam und den Raben im Netze sah, sagte er ganz erstaunt: „Ich habe das Netz nur für kleine Vögel ausgespannt, wie kömmt's, daß du, verständiger Rabe, dich in eine solche Gefahr stürzest?" Daraus sehen wir," fuhr der Prinz fort, „daß die Lüsternheit über alle Thiere viel Gewalt übt. Der Mensch muß daher, wenn er mit den Augen seines Verstandes sich von Begierden ergriffen sieht, mit aller Kraft dagegen kämpfen und sich nicht von ihnen, wie ein Esel am Zaume, in den Abgrund führen lassen, sonst geht es ihm schlecht und er findet nie Ruhe." Der Vizier fragte dann: „Was ist der Vizier dem Sultan schuldig?" — „Ihm seinen Rath zu ertheilen," antwortete der Prinz, „seine Geheimnisse zu bewahren, ihn über Alles aufzuklären, nichts zu vernachlässigen, was ihm übertragen ist, dem Zorn des Königs auszuweichen, auf eine Weise ihn anzureden, daß er ihn wohl verstehe, nicht mehr von ihm

zu fordern, als ſeine Stellung ihm gegenüber ziemt, ihn zart wie ein Kind zu behandeln und ihn nie in ſeinen Reden zu verletzen, ſonſt möchte es ihm gehen wie dem Jäger mit dem Löwen." — „Wie war das?" fragte Schimas. Der Prinz erzählte: „Einſt lebte

ein Jäger, der wilden Thieren nachjagte, ihr Fleiſch verkaufte und ihre Haut, und was er nicht verkaufen konnte, einem Löwen hinwarf, der ſich in der Wüſte an ihn gewöhnte und zuletzt ſo zahm wurde, daß er ſich ihm nähern, ſeinen Rücken ſtreicheln und ſeinen Schwanz in die Hand nehmen durfte. Als der Jäger die Unterwürfigkeit des Löwen ſah, dachte er eines Tages: Ich will einmal auf ihm reiten, um mich deſſen bei meinen Freunden rühmen zu können. Er folgte dieſer Laune und wagte es, den Rücken des Löwen zu beſteigen. Dieſer aber ergrimmte darüber, hob die Vordertatze auf, ſchlug den Jäger damit, zerriß ihn mit ſeinen Klauen und trat ihn zu Füßen. So darf auch der Vizier," ſchloß der Prinz, „durch die Milde des Sultans ſich nicht verleiten laſſen, ihn zu beleidigen." Dann fragte Schimas: „Was ſoll ein Vizier thun, wenn der König ungerecht und gewaltthätig iſt, wenn ihm ſchlechte Handlungen aufgetragen werden und er nicht im Stande iſt, den Sultan vom Böſen abzubringen?" — „So ſoll er," antwortete der Prinz, „nachdem ſein wiederholter Rath nicht angehört worden, ſich von ihm trennen." — „Und was ſind dem Könige ſeine Unterthanen ſchuldig?" — „Ihm gehorſam ſeyn, an ſeiner Freude, wie an ſeinen Leiden, Theil nehmen, ihm geben, was ihm gebührt, ihr

Leben für ihn opfern und ihm dankbar ſeyn, wenn er gerecht und wohlthätig iſt.“ — „Und was iſt der König ſeinen Unterthanen ſchuldig?“ — „Ein König, der ſein Reich befeſtigen will, muß Gottes Gebote befolgen, gegen alle ſeine Unterthanen gerecht ſeyn, und ſich eifrig mit den Regierungsangelegenheiten beſchäftigen.“

Scheherſad ſchwieg, da der Tag ſchon nahe war; in der folgenden Nacht fuhr ſie in ihrer Erzählung alſo fort:

Siebenhundert und fünfundzwanzigſte Nacht.

Nachdem nun der Prinz noch über vieles Andere gefragt wurde und ſeine Antworten den höchſten Beifall aller Anweſenden gefunden hatten, fragte der König: „Nun, was ſagt ihr zu dieſem Prinzen? verdient er euer König zu werden?“ Schimas antwortete: „O mächtiger, einſichtsvoller, treuherziger König! du biſt unſer Herr und Gebieter, und nach deinem Willen richtet ſich all unſer Streben; Jeder von uns wird ſich freuen, wenn du ſogleich deinen Sohn zu deinem Nachfolger ernennſt, denn er iſt würdig, König zu werden, er iſt ja dein Sohn und hat ſeine Gelehrſamkeit vor allen Weiſen an den Tag gelegt.“ Der König, von dieſer Antwort entzückt, ſagte zu ſeinem Sohne: „Du biſt, gelobt ſey Gott, ſo verſtändig und ſo unterrichtet, daß wir dir nicht zu empfehlen brauchen, wie du deine Unterthanen beherrſchen ſollſt; du wirſt nach Gottes Geſetzen Gerechtigkeit walten und durch die Macht dich nicht zum Böſen verleiten laſſen; eine Stunde mit Gerechtigkeitspflege zugebracht, zieht einen tauſendjährigen Lohn nach,

während Ungerechtigkeit dich in's Verderben ſtürzt; ſchließe dein Aug' nicht, wenn Gewalt geübt wird, die deine Unterthanen kränkt, ſchone ihr Blut und ihre Ehre, entziehe ihnen deine Nähe nicht, damit ihre Liebe ſtets zunehme; ehre deine Viziere, beherzige ihren Rath und wache ſtets für das Gute, begnüge dich mit dem, was du haſt, und gelüſte nicht nach dem Reiche Anderer, neige dich zu nichts hin, was das Geſetz oder dein Verſtand verwirft: es wird dir wohl ergehen, wenn du Alles dies beobachteſt, und dich reuen, wenn du es vernachläſſigſt; bete zu Gott, daß er dich unter die ihm Gehorchenden und nicht unter die Widerſpenſtigen reihe." Als alle Anweſenden „Amen" ſagten, ſetzte der König ſeinem Sohne die Krone auf's Haupt, hob ihn auf ſeinen Thron

und gebot allen Anweſenden, Häuptern der Truppen, Gelehrten und Vizieren, ihm zu huldigen und Treue in Wort und Geſinnung zu ſchwören. Nach dieſer Huldigung lebte der König noch zehn Jahre; da überfiel ihn eine ſchwere Krankheit, die kein Arzt zu heilen vermochte. Als er ſich dem Tode nahe ſah, verſammelte er alle Viziere und Häupter der Truppen und des Volks, ließ auch ſeinen betrübten Sohn zu ſich rufen und ſagte:

„Ich habe nun den letzten Tag dieſes Lebens erreicht, ich trenne mich ungern von euch, doch Niemand entgeht dem Tode. Fürchte Gott, mein Sohn, und gedenke dieſer Stunde und des darauf folgenden Gerichtstages, wo ſich Schwereres ereignen wird, als du jetzt mit deinen Augen ſiehſt.“ Der Prinz ſagte weinend: „Du weißt, daß ich dir ſtets gehorchte und deine Lehren beobachtete, ich will auch jetzt deinen letzten Willen vernehmen und ihn treu befolgen; doch wie kann ich deine Trennung ertragen? wo finde ich einen andern Vater, ſo liebend, ſo treu rathend?“ Der König ſagte: „Höre, mein Sohn! auf meine Worte und grabe ſie in dein Herz; wenn du nach meinem Tode König wirſt, ſo merke dir zehn Dinge, die ich erprobt und die ich dir als meinen koſtbarſten Schatz und theuerſten Erwerb hinterlaſſe. Biſt du im Zorne, ſo ſchweige; wirſt du von einem Unglück heimgeſucht, ſo habe Geduld; ſprichſt du, ſo ſey wahr in deinen Reden; verſprichſt du Etwas, ſo erfülle dein Verſprechen; urtheilſt du, ſo ſey mild; biſt du mächtig, ſo ſey großmüthig; fordert man Etwas von dir, ſo gewähre; biſt du Jemanden feind, ſo vergiß ſeine Schuld; lobt man dich, ſo ſey freigebig; ſchmäht man dich, ſo ſey gerecht.“

Hier bemerkte Scheherſad den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie folgendermaßen weiter:

Siebenhundert

und

ſechsundzwanzigſte Nacht.

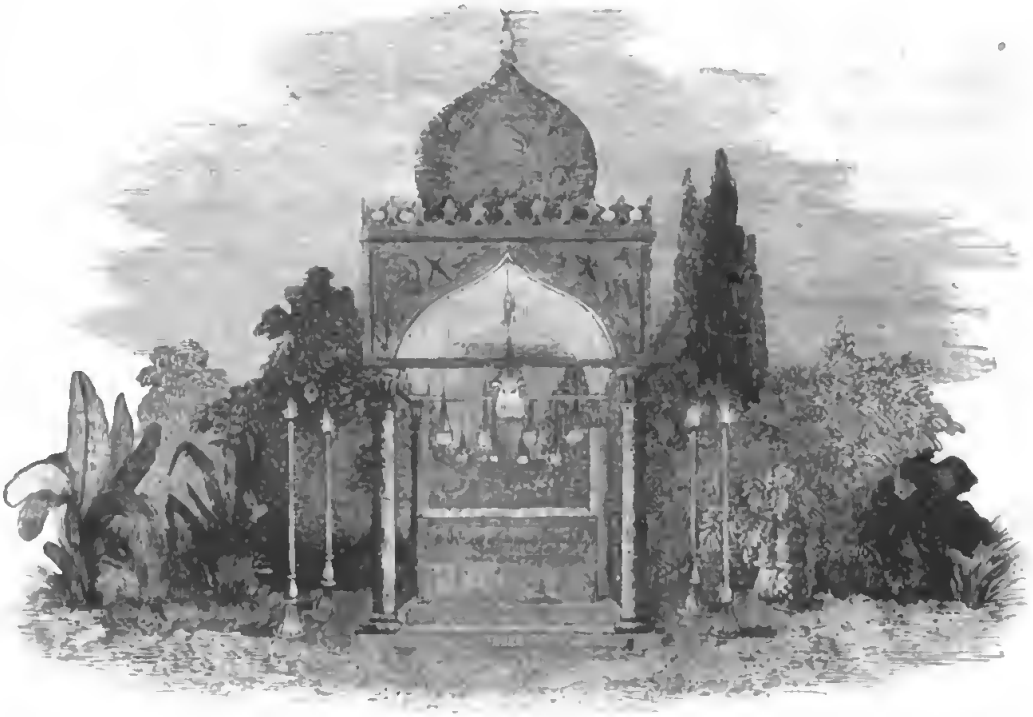
Hierauf wendete ſich der König zu den übrigen Anweſenden und ſagte: „O ihr Viziere und Häupter des Reichs! ich weiß, daß ihr mir Freunde und treue Rathgeber waret, und erkenne es öffentlich zu dieſer Stunde an; ihr wiſſet aber auch, daß ich einen Jeden von euch ehrte und belohnte. Nun fordere ich von euch, daß ihr meinem Sohne werdet, was ihr mir waret, er wird gewiß in meine Fußſtapfen treten; bleibt einig unter einander, fürchtet Gott und gehorcht euren Obern, ihr werdet dann nie euren Feinden unterliegen und euers Vaterlandes Wohl ſichern; hütet euch vor Widerſpenſtigkeit und Treubruch, ſonſt ſtürzt ihr euch und euer Land in's Verderben und macht eure Feinde ſchadenfroh. Erinnert euch deſſen, was ihr mir bei der Geburt des Prinzen geſchworen, bewahret den Bund, den wir mit einander geſchloſſen, Gott wird euch und meinem Sohne, der von nun an euer König iſt, beiſtehen.“ Als er dieſe Worte geſprochen hatte, überfielen ihn die Todeskrämpfe, ſeine Zunge ward gelähmt, das Schwarze ſeiner Augen verbarg ſich, er drückte ſeinen Sohn an ſich, küßte und umarmte ihn, betete zu Gott um Verzeihung und verſchied in Frieden. Alle Anweſenden weinten heftig, entkleideten und wuſchen ihn, zogen ihm ein königliches Todtengewand an, legten ihn in einen goldenen Sarg, trugen ihn in die königliche Gruft und beweinten ihn von ganzer

Seele. Der Prinz theilte viele Almosen aus und ward im ganzen Reiche bemitleidet. Nach einigen Tagen kamen die Viziere und Großen des Reichs zu ihm und tröſteten ihn, indem ſie ihm ſagten: „Du mußt nun die Trauer aus deinem Herzen verſcheuchen, denn du biſt durch den Tod deines Vaters unſer König und mußt ſeine Stelle auf dem Throne einnehmen; was geſchehen iſt, war Gottes Wille, in den ſich Jeder fügen muß.“

Der Prinz ſagte: „Thut, was ihr für euch gut haltet, ich widerſetze mich euerm Willen nicht.“ Sie küßten ihm die Hände, zogen ihm die Erbprinz-Uniform aus und bekleideten ihn mit dem königlichen, golddurchwirkten und mit Perlen und Edelſteinen beſetzten Gewande, ſetzten ihn auf den königlichen mit Juwelen verzierten Thron und verbeugten ſich vor ihm, wie ſie es vor ſeinem Vater gethan. Nach dieſer Ceremonie mußten Ausrufer in der Stadt verkünden, daß die Trauer ein Ende habe, und daß Jeder wie früher in Ruhe und Sicherheit kaufe und verkaufe. Alle Städte des ganzen Landes wurden ſieben Tage lang beleuchtet und es fanden allerlei Feſtlichkeiten, Mahlzeiten, muſikaliſche Unterhaltungen und öffentliche Spiele ſtatt. Am vierten Feſttage ritt der König in der Mitte ſeiner Viziere an der Spitze ſeiner Truppen mit unzählbarem Gefolge aus, die Freude des Volks war ſehr groß und von allen Seiten brachte man ihm Glückwünſche dar. Nachdem er viele Geſchenke ausgetheilt hatte, ritt er unter Begleitung von Zimbeln und Trommeln, von deren Schall der Boden zitterte, in ſeinen Palaſt zurück. Bald ward er noch mehr als ſein Vater, wegen ſeiner Bildung, Weisheit und

Tapferkeit, geachtet und geehrfurchtet, denn auch ſein Verfahren gegen ſeine Unterthanen war gerecht, mild und dem göttlichen Geſetze gemäß. Aber nach einiger Zeit verblendete ihn Satan durch weltliche Gelüſte, er liebte allzu leidenſchaftlich das ſchöne Geſchlecht, und übertrat deßhalb die Geſetze Gottes und ſeine Pflichten gegen ſeine Unterthanen: denn ſobald er eine ſchöne Frau ſah, mußte er ſie beſitzen, und war es auch die Frau ſeines Viziers; auch brachte er oft ganze Monate in ſeinem Harem zu, ohne ſich um die Regierung zu kümmern.

Scheherſad hielt hier inne; in der nächſten Nacht erzählte ſie weiter:



Siebenhundert und siebenundzwanzigste Nacht.

Die Viziere waren über diese Lebensweise des Königs sehr betrübt, sie versammelten sich heimlich, um zu berathen, was zu thun sey, um das Land von dem Verderben zu retten, das ihm durch die Nachlässigkeit des Königs drohte. Sie ließen auch den Vizier Schimas rufen und fragten ihn, ob der Lebenswandel des Königs, der allen Verträgen zuwider handle und oft ganze Monate unsichtbar bleibe, ihm keine Sorgen mache? In diesem Augenblicke sah Schimas einen der Offiziere des Schlosses, welcher aus dem Palaste kam; er ging auf ihn zu und sagte ihm: „Melde dem König, ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen und bitte nach seinem Mittagsmahle um die Erlaubniß, ihn zu besuchen; vergiß aber ja nicht!" Nach der Tafel ging der Offizier zum König und sagte ihm: „Schimas bittet um die Erlaubniß, dir etwas Wichtiges mitzutheilen." Der König ließ ihn hereinkommen, und nach wechselseitigen Grüßen fragte er ihn erschrocken, was ihn herbringe? Schimas erwiderte: „Erschrick nicht vor mir, o erhabener König, ich sehnte mich nach deinem glorreichen Antlitze, das ich so lange schon nicht gesehen, auch wünsche ich dir Einiges mitzutheilen." — „Sprich ohne Scheu!" —

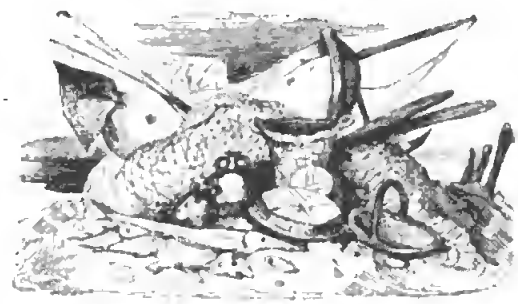
„O König! Gott hat von deiner Jugend an dich durch Kenntniſſe und Weisheit ausgezeichnet, und dir Macht und Reich geſchenkt, damit du über deine Heerde wacheſt; nun zerſtreue nicht, was er dir geſammelt, zerſtöre nicht, was er gebaut, entwürdige nicht, was er ſo herrlich ausgeſtattet; ich ſehe leider, daß du alle deine Herrſcherpflichten vernachläſſigſt und bloß deinen Begierden nachhängſt; laß ab von dieſem Wandel, denn das Wohl des Königs hängt von dem ſeiner Unterthanen ab. Du kennſt ſelbſt das Gute und weißt, was dein ſeliger Vater dir eingeſchärft.“ — „Und was rathſt du mir zu thun?“ — „Du ſollſt die Folgen bedenken und auf den geraden Weg zurückkehren, auf dem das wahre Leben ſich findet; folge nicht den Leidenſchaften, die dich in's Verderben ſtürzen, daß es dir nicht gehe wie dem Mann mit dem Fiſche.“ — „Wie war das?“ — Schimas erzählte:

Geſchichte des Mannes mit dem Fiſche.

Ein Mann, der einſt vor einem breiten Fluſſe ſich befand, beugte ſich an einer leicht zugänglichen Stelle, um Waſſer zu trinken. Da ſah er einen ſchönen, herrlich geſtalteten Fiſch vorüberſchwimmen, er hörte auf zu trinken, betrachtete den Fiſch und dachte: Wie wunderſchön von Anſehen iſt dieſer Fiſch, wie muß er erſt zum eſſen ſeyn; wenn ich nicht fürchtete zu ertrinken, ſo würde ich ihm nachjagen. Bald kam

der Fiſch wieder vorüber und zwar etwas näher, da ſprang er darauf los und faßte ihn am Schwanze, konnte ihn aber nicht zu ſich heraufziehen. Der Fiſch ſuchte ſich loszuwinden, er aber wollte ihn nicht gehen laſſen und ließ ſich mit in die Tiefe ziehen, bis er endlich in einen Strudel kam, aus dem ein ſchlechter Schwimmer, wie er war, ſich nicht mehr zu befreien im Stande iſt. Erſt als er dem Ertrinken nahe war, warf er den Fiſch weg und ſchrie um Hülfe. Da kam ein Fiſcher vorbei und ſagte ihm: „Ich weiß kein Mittel, dich aus dem Strudel zu ziehen; ich kann nicht begreifen, wie du dich da hinein wagteſt.“ Der Mann ſagte: „Ich habe den geraden Weg verlaſſen, um meine Leidenſchaft zu befriedigen,“ und erzählte ihm den Vorfall mit dem Fiſche.

Der Tag unterbrach hier die Erzählung, welche in der nächſten Nacht von Scheherſad folgendermaßen fortgeſetzt wurde:



Siebenhundert und achtundzwanzigste Nacht.

Hierauf entgegnete der Fiſcher: „Ich habe nie einen unverſtändigeren Menſchen geſehen, als du biſt; ich bin froh, wenn ich mit dem Netze Fiſche fangen kann, und du willſt ſie mit der Hand faſſen; aus dieſem Strudel kann nur ein vorſichtiger Schwimmer ſich retten, aber nicht ein Mann, der ſeiner Hand ſo viel zutraut; du hätteſt den Fiſch früher loslaſſen ſollen, ehe er dich in den Strudel gezogen, jetzt verdienſt du zu ertrinken, und an dir beſtätigt ſich das Sprichwort: Lüſterne Menſchen ſtürzen ſich ſelbſt in den Abgrund; füge dich nun in den Willen des erhabenen Gottes und bereue, was du gethan.“ Der Mann aber ſchrie ſo lange um Hülfe und ſeufzte und jammerte und bat den Fiſcher ſo lange, bis er aus Mitleid und Gottesfurcht ihn zu retten ſuchte. Er warf ihm zuerſt ſein Netz zu, da er es aber nicht erreichen konnte, ſtürzte er ſich ſelbſt in den Strudel und warf es ihm mit vieler Kraft noch einmal zu; diesmal konnte er deſſen Ende faſſen, und der Fiſcher mit Gottes Beiſtand ihn ſchwimmend nach ſich an's Ufer ziehen und ihn vom Tode retten.

„Ich habe dir, o mächtiger König!“ fuhr Schimas fort, „dieſes Beiſpiel angeführt, weil auch ich dich mit eigener Gefahr aus der Tiefe retten will, die dich zu verſchlingen droht, entſage deinen verächtlichen Vergnügungen, die dir nichts nützen, und halte dich an edlere Dinge, zu denen du berufen biſt. Du biſt noch jung, laß dir nichts Böſes nachreden und deinen Namen nicht vor Gott und den Menſchen beflecken.“ —

„Ich billige deine Rede und finde sie wahr; doch lassen wir das Vergangene, was soll nun geschehen?“ — „Lasse morgen alle Viziere und Gelehrten und andere Rathgeber vor dich kommen, übe dein Herrscheramt aus, wie es einem gerechten Regenten ziemt, entschuldige dich bei ihnen über dein langes Ausbleiben, und führe wieder einen bessern Lebenswandel.“ Als der König dies zu thun versprach, ging Schimas freudig zu den Vizieren und den Großen zurück und berichtete ihnen den günstigen Erfolg seiner Unterredung mit dem Könige. Dieser aber dachte über die Worte seines Viziers nach, der ihn so zur Rede gestellt hatte, und ward sehr aufgebracht darüber. Des Abends, als ihn nach seiner Gewohnheit eine seiner Frauen besuchte, um die Nacht bei ihm zuzubringen — es war gerade diejenige, die er am meisten liebte — und ihn sehr blaß und mißmuthig fand, fragte sie ihn, was ihm fehle. Er erzählte ihr, was zwischen ihm und dem Vizier vorgefallen. Da sagte sie lachend: „Sonderbar, der Löwe fürchtet sich vor dem Hasen; mir ist klar, daß deine Viziere und Rathsherren dir das Leben verdüstern wollen, sie gönnen dir keine Ruhe, kein Vergnügen; sie wollen, daß du dich immer abmühest, damit sie sorgenlos leben können; weil sie wenig Freude haben, sollst auch du nicht angenehm leben; bei dir geht es wie bei dem Jungen mit den Dieben.“ Der König fragte: „Was ist das für eine Geschichte?“ Da erzählte seine Geliebte:

Mit diesen Worten beendigte Schehersad ihre Erzählung für diese Nacht; in der folgenden sprach sie weiter:

Siebenhundert und neunundzwanzigste Nacht.

Geſchichte des Jungen mit den Dieben.

Sieben Diebe, die eines Tages auf Raub ausgingen, begegneten einem armen Waiſen, der etwas zu eſſen bettelte. Einer der Diebe ſagte ihm: „Komm mit uns, wir geben dir zu eſſen und zu trinken und kleiden dich.“ — „Gerne folge ich euch, wohin ihr wollt,“ erwiderte der Junge, „und ſehe euch als meine Verwandten an.“ Sie nahmen ihn mit in einen Garten, in welchem ein großer, ſchwer mit Früchten beladener Nußbaum war, hießen ihn hinaufſteigen und ihn ſchütteln, verboten ihm aber, auf dem Baume Nüſſe zu eſſen; erſt wenn ſie alle abgeſchüttelt und aufgeleſen ſeyn würden, ſollte er ſeinen Antheil erhalten. Der Junge that wie ihm befohlen, und die Diebe hoben die Nüſſe auf und aßen davon. Da kam auf einmal der Eigenthümer des Gartens, machte ihnen Vorwürfe und drohte ihnen, ſie beim Richter zu verklagen. Die Diebe, welche ſich ſchon ſatt gegeſſen hatten, entſchuldigten ſich, indem ſie ſagten: „Wir gingen hier vorüber und ſahen den Jungen an der Gartenthüre ſtehen, da fragten wir ihn, wer er ſey; er antwortete, er wäre der Eigenthümer des Gartens, und erbot ſich auf unſer Verlangen, uns Nüſſe von dem Baume zu ſchütteln.“ Als der Eigenthümer des Gartens dies hörte, ließ er den noch hungrigen Jungen vom Baume herunterkommen, ſagte ihm: „Wie wagſt du es, du Dieb! in dieſen Garten zu kommen?“ und ſtellte ſich an, ihn tüchtig durchzuprügeln. Der Junge ſchrie: „O Herr! es iſt nicht ſo, wie dieſe

Leute sagen; ich bin ein armer Waise, der einige Nahrung suchte, da kamen diese Leute und wollten mich als ihr Kind annehmen, und als wir hierher kamen, befahlen sie mir Nüsse abzuschütteln, ich sollte aber keine essen, bis sie sie alle aufgelesen." Der Eigenthümer des Gartens glaubte ihm und ließ ihn frei ziehen, warnte ihn aber, die Gesellschaft dieser Diebe zu meiden. Der arme Junge ging wieder heim, und auch die Diebe machten sich bald aus dem Wege.

„So, o Herr!" schloß die Geliebte des Königs, „wollen auch deine Viziere und Gelehrten dir Mühe und Sorgen aufladen, damit sie um so mehr Ruhe genießen." Der König ließ sich von diesen süßen Worten bethören, gab ihr seinen Beifall und sagte: „Du bist mir theurer, als die Alle, und hast durch deine Ansicht mich von schwerem Kummer befreit, laß uns jetzt essen und trinken und uns um Niemanden mehr kümmern." Dieses Weib freute sich ihres Sieges über des Königs Verstand; sie zog ihn immer mehr von den Regierungsangelegenheiten ab, bis er ganz in Vergnügungen und Wollust

verſank. Als des Morgens alle Viziere und Häupter des Reichs und der Truppen ſich in den bekannten Gerichtsſaal begeben wollten, um den König zu erwarten, fanden ſie die Thüre geſchloſſen; ſie klopften an, aber Niemand antwortete, und als ſie nach dem König fragten, ſagte ihnen eine Frau: er ſchlafe und halte heute und morgen keinen Divan. Nun fielen Alle über Schimas her und ſagten ihm: „Wie gefällt dir des Königs Verfahren gegen dich und gegen uns? Dieſer junge König behandelt uns jeden Tag mit mehr Geringſchätzung; unſere Geduld iſt nun zu Ende, geh einmal zu ihm und ſiehe, was ihn abhält, zu erſcheinen.“ Schimas wartete bis Abends, dann ſagte er einem Offizier des Königs: „Sage deinem Herrn, der Vizier Schimas habe ihm etwas mitzutheilen, das ihm großen Nutzen und viel Vergnügen verurſachen wird.“ Schimas traf den König allein und ſagte ihm nach wechſelſeitiger Begrüßung: „Ich bitte Gott um Verzeihung für mein Vergehen!“ — „Welches Vergehen?“ fragte der König. „Das, welches ich begangen haben muß, um in eine ſo verächtliche Stellung zu gerathen; iſt mir dies vom Schickſal auferlegt, ſo bitte ich Gott und dich um Verzeihung, iſt es aber bloß Folge deines Willens, ſo thuſt du Unrecht; du biſt ja unſer Hirt und Oberhaupt und darfſt nicht wegen eitler Vergnügungen uns vernachläſſigen, du wirſt ſonſt dem Manne gleichen, der ein Kameel erzogen und es zur Unzeit melken wollte, ſo daß es entfloh, und er weder Kameel, noch Milch hatte. Niemand darf des Hungers willen beſtändig am Tiſche ſitzen, noch des Durſtes willen immerfort Waſſer trinken, oder aus Liebe zu Weibern immer in ihrer Umgebung leben: die Hälfte der vierundzwanzig Stunden, die Nacht nämlich, genügt dazu; am Tage aber iſt man ſchuldig, ſeinem Berufe zu leben. Wer ſich zu viel mit Weibern abgibt, der ſchwächt ſeinen Körper und ſeinen Geiſt und verkürzt ſein Leben. Die Frauen empfehlen das Gute, das ſie ſelbſt nicht thun, und verbieten das Böſe, das ſie ſelbſt begehen; höre ſie nicht an, ſonſt geht es dir, wie dem Gärtner mit ſeiner Frau.“ Der König fragte: „Wie ging es dieſem?“ Schimas erzählte:

Geſchichte des Gärtners mit ſeiner Frau.

Einſt war ein Gärtner, der eine ſehr ſchöne Frau hatte, die er ſo ſehr liebte, daß er ſich ganz von ihr beherrſchen ließ. Er hatte einen Garten, den er jeden Tag tränkte und pflegte, und aus dem er Abends mit nach Hauſe nahm, was ſich gerade vorfand. Eines Abends, als er zu ſeiner Frau kam, fragte ſie ihn, wie es mit dem Garten

ſtehe? Der Gärtner antwortete: „Es ſteht Alles gut und er bringt mir viel Segen.“ Da ſagte die Frau: „Wenn du wahr ſprichſt, ſo ſollteſt du mich einmal mitnehmen, daß ich dich dafür ſegne.“ Der Gärtner erwiderte: „Dein Wunſch iſt leicht zu erfüllen und ich bedarf deines Segens; ſo Gott will, ſollſt du morgen mit mir gehen, bereite dich nur dazu vor.“ Als ſie am folgenden Morgen in ihrem Garten waren, ſtiegen junge Leute, die ſich in einem benachbarten Garten beluſtigten, ganz leiſe auf die Mauer, welche die beiden Gärten trennte, um die Frau zu ſehen, deren Stimme ſo lieblich zu ihnen hinüberklang, und Einer ſagte zum Andern: „Gewiß hat der Gärtner ein Freudenmädchen hierher beſtellt; laß uns hinabſteigen und ihn von ſeinem Mädchen verjagen.“ Da erwiderte Einer der jungen Leute: „Warte noch, bis wir uns überzeugen, daß dem wirklich ſo iſt.“ Sie ſahen bald, wie die Frau, nachdem ſie eine Weile im Garten umhergegangen war, ſich an ein Bächlein ſetzte, ihren Mann zu ſich rief und ihn küßte; er machte ſie darauf aufmerkſam, daß hier kein paſſender Ort dazu wäre, aber ſie ſchlang leidenſchaftlich ihre Arme um ihn und drückte ihn an ihr Herz.

Scheherſad bemerkte den Tag und ſchwieg; in der nächſten Nacht erzählte ſie mit folgenden Worten weiter:

Siebenhundert und dreißigſte Nacht.

Sobald die jungen Leute dies ſahen, ſprangen ſie von der Mauer herunter und ſagten zum Gärtner: „Laß uns dieſes Mädchen, ſonſt bringen wir dich um, du Ehebrecher, und laufen davon.“ Der Gärtner erwiderte mit demüthiger Stimme: „In Wahrheit, dieſes Weib iſt meine Gattin; nehmet unſere Kleider und was wir ſonſt haben, und laſſet uns in Frieden ziehen, Gott wird euch dafür belohnen!“ Aber die Jünglinge ſagten: „Ihr ſeyd Ehebrecher und wollt uns belügen.“ Dann ging Einer von ihnen und band den Gärtner an einen Baum und ſteckte ihm einen Stein in den Mund. Die Frau aber wurde trotz ihrer vielen Thränen ſo mißhandelt, daß der Gärtner vor Aerger und Gram ſtarb. Als die Jünglinge den Gärtner todt ſahen, befürchteten ſie, durch die Frau verrathen zu werden; ſie führten ſie daher zu ihm hin und erwürgten ſie neben ihm, und entflohen.

„Hieraus siehst du, o König, wie es dem Manne geht, der seiner Frau nachgibt; darum hüte dich wohl, du, der du so weise warst, jetzt so thöricht zu werden, und dich von Frauen beherrschen und von so verderblicher Leidenschaft hinreißen zu lassen.“

Der König sagte: „Ich sehe nun ein, daß du Recht hast; so Gott will, werde ich morgen im Divan erscheinen und deinen Rath befolgen.“ Schimas freute sich über dieses Versprechen des Königs, ging zu den übrigen Vizieren und sagte ihnen: „Der König kehrt bald wieder auf den guten Weg zurück, von dem ihn seine Jugend abgeleitet; er schämt sich vor euch, und nur ein unüberwindliches Hinderniß hielt ihn heute ab, vor euch zu erscheinen, er wird aber morgen früh kommen, darum fehle Niemand von euch.“ Der König brachte nun wieder einige Zeit in Unruhe und Nachdenken über die Worte des Viziers zu, bis die Schöne zu ihm kam, an der die Reihe war. Sie grüßte ihn mit süßen, zarten Worten. Der König erwiderte ihren Gruß, stieß aber dabei einen tiefen Seufzer aus. Da sagte die Schöne: „Gott lasse dir keinen Kummer zustoßen! Warum seufzest du so, o tapferer Löwe? Erzähle mir, was dir widerfahren, daß du so ganz außer dir bist?“ Als ihr der König erzählte, was zwischen ihm und dem

Vizier vorgefallen, sagte sie lächelnd, nachdem sie eine Weile den Kopf zur Erde gebeugt hatte: „Du machst mich staunen; wie, du bist König und Königssohn, und fürchtest dich vor deinen Unterthanen? Gott bewahre, was wirst du erst thun, wenn ein Feind dich

heimſucht? Sey nur recht ſtandhaft, die Heerde muß dem Hirten und nicht der Hirt der Heerde folgen. Du betrübſt dich, weil du etwas Schlimmes von ihnen befürchteſt? Sie wollen gewiß nur deine Tapferkeit prüfen; ſie werden dich beherrſchen, wenn ſie dich feig finden, dich aber fürchten, wenn du dich tapfer zeigſt; ſo machen es die ſchlechten Viziere; wenn du ihnen Gehör ſchenkſt, ſo werden ſie dich zuletzt in den Abgrund ſtürzen, und es wird dir gehen, wie dem Kaufmanne mit den Dieben." Der König fragte: „Was war das für eine Geſchichte?" Da erzählte ſie:

In der nächſten Nacht ſetzte Scheherſad die Erzählung der Geliebten des Königs mit deren eigenen Worten fort.

Ende des dritten Bandes

Inhalt

des

dritten Bandes.

Seite

Geschichte des Prinzen Beder von Persien und der Prinzessin Giauhare von Samandal. Nacht 501—519 1

Geschichte des Prinzen Zehn Alasnam und des Königs der Geister. Nacht 520—524 97

Geschichte Codadads und seiner Brüder. Nacht 525—526 123

Geschichte der Prinzessin von Derbabar. (Ende der Geschichte Codadads und seiner Brüder.) Nacht 527—530 136

Geschichte Aladins, oder die Wunderlampe. Nacht 531—558 165

Die Abenteuer des Chalifen Harun Arraschid. Nacht 559 314

Geschichte des blinden Baba Abdallah. Nacht 560—562 320

Geschichte des Sidi Numan. Nacht 563—566 536

Geschichte des Cogia Hassan Alhabbal. Nacht 567—575 355

Geschichte des Ali Baba und der vierzig Rauber, die durch eine Sklavin um's Leben kamen. Nacht 576—588 394

Geschichte des Ali Kodjah, Kaufmanns von Bagdad. Nacht 589—593 449

Geschichte des Prinzen Achmed und der Fee Pari Banu. Nacht 594—616 469

Geschichte der zwei neidischen Schwestern. Nacht 617—657 560

Wunderbare Geschichte Omar Alnumans und seiner beiden Söhne, Schackan und Dhul Makan. Nacht 658—665 636

Geschichte der Vergiftung des Königs Omar durch die alte Dsat Dawahi. (Fortsetzung der Geschichte des Königs Omar und seiner beiden Söhne, Schackan und Dhul Makan.) Nacht 665—678 726

Geschichte der zwei Liebenden. (Ende der Geschichte des Königs Omar und seiner beiden Söhne, Schackan und Dhul Makan.) Nacht 679—713 761

Geschichte des Königs Kalad und seines Viziers Schimas. Nacht 714 903

Geschichte der Katze und der Maus. Nacht 715 . . . 906

Geschichte des Einsiedlers mit dem Schmalze. Nacht 716 910

Geschichte eines Fisches im Wasserteiche. Nacht 717 . . 914

Geschichte des Raben und der Schlange. Nacht 717 . . 916

Geschichte des wilden Esels mit dem Fuchse. Nacht 717—718 917

Geschichte des Königs und des Wanderers. Nacht 718 . 919

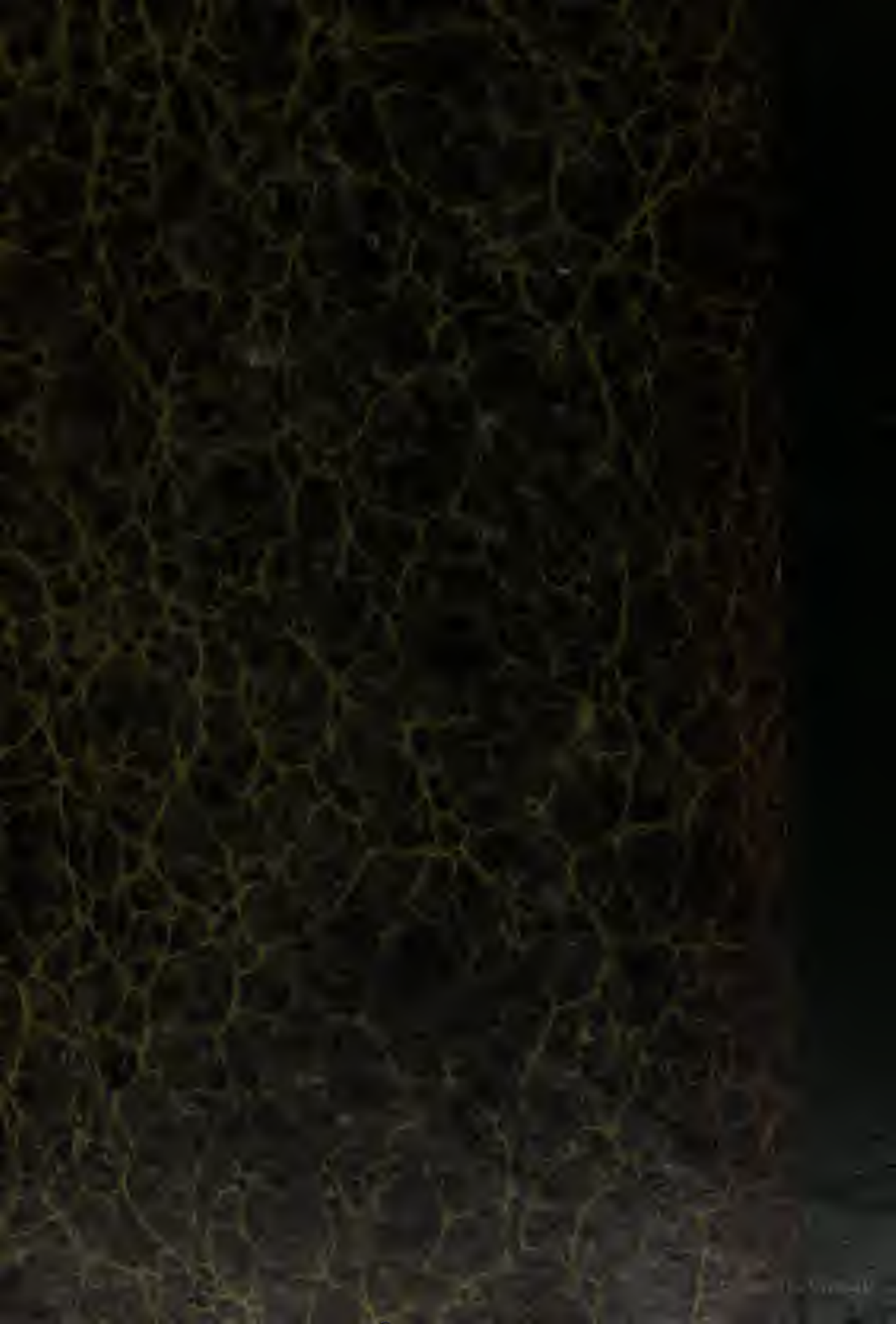
Geschichte des Falken und der Raben. Nacht 719 . 922

Geschichte des Schlangenbeschwörers und seiner Frau und Kinder. Nacht 720 925

Geschichte der Spinne mit dem Winde. (Fortsetzung der Geschichte des Königs Kalad und seines Viziers Schimas.) Nacht 721—727 928

Geschichte des Mannes mit dem Fische. Nacht 727—728 948

Geschichte des Jungen mit den Dieben. Nacht 729 . 952

Geschichte des Gärtners mit seiner Frau. Nacht 729—750 954

Digitized by Google